







Leipzig, Fr. Brandstetter.

(Siehe Bd. I. pag. 232.)

Biographische Miniaturbilder.

Zur bildenden Lektüre

für

die reifere Jugend

verfaßt

von

A. W. Grube.

Zweiter Theil.

Dritte verbesserte Auflage.

Mit den Bildnissen von L. van Beethoven, Zwingli, Ignatius Loyola und des Freiherrn von Stein.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1872.



(Siehe Bd. I. pag. 232.)

Biographische Miniaturbilder.

Zur bildenden Lektüre

für

die reifere Jugend

verfaßt

von

A. W. Grube.

Zweiter Theil.

Dritte verbesserte Auflage.

Mit den Bildnissen von L. van Beethoven, Zwingli, Ignatius Loyola und des Freiherrn von Stein.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1872.

Inhalt.

Johannes Kepler.*)

Kopernikus hatte durch seine kühne Hypothese von der Achsendrehung der Erde den Acker zubereitet, in welchen Kepler das fruchtbare Saamenkorn pflanzte — der wissenschaftlichen Astronomie, die durch ihn erst Leben und Gestalt empfing. Kepler ist eine unverwelkliche Zierde deutscher Wissenschaft, aber nicht bloß als Mathematiker und Astronom, sondern (was noch mehr sagen will) auch als Mensch eine Zierde deutscher Nation.

Er stammte aus dem edeln Geschlechte derer von Kappel, die später ihren Namen in Kepler veränderten. Sein Großvater, Sebald Kepler, war Bürgermeister der freien Reichsstadt Weil in Schwaben, die jetzt, ein unbedeutendes Landstädtchen, zum würtembergischen Oberamt Leonberg gehört. Dessen Sohn Heinrich heirathete Katharine Guldermann, die reiche Wirthstochter aus Eltingen bei Leonberg, und zog vier Jahre nach seiner Verheirathung mit ihr nach Leonberg, wo er die Landwirthschaft trieb. Johannes aber wurde zu Weil der Stadt, am 27. Dezember 1571 geboren; er kam wie Newton als ein sehr kleines und schwächliches Kind auf die Welt. Es war damals eine wilde unruhige Zeit. Dem Vater, der seiner ritterlichen Ahnen gedenken mochte, wollte das stille Leben im beschränkten Kreise nicht zusagen; das Kriegshandwerk dünkte ihm angenehmer als der Ackerbau, und so ließ er sich von spanischen Werbern für Alba's Heer anwerben, obschon er Protestant war (1572). Bald folgte ihm die gleichfalls abenteuerlustige Frau als Marketenderin; den kleinen Johannes brachte sie zu den Großeltern nach Weil. Die Mutterliebe trieb sie aber bald zurück; sie fand ihr Kind an den bösartigen Blattern erkrankt und in Gefahr, das Augenlicht und die entzündete rechte Hand zu verlieren. Der Vater kehrte ohne Ruhm und Geld (1575) aus dem Kriege zurück, verlor dann noch obendrein durch unvorsichtige Bürgschaft einen Theil seines Vermögens, zog in's Badische, um eine Schenkwirthschaft zu übernehmen, und als es damit auch nicht gehen wollte, ließ er sich von den Oesterreichern anwerben und fand im Türkenkriege sein Ende.

An regelmäßigen Schulunterricht war bei so unruhigem Leben der Eltern nicht zu denken, zumal da die Familie sich bald vermehrt hatte. Johannes mußte öfters das Vieh hüten und sonst bei ländlichen Arbeiten helfen. Der Großvater hatte übrigens mit großer Freude die Lust zum Lernen und den offenen Kopf seines Enkels bemerkt, und hielt ihn für

*) J. Keplers Leben und Wirken vom Freiherrn v. Breitschwert (Stuttgart 1831). Vergl. Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen ꝛc. von F. Bülau (Leipzig 1854, V.) und das Vorwort der Folio-Ausgabe der „Briefe" Keplers (Leipz. 1718). Joh. Kepler, 4 Bücher in 3 Theilen von Reitlinger, unter Mitwirkung von Neumann und Gruner (in Kommission von Grüninger in Stuttgart — 1868).

das Studium geeignet. Wegen der Schwächlichkeit des Knaben mußte der Vater darauf verzichten, ihn zum Soldaten zu machen, und so war es diesem ganz recht, als ihm der Großvater eine Freistelle in der Klosterschule zu Adelberg und dann zu Maulbronn verschaffte. Hier lernte der kleine Student so eifrig, daß er schon in seinem 17. Jahre das theologische Stift zu Tübingen beziehen konnte — in demselben Jahre, wo sein Vater nach Oesterreich ging, und er erhielt schon 1591 den Magistergrad.

Mit dem Entschluß, ein tüchtiger protestantischer Prediger zu werden, begann Kepler sein theologisches Studium; aber er merkte bald, daß seinem Gemüthe jene Formeln und Spitzfindigkeiten der damaligen protestantischen Theologen nicht zusagen konnten. Desto eifriger schloß er sich an den Mathematiker Michael Mästlin an, der auf einer Reise nach Italien den berühmten Galileo Galilei persönlich kennen gelernt hatte und mit ihm in ununterbrochener Korrespondenz stand. Er mußte auf dem Stifte freilich das Ptolemäische System (in welchem die Erde still stand) vortragen, that dies aber so, daß alle Mängel desselben an's Licht traten und das Kopernikanische Weltsystem als das allein richtige erkannt wurde. Der junge Kepler gerieth in große Verlegenheit; zu den mathematischen Studien fühlte er sich ganz und gar hingezogen und doch sollten diese nur eine Nebenbeschäftigung für das theologische Studium bilden. Der Geist der Liebe und Demuth, der erlösenden Kraft im Leben und Sterben des Heilandes rührte sein Herz nicht minder stark, und er wäre gern Theologe geblieben, wenn die Zeloten mit ihrer vermeintlichen Rechtgläubigkeit ihm nicht die Gottesgelahrtheit verleidet hätten. In einem lateinischen Gedichte, sowie in einem Aufsatze, den er kühn der theologischen Fakultät vorlegte, schüttete er sein Herz aus zur größten Unzufriedenheit seiner theologischen Lehrer, die ihn für unfähig erklärten zum geistlichen Beruf.

Da traf es sich, daß die steierischen Stände sich an Herzog Ludwig von Würtemberg mit der Bitte wandten, ihnen einen tüchtigen Lehrer der Mathematik und Moral für das neu eingerichtete Gymnasium zu Graz zuzuweisen; das geistliche Ministerium empfahl Kepler, und dieser mußte Gehorsam leisten, obwohl er sich keineswegs die erforderlichen Talente für das neue Lehramt zutrauete.

Bekanntlich war damals in den österreichischen Erblanden der Protestantismus weit verbreitet, und namentlich von dem österreichischen Adel mit einem Eifer gepflegt, der dann im dreißigjährigen Kriege jenen gewaltigen Rückschlag erfuhr unter Ferdinand II., dem Sohne des Erzherzogs Karl, dem Begründer der steiermärkischen Linie, unter dessen Regierung jetzt Kepler berufen ward.

Im Jahre 1593 siedelte er nach Graz über, wo er als eines seiner ersten Amtsgeschäfte den steierischen Kalender für das nächste Jahr ausfertigen und darin den Lauf der Witterung und der Welthändel zugleich vorherverkündigen mußte. Da zeigte sich nun gleich Keplers überlegener

Geist. Statt der alten julianischen Zeitrechnung führte er die vom Papst Gregor eingeführte und richtigere neue ein, und trat damit einem protestantischen Vorurtheil entgegen, das in Schweden noch bis 1753 bestand. Von dem Aberglauben der Astrologie hatte er sich zwar noch nicht ganz befreiet, aber er führte diese vermeintliche Wissenschaft dem vernünftigen Denken zu. Die astrologischen Prophezeiungen benutzte er, um die Anschauungen und Bemerkungen seines hellen Geistes, seinen klaren Blick in die politischen und kirchlichen Verhältnisse, verbunden mit guten Winken und Rathschlägen, den Leuten in einer ihnen beliebten Form auszusprechen. Als er im Jahre 1609 dem jungen Wallenstein die Nativität stellte (d. h. aus der Stellung der Gestirne bei seiner Geburt die künftigen Schicksale voraussagte), sagte er offen: der junge Mann könne ein Rädelsführer von Malcontenten werden, mit seiner Obrigkeit in Streit kommen 2c., setzte aber auch hinzu, „seine Natur gilt mir mehr, als sein Stern", und wenn er erst aus dem „Saturnus im Aufgange" allerlei schlimme und bedenkliche Eigenschaften ableitete, machte dann doch der „darauf folgende Jupiter" wieder Hoffnung, „es würden sich die meisten Untugenden abwetzen und seine ungewöhnliche Natur zu hohen wichtigen Stellen fähig werden." Weiter sagte Kepler: „welcher Astrologus bloß eine Sache aus dem Himmel vorhersagen will und sich nicht gründet auf das Gemüth, der Seelen Vernunft, Kraft oder Leibesgestalt desjenigen Menschen, dem es begegnen soll, der geht auf keinem rechten Grunde, und so es eintrifft, ist es des Glückes Schuld." Für die pythagoräische Lehre von der Harmonie der Sphären hegte er jedoch große Vorliebe, und er suchte die Astrologie auf die Harmonie des Himmels zurückzuführen, in welcher keine Kraft vereinzelt wirkt, also auch das Leben des Menschen durch das ganze Weltall bedingt ist. „Je nachdem die Strahlen — so äußerte er sich hierüber — je nachdem die Strahlen der Gestirne bei der Geburt eines Menschen konfigurirt sind, fließt dem Neugeborenen das Leben in dieser oder jener Form zu. Ist die Konfiguration harmonisch, so entsteht eine schöne Form des Gemüths, und dieses bauet sich eine schöne Wohnung. Inzwischen werden Starke von Starken, Gute von Guten geboren. Die einzelnen Zufälle stehen unter der Macht Gottes und in der Gewalt des Schutzgeistes*) unter seiner Zulassung; ist das Gemüth übel zubereitet, so muß man trachten, es zu verbessern. Harmonie ist Vollkommenheit der Verhältnisse. Nur der Unendliche erkennt die Harmonie der Sphären in ihrem ganzen Umfange; der Erdball hat nur ein schwaches Nachgefühl. Dieses Nachgefühl belebt die Erdseele und macht den Menschen zum Denken und jeglichem Thun geschickter."

Sein erster Kalender erwarb ihm übrigens den Ruf eines sehr geschickten Astrologen, indem man darin die Bauernunruhen in Oesterreich

*) Wie Sokrates, glaubte auch Kepler fest an einen solchen Dämon und meinte, von ihm wichtige Gedanken zugeflüstert zu erhalten.

und den strengen Winter von 1593—94 vorausgesagt fand. Immer mehr fesselte ihn das Studium der Astronomie, und schon 1595 erschien sein erstes wissenschaftliches astronomisches Werk, worin er die Uebereinstimmung der Raumverhältnisse der Planetenbahnen des Jupiter, Saturn, Mars, Merkur und der Venus mit den fünf regulären mathematischen Körpern Vierflach, Würfel, Achtflach, Zwölfflach und Zwanzigflach nachwies — ein Spiel des Scharfsinns, das aber eine Bestätigung des von den Theologen verabscheuten Kopernikanischen Systems enthielt, und diesem viele Freunde gewann. Der berühmte Astronom Tycho de Brahe erkannte alsbald das große Talent des jungen Gelehrten und lud ihn zu sich nach Kopenhagen ein, in der Hoffnung, an ihm einen Vertheidiger seines eigenen Systems zu gewinnen. Tycho de Brahe hatte einen Mittelweg zwischen dem alten und neuen Systeme versucht, indem er eine Bewegung der Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn um die Sonne annahm, aber diese nicht wie Kopernikus in Ruhe ließ, sondern im Kreise um die Erde sich drehend darstellte. So hatte er wiederum die kleine Erde zum Mittelpunkt der großen Welt gemacht, und dazu konnte Kepler nicht stimmen. Da ihm aber sehr daran lag, bei Gelegenheit von Tycho's vortrefflichen Instrumenten Gebrauch machen zu können, so übernahm er die Vertheidigung desselben gegen den kaiserlichen Hofastronomen Reimarus Ursus, der sich für den eigentlichen Erfinder des Tycho-Brahe'schen Systems ausgegeben hatte. Auch Galilei schrieb beglückwünschend an Kepler und blieb mit ihm Zeitlebens in Briefwechsel. „Ich wünsche mir Glück — hieß es in dem Briefe Galilei's — in dir einen Gleichgesinnten in dem Erforschen des Wahren, einen Freund derselben Wahrheit gefunden zu haben, welcher auch ich anhange. Kopernikus hat sich einen unsterblichen Ruhm errungen, und doch wird er von Vielen verlästert, denn die Zahl der Unverständigen ist groß."

Sein Leben in Graz gestaltete sich im Anfange ganz günstig. Er war allgemein geachtet und beliebt und hatte zu den angesehensten Familien des steierischen Adels Zutritt. In dem Hause der reichbegüterten Müller von Mühleck, welche gleichfalls zu dem protestantischen Adel gehörten, lernte er die schöne Barbara, eine Tochter des Hauses kennen, die zwar schon zwei Mal verheirathet gewesen war, aber, nachdem sie den ersten Gatten bald nach der Hochzeit durch einen plötzlichen Todesfall verloren, vom zweiten freiwillig sich getrennt hatte, erst 23 Jahr zählte. Sie schenkte dem liebenswürdigen Gelehrten ihr Herz; doch wurde die Zustimmung der Eltern abhängig gemacht vom Nachweise der adeligen Abkunft Keplers, auf die er sich berufen hatte. Als nun Kepler nach Hause reiste, die nöthigen Dokumente zu holen, bot man Alles auf, ihm die Braut abtrünnig zu machen, indeß siegte bei seiner Rückkehr der Eindruck seiner Persönlichkeit und die eheliche Verbindung ward noch 1597 vollzogen. Die junge Frau brachte ihm eine Tochter aus früherer Ehe, aber auch eigenes und ihres Kindes Vermögen mit.

Bald darauf übernahm Erzherzog Ferdinand die Regierung, und nun hatte die Toleranz gegen die Protestanten ein Ende. Uebrigens waren die protestantischen Geistlichen nicht ohne Schuld, indem sie, wie Kepler am 9. Dezember 1598 schrieb, die Katholiken durch Schmähungen von der Kanzel reizten, sowie auch Kupferstiche zur Verspottung des Papstes verbreiteten. Kaum war der Erzherzog von seiner italienischen Reise zurückgekehrt, so erklärte er den Ständen, daß sie selber den Frieden gebrochen hätten, vernichtete den von seinem Vater ertheilten Freiheitsbrief, und befahl, daß alle protestantischen Lehrer binnen 14 Tagen das Land verlassen sollten. Auf den Rath ihrer Vorgesetzten gingen sie einstweilen bloß bis an die kroatische und ungarische Grenze, und hier wurde zu Gunsten Keplers eine Ausnahme gemacht, da sich außer den Verwandten seiner Frau auch katholische Gelehrte bei Hofe für ihn verwandten, und sein harmloses, friedliches und duldsames Wesen bekannt war. Vielleicht hoffte man auch, ihn zum Uebertritt in die katholische Kirche zu bewegen. Er ward nach Graz zurückberufen; aber der Unterricht am Gymnasio hatte aufgehört, und um so peinlicher war es ihm, seinen Gehalt zu beziehen „mehr aus Mitleid, als für einen zu erwartenden Nutzen.“ Er wollte sich wieder nach Würtemberg wenden, aber seine Frau, wegen ihrer Güter und einer zu hoffenden Erbschaft, drang in ihn, noch in Graz zu bleiben. Im Jahre 1599 schrieb Kepler ernstlich an Mästlin in Tübingen: „zwar könne er sich bei seiner Ueberzeugung keine größere Pein denken, als wenn er an den Streitigkeiten der Theologen Theil nehmen müßte, und darum suche er keinen Dienst der Kirche; aber für eine Stelle in der philosophischen Fakultät glaube er doch nicht unwürdig zu sein.“ Doch der akademische Senat wollte von einem Manne, der die Bewegung der Erde lehrte, nichts wissen, und Mästlin gab gar keine Antwort.

Kepler fand Trost in seiner Wissenschaft. Er übergab dem Erzherzog einen Aufsatz über die im Jahre 1600 zu erwartende Sonnenfinsterniß, beobachtete die Brechung der Lichtstrahlen, wie sie im Glas und Wasser vor sich geht, und suchte die verschiedenen Brechungswinkel zu bestimmen. Dieß führte ihn weiter zur Lösung der Aufgabe, die astronomische Strahlenbrechung für jeden Grad der Höhe zu finden — ein höchst schwieriges Problem, dessen Lösung ihm freilich noch nicht gelingen konnte, da er die Dichtigkeit der Luft auf allen Punkten der Atmosphäre als gleich annahm. Aber er arbeitete späteren Forschern vor. Und die Beobachtungen, welche der große Mann über das Auge und die Funktion des Sehens anstellte, erwiesen sich so richtig und lichtvoll, daß er damit die Forschungen aller seiner Vorgänger überflügelte. Man hatte bis dahin angenommen, daß von jedem Punkte eines erleuchteten Gegenstandes nur ein einzelner Strahl das Auge treffe; Kepler hingegen lehrte, daß von jedem hellen Punkte ein Strahlenkegel auf das erleuchtete Auge falle, der nach seiner Brechung in der Krystalllinse wieder in einem Punkte auf der Netzhaut sich vereinige

Geschähe dieß nicht (wegen zu großer Entfernung oder zu großer Nähe), so könne man auch den Gegenstand nicht deutlich sehen. Von diesem richtigen Grundsatz ausgehend fand er denn auch die wahre Ursache, warum Weitsichtige durch konkave (hohle) und Kurzsichtige durch konvexe Gläser in einer gewissen Entfernung die Gegenstände nicht deutlich zu erkennen vermögen. Während Galilei stets eine konkave Okularlinse mit einer konvexen Objektslinse verband, setzte Kepler Fernröhre aus zwei konvexen Linsen zusammen, ward also der Urheber derjenigen Verbindung von Gläsern, welche man heutzutage bei astronomischen Fernröhren noch anwendet. Für die Herstellung solcher Fernröhre fand er leider keinen Künstler in Deutschland. Seine Beobachtungen über die Brechung des Lichtes legte er in seiner Dioptrica, dem ersten Lehrbuche dieser Art, nieder.

Je mehr Gesetze er im Wirken der Naturkräfte fand, desto gewisser ward ihm der Gesetzgeber. In seiner Schrift: De causis obliquitatis in Zodiaco sprach er in begeisterter Rede von der Weisheit des Schöpfers. „In der Schöpfung — sagt er, und das war die Weihe seines ganzen Strebens — greife ich Gott gleichsam mit Händen."

In seinem milden Sinne, der ihm alles Hadern um theologische Spitzfindigkeiten zur Pein machte, war er aber keineswegs gleichgültig gegen die Lage seiner Glaubensgenossen und die gemeinsame Ueberzeugung. Hatte er doch auf die Zumuthung, zum katholischen Glauben überzutreten, ganz bestimmt also gegen Herwart von Hohenburg, einem Freunde der Jesuiten, sich geäußert: „Ich bin ein Christ; ich habe das Augsburgische Glaubensbekenntniß aus elterlichem Unterricht wie aus oftmals wiederholter genauer Prüfung geschöpft; ich hange ihm an, heucheln habe ich nicht gelernt; Glaubenssachen behandele ich mit Ernst, nicht wie ein Spiel." Darum wagte er es im Vertrauen zu Gott, und schrieb einen Trostbrief an die Protestanten, der zur Geduld und Ausdauer ermahnte, äußerte sich auch gegen seinen katholischen Freund Herwart von Hohenburg unverholen, daß er fest dem Augsburgischen Glaubensbekenntnisse treu bleiben werde. Da ward ihm der Befehl, er solle innerhalb 45 Tagen die Güter seiner Gemahlin entweder verkaufen oder verpachten und das Land verlassen. Er entschied sich für die Verpachtung, die aber schlecht genug rentirte, wandte sich abermals mit einem Bittgesuche nach Würtemberg und abermals vergeblich. Doch Tycho de Brahe, der am Hofe Kaiser Rudolphs II. eine Anstellung gefunden hatte, lud ihn nun nach Prag ein, zur Unterstützung bei der begonnenen Arbeit einer Verbesserung der von Kopernikus entworfenen astronomischen Tafeln. Dieser Vorschlag war Keplern sehr willkommen; er verpflichtete sich zur Beihülfe durch zwei Jahre, wofern der Kaiser ihm beim Erzherzog den Fortbezug seines Gehalts und eine Zulage von 100 Gulden zusicherte. Dies geschah, und Kepler, seine Familie einstweilen in Linz zurücklassend, reiste ab. Kaum in Prag angekommen, überfiel ihn ein Wechselfieber, und noch ehe er davon sich

erholt hatte, sagte man ihm, daß die kaiserliche Verwendung ohne Wirkung geblieben sei. In Tycho fand er einen hochfahrenden und unverträglichen Mann, und doch mußte er sich ihm auf Gnade oder Ungnade ergeben. Seine Gattin, die ihm nachgereist war, erkrankte gleichfalls, und in solcher Noth mußte sich Kepler jeden Thaler von Tycho erbetteln. Er verlor aber nicht die Geduld, denn er betrachtete kein Opfer zu gering, das für die Erforschung der Wahrheit dargebracht wird, und für seine astronomischen Studien war ja seine Stellung der günstigste Platz: Tycho hatte durch viele Jahre hindurch mit größter Sorgfalt eine Reihe von Beobachtungen gemacht und genau verzeichnet, und Kepler verstand es, wie kein Anderer, solche Beobachtungen zu kombiniren und die rechten Schlüsse daraus zu gewinnen. Er schrieb u. A. an Mästlin: „Tycho ist ein Mann, mit dem man nicht leben kann, ohne sich beständig auf die gröbsten Beleidigungen gefaßt zu machen. Jede Beobachtung auf der kaiserlichen Sternwarte ist eine Widerlegung des Tychonischen Systems und eine Bestätigung des Kopernikanischen. Tycho kann eben so wenig seinen Aerger als ich meine Freude darüber verbergen."

Tycho starb nach schmerzhaftem Leiden schon 1601 (24. Okt.) und der Kaiser ernannte sofort Kepler zu dessen Nachfolger, wobei der bescheidene Mann statt der 3000 Gulden, welche seinem Vorgänger als Jahresgehalt ausgesetzt gewesen waren, die Hälfte beanspruchte. Leider war Kaiser Rudolph II. wohl den Astrologen und Goldmachern sehr gewogen, aber er selber brachte es nie zum Goldmachen und es fehlte ihm stets an Gold. Kepler erhielt auch seine 1500 Gulden nicht, und mußte froh sein, wenn er durch langes Mahnen eine Abschlagszahlung erwirkte. Im Jahre 1612 beliefen sich die Rückstände bereits auf 4000 Thaler, und um nur Brod für die Familie zu schaffen, mußte er sich zum Kalendermachen und astrologischen Wahrsagen bequemen, das wenigstens prompt bezahlt wurde. Doch für die Disharmonie auf der Erde entschädigte ihn die „Harmonie des Himmels", in welche er immer bedeutendere, überraschendere Blicke that. Schon 1601 hatte er einen neuen Fixstern im Sternbilde des Schwans entdeckt, den er bis 1620 beobachtete. Allmählig fügte er zu den 777 Fixsternen, welche Tycho beobachtet hatte, noch 280. Als er die Beobachtungen Tycho's über den Lauf des Planeten Mars verglich und auf dieser Grundlage weiter forschte, kam er zu der hochwichtigen Entdeckung, welche die erste Kepler'sche Regel genannt wird,

> daß die Planeten sich nicht kreisförmig, sondern in elliptischen Bahnen um die Sonne bewegen, welche im Brennpunkte der Ellipse steht.

In seiner klassischen Schrift „die neue Astronomie"*), die er dem Kaiser widmete, spricht er sich in der Dedikation auf liebenswürdig

*) Astronomia nova seu physica coelestis, tradita commentariis de motibus stellae Martis 1609.

humoristische Art aus, welche zugleich die Freude seines Herzens und seine eigenthümliche Lage offenbart: „Tycho de Brahe, der vortreffliche Heerführer Tycho de Brahe hat im 20jährigen Nachtwachen alle Kriegslisten jenes Gegners (des Mars) erforscht und aufgezeichnet hinterlassen, wodurch es mir gelang, mit Hülfe des Laufs der Mutter Erde ihn in seinen Krümmungen zu umgehen. — Nur muß ich bitten, den Zahlmeistern zu befehlen, daß sie die eigentliche Seele des Krieges nicht vergessen, daß sie mir Geld zum Anwerben von Soldaten verschaffen."

Die „neue Astronomie" machte großes Aufsehen, aber keiner hat sich wohl so darüber gefreuet, wie Galilei, der alsbald darüber zu Pavia seine Vorlesungen hielt. An die erste Entdeckung schloß sich bald die zweite:

> „daß sich die Planeten in der Sonnennähe schneller, in der Sonnenferne langsamer bewegen, als in ihrer mittleren Entfernung von der Sonne; daß aber demnach eine Linie von der Sonne nach einem Planeten gezogen (der radius vector) in gleicher Zeit immer gleiche Flächenräume der Bahn abschneidet." (Die zweite Kepler'sche Regel.)

Die Hofastronomen mußten von Amtswegen dem Kaiser aus den Sternen auf die politischen Verhältnisse deuten, und Kepler hüllte in seine Prognostika manche wohlmeinende Warnung für den sorglosen Rudolph, dessen Herrschaft durch seinen Bruder Matthias immer mehr beschränkt wurde. Als im Jahre 1607 die Passauer Truppen, welche Rudolph hatte werben lassen, wegen rückständigen Soldes in Prag zu plündern begannen und in die Nähe von Keplers Wohnung kamen, erschrak seine schon länger in Schwermuth verfallene Gattin dergestalt, daß sie epileptische Zufälle bekam, aus denen sich völlige Geistesstörung entwickelte, bis 1611 der Tod sie von ihren Leiden erlöste. Sie hatte die Verhältnisse, in denen sie in Steiermark gelebt, nie vergessen können. In demselben Jahre verlor Kepler drei Kinder an den Blattern; seine Stieftochter ging wieder nach Steiermark und machte ihren Geschwistern die Erbschaft streitig. Im folgenden Jahre trat Kaiser Matthias die Regierung an; der bestätigte zwar Kepler in seinem Amte, aber sein Gehalt wurde noch unregelmäßiger bezahlt, als unter Rudolph. Die Gehülfen und Arbeiter, die zum Dienst der Sternwarte nöthig waren, blieben aus, und Kepler wandelte allein in den weiten Sälen umher. Da für die nächste Zeit vom Kaiser keine Unterstützung zu hoffen war, so folgte er mit dessen Bewilligung einem Rufe nach Linz als Professor am Gymnasium. Nach seinem ersten Kirchenbesuche legte ihm der Hauptpastor der dortigen lutherischen Gemeinde, ein geborener Würtemberger, die Konkordienformel zur Unterschrift vor, und da Kepler in Betreff der Verfluchung der Reformirten wegen ihrer abweichenden Auslegung der Einsetzungsworte eine Verwahrung beifügen wollte, schloß er ihn von dem heiligen Abendmahle aus. Im Jahre 1613, wo er dem Kaiser auf den Regensburger Reichstag gefolgt war, um den Gregorianischen Ka-

lender durchzusetzen, traten ihm auch die lutherischen Orthodoxen entgegen. So mußte Kepler auch von der Geistlichkeit viel leiden. Seine zweite Gattin, die er dies Mal nicht aus vornehmem Stande gewählt hatte*), stand ihm allein auf seiner dornigen Lebensbahn treu und liebevoll zur Seite. Um das Maß seiner bitteren Lebenserfahrungen voll zu machen, entspann sich von 1615—21 noch ein Prozeß gegen seine Mutter, die der Hexerei beschuldigt wurde, und nur mit größter Mühe gelang es ihm, die Beklagte von der angedroheten Tortur zu retten.

Sein Ruhm war auch nach Italien gedrungen und er erhielt 1617 einen Ruf nach Bologna; doch trotz der bedrängten Lage, in der er sich befand, lehnte er denselben ab. „Ich bin," äußerte er sich in einem Briefe an einen Freund, „von ganzer Seele Deutscher und so sehr an deutsche Sitten und deutsches Leben gewöhnt, daß ich, selbst wenn der Kaiser mir meine Entlassung nicht vorenthielte, doch mit schwerem Herzen nach Italien gehen würde. In Deutschland durfte ich von der frühesten Jugend an meine Gedanken freimüthig äußern; wenn ich das Nämliche in Italien thun wollte, so würde ich mir, wenn nicht Gefahren, so doch Verweise zuziehen und sehr bald verdächtig werden." Ohne Grund waren diese Befürchtungen nicht, denn bald sollten die Verfolgungen gegen seinen großen Zeitgenossen Galilei, mit dem er seit 1597 korrespondirte, und der dasselbe System (des Kopernikus) vertheidigte, beginnen.

In einer so gedrückten Lage, daß er um's Brod schreiben mußte, hatte also der edle Kepler doch seine Aussichten auf Ehre und Glück im Auslande der Liebe zum Vaterlande geopfert; er hoffte, daß der Ruf nach Italien den kaiserlichen Hof bestimmen würde, seinen Verpflichtungen gegen ihn nachzukommen. Diese Hoffnung erwies sich aber als ein Trugbild.

Im Jahre 1620 hatte er die Belagerung der Stadt Linz zu bestehen, und inmitten dieser Bedrängniß erhielt er durch den englischen Gesandten zu Venedig, Sir Henry Wotton, einen Ruf nach England an den Hof König Jakobs I. Dennoch lehnte er ab. „Soll ich — schrieb er an seinen treuesten Freund Bernegger in Straßburg — „über das Meer hinüber gehen, wohin mich Wotton einladet? Ich, ein Deutscher, ein Freund des Festlandes? Dem vor der engen Insel bange ist, der ihre Gefahren ahnet? Ich mit meinem schwachen Weibe und einem Haufen Kinder?"

Trotz allen Störungen und Bedrängnissen verfaßte er zu Linz die reifsten und erhabensten Werke. So entdeckte er im Jahre 1618, dem verhängnißvollen, sein drittes und letztes Gesetz:

> „daß bei der Planetenbewegung die Quadrate der Umlaufszeiten sich verhalten wie die Würfel der großen Achsen der Planetenbahnen",

*) Susanne Rettinger aus Effertingen in Oberösterreich, die Tochter eines Tischlers, aber im Hause der Freifrau von Starhemberg trefflich erzogen.

und im folgenden Jahre gab er seine harmoniae mundi (Weltharmonieen) heraus. Es war schon längst ein Lieblingsgedanke von ihm gewesen, die Ideen der Pythagoräer von den Zahlen und musikalischen Intervallen auf die Astronomie anzuwenden, aber lange hatte das Verworrene sich ihm nicht zur Einheit gestalten wollen. Nun rief er begeistert aus: „Seit drei Monaten habe ich den ersten Lichtstrahl erblickt; seit acht Monaten habe ich den Tag gesehen; seit einigen Tagen endlich schaue ich die Sonne in ihrem vollen Glanze. Ich gebe mich ganz meiner Begeisterung hin und trete den Sterblichen kühn mit dem freimüthigen Geständnisse entgegen, daß ich die goldenen Gefäße der Aegypter entwendet habe, um fern von den Grenzen Aegyptens meinem Gotte davon eine Hütte zu bauen. Will man mir verzeihen, so wird es mir Freude machen; tadelt man mich, so werde ich es zu tragen wissen; kurz, ich schreibe mein Buch, mag es von der Mit- oder Nachwelt gelesen werden, mich kümmert dies wenig, es kann auf seinen Leser warten; hat Gott nicht auch 6000 Jahre auf einen verständigen Beobachter seiner Werke gewartet?"

Ferner erschien im Zeitraume von 1618—22 der „Inbegriff der Kopernikanischen Lehre" in 4 Bänden, worin er lehrte, daß alle Fixsterne Sonnen seien, jede wie unsere Sonne mit einer Planetenwelt umgeben, daß aber unser Sonnensystem wahrscheinlich in einer näheren Beziehung zu der Milchstraße stehe. Endlich erschienen im Jahre 1627 die „Rudolphinischen Tafeln", ein Riesenwerk, an dem er 26 Jahre lang gearbeitet hatte; auf dem Titel unterließ er nicht, des Kaisers Rudolph II. als des Mäcens, wie des Tycho de Brahe als des ersten Urhebers zu gedenken. Mit Hülfe dieser Tabellen konnte nun die Stellung eines jeden Planeten zu jeder Zeit bestimmt werden.

Wie nahe der große Forscher bereits dem Newton'schen Gesetz der Schwere gekommen war, mögen folgende Sätze darthun.

Jede körperliche Substanz, insofern sie körperlich ist, würde überall in Ruhe bleiben, wenn sie sich ganz allein befände, d. h. außerhalb der Wirkungssphäre eines anderen Körpers.

Die Schwere ist eine den Körpern zukommende Eigenschaft; sie besteht gegenseitig zwischen zwei gleichartigen Körpern, und veranlaßt sie, sich zu vereinigen; doch zieht die Erde einen Stein viel stärker an, als der Stein die Erde.

Hörte die Erde auf, ihre Gewässer an sich zu ziehen, so würde sogleich das ganze Meer aufsteigen und sich mit dem Monde vereinigen. Da sich nun die anziehende Kraft des Mondes bis zur Erde erstreckt, so muß sich um so mehr die anziehende Kraft der Erde bis zum Monde und darüber hinaus erstrecken. So kommt es, daß Nichts, was ähnlicher Natur wie die Erde ist, sich dem Einflusse dieser Kraft entziehen kann.

Die bewegende Kraft der Planeten hat ihren Sitz in der Sonne und nimmt an Stärke ab mit der wachsenden Entfernung von diesem Gestirn.

Es bedurfte nur Eines Schrittes weiter, um die Schwere als weltbewegende Kraft zu erkennen.

Der streng katholische Kaiser Ferdinand II. war unfähig, Keplers Größe zu würdigen, ja er war nicht einmal geneigt, den standhaften Protestanten in seinem Lande und Dienste zu behalten, und die kaiserliche Hofkammer, um sich der Besoldung und lästigen Rückstände zu entledigen, verwies Kepler an Wallenstein, den neuen Herzog von Mecklenburg, der ja ein großer Freund der Astrologie sei. Kepler reiste auch mit Vertrauen nach Sagan, wo ihm Wallenstein eine leidliche Wohnung anwies, damit er die nächste Zusammenkunft des Jupiter und Saturn berechnen möchte. Mit der Astrologie wollte Kepler nichts zu schaffen haben, und bewirkte deßhalb die Anstellung des Seni; die Konjunktionen des Jupiter und Saturn berechnete er aber gern und mit Fleiß. Wallenstein empfahl nun den tüchtigen Astronomen dem akademischen Senat zu Rostock für den Lehrstuhl der Mathematik. Kepler, welcher dem Wallenstein'schen Glück nicht recht trauete, erklärte dem Herzog furchtlos, er werde diesem Rufe nicht eher folgen, bis der Herzog die kaiserliche Genehmigung ausgewirkt haben würde. Da von seinem früheren Gehalte noch 12,000 Gulden rückständig waren, entschloß er sich, im Jahre 1630 nach Regensburg zu reisen, um dort vor Kaiser und Reich seine Forderungen geltend zu machen. Sein Freund Bernegger hatte ihn nach Straßburg eingeladen, dem schrieb er am Tage vor seiner Abreise: „Ich nehme das Anerbieten deiner Gastfreundschaft mit innigem Danke an. Gott schütze euch, er erbarme sich meines armen Vaterlandes! Bei der jetzigen Ungewißheit aller Dinge darf man keine Aussicht auf ein Unterkommen von sich weisen. Ich kann nicht wissen, ob meine Schwester bei dem gegenwärtigen Drucke, der auf Würtemberg lastet, von dem, was sie als einen Theil meines Vermögens in Händen hat, meinem Sohn (der in Tübingen studirte) etwas schicken kann. Sei du abermals Vater, doch kein allzu nachsichtiger. In diesem Augenblicke bin ich auf einer Reise nach Regensburg und Linz. Bete mit mir inbrünstig für die Kirche und für mich."

Die neuntägige, in rauher Witterung zu Pferde gemachte Reise griff den ohnedies schon durch so viel Lebenswirren erschöpften Mann sehr an; die Kälte, mit der man ihn in Regensburg empfing, und die Vereitelung seiner Hoffnungen knickten sein bis dahin so starkes Gemüth. Er erkrankte und starb im Hause des Handelsmanns Hillibrand Pylli, am 15. November 1630. Er ward auf dem St. Peterskirchhofe beerdigt und erhielt die von ihm selbst verfaßte Grabschrift:

Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras;
Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.
(Lang' hat der himmlische Sinn die himmlischen Räume gemessen,
Schatten der Erde durchmißt nun der irdische Leib.)

Die Grabstätte ward bei der Erstürmung von Regensburg durch Herzog Bernhard von Weimar, im November 1632, von den einstürzenden Außenwerken der Festung verschüttet, und konnte nur mit Mühe wieder aufgefunden werden, als Karl von Dalberg, Fürstbischof von Regensburg, 1808 ein würdiges Denkmal errichten ließ, bestehend in einem dorischen Tempel und einer von Knoll und Dannecker gearbeiteten Büste. Auf dem Fußgestell sieht man in halberhabener Arbeit den Genius Keplers, wie er den Schleier lüftet, der die Urania verhüllt. Die Göttin reicht ihm das astronomische Fernrohr, das er vervollkommnete; in der andern Hand hält sie eine Rolle, worauf die Ellipse des Mars verzeichnet steht. Das Denkmal befindet sich in dem botanischen Garten, 70 Schritte von der letzten Ruhestätte Keplers entfernt.

Gegenwärtig ist seine Vaterstadt Weil im Begriff, ihrem berühmtesten Sohne ein Denkmal zu setzen, zu welchem der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen, die oberösterreichischen Landstände auch einen Beitrag gegeben haben. Unter den Städten, welche am meisten zum Denkmal beigetragen haben, steht Pforzheim in erster Reihe; dann folgen Regensburg, Nürnberg und Frankfurt a. M.

Keplers nachgelassene Schriften mögen wohl 20 Foliobände umfassen, aber sie sind noch keineswegs vollständig herausgegeben. Die russische Kaiserin Katharina kaufte die Manuskripte und schenkte sie der Akademie zu Petersburg.

Wir schließen das Bild des großen Mannes mit dem Epigramm von Kästner:

So hoch ist noch kein Sterblicher gestiegen,
Wie Kepler stieg, und starb in Hungersnoth.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Leiber ohne Brod.

Immanuel Kant.*)

Der Lebensfaden des großen Weisen wickelte sich so einfach als möglich ab; Kant, der tiefblickende Menschenkenner, ist über den nächsten Umkreis von seiner Vaterstadt nicht hinausgekommen, war aber ebenso heimisch in der Welt der Sterne, als auf der Erde und in der Praxis des Menschenlebens. Wenn er mit einem Engländer über London, mit

---

*) Immanuel Kant, geschildert in Briefen an einen Freund von Reinhold Bernhard Jachmann (Königsberg, 1804). Ueber Immanuel Kant ꝛc. von Ludwig Ernst Borowski (Ebd.). Imman. Kants Biographie von Fr. W. Schubert (Leipzig, 1842). Ansichten aus Kants Leben von Dr. Fr. Th. Rink (Königsberg, 1805).

einem Italiener über Italien sich unterhielt, so fragten sie ihn, wie lange er in England oder Italien gereist sei? Er war der treueste Unterthan seines Königs, der gewissenhafteste Bürger seines Vaterlandes, das hinderte ihn aber nicht, den Gang der großen Weltbegebenheiten, vornehmlich des nordamerikanischen Freiheitskampfes und der französischen Revolution mit dem regsten Antheil zu verfolgen und mit dem Sinn des Weltbürgers für die Idee der Menschheit sich zu begeistern. Bescheiden und einfach, aber stets sicher und selbstbewußt, frei und natürlich sprach er mit seinem Könige und mit seinen Freunden, auf dem Katheder und an fröhlicher Mittagstafel; nirgends war eine Spur des Bücherstaubes und des pedantischen Gelehrten zu entdecken. Wahr in jedem Wort, ohne falschen Schimmer und Schein, wirkte er, wo er redete und schrieb, sittliche Erhebung; seine ganze Philosophie durchwehete die reinste, strengste Sittlichkeit: Kant war ein Weltweiser im edelsten Sinne des Wortes.

Aber noch mehr. Kant ist ein Reformator der philosophischen Wissenschaft geworden, hat für das Leben des deutschen Geistes eine neue durchgreifende Bewegung angebahnt, welche andauern wird, so lange es noch ein wissenschaftliches Denken und freie Wahrheitsforschung geben wird. Man hatte auf dem Gebiete der Philosophie ähnlich wie zu Luthers Zeit auf dem Gebiet der kirchlichen Lehre dem Geiste Gewalt angethan, indem man ihn in die Fessel der Ueberlieferung (Tradition), des Herkommens, des willkürlich aufgestellten Lehrsatzes schlug. Kant machte dem Dogma in der Philosophie ein Ende, indem er vor Allem auf Erforschung und Beobachtung der Fähigkeiten und Kräfte der menschlichen Seele drang, die Grenzen des menschlichen Wissens festzustellen und den Weg zu zeigen suchte, auf welchem der denkende Geist überhaupt zu seinen Begriffen gelangt. Er hat die richtige Methode des Philosophirens gefunden, wie ein Kepler, Galilei und Newton die rechte Methode der Naturwissenschaft fanden und durch dieselbe zur Erkenntniß des Naturgesetzes der sichtbaren Welt gelangten. Kant, der Zeitgenosse Friedrichs des Großen, machte wie dieser Eroberungen, erhob wie dieser den kleinen Staat Preußen zu einer Großmacht, so auch die bis dahin wenig gekannte und beachtete Universität Königsberg zu einer deutschen, ja zu einer europäischen Großmacht. Gleich ausgezeichnet als Lehrer im mündlichen Vortrage durch das immer treffende Wort, durch lebendigen geistvollen und witzigen Vortrag, wie als Schriftsteller durch die Gediegenheit der Ideenentwickelung und die Vielseitigkeit, mit welcher er jeden Gegenstand erfaßte und beleuchtete, wirkte er in nächsten und in weitesten Kreisen. Die deutsche wie die lateinische Sprache gebrauchte er mit gleicher Leichtigkeit und Gewandtheit auch da, wo der Stoff die größten Schwierigkeiten bot. Sein vortreffliches Gedächtniß kam ihm dabei sehr zu Statten.

Daß nebst dem von Gott verliehenen Talente auch die äußeren Lebensbedingungen, vornehmlich die ersten Jugendeindrücke viel mit-

wirkten gleicherweis zu dem weltumfassenden Sinn wie zu der sittlichen Lauterkeit des großen Philosophen — wer möchte das in Abrede stellen? Königsberg, die Hauptstadt des Herzogthums Preußen, eine regsame Handelsstadt, mit einer Bürgerschaft, welche durch mancherlei Kämpfe sich zu Freiheit und Wohlstand emporgeschwungen hatte und durch die Landesuniversität auch geistig sich zu regen begann, war kein ungünstiger Boden für junge, strebsame Geister. In der Sattlergasse, unfern der grünen Brücke, dem Mittelpunkte des Flußhandels, lag das Haus, in welchem Kant am 22. April 1724 geboren wurde. Jeder Gang nach der Schule und in die Haupttheile der Stadt führte ihn durch das anregende Gewühl der Handeltreibenden aus den verschiedensten Ländern, und weckte die Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Sitten und Eigenthümlichkeiten der Völker. Der Vater, ein fleißiger Riemermeister, war zwar nur ein schlichter Bürgersmann, aber verständig genug, für seine Kinder eine möglichst gute Schulbildung zu erstreben. Die Mutter vereinigte mit einem lebhaften Geiste die innigste Frömmigkeit, von ihr sprach der große Mann stets mit der größten Rührung: „Meine Mutter," so äußerte sich Kant oft gegen seinen Amanuensis Jachmann, „war eine liebreiche, gefühlvolle, fromme und rechtschaffene Frau und eine zärtliche Mutter, welche gegen ihre Kinder durch fromme Lehren und durch ein tugendhaftes Beispiel zur Gottesfurcht leitete. Sie führte mich oft außerhalb der Stadt, machte mich auf die Werke Gottes aufmerksam, ließ sich mit einem frommen Entzücken über seine Allmacht, Weisheit und Güte aus und drückte in mein Herz eine tiefe Ehrfurcht gegen den Schöpfer aller Dinge. Ich werde meine Mutter nie vergessen, denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir; sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur; sie weckte und erweiterte meine Begriffe und ihre Lehren haben einen immerwährenden heilsamen Einfluß auf mein Leben gehabt."

Ein andermal sprach Kant über das christliche Verhältniß seiner Eltern sich gegen Rink also aus: „Waren auch die religiösen Vorstellungen der damaligen Zeit und die Begriffe von dem, was man Tugend und Frömmigkeit nannte, nichts weniger als deutlich und genügend, so fand man doch wirklich die Sache. Man sage dem Pietismus nach, was man will, genug, die Leute, denen er ein Ernst war, zeichneten sich auf eine ehrwürdige Weise aus. Sie besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, jene Heiterkeit, jenen inneren Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde. Keine Noth, keine Verfolgung setzte sie in Mißmuth, keine Streitigkeit war vermögend, sie zum Zorn und zur Feindschaft zu reizen. Mit einem Worte, auch der bloße Beobachter wurde unwillkürlich zur Achtung hingerissen. Noch entsinne ich mich, wie einst zwischen dem Riemer- und Sattlergewerke Streitigkeiten über ihre gegenseitigen Gerechtsame ausbrachen, unter denen auch mein Vater wesentlich litt: aber dessenungeachtet wurde selbst bei der häuslichen Unterhaltung dieser Zwist mit solcher Schonung und Liebe

in Betreff der Gegner von meinen Eltern behandelt, und mit einem festen Vertrauen auf die Vorsehung, daß der Gedanke daran, obwohl ich damals ein Knabe war, mich niemals verlassen wird."

Den Elementarunterricht empfing Kant in der vorstädtischen Hospitalschule, bis zu seinem zehnten Jahre; sein schwächlicher Körper einerseits, sein reger Geist andererseits (der Oheim mütterlicher Seite, ein wohlhabender Schuhmachermeister Namens Richter, fand schon früh an dem aufgeweckten Knaben sein Wohlgefallen) mögen wohl den Gedanken an's Studiren angeregt haben; der damalige Direktor des Collegii Fridericiani, der fromme Dr. Alb. Schulz, der Kants Eltern ihrer Frömmigkeit wegen liebte und unterstützte, gab den Ausschlag. So ward das Söhnchen auf das Friedericianum gebracht.

Von seinen jugendlichen Lieblingsbeschäftigungen und Spielen ist nichts bekannt geworden, mit Ausnahme zweier Züge, die gleicherweis auf große Erregbarkeit, die von einem Eindruck sich hinreißen läßt, wie auf große Besonnenheit hindeuten. Einmal auf dem Wege nach der Schule hatte er sich mit seinen Schulkameraden in ein Spiel eingelassen, seine Bücher deßhalb niedergelegt, sie aber vergessen und nicht wieder daran gedacht, bis er in der Schule zu ihrem Gebrauche aufgefordert wurde, welche Vergeßlichkeit ihm einen Denkzettel zuzog. Ein ander Mal war er auf einen Baumstamm gegangen, der quer über einem mit Wasser gefüllten breiten Graben lag. Als er einige Schritte gemacht hatte, fing der Stamm an unter seinem Fuß sich zu drehen und er selbst schwindlich zu werden. Er konnte, ohne Gefahr herunter zu fallen, weder stehen bleiben, noch sich umkehren; so faßte er, schnell entschlossen, genau nach der Richtung des Holzes einen Punkt am andern Rande des Grabens scharf in's Auge und lief, ohne nach unten zu sehen, gerade auf den Punkt hin und kam glücklich hinüber.

Während des siebenjährigen Schulunterrichts auf dem Coll. Friedericianum erlernte er die lateinische, griechische und hebräische Sprache, auch französisch; ferner Geschichte, Geographie, Mathematik; von der Logik konnte Kant in späteren Jahren nicht ohne Lachen sprechen; dagegen gewann er durch Heydenreich eine besondere Vorliebe für die römischen Klassiker, und mit zwei Mitschülern kam er wöchentlich mehrere Mal zusammen, um gemeinschaftlich solche Autoren zu lesen, die nicht in den Kreis der Schullektüre aufgenommen worden waren. Die beiden Schulfreunde hießen Ruhnken und Cunde, und alle drei beschlossen, wenn sie einst als Schriftsteller auftreten würden, sich Ruhnkenius, Cundeus und Cantius zu nennen. Der erste als berühmter Philolog an der Universität Leyden hat Wort gehalten, der zweite ist ruhmlos gestorben, der dritte aber ohne die lateinische Endung der berühmteste Name geworden.

Noch ehe Kant seine Gymnasialbildung vollendet hatte, starb ihm die Mutter (18. Dez. 1737); den Vater verlor er 1746, aber der Oheim Richter nahm sich mit aller Liebe des hoffnungsvollen jungen Mannes

an, und verschaffte ihm die nöthigen Mittel zur Fortsetzung seiner Studien. Zu Michaelis 1740, noch nicht siebzehn Jahre alt, bezog Kant die Universität seiner Vaterstadt, anfänglich in der Absicht, Theologie zu studiren und dadurch am besten das Andenken der geliebten Mutter zu ehren. Doch die Mathematik, Philosophie und die lateinischen Klassiker bildeten von vornherein seine Lieblingsstudien und mit Rücksicht auf seine schwache Brust gab er bald den Plan, Prediger zu werden, ganz auf und entschied sich für das Lehramt. Der Professor der Philosophie, welcher auf seine Geistesbildung den bedeutendsten Einfluß übte, war damals Kuntzen, der sich als Lehrer und als Schriftsteller einen großen Ruf auf der Universität erworben hatte. Durch ihn wurde Kant mit des großen Newton's Werken bekannt gemacht, die reich ausgestattete Bibliothek des Lehrers stand ihm stets zu Gebote. Der wackere Kuntzen hatte hohe Freude, als in dem Erstlingswerke des 22jährigen Kant sich schon zeigte, auf welchen fruchtbaren Boden die Aussaat gefallen war. Diese erste Schrift führt den Titel: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte und Beweise, deren sich Herr von Leibnitz und andere Mathematiker in dieser Streitsache bedient haben; nebst einigen vorhergehenden Betrachtungen, welche die Kräfte der Körper überhaupt betreffen." Mit dem Bewußtsein eines Siegers, der eine neue Laufbahn betritt, sagt der junge Autor in seiner Vorrede: „Ich habe mir die Bahn vorgezeichnet, die ich halten will; ich werde meinen Lauf antreten und nichts soll mich behindern, ihn fortzusetzen." Er, in seinem Alter, wagte es, den anerkannt großen Männern der Zeit und Vorzeit, die der gedankenlosen Nachbeter so viele gehabt hatten, zu widersprechen, nicht aus eitlem Stolz, sondern aus dem berechtigten Drange nach Freiheit des Gedankens.

Der günstige Ruf, den sich Kant schon als Student erworben hatte, veranlaßte mehrere seiner wohlhabenden Studiengenossen, ihn zum Repetenten für die Mathematik und Naturwissenschaften zu wählen; durch diese Thätigkeit bekam er Gelegenheit, für die künftige Laufbahn eines akademischen Dozenten sich einzuschulen und der Wunsch ward rege, von der königsberger Universität sich nicht mehr zu trennen. Seine Vermögensumstände brachten es aber mit sich, daß er sich nach einer Brodstelle umsehen mußte, und so meldete er sich für eine Schulkollegen- (Unterlehrer-) Stelle an der damaligen lateinischen Schule im Kneiphofe (dem heutigen Domgymnasium). Bei der Wahl wurde er zu seinem großen Verdruß übergangen und ein ganz unfähiger Kandidat ihm vorgezogen. Und doch war dies ein großes Glück für Kant und für die Wissenschaft, daß er dieser täglichen Abstumpfung durch Elementarunterricht entrissen wurde. Denn nun wandte er sich dem Hauslehrerleben zu, das einen dreifachen Vortheil gewährte: seine Kraft nicht durch zu schwere Arbeitslast niederbeugte, hinreichende Muße zum Selbststudium

bot und den Blick ins gesellige Leben aufschloß, eine feinere, weltmännische Bildung gewährend.

Zuerst ging Kant als Hauslehrer zum reformirten Pfarrer Andersch in Judschen bei Gumbinnen; sodann kam er zu der Familie des Rittergutsbesitzers von Hülsen auf Arensdorf bei Mohrungen. Diese Familie wurde bei der Huldigung Friedrich Wilhelms I. in den Grafenstand erhoben, und Kants Zöglinge aus dieser Familie gehörten zu den ersten Gutsbesitzern Preußens, die freiwillig das Band der Gutsunterthänigkeit für ihre Bauern löſten und darüber noch im Grafendiplome die königliche Anerkennung erhielten. Zuletzt trat er als Hauslehrer in die Familie des Grafen Kayserlingk zu Rautenburg ein, der den größten Theil des Jahres sich in Königsberg aufhielt. Seine Gemahlin, eine geborene Reichsgräfin Truchseß zu Waldburg, war eine höchst geistvolle Frau und galt für die Tonangeberin der höheren Stände Königsbergs. Sie erkannte bald die großen Anlagen des Erziehers ihres Sohnes und zog ihn gern in das Gespräch, das den mannigfaltigen Stoff aus der französischen, italienischen und englischen Literatur, aus der Geschichte und der Politik der Gegenwart nahm und den jungen Philosophen zwang, durch angestrengte Lectüre sich auch dieses Stoffes zu bemeistern. Die Kunst des feinen Umganges, des guten Erzählens, gefälliger Darstellung und geistreicher Unterhaltung wurde dem jungen Manne zur zweiten Natur, und eine lebhafte Tischunterhaltung blieb noch bis in sein spätestes Alter seine liebste Erholung.

Die neunjährige Hauslehrerzeit hatte keineswegs erschlaffend gewirkt; Kant brachte seinen längst gehegten Plan in Ausführung, bestand das Magister-Examen für die Philosophie und habilitirte sich als Privatdozent. Mit dem Wintersemester 1755 begann er die Reihe seiner akademischen Vorlesungen über Mathematik und Physik nebst Logik, Metaphysik, Moralphilosophie und philosophische Encyklopädie. Er legte zwar herkömmliche Lehrbücher zu Grunde, aber nur der Eintheilung des Stoffes willen, sonst sprach er völlig frei und bediente sich bloß zu Anhaltspunkten kleiner Zettel, auf die er sich kurz diesen und jenen Gedanken notirt hatte. Sein außerordentliches Gedächtniß bot ihm Belege und Beispiele aus allen Wissenschaften, aus der Länder- und Völkerkunde wie aus der Geschichte des Tages, und seine Vorträge fesselten überdies durch ungezwungene Beimischung von heiterer Laune und geistreichem Witz. Obwohl seine Stimme schwach war, verhielten sich die Zuhörer so still, daß man ihn doch gut verstand. Der Zudrang wurde bald so groß, daß der Saal zu klein war für das Auditorium, und Mancher schon eine Stunde früher kam, um einen guten Platz zu bekommen. Eine besondere Kunst bewies Kant in der Entwickelung philosophischer Ideen, indem er vor seinen Zuhörern gleichsam Versuche anstellte, als wenn er selbst anfinge, über den Gegenstand nachzudenken, allmählig neue bestimmende Begriffe hinzufügte, schon versuchte Erklä-

rungen nach und nach verbesserte, endlich zum völligen Abschluß des vollkommen erschöpften und von allen Seiten beleuchteten Begriffs überging, und so den streng aufmerksamen Zuhörer nicht allein mit dem vorliegenden Object bekannt machte, sondern auch zum methodischen Denken anleitete. Wer diesen Gang seines Vortrags ihm nicht abgelernt hatte, seine erste Erklärung gleich für die richtige und völlig erschöpfende nahm, ihm nicht angestrengt weiter folgte, der sammelte bloß halbe Wahrheiten ein.*)

Auch als Schriftsteller zeigte sich der angehende Universitätslehrer gleich in glänzendster Kraft durch seine „allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels", welche Schrift er seinem Landesherrn, Friedrich dem Großen, dedizirte, der sie freilich gar nicht zu sehen bekam. Wenige Wochen nach dem Erscheinen dieses Werkes (1755) gab das denkwürdige Erdbeben von Lissabon Veranlassung, daß die Königsberger auch Kants außerordentliche Kenntnisse in der Naturlehre und Naturgeschichte kennen lernten, indem er eine „Geschichte und Naturbeschreibung" des Erdbebens herausgab.

Laut einer königlichen Verordnung, nach welcher kein Privatdozent zu einer außerordentlichen Professur vorgeschlagen werden durfte, der nicht drei Mal über eine gedruckte Abhandlung disputirt hatte, mußte er im folgenden Jahre (1756) noch einmal öffentlich disputiren, und bethätigte abermals seine entschiedene Meisterschaft; dann meldete er sich zu der durch den Tod seines Lehrers Kunzen erledigten außerordentlichen Professur der Mathematik, Logik und Metaphysik. Aber die Regierung, vielleicht durch den ausbrechenden Krieg veranlaßt, war überhaupt nicht Willens, erledigte außerordentliche Professuren wieder zu besetzen. Zwei Jahre später meldete er sich für die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik, aber auch dies Mal glückte es ihm nicht, indem ein älterer Professor ihm vorgezogen wurde, und so verlängerte sich seine Stellung als Privatdozent auf 15 Jahre. Dies schadete keineswegs dem Rufe des immer berühmter werdenden Mannes, der die lernbegierigen Jünglinge mit unwiderstehlicher Kraft an sich zog. Herder, der 1762—64 in Königsberg studirte, schildert noch in einem dreißig Jahre später geschriebenen Briefe mit aller Lebhaftigkeit jene Zeit in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" also: „Ich habe das Glück gehabt, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene zum Denken gebaute Stirne war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebote, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang; mit eben dem Geiste, mit welchem er Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte und die

*) S. Jachmann, a. a. O. S. 30.

Naturgesetze Newtons, Keplers, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseaus, seinen Emil und seine Heloise, sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie, und kam immer wieder zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur und auf den moralischen Werth des Menschen. Die Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vortheil, kein Namensehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüthe fremd. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant; sein Bild steht angenehm vor mir."

Kant saß etwas erhaben vor einem niedrigen Pulte, über welches er fortsehen konnte. Er faßte bei seinem Vortrage gewöhnlich einen nahe vor ihm sitzenden Zuhörer in's Auge, und las gleichsam aus dessen Gesicht, ob er verstanden worden wäre. Dann konnte ihn aber auch die geringste Kleinigkeit stören, besonders wenn dadurch eine natürliche oder angenommene Ordnung unterbrochen wurde. In einer Stunde — schreibt Jachmann — fiel mir seine Zerstreutheit ganz besonders auf. Am Mittage versicherte mich Kant, er wäre immer in seinen Gedanken unterbrochen worden, weil einem dicht vor ihm sitzenden Zuhörer ein Knopf am Rocke gefehlt hätte. Unwillkürlich wären seine Augen und seine Gedanken auf diese Lücke hingezogen worden und das hätte ihn so zerstreut. Er machte dabei zugleich die Bemerkung, daß dieses mehr oder weniger einem jeden Menschen so ginge, und daß, wenn z. B. die Reihe Zähne eines Menschen durch eine Zahnlücke unterbrochen wäre, man gerade immer nach dieser Lücke hinsähe. Diese Bemerkung hat er auch mehrmals in seiner bekannten „Anthropologie" angeführt.

Endlich, nach langem Warten, hatte der arme Magister im Jahre 1770 die Freude, als ordentlicher Professor der Philosophie mit einem fixen Gehalt von 400 Thalern angestellt zu werden. Er erhielt bald darauf die ehrenvollsten Anträge nach Mitau, Halle 2c., aber er blieb seiner Vaterstadt treu. In seiner akademischen Antrittsschrift de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis (von der Form und den Prinzipien der sinnlichen und übersinnlichen Welt) gab er zuerst die Grundzüge seines Hauptwerkes, der „Kritik der reinen Vernunft", die 1787 in erster, 1790 in dritter Auflage erschien, und anfangs mehr ein dumpfes Staunen nebst Klagen über die Schwerfälligkeit und Dunkelheit des Ausdruckes, bald aber auf dem ganzen philosophischen Gebiete ein ganz neues Leben erweckte. Kant stellt an den Anfang aller philosophischen Forschung die Frage: Was kann der Mensch wissen? Wo sind die Grenzen seiner Erkenntniß? Die Dogmatiker, welche auf unerwiesene Sätze ihr System erbauten und Alles demonstriren zu können

vermeinten, ohne vorhergegangene Prüfung (Kritik) ihrer Grundlage, wurden zu dem Bekenntniß getrieben: Was wir so zuversichtlich behaupten, das können wir im Grunde gar nicht wissen! So führte der „Alles zermalmende Kant", wie M. Mendelssohn ihn nannte, die Philosophie wieder zum Menschen zurück, da sie vorher in übersinnliche Regionen sich verloren hatte, in denen sie Ahnungen und Grübeleien an die Stelle des Wissens setzte; die ganze Masse des menschlichen Wissens wurde einem Läuterungsprozesse unterworfen und mancherlei Auswüchse mit scharfem Messer abgeschnitten. Es war eine Revolution im Reich des Geistes; eine Reihe glänzender Namen trat auf Kants Seite, und nicht bloß auf protestantischen, sondern auch auf katholischen Hochschulen (zu Mainz von den Professoren Dorsch und Blau, zu Würzburg von Reuß) wurde kantische Philosophie gelehrt. Es erhoben sich auch würdige Gegner, wie Garve, Jakobi, Herder, G. E. Schulze, und gerade durch gründliche Entgegnung mußte die Sache der Wahrheit gewinnen.

Die „Kritik der Urtheilskraft" (Berlin 1790, 3. Aufl. 1799) wirkte höchst belebend auf die Lehre vom Geschmack und von der Schönheit, und Schillers werthvolle ästhetische Abhandlungen entstanden auf Anregung und im Sinn und Geist der kantischen Philosophie. Durch Schiller wurde wiederum Göthe veranlaßt, Kenntniß von den Fortschritten der kritischen Philosophie zu nehmen, wenn auch mehr durch Gespräche als durch eigentliches Studium. Er äußert sich darüber (Sämmtl. W. Bd. 50, S. 50—58) in dem Kapitel: „Einwirkung der neueren Philosophie": „Kants Kritik der reinen Vernunft war schon längst erschienen, sie lag aber völlig außerhalb meines Kreises. Ich wohnte jedoch manchem Gespräch darüber bei, und mit einiger Aufmerksamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage sich erneuere, wie viel unser Selbst und wie viel die Außenwelt zu unserem geistigen Dasein beitrage. — Einzelne Kapitel glaubte ich vor anderen zu verstehen und gewann gar Manches zu meinem Hausgebrauch. Nun aber kam die Kritik der Urtheilskraft mir zu Handen, und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensepoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen neben einander gestellt, Kunst und Naturerzeugnisse eines wie das andere behandelt" ꝛc. Auch Frau von Staël gab sich alle Mühe, durch Uebersetzung die kantische Philosophie kennen zu lernen, deren reine Moral ihr Hochachtung einflößte. Sie sagte: „Wenn der Alte in Königsberg auch weiter nichts ausgesprochen hätte, als daß der Mensch stets Zweck sei, nie als Mittel gebraucht werden dürfe: so sei dieß schon einer Ehrensäule werth." Sie ließ, als sie in Weimar war, von Jena den Engländer Robertson eigens herüber kommen, daß ihr derselbe die Hauptsätze der kantischen Aesthetik vortragen sollte.*)

Die höchsten und für den Menschen wichtigsten Ideen von Gott,

*) Vergl. Frau v. Staël in Weimar im Jahr 1804. (Aus K. A. Böttiche'rs Nachlaß. Morgenblatt 1855, 27.)

Freiheit und Unsterblichkeit wollte Kant der Botmäßigkeit der grübelnden theoretischen Vernunft entzogen wissen und verwies sie ganz in das Gebiet des sittlichen Lebens, der „praktischen Vernunft", die sie unbedingt fordert und deren Forderung wir unbedingt Folge leisten müssen. Thue deine Pflicht lediglich der Pflicht willen! Das war der oberste Grundsatz seiner Sittenlehre wie seines Lebens. Das Pflichtbewußtsein einzuschärfen war sein eifrigstes Bemühen als akademischer Lehrer. Nicht Furcht vor Strafe, nicht Ehre, Ruhm, irdischer Gewinn und Vortheil soll uns zur Pflichterfüllung treiben, nicht die Rücksicht auf unsere Glückseligkeit, sondern das Gebot der Pflicht als solches; ob du durch Erfüllung des Pflichtgebotes dein Wohlbefinden opfern mußt, mit deiner Neigung oder Abneigung in Kampf geräthst: darauf ist gar keine Rücksicht zu nehmen. Thue das Gute und Rechte, weil es gut und recht ist, nicht damit es dir wohl gehe auf Erden.

Diese scharfe Auffassung führte den großen Denker freilich zu dem Irrthume, als spräche das Gefühl in der Sittlichkeit nicht mit, als hätte es keine entscheidende Stimme. Wenn uns die Tugend nicht innerlich beseligte, ihre Uebung nicht das Gefühl des wahren Glückes, das uns keine Macht der Erde rauben, kein äußeres Glück ersetzen kann, gewährte — so würden und müßten wir sie meiden. Die Pflichterfüllung gewährt uns schon im Diesseits, nicht erst im Jenseits Glückseligkeit und das biblische Wort „auf daß es dir wohl gehe auf Erden" hat seinen guten Sinn. Aber des großen Denkers Polemik war im Grunde nur gegen die egoistische Glückseligkeitstheorie gerichtet; er wollte das Sittlichkeitsprinzip von allem selbstsüchtigen Zusatz befreit wissen. Durch diese Scheidung erhielt die kantische Philosophie etwas Strenges, Sicheres und Festes für die sittliche Ueberzeugung. Von dem Eindrucke, den seine Vorlesungen über Moral machten, berichtet uns Jachmann: „Sie hätten seine Moral hören sollen! Hier war Kant nicht bloß spekulativer Philosoph, hier war er auch geistvoller Redner, der Herz und Gefühl ebenso mit sich hinriß, als er den Verstand befriedigte. Ja, es gewährte ein himmlisches Entzücken, diese reine und erhabene Tugendlehre mit solcher kraftvollen Beredtsamkeit aus dem Munde ihres Urhebers selbst anzuhören. Ach, wie oft rührte er uns bis zu Thränen, wie oft erschütterte er gewaltsam unser Herz, wie oft erhob er unsern Geist und unser Gefühl aus den Fesseln einer selbstsüchtigen Glückseligkeitslehre zu dem hohen Selbstbewußtsein einer reinen Willensfreiheit, zum unbedingten Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und zu dem Hochgefühl einer uneigennützigen Pflichterfüllung! Der unsterbliche Weltweise schien uns dann von himmlischer Kraft begeistert zu sein und begeisterte auch uns, die wir ihn voll Verwunderung anhörten. Seine Zuhörer verließen gewiß keine Stunde seiner Sittenlehre, ohne besser geworden zu sein."

In Beziehung auf akademische Disziplin hegte er sehr liberale Ansichten und pflegte sie mit dem Ausspruch zu rechtfertigen: „Bäume,

wenn sie im Freien stehen und im Wachsthum begriffen sind, gedeihen besser und tragen einst herrlichere Früchte, als wenn sie durch Künsteleien, Treibhäuser und konfiscirte Formen dazu gebracht werden sollen." Diesen Grundsätzen gemäß handelte er auch als Rektor der Universität. In sein erstes Rektorat (1786) fiel der Tod Friedrichs des Großen und die Huldigung seines Nachfolgers Friedrich Wilhelms II. in Königsberg. Die Geschäfte des Rektorates wurden dadurch sehr vermehrt, aber von Kant mit großer Würde und zur Befriedigung der Professoren und Studenten verwaltet. Die Huldigungsanrede von Seiten der Universität, die Kant an der Spitze der Abgeordneten des akademischen Senats zu halten hatte, erwiederte König Friedrich Wilhelm II. auf die huldreichste Weise, indem er zugleich den Redner der Universität in seiner ausgezeichneten Stellung unter den Philosophen Deutschlands begrüßte. Der den König als Huldigungs-Kommissarius begleitende Kabinetsminister Graf v. Herzberg, der mit seiner staatsmännischen Tüchtigkeit die wissenschaftliche verband, zeichnete, wo er mit Kant zusammentraf, den großen Philosophen auf ganz besondere Weise aus. Durch seine Verwendung erhielt Kant eine persönliche Zulage von 220 Thalern, unter folgendem Rescript:

„Friedrich Wilhelm, König u. s. w. Da Uns die Aufnahme und Verbesserung Unserer Universitäten sehr am Herzen liegt: so verdienen die Männer, welche mit ausgezeichnetem Eifer dazu beitragen, auch Unsere vorzügliche Aufmerksamkeit und Achtung. Schon lange haben Wir den Fleiß und die Uneigennützigkeit des so geschickten und rechtschaffenen Mannes, des Professoris Philosophiae Kant, der, ohne irgend eine Zulage und Verbesserung zu verlangen, mit unermüdetem Eifer zum Besten der dortigen Universität arbeitet, mit wahrer Zufriedenheit bemerkt, und in dem von Euch unterm 9. vor. Monats eingesandten Lektionsverzeichniß, nach welchem der 2c. Kant die Logik publice ankündigt, ist uns der abermalige Beweis seines Eifers und seiner patriotischen Bemühungen keineswegs entgangen."

„Wir haben daher dem Professor Kant, zum Zeichen Unserer vollkommenen Zufriedenheit, aus dem Fonds Unseres Ober-Schulkollegiums, eine jährliche Gehaltszulage von 220 Thalern zu akkordiren Allergnädigst geruhet 2c. 2c.

Berlin, den 3. März 1789.

Auf Spezialbefehl.

An das Ost-Preußische Etats-Ministerium. v. Wöllner."

Unterdessen nahm die französische Revolution eine immer bedenklichere Richtung; zu Anfange war sie, wie von den besten Männern der deutschen Nation, so auch von Kant freudig begrüßt worden, denn sein klarer Blick hatte längst das Faule und Morsche der damaligen politischen Zustände erkannt, und ließ sich auch nicht von den Uebertreibungen

und Ausschweifungen jener großen Umwälzung irre machen, das Vernünftige und Berechtigte in der neuen Ordnung der Dinge anzuerkennen. Aber ebenso entfernt war er davon, für irgend einen gewaltsamen Umsturz im deutschen Vaterlande seine Stimme zu erheben, er war stets mit gutem Beispiele voran, wo es galt, den Landesgesetzen Gehorsam zu beweisen. Nur durch die stille Wirkung geistigen Fortschrittes, durch Beseitigung von Irrthümern und Vorurtheilen wollte er das Bessere herbeiführen; auch für das sittlich-christliche Leben suchte und fand er eine Stütze in der freien Forschung auf allen Gebieten der Wissenschaft. Da traf ihn der empfindliche Schlag jener Reaktion, veranlaßt durch den Minister Wöllner, der durch das berüchtigte „Religionsedikt" die freie wissenschaftliche Forschung zu hemmen suchte, und auch den großen königsberger Philosophen durch eine Kabinetsordre vom 1. Oktober 1794 so beschränkte, daß dieser erklärte, aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es sei die natürliche oder die geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen als in Schriften, sich gänzlich zu enthalten. Den inneren Kampf, welchen Kant bei den verschiedenen Entwürfen dieser Erklärung mit sich bestand, verräth ein kleiner Zettel in seinem Nachlasse, auf welchem er niedergeschrieben hat: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Ueberzeugung ist niederträchtig; aber Schweigen in einem Falle, wie der gegenwärtige, ist Unterthanenpflicht; und wenn Alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen." Mit welchem Abscheu er aber später noch an das Getriebe der berliner Glaubenskommission gedachte, geht aus seiner unverholenen Freude über ihre Aufhebung und aus seiner kräftigen Schilderung ihrer verderblichen Folgen hervor, die, statt die sittliche Kraft zu heben, nur in Heuchelei, Haß, Zwietracht und Verwirrung der Gewissen sich offenbarten.

Kant hatte sein 71. Jahr angetreten, als diese Verketzerung ihm eine seiner liebsten Vorlesungen, nämlich die „über rationale Theologie", entzog, wodurch er bei so vielen Theologen, die gern sein Kollegium besuchten, Klarheit, Lauterkeit und Sicherheit religiöser Ueberzeugungen verbreitet hatte. Das Gefühl, von derselben Staatsbehörde, die noch vor wenigen Jahren ihm eine so glänzende Anerkennung hatte zu Theil werden lassen, in seinem reinsten Streben gehemmt und verletzt worden zu sein, die Aussicht auf eine absichtliche Einengung der gewichtvollsten Studien, dazu die allgemeine Unzufriedenheit im Lande über die anbefohlene Gläubigkeit: alles dieß wirkte sehr ungünstig auf die Heiterkeit seines Geistes, und auch die bis in ein so hohes Alter rüstigen Körperkräfte fingen an zu sinken. Kant erschien nicht mehr in größeren Gesellschaften, suchte seit 1794 überhaupt nicht mehr außerhalb des Hauses die geistige Erholung und beschränkte sich auf die Unterhaltung seiner lieben Tischgäste. Mit dem Sommer 1795 stellte er alle seine Privatvorlesungen ein, und las nur noch täglich eine Stunde die öffentlichen, abwechselnd über Logik und Metaphysik. Dagegen arbeitete er eifrig an

der Vollendung seiner Metaphysik der Sitten und an der Herausgabe seiner Anthropologie. Dieses ganz populär gehaltene Werk sollte kein strebender Jüngling, dem es um hellen klaren Blick in's Leben und um die Gewinnung leitender Grundsätze zu thun ist, ungelesen lassen. Es vereinigt die guten Eigenschaften Kant's des Denkers, des sittlichen Charakters, des witzigen Weltmannes und feinen Gesellschafters, ist auf jeder Seite belehrend und nie langweilig. Nur einige Sätze als Probe. Ueber die lange Weile und Kurzweil heißt es:

„Sein Leben fühlen, sich vergnügen, ist also nichts Anderes, als sich kontinuirlich getrieben fühlen, aus dem gegenwärtigen Zustande herauszugehen (der also ein ebenso oft wiederkehrender Schmerz sein muß). Hieraus erklärt sich auch die drückende, ja ängstliche Beschwerlichkeit der langen Weile für Alle, welche auf ihr Leben und auf die Zeit aufmerksam sind (kultivirte Menschen). — Der Karaibe ist durch seine angeborene Leblosigkeit von dieser Beschwerlichkeit frei. Er kann stundenlang mit seiner Angelruthe sitzen, ohne etwas zu fangen; die Gedankenlosigkeit ist ein Mangel des Stachels der Thätigkeit, der immer einen Schmerz bei sich führt, und dessen jener überhoben ist. Unsere Lesewelt von verfeinertem Geschmack wird durch ephemerische Schriften immer im Appetit, selbst im Heißhunger zur Leserei (eine Art von Nichtsthun) erhalten, nicht um sich zu kultiviren, sondern um zu genießen, so daß die Köpfe immer leer bleiben und keine Uebersättigung zu besorgen ist, indem sie ihrem geschäftigen Müßiggange den Anstrich einer Arbeit geben."

„Dieser Druck oder Antrieb, jeden Zeitpunkt, darin wir sind, zu verlassen und in den folgenden überzugehen, ist accelerirend und kann bis zur Entschließung wachsen, seinem Leben ein Ende zu machen, weil der üppige Mensch den Genuß aller Art versucht hat und keiner für ihn mehr neu ist; wie man in Paris vom Lord Mordaunt sagte: „die Engländer erhenken sich, um sich die Zeit zu passiren." — — Die in sich wahrgenommene Leere an Empfindungen erregt ein Grauen (horror vacui) und gleichsam das Vorgefühl eines langsamen Todes, der für peinlicher gehalten wird, als wenn das Schicksal den Lebensfaden schnell abreißt."

„Hieraus erklärt sich, warum Zeitverkürzungen mit Vergnügen für einerlei genommen werden, weil, je schneller wir über die Zeit wegkommen, wir uns desto erquickter fühlen; wie eine Gesellschaft, die sich auf einer Lustreise mit Gesprächen im Wagen wohl unterhalten hat, beim Aussteigen, wenn einer von ihnen nach der Uhr sieht, fröhlich sagt: wo ist die Zeit geblieben? oder: wie kurz ist uns die Zeit geworden! Da im Gegentheil, wenn die Aufmerksamkeit auf die Zeit, nicht Aufmerksamkeit auf einen Schmerz, über den wir hinwegzukommen uns bestreben, sondern auf ein Vergnügen wäre, man wie billig jeden Verlust der Zeit bedauern würde. — Unterredungen, die wenig Wechsel der Vorstellungen enthalten, heißen langweilig, sind eben

hiermit auch beschwerlich, und ein kurzweiliger Mann wird, wenn gleich nicht für einen wichtigen, so doch für einen angenehmen Mann gehalten, der, sobald er in's Zimmer tritt, gleich aller Mitgäste Gesichter erheitert — wie durch ein Frohsein wegen Befreiung von neuer Beschwerde."

Kant erlebte noch den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. (1797) und die zugleich erfolgende Aufhebung der Censurbedrückungen. Von einer Krankheit erholte er sich, las mit dem größten Interesse das von Hufeland ihm übersandte Werk: „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", und hierdurch angeregt schrieb er seinerseits „von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden" — eine Kunst, die er selber in ausgezeichnetem Maaße sich erworben. Leider waren die letzten Lebensjahre des großen Mannes eine lange Sonnenfinsterniß für den so lange in höchster Klarheit erschienenen Geist. Das sonst so riesenmäßige Gedächtniß schwand der Art, daß Kant zuletzt seine nächsten Freunde nicht mehr erkannte und sich nicht erinnerte, sie vorher gesehen zu haben; ein fortwährender Druck des Gehirns, das freilich so sehr und so lange in Anspruch genommen worden war, schien alle Kombination der Begriffe zu verhindern; es schwand endlich der Geruch und die Sehkraft und der stets rebellische Unterleib versagte seine Dienste, so daß der ohnehin außergewöhnlich magere Körper schon bei Lebzeiten zu einer Mumie einschrumpfte. Nur das schön gebildete Haupt mit der Denkerstirn konnte keine Krankheit verändern, das Angesicht ward durch den Tod nicht merklich entstellt, der — ein sanftes Entschlummern — am 12. Februar 1804 den Geist von den Banden des Leibes erlöste.

Durch die regelmäßigste Lebensweise und unbedingteste Herrschaft, die der Geist über den Leib errang, hatte es Kant dahin gebracht, daß sein gebrechlicher körperlicher Theil doch so lange Stand hielt für den Dienst der Seele. Er stand Sommer und Winter regelmäßig um 5 Uhr des Morgens auf, und ging um 10 Uhr Abends zu Bette. Er hielt nur Eine (Mittags-) Mahlzeit, und wenn er nicht außerhalb des Hauses speiste, hatte er täglich in der Regel zwei Tischgäste bei sich, höchstens fünf. Seine Tischgespräche vermieden alle Erörterung streng wissenschaftlicher Materien, waren aber nichtsdestoweniger voll von feinen Bemerkungen über Welt und Menschen. Frau v. d. Recke rühmte ausdrücklich die leichte Konversation, die der große Denker auch mit den Frauen zu führen wußte: „Schöne, geistvolle Unterhaltungen dank' ich dem interessanten persönlichen Umgange dieses berühmten Mannes, täglich sprach ich diesen liebenswürdigen Gesellschafter in dem Hause meines Vetters, des Reichsgrafen von Kaiserlingk zu Königsberg. Kant war der dreißigjährige Freund dieses Hauses und liebte den Umgang der verstorbenen Reichsgräfin, die eine sehr geistreiche Frau war. Oft sah ich ihn da so liebenswürdig unterhaltend, daß man nimmer den tiefen abstrakten Denker in ihm geahnt hätte, der eine solche Revolution in der

Philosophie hervorbrachte. Im gesellschaftlichen Gespräch wußte er bisweilen sogar abstrakte Ideen in ein liebliches Gewand zu kleiden und klar setzte er jede Meinung auseinander, die er behauptete. Anmuthsvoller Witz stand ihm zu Gebot und bisweilen war sein Gespräch mit leichter Satyre gewürzt, die er immer mit der trockensten Miene anspruchslos hervorbrachte." Besonders gern pflegte Kant auch den Umgang mit achtbaren Kaufleuten; — bei Motherby war er des Sonntags regelmäßig zu Tische, der Engländer Green einer seiner liebsten Freunde. Höchst charakteristisch ist die Art, wie Beide in ein näheres Verhältniß kamen. Zur Zeit des englisch-nordamerikanischen Krieges ging Kant eines Nachmittags in dem Dönhoffschen Garten spazieren und blieb vor einer Laube stehen, in welcher er Einen seiner Bekannten in Gesellschaft einiger ihm unbekannter Männer entdeckte. Er ließ sich mit der Gesellschaft in ein Gespräch ein, das sich gar bald auf die großen Ereignisse der Zeitgeschichte lenkte. Kant nahm sich der Amerikaner an, verfocht mit Wärme ihre gerechte Sache und ließ sich mit einiger Bitterkeit über das Benehmen der Engländer aus. Auf einmal springt ganz voll Wuth ein Mann aus der Gesellschaft auf, tritt vor Kant hin, sagt, daß er ein Engländer sei, erklärt seine ganze Nation und sich selbst für beleidigt und verlangt in der größten Hitze eine Genugthuung durch blutigen Zweikampf. Kant läßt sich durch den Zorn des Mannes nicht im Mindesten aus seiner Fassung bringen, sondern setzt sein Gespräch fort und fängt nun an seine politischen Grundsätze und Ansichten, und den Standpunkt, von welchem jeder Mensch als Weltbürger, unbeschadet seines Patriotismus, dergleichen Weltbegebenheiten beurtheilen müsse, mit einer solchen hinreißenden Beredtsamkeit zu schildern, daß Green — dieß war der Engländer — ganz voll Erstaunen ihm freundlich die Hand reicht, den hohen Ideen Kants beipflichtet, wegen seiner Hitze ihn um Verzeihung bittet und ihn am Abend bis an seine Wohnung begleitet. Beide Männer waren von Stund' an die intimsten Freunde, und als Green starb, war für Kant eine der tiefsten Quellen der Lebensfreude versiegt. — Auch mit Hippel und Hamann ward Umgang gepflogen, doch waren diese Charaktere, namentlich der in seiner überwiegenden Phantasie mehr springende als stetig forschende Geist Hamanns zu verschieden von der kantischen Klarheit und Gründlichkeit, um ein herzliches Freundschaftsverhältniß herbeizuführen. Uebrigens behandelte der große Mann jeden seiner verschiedenen Freunde auch mit der größten Zartheit nach dessen individuellem Charakter. Er mischte sich nie zudringlich in ihre Angelegenheiten; seinen Rath gab er mit größter Schonung und meist so, daß er auf einen Andern Bezug zu haben schien. Er handelte oft zum Besten namentlich seiner jüngeren Freunde, ohne daß diese es merkten.

Kant besaß in den letzten siebzehn Jahren seines Lebens ein eigenes Haus, das acht Stuben in sich faßte; im untern Stock war auf dem einen Flügel der Hörsaal, auf dem andern die Wohnung seiner alten

Köchin; im oberen Stock auf dem einen Flügel sein Eßsaal, seine Bibliothek (die sehr klein war) und die Schlafstube, auf dem andern das Besuchs- und das Studirzimmer, welches nach Osten lag und die Aussicht auf einige Gärten hatte. Das Ameublement war höchst einfach. Nur im Visitenzimmer und in der Eckstube hing ein Spiegel, in den übrigen Zimmern standen einige Tische, Stühle und ein kleines Kanapee. Die weißen Wände waren gar nicht ausgeziert; nur in der Studirstube hing an der Wand das Bildniß von Jean Jaques Rousseau.

In den Jahren, als Kant sich noch auf seinen alten, nachmals schwach gewordenen Diener, Namens Lampe, ganz verlassen konnte, stand fast Alles unter dessen Aufsicht. Er war der Haushof- und Kellermeister. Kant gab am Abend den Küchenzettel für den folgenden Mittag, und sein Lampe mußte dann für die Ausführung Sorge tragen. Pünktlich um drei Viertel auf fünf Morgens mußte der Diener vor dem Bette des Herrn erscheinen und wecken; bisweilen war Kant noch so schläfrig, daß er den Bedienten bat, er möchte ihn heute noch etwas ruhen lassen, aber dieser hatte für solche Fälle schon die nöthige Weisung und ging nicht eher von dannen, als bis er sah, daß sein Herr sich erhob. Kant hielt einen Schlaf von sieben Stunden und zwar von 10 bis 5 Uhr für die Grundlage der ganzen Diät. Sobald er angekleidet war, ging er im Schlafrocke und mit einer Schlafmütze, über welche er noch ein kleines dreieckiges Hütchen setzte, in seine Studirstube, wo er sogleich sein Frühstück genoß, das in einer Pfeife Taback und zwei Tassen sehr dünnen Thees bestand. Er rauchte sehr gern, aber er hatte sich's zur Maxime gemacht, täglich nie mehr, als eine Pfeife zu rauchen, und was er einmal sich zur Lebensregel gemacht hatte, daran hielt er unerschütterlich fest. Vir propositi tenax. Kant, dessen Einnahme nie glänzend war, hinterließ ein baares Vermögen von 20,000 Thalern, das er theils seinen Angehörigen, theils für wohlthätige Zwecke bestimmte. Eine seiner Hauptmaximen war auch gewesen, nie Schulden zu machen.

Johann Jakob von Moser.*)

Wir halten die Tapferen hoch in Ehren, welche mit dem Schwert in der Hand die Grenzen des Vaterlandes vor dem Eindringen des Feindes schützen oder den eingedrungenen Feind wieder zurückschlagen und seinen Uebermuth züchtigen; aber nicht minder verdienen jene Männer

*) Lebensgeschichte J. J. Mosers von ihm selbst beschrieben (1768). Die beiden Moser in ihrem Verhältniß zu deutschem Leben und Wissen (Mit Benutzung ungedruckter Quellen) von Rob. Mohl in den Monatsblättern zur Ergänzung der A. Z. 1846, August. — Das Leben Johann Jakob Mosers. Aus seiner Selbstbiographie, den Archiven und Familienpapieren dargestellt von A. Schmid (Stuttgart, Liesching 1868).

den Lorbeerkranz, die im stillen Wirken zwar, doch nicht minder muthvoll, mit den Waffen des Geistes für Recht und Gerechtigkeit im eigenen Vaterlande kämpfen und für ihr Volk in die Schranken treten, welche Brauch und Herkommen des Volkes heilig zu halten lehren und es eben sowohl vor der Willkür despotischer Fürsten als falscher Propheten des Tages sicher zu stellen wissen. Darum mögen zwei Rechtsgelehrte, Moser und Möser, den Reigen deutscher Vaterlandsfreunde eröffnen, weil sie mit ihrer ganzen vollen Lebenskraft deutsches Recht und deutsches Volksthum zu Ehren gebracht haben.

Johann Jakob Moser wurde am 18. Januar 1701 in Stuttgart geboren. Seiner Familie war schon 1573 vom Kaiser Maximilian II. der Adelstand mit dem Namen „Moser von Filsek" verliehen; doch später von ihr nicht mehr geltend gemacht worden. Unser Moser machte als junger Mann, da er sich um den Regierungsrathstitel bewerben wollte, seinen Adel wieder geltend, ließ jedoch das Prädikat auch fallen, sobald er „die Ehre und Güter dieser Welt mit einem andern Auge anzusehen angefangen hatte". Der Vater Mosers war Herzogl. Würtembergischer Rechnungs- und Expeditionsrath zu Stuttgart, die Mutter eine Tochter Mislers, des Königl. Schwedischen Konsistorialraths und Dompredigers zu Stade. Was sich am Sohne schon früh herausstellte, war ein außerordentlicher Fleiß, verbunden mit großer Leichtigkeit im Arbeiten, aber auch ein unruhiger unsteter Sinn, vom Ehrgeiz und Trieb in's Weite angeregt. „Mein seliger Herr Vater," erzählt Moser in seiner Selbstbiographie — „sparte keine Kosten an mir, weil er aber nicht selbst „„von Studien da war"", erreichte er seinen Zweck nicht. Hätte beständig eine der Sache gewachsene Person, welche mein lebhaftes, aber auch meisterloses Gemüth zu regieren gewußt hätte, meine Studien dirigirt, so hätte ich es in den sogenannten humanioribus und der Philosophie weit gebracht; denn es fehlte mir weder an Naturgaben, noch an Fleiß. Aber ich lernte unordentlich, wollte schon damals Bücher schreiben und übersetzte zu dem Ende, weil ich es nicht besser verstand, mit großer Geduld viele altrömische Schriftsteller in's Deutsche, schrieb ein Antiquitäten- und Medaillen-Kabinet, auch philosophische Traktate. Meine Lehrer hatten zum Theil nicht das erforderliche Geschick, theils war ich ihnen mit meinem Fleiß überlästig, wie denn einstens ein Präzeptor, als ich ihm freiwillig wöchentlich zwei Mal 100, einstens aber auf Ein Mal 1000 Verse in allerlei Gattungen brachte, das Buch voller Unwillen von sich warf und sagte: Narr! meinst du, ich habe meine Besoldung allein auf dich? und der Rektor des Gymnasiums sprach, als ich ihm freiwillig allzuviele lateinische Reden brachte, zu mir: Tu es moleste sedulus! (du wirst mir mit deinem Fleiß beschwerlich!)"

Sechzehn Jahr alt bezog er die Universität Tübingen, um die Rechte zu studiren. An dem römischen Recht, das nach damaliger Art sehr geistlos behandelt wurde, fand er gar keinen Geschmack. Dagegen wurde sein Interesse durch das deutsche Staatsrecht angezogen, das Professor

Helfferich las; hier fand er, was er suchte, „brauchbare Dinge und wirkliche Fälle und Begebenheiten.“ Neben dem Studium ward fleißig geschriftstellert und auch ein gelehrter Briefwechsel mit damals hervorragenden Männern angeknüpft. Schon in seinem 19. Jahre war er Professor der Rechte in Tübingen; doch der Neid seiner älteren Kollegen sorgte dafür, daß er über einen Gegenstand lesen mußte, der nichts Anziehendes hatte, so daß ihm die Zuhörer ausblieben. Um seiner Jugend mit einem Titel nachzuhelfen, bewarb er sich um den Charakter eines Regierungsrathes. „Desto besser fortzukommen und aus Eitelkeit wagte ich es, ob ich gleich erst 20 Jahre hatte, um den Regierungsraths-Charakter zu bitten, uud reisete zu dem Ende in den Deinacher Sauerbrunnen, allwo sich der Hof damals befand. Herr v. Schunk war gefallen und der Komitial-Gesandte Freiherr v. Schütz an seine Stelle gekommen. Ich traf ihn auf dem Spaziergange an und eröffnete ihm mein Vorhaben; er machte mir aber schlechte Hoffnung, weil ich noch keinen Bart und der Herzog sich entschlossen hätte, mit diesem Charakter an sich zu halten. Doch ließ er sich in einen etlichstündigen Diskurs über allerlei die würtembergische Historie und Staatsrecht betreffende Materien mit mir ein, und er bezeugte sein Vergnügen über meine Einsichten, sonderlich über meine Muthmaßung, woher es kommen möge, daß Würtemberg in der Wormser Matrikel vom Jahr 1521 mit einem Churfürsten-Anschlag belegt worden sei; so daß er endlich sagte, ich sollte ihm mein Memorial geben. Ich leugnete, daß ich es bei mir hätte, ging nach Haus und machte noch zwei andere, in deren einem ich um den Charakter eines Raths, in dem andern aber eines Hofgerichts-Assessors bat. Um 11 Uhr gab ich ihm alle drei, um daraus dasjenige zu wählen, womit er durchdringen zu können glaubte, und um 2 Uhr war es schon von dem Herzog unterschrieben, daß ich den Regierungsraths-Charakter haben sollte.“

Der Titel brachte aber keinen Gehalt, und da sich der junge Professor auch schon seit einem Jahre verlobt hatte, sann er nach, wie und wo er schneller eine gesicherte Stellung gewinnen möchte. Er beschloß, sich nach Oesterreich zu wenden. Arm an Geld und Kleidung, ohne Bekanntschaft und Empfehlungsbriefe reiste er von Ulm die Donau hinab, gelangte glücklich nach Wien und wandte sich gleich an eine Hauptperson, den Reichsvizekanzler Grafen v. Schönborn, der ihn gütig aufnahm. Leider bekam er aber bald nach seiner Ankunft das viertägige Fieber, und mußte sich damit die ganze Zeit schleppen. Auf der öffentlichen Windhag'schen Bibliothek lernte er einen jungen katholischen Gelehrten kennen, Namens Hahn, der den bekannten gelehrten Benediktinerabt Gottfried von Göttweig bei dessen historischen Forschungen unterstützte und dem Prälaten von dem schwäbischen Professor erzählte. So ward Moser auch dem Herrn Abt bekannt und von diesem wie vom Grafen Schönborn wiederholt eingeladen. Man versprach ihm eine sehr einträgliche Stelle bei der böhmischen Kanzlei und die besondere Gnade Seiner

kaiserlichen Majestät, wenn er den katholischen Glauben annehmen wollte. „Blutarm war ich," sagt Moser, „und ich hatte damals keinen Funken Religion, nicht einmal einer natürlichen, aber ich war doch viel zu ehrlich dazu, als daß ich mich auch nur äußerlich hätte stellen wollen, ich hielte die katholische Religion für besser als die evangelische." Mit allem Freimuth sagte er dem Herrn Prälaten, daß er durchaus keine Lust hätte, sein Bekenntniß zu ändern, und die Religionsgespräche, die nun abgehalten wurden, änderten nicht seinen Entschluß.

„Indessen blieb dennoch der Herr Reichsvizekanzler mein gnädiger Herr. Ich hatte auch verschiedene Mal bei Kaiser Karls VI. Majestät Audienz. Einmal trug es sich zu, daß ich eben um die zur Ertheilung der Audienz gegebene Stunde, welche ich nicht versäumen durfte, mein Fieber bekam. Ich hielt in dem kaiserlichen Vorgemach den Frost aus, und als ich in der Hitze war, wurde ich zum Kaiser hineingerufen, da ich so matt war, daß ich kaum stehen konnte. Aus Eitelkeit redete ich den Kaiser lateinisch an, er antwortete mir auch in eben dieser Sprache und zwar länger, auch etwas deutlicher als sonst seine Gewohnheit war. Des andern Tages schickte der Herr Reichsvizekanzler einen Kanzellisten zu mir, und ließ mich wissen: ich dürfte mir eine kaiserliche Gnade ausbitten. Ich bat darauf um eine Medaille zum Angedenken, erhielt aber eine goldene Gnadenkette nebst einer daran hangenden güldenen Medaille mit des Kaisers Bild und Wahlspruch."

Er reiste darauf im Frühjahr 1722 bei schlechter Witterung und noch schlechterer Gesundheit in die Heimath zurück, und da ihm das Geld fast ausgegangen war, mußte er sich auf der Reise höchst kümmerlich behelfen. Dennoch hatte er Muth genug, bald nach seiner Rückkehr in Stuttgart mit seiner Verlobten Hochzeit zu halten, im Glauben, die ihm in Wien zu Theil gewordene Auszeichnung werde auch bei seinen Vorgesetzten in Stuttgart den besten Eindruck hervorbringen. Darin hatte er sich aber sehr getäuscht; der Konferenzminister, Freiherr von Schütz, sagte ihm geradezu, man könne nicht begreifen, wie ihm als jungem Manne auf diese Weise begegnet sei; er müsse etwas zum Nachtheil des Hauses Würtemberg entdeckt oder an die Hand gegeben haben. Seine Lage war mißlicher als zuvor.

Im Jahr 1724 ward die Frage auf's Tapet gebracht, wie das Reichskammergericht ohne kaiserliche Zuschüsse erhalten werden könnte? Moser hatte auch ein Gutachten ausgearbeitet, ging damit nach Wetzlar, ward aber nach Wien verwiesen, da das Kammergericht selber in dieser Frage nichts entscheiden konnte. So trat denn Moser noch im Herbst desselben Jahres seine zweite Reise nach der Kaiserstadt an und trug sein Gutachten vor. Der Präsident des Reichshofraths, Graf von Windischgrätz, sagte ihm aber rund heraus, wenn er sonst nichts in Wien zu verrichten hätte, möchte er nur wieder nach Hause reisen, denn aus seinen Vorschlägen würde nichts, auch wenn sie die besten und zweckmäßigsten wären; da das Kammergericht schon jetzt nichts auf den Kaiser gäbe,

was dann erst geschehen würde, wenn es des kaiserlichen Hofes gar nicht mehr bedürfte?

Doch dem Reichsvizekanzler war die Anwesenheit des würtembergischen Rechtsgelehrten wieder sehr willkommen, da er seine Hülfe in Ausarbeitung mehrerer Rechtsfragen, betreffend die Gerichtsbarkeit katholischer Landesherrn über ihre evangelischen Unterthanen, brauchen konnte, und sich schon früher von dem schnellen, sicheren Arbeiten Moser's überzeugt hatte. Seine Thätigkeit fand bald Anerkennung und würdige Belohnung; er erhielt nicht bloß ein bedeutendes Geldgeschenk, sondern auch die Zusicherung einer Pension von 600 Gulden, und dabei freie Tafel, Wohnung und Bedienung im Hause des Grafen v. Schönborn. Entschlossen in Wien sich niederzulassen, wenn er in seinem Vaterlande kein Brod finden würde, kehrte er im Sommer 1725 nach Stuttgart zurück. Auf seine Bitte um eine wirkliche Regierungsrathsstelle (allenfalls ohne Besoldung, aber doch mit bestimmter Anwartschaft darauf) erhielt er den Bescheid, es sei ihm der Aufenthalt in Wien gestattet, doch unter der Bedingung, einer etwaigen Zurückberufung nach Würtemberg gewärtig zu sein. Auf dieses hin verkaufte Moser alles Entbehrliche und zog mit Weib und Kind nach Wien.

Kaum war er ein Vierteljahr dort in Thätigkeit gewesen, als der würtembergische Gesandte im Auftrage seines Hofes ihm den Vorschlag machte, ob er nicht als wirklicher Regierungsrath mit voller Besoldung zurückgehen wollte? Der ehrliche Schwabe glaubte seinem Landesherrn zunächst Gehorsam schuldig zu sein und nahm den Antrag an, obwohl alle seine wiener Freunde ihm diesen Schritt widerriethen. Der Präsident des Reichshofraths wollte Moser zulieb sogar von der gewöhnlichen Ordnung abgehen und ihm eine überzählige evangelische Reichshofraths-Agentenstelle zuwenden. Der Abt von Göttweig sagte zu ihm: Ich habe allen Respekt für die Reichsfürsten; aber ihre Höfe sind Bäche, da fängt man Schneiderfischlein: Wien ist der Ozeanus, da fängt man Walfische! Moser aber ging in seine Heimath zurück.

Den 25. Juni 1726 ward er in das fürstliche Regierungsraths-Kollegium zu Stuttgart eingeführt und begann mit regstem Eifer sein Werk. „Um zu zeigen, daß ich nichts referirte, was ich nicht vorher zu Hause gelesen und überdacht hatte, gewöhnte ich mich von dem ersten Tage an, von allen mir zum Vortrag zugestellten Stücken wenigstens den kurzen Inhalt zu Papier zu bringen, und mein Votum beizusetzen. Wenn ich es nun in dem Regierungs-Kollegio referirt hatte, schrieb ich hinzu 1) welchen Tag es geschehen, 2) was für ein Secretarius beim Protokoll gesessen, und 3) ob es bei meinem Votum verblieben oder wohin der Schluß des Kollegii ausgefallen sei. Dieses habe ich fortgesetzt, so lange ich Regierungsrath gewesen, und es hat mir damals und hernach auf mancherlei Weise genützt." Jedoch blieb der oft kränkliche Mann nicht eben lange in seiner Stellung. Als 1727 die Kanzlei von Stuttgart nach Ludwigsburg verlegt wurde, welche Stadt damals noch

schlecht angebaut war, trug er Bedenken, in die neue feuchte Amtswohnung zu ziehen, und war entschlossen, abermals nach Wien zu gehen. Der Herzog sah ihn aber dort am unliebsten, und so ward ihm das Anerbieten gemacht, ob er nicht als ordentlicher Professor des Rechts zu dem Collegio illustri in Stuttgart wolle, mit Beibehaltung seines Charakters und seiner Besoldung als Regierungsrath? Das wäre eine höchst bequeme Stellung gewesen, da er gar nicht gehalten war zu Vorlesungen, und solche Gnadenstelle konnte ihm sein Regierungspräsident, der den Umzug nach Ludwigsburg veranlaßt hatte, unmöglich gönnen. Dieser brachte es beim Herzog dahin, daß Moser 1729 nach Tübingen gehen mußte. Dort legte sich nun der stets emsig studirende Rechtsgelehrte auf sein Lieblingsfach, das deutsche Staatsrecht. Er sagt darüber: „Wien und meine Regierungsrathsstelle hatten mich gelehrt, was brauchbar sei und was nicht. Ich fand kein Lesebuch (Lehrbuch) über das deutsche Staatsrecht, das nach meinem Geschmack geschrieben gewesen wäre; dahero schrieb ich eins nach meiner eigenen Denkungsart, darin ich die Alterthümer, das römische Recht ꝛc. ganz wegließ, und die deutsche Staatsverfassung bloß vortrug, wie sie heutiges Tages beschaffen ist; und weil ich für Deutsche schrieb, so faßte ich mein Buch auch deutsch ab.“ „Auch fing ich von Neuem an, ein pragmatisches „europäisches Völkerrecht“ zu lehren. Hierzu gab mir ein junger Herr v. Tillier von Bern Gelegenheit. Er sagte, daß er wohl bei einem gewissen Professor ein schönes Kollegium über des Hugo Grotius „Recht im Kriege und Frieden“ (de jure belli et pacis) gehört, aber nichts weiter daraus gelernt habe, als was vor 1700 und 2000 Jahren zu der Römer und Griechen Zeiten Völker-Rechtens gewesen sei. Er möchte aber erfahren, was unter den heutigen europäischen Mächten und Völkern Rechtens und Herkommens sei! Ich sagte, ich wüßte es auch nicht und müßte es selbst erst lernen. Er hielt aber so lange bei mir an, bis ich mich dazu entschloß und ein Kollegium darüber las. Nun starb er zwar noch während des Kollegii; ich hatte aber einmal einen Geschmack an der Sache gewonnen, machte den Plan zum ganzen Werk in meinen „vermischten Schriften“, und hätte immer gewünscht, so viel Zeit zu bekommen, daß ich selbigen hätte ausführen können.“

Mosers praktische Richtung fand bei den Studenten den lebhaftesten Anklang, zum Schrecken seiner Kollegen, die im alten Schlendrian beharrten, und um sich an dem Gefeierten zu rächen, ihm durch die Zensur seiner Druckschriften allerlei Hemmniß bereiteten. Zuletzt brachten sie es dahin, daß ihm von der Regierung alle seine Schriften weggenommen wurden, unter dem Vorwande, man wolle eine Separation vornehmen zwischen den herrschaftlichen Akten und Privatschriften. Man wollte sich überzeugen, ob seine Korrespondenz nach Wien nicht staatsgefährliche Dinge enthalte, und behielt anderthalb Jahr lang seine Schriften in Händen. Ungeduldig über die Ränke und den Neid von

kollegialischer Seite legte er seine Professur nieder, blieb jedoch einstweilen in Tübingen, da ihm der herzogliche Prinz, Karl Alexander, gute Versicherungen gab auf den Fall, daß Er zur Regierung kommen würde.

Ueber seine zu dieser Zeit erfolgte Sinnesänderung im Betreff der Religion, äußert sich Moser also: „Anno 1733 fing ich an, mit meinem Christenthum es mir Ernst werden zu lassen, und meine Ehegattin wurde zu gleicher Zeit von Gott ergriffen, ohne daß eines von dem andern etwas wußte, bis es sich einige Zeit hernach offenbarte; welches dann unsere ohnehin vergnügte Ehe noch weit liebreicher und gesegneter machte. Weil es uns aber an hinlänglichem Unterricht fehlte, so blieb ich noch vier Jahre in einem gesetzlichen Zustande. — Sonntags nach vollendetem öffentlichen Gottesdienst sammelte sich unvermuthet von selbst nach und nach ein Häuflein redlicher Seelen in meinem Haus, da wir dann unsere fernere Andacht mit Singen, Beten und Betrachtung des Wortes Gottes hatten. Sobald als die Zahl anfing stark zu werden, ertheilte ich dem Stadtsuperintendenten Dr. Hagmaier Nachricht von der ganzen Sache, und er hatte nichts dagegen. Als noch die Zahl sich mehrte und zwei fürstliche Konsistorialbefehle deswegen an Dr. Hagmaier ergingen, berichtete er so günstig, daß wir ungestört gelassen wurden, wie denn niemals die geringste Unordnung vorging, und auch nach meinem Fortgang aus Tübingen diese Erbauungsstunden noch viele Jahre fortgesetzt wurden."

Herzog Karl Alexander gelangte 1733 zur Regierung, und im Sommer des folgenden Jahres ward Moser durch ein für ihn ehrenvolles Dekret in seine vorige Regierungsrathsstelle wieder eingesetzt. An Arbeit fehlte es auf diesem Posten nicht, und da man sein großes Talent kannte, wurden die wichtigsten Sachen ihm übertragen. Dennoch sah er sich genöthigt, da seine Familie sich vermehrte und die Besoldung „beschnitten und unrichtig gereichet" wurde, nebenbei noch Bücher zu schreiben, so daß er der Last der Geschäfte zu erliegen dachte. Sein Ruhm war in allen deutschen Ländern ausgebreitet, und schon im Jahr 1736 erhielt er vom Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I., den Ruf nach der Universität Frankfurt a. d. O. als Universitäts-Direktor, Ordinarius der Juristenfakultät und preußischer Geheimrath. Der Herzog entließ ihn ungern; Moser hatte ihm noch eine werthvolle Sammlung würtembergischer Rechtsurkunden und Schriften, die er auf eigene Kosten zusammengebracht, für das herzogliche Archiv überlassen, und der Herzog sandte ihm folgendes gnädige Handschreiben nach:

Wohl-Edler
Besonders lieber Herr Geheimbder Rath.

Gleichwie Ich des Herrn Geheimbden Raths gegen Mir und Mein Fürstliches Haus geäußerte Devotion in beschehener Extradition Dessen privatim colligirter Literalien mit Dank erkenne, und dagegen dem Herrn Geheimbden Rath solche auch dahin vorbehalte, „„daß,

wenn dessen Kinder mit der Zeit sich etwa in Meinem Lande wieder einzufinden und sich darin zu stabiliren gedächten, Ich ihnen darunter auf eine convenable Art Meine Willfährigkeit zu bezeugen nicht entstehen werde,"" als habe demselben solches hierdurch zu erkennen geben und zugleich versichern wollen, daß ich führohin sein und verbleiben werde

Des Herrn Geheimbden Raths

Stuttgart, den 12. Oct. 1736.

wohlaffektionirter
Karl Alexander, H. z. W.

Die frankfurter Universität war dazumal in schlimmen Umständen; die Zahl der Studenten gering, die meisten Professoren träge, vom Fortschritt der Wissenschaft keine Rede. Mit wahrem Riesenfleiß entfaltete Moser seine Thätigkeit als Lehrer, Schriftsteller und Vorgesetzter der Fakultät, sobald er aber den Herren Kollegen zu Leibe ging, stand Alles wider ihn auf. Zu dem Verdruß gesellte sich öfteres Unwohlsein, so daß sich sein Arzt äußerte: „er müsse eine eisenmäßige Natur haben, daß er nicht schon längst den Tod davon gehabt hätte." Moser bat, einer von den Kuratoren der Universität möchte selber kommen und die Uebelstände mit eigenen Augen sich anschauen. Herr v. Reichenbach kam; er ließ alle Professoren in pleno zusammenkommen, im Kreis herumsitzen, las aus Mosers Bericht einen Punkt nach dem andern ab, und fragte dann, ob dem so wäre? Da sollte Einer dem Andern in's Gesicht sagen: er sei faul, ein schlechter Dozent, seinem Amt nicht gewachsen ꝛc. Moser hatte unter Anderem berichtet, daß über dem vom König eigenhändig unterzeichneten Befehl, es sollte alle vier Wochen ein Professor nach dem andern in der Reihe herum öffentlich disputiren, sich Jeder hinwegsetzte. Der Herr Präsident sagte: Es sollte ein Jeder zu Protokoll erklären, ob er dem Befehl nachkommen wollte oder nicht? Als es an den Professor Fleischer kam, erklärte er sich: Nein! ich gehorche dem Befehl nicht, es hat ihn ein Narr angegeben! und der Herr Präsident hörte das gelassen an. Weil Niemand öffentlich sprechen wollte, mußte endlich Moser, um nicht als ein Lügner dazustehen, den Mund allein aufthun und Vieles sagen, was mancher Kollege nicht gern hörte. Es kam zwar bald nachher ein neues „Reglement", aber Niemand kümmerte sich darum.

Unter solchen Umständen länger zu bleiben, war einem Manne wie Moser, der es mit seinem Berufe treu und ehrlich meinte, nicht wohl möglich, zumal als nun auch die Anklägereien und böswilligsten Verleumdungen wieder anfingen. Der König selber kam nach Frankfurt; das war Mosern lieb, er trat dem bereits wider ihn eingenommenen Fürsten fest gegenüber. Als nach der Sitte damaliger Zeit auf Befehl des Königs der lustige Rath Morgenstern in einem besonderen Anzug im großen Hörsaale erschien, um eine Disputation „vernünftige Gedanken von der Narrheit" zu halten, sollten die Professoren opponiren und

Moser den Anfang machen. „Der König (so heißt es in der Selbstbiographie) hielt im Auditorio in Gegenwart einer großen Menge Leute, vorher, ehe Morgenstern kam, einen langen überaus merkwürdigen Diskurs mit mir. Als ich ihm aber meinen Sinn in Ansehung des Opponirens zu erkennen gab, wurde er unwillig und meinte, es sei geistlicher Hochmuth und Heuchelei, daß ich nicht opponiren wolle. Indessen wurde ich doch wirklich mit dem Opponiren verschont."

Moser hatte schon mehrere Mal um seinen Abschied gebeten, aber ihn nicht erhalten. Als er aber in einer Dissertation „über das Recht und die Art der Thronfolge" Kaiser Karls VI. pragmatische Sanktion vertheidigte (der zufolge Maria Theresia ihrem Vater in der Regierung folgen sollte) und auch über eine genaue Abfassung derselben an den österreichischen Staatssekretär v. Bartenstein schrieb, ward solches vom preußischen Hofe übel vermerkt, und der König ertheilte ihm den Abschied unter ehrender Anerkennung seiner Treue und seines Wohlverhaltens.

Nun zog sich Moser mit seiner Familie in das stille Landstädtchen Ebersdorf im Voigtlande zurück, wo er acht Jahre, „die vergnügtesten und seligsten Stunden" in seinem Leben, verweilte und ganz der Wissenschaft sich widmete. Am meisten beschäftigte ihn sein Riesenwerk „über das deutsche Staatsrecht", nicht selten ward er aber auch von diesem und jenem Reichsfürsten bei wichtigen Staatsgeschäften verwendet, und war nach dem Tode Karls VI. zweimal bei der Kaiserwahl, indem man seinen Rath bei den Wahlkapitulationen benutzte. Auf diese unabhängige und doch geistig anregende Stellung — denn Moser stand mit namhaften Gelehrten in stetem Verkehr — folgte die Uebernahme des Ministeriums (1747—1749) im Ländchen Hessen-Homburg; dann aber in Hanau die Gründung und Leitung einer Bildungsanstalt für künftige Staatsmänner, welche Stellung ihm sehr zusagte, da sein Wirken unbehindert und von sichtbarem Erfolg gekrönt war. Mitten in dieser Arbeit überraschte ihn die Anfrage, ob er nicht als Landschafts-Konsulent wieder in sein Vaterland zurückkehren wolle? Man muß das tief im schwäbischen Gemüth wurzelnde Heimathsgefühl, aber auch den Patriotismus des wackeren Moser in Anschlag bringen, um zu begreifen, daß er einem Rufe folgte, der ihn aus einer glänzenderen und angenehmeren Stellung wieder in eine eben so verwickelte als undankbare Berufsthätigkeit führte. Wir lassen ihn selbst darüber sich äußern:

„Wenn ein Landschafts-Konsulent seinem Amt gewachsen ist, auch bei der Landschaft den nöthigen Kredit hat, kann er in manchen Fällen mehr Gutes stiften und mehr Böses hindern als ein Wirklicher Geheimer Rath, ja als das ganze Geheime Raths-Kollegium, und der Hof selbst schreibt den Gang der landschaftlichen Sachen ordentlicher Weise den Konsulenten zu. Indessen kam doch dieser Antrag in keine Vergleichung mit den Stellen, die ich ausgeschlagen hatte. Aber ich wußte, wo es meinem Vaterlande fehlte. Die Land- und Stadtökonomie, vornehmlich aber das Manufaktur-, Handlungs- und Polizeiwesen litten noch viele

Verbesserungen, in deren Ermangelung das baare Geld stromweis zum Lande hinaus- und wenig hineinging, welches, wenn kein Krieg in dasigen Gegenden geführt wird, nothwendig eine allmählige Verzehrung der Landeskräfte nach sich ziehen muß. Weil ich nun bei meinem Aufenthalt in Frankfurt a. d. O., Ebersdorf, Homburg und Hanau mancherlei Einsicht und Erfahrung hierin bekommen hatte, verhoffte ich, meinem Vaterlande hierin wichtige Dienste leisten zu können. Ich entschloß mich also, diese Bedienung anzunehmen, und, um zu zeigen, daß ich dabei nicht auf mein Privatinteresse sehe, gab ich auf Befragen: wie viel ich Besoldung verlangte? zur Antwort: was der Landschaft guter Wille sei. Die herzogliche Konfirmation erfolgte ohne Schwierigkeit, auch mit Vorbehalt meines Geheimenraths-Charakters; nur daß ich mich dessen nicht bedienen sollte, wenn ich als Konsulent bei Hofe oder in der Kanzlei erschiene. Gleichwie ich aber meine Ehre schon seit langen Jahren nicht mehr in Titel und Rang suche, sondern im Gegentheil öfters nur gar zu wenig daraus mache: also ließ ich auch meinen Geheimenraths-Charakter in Hanau zurück, und da ich mich nicht schämte, Landschafts-Konsulent zu s e i n, so schämte ich mich auch nicht, mich so nennen zu lassen."

Moser zog also im Oktober 1751 wieder nach Stuttgart. Anfangs ging Alles gut, man war mit ihm wohl zufrieden und wunderte sich nur, daß er in so kurzer Zeit sich in die Landschaftsangelegenheiten hineinarbeiten und so richtig darüber urtheilen konnte. Gern hätte er seine hanauische Akademie auch in Stuttgart fortgesetzt; die Regierung wollte es aber nicht leiden, aus Furcht, es möchte der Universität Tübingen ein Nachtheil daraus erwachsen. Sodann machte er einen Entwurf zu einer „patriotischen Gesellschaft", welche, in verschiedene Klassen eingetheilt, sich mit Förderung und Verbesserung der würtembergischen Staats-, Kirchen-, Gelehrten- und Naturgeschichte, mit der Oekonomie, dem Manufakturwesen, dem Handel und der Polizei beschäftigen sollte. Allein ein „sonst wackerer" Geheimer-Rath rieth von dem Unternehmen ab, weil es sonst heißen würde, kaum sei Moser wieder in's Land gekommen, so wolle er auch schon reformiren.

Als er nun aber mit Ausrottung der vielen Mißbräuche in und außer der Landschaft Ernst machte, ging der Handel an; der landständische Ausschuß wollte aus seiner trägen Ruhe nicht aufgerüttelt werden, und nannte Mosers Vorschläge „Chimären". Der Konsulent zeigte zwar, mit Hinweisung auf seine „Grundsätze einer vernünftigen Regierungskunst", die im auswärtigen Publikum die beste Aufnahme gefunden hatten, daß sämmtliche Rathschläge sehr praktische Resultate bezweckten, indem sie darauf hinausliefen: 1) das Geld im Lande zu erhalten, 2) noch mehreres hereinzubringen, 3) das darin vorhandene in besseren Umlauf zu setzen, mithin des Landes innere Kräfte zu vermehren und den Unterthanen bessern Wohlstand zu verschaffen; — es half aber Alles nichts, er fand überall den heftigsten Widerstand und konnte nicht durchdringen.

Der Herzog freute sich übrigens des Vorgehens seines Landschafts-Konsulenten und schrieb noch 1756 eigenhändig an ihn: „Wollte Gott, es dächte Jeder so patriotisch wie der Herr Konsulent und Ich; es ginge gewiß Herrn und Lande wohl.“ Mit des Herzogs Genehmigung ward denn doch Manches durchgesetzt. Als aber der Landesherr Geld brauchte und oft widerrechtlich der Landschaft Steuern auflegte, begann Moser auch dem Landesherrn gegenüber die wohlbegründeten Rechte der Landschaft zu vertreten. Als dann vollends der Graf von Montmartin zum Kabinetsminister berufen ward, der den Herzog in seinem absoluten Wesen bestärkte und von der Landschaft aller Reichs- und Landesverfassung zuwider unbedingten Gehorsam forderte, konnten die Landschafts-Ausschüsse dazu nicht stillschweigen, und es entbrannte ein heftiger Streit zwischen der Regierung und den Ständen. Moser wollte die Rechte des Landes in seinem „landständischen Staatsrecht“ auseinandersetzen; da erschien ein herzoglicher Adjutant und nahm ihm die Manuscripte weg. Endlich erhielt er sie wieder, aber mit dem Verbot, sie drucken zu lassen. Die herzoglichen Rescripte waren so bitter, daß ein Anderer in Mosers Stelle geflohen oder von seinem Posten abgetreten wäre. Moser kannte die Gefahr, aber fürchtete sie nicht.

Am 12. Juli 1759 ward Moser vor den Herzog berufen. Er konnte sich wohl denken, was seiner wartete. Man ließ ihn lange im Vorzimmer stehen; er aber, stark im Glauben, daß die gerechte Sache auch Gottes Sache sei, sprach aus der Fülle seines Herzens zu dem anwesenden Geheimen Sekretär:

Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ
Wo er ist
Sich stets lassen schauen.

Vom Herzog ward er sehr ungnädig mit folgender Erklärung empfangen: „Weil alle Meine bisher gegen ihn erlassenen Resolutionen nichts gefruchtet, sondern die Landschaft mit ihren respektswidrigen und ehrenrührigen Schriften noch immer fortfährt, so sehe ich Mich genöthigt, Mich seiner als des Konzipisten Person zu versichern und ihn nach Hohentwiel zu schicken. Ich werde die Sache durch die allerschärfste Inquisition untersuchen lassen.“ Moser antwortete: „Euer Durchlaucht werden einen ehrlichen Mann finden.“

Die Nachricht von seiner Verhaftung, aber auch von seinem standhaften Muth verbreitete sich durch das ganze Land. Der Herzog hatte für gut befunden, daß seine landesväterliche Handlung noch am selben Tage in der Stuttgarter Zeitung durch einen Artikel beschönigt wurde, worin der arme Moser auf's häßlichste „abgemalt“ ward, und zu gleicher Zeit wurde auch sein zweiter, im herzoglich würtembergischen Staatsdienste stehender Sohn ohne Weiteres und ohne alles Verhör kassirt, ja er bekam nicht einmal die Erlaubniß, eine Oberforstmeisterstelle anzunehmen, welche ihm der Fürst von Ysenburg sogleich angetragen hatte.

Drei Jahre lang war der jüngere Moser der Noth Preis gegeben, bis man ihm endlich erlaubte, außer Landes zu gehen. Der Vater aber wurde zu Hohentwiel in einem Zimmer eingesperrt, das er vier Jahre lang nicht verlassen durfte; er bekam weder eine Kirche noch einen Geistlichen zu sehen, durfte mit Niemand sprechen, alles Schreibmaterial ward ihm entzogen, und nur Bibel und Gesangbuch nebst einem Predigtbuche ward ihm gelassen. Erst vier Jahre nach seiner Einkerkerung (1763) erhielt er die Freiheit, zuweilen mit einem Offizier auf der oberen Festung herumgehen zu dürfen. Er selber berichtet u. A. über diese Zeit:

„Ich theilte meine Zeit so ein, daß ich sie abwechselnd mit Beten, Lesen des Alten und Neuen Testaments und der Gesänge zubrachte. Meine Frau (sie starb vor Gram noch vor Mosers Befreiung, ohne ihn auch nur Ein Mal zu sehen) schickte mir eine kleine Schreibtafel, die mir aber der Kommandant ohne Stift einhändigte. Ich schrieb deshalb mit den Spitzen meiner Schuhschnallen und mit dem Stiel meines silbernen Löffels auf die Pergamentblätter, die jedoch wenig faßten, da die Schreibtafel klein war. Auf die an den Herzog gerichtete Bitte, die von mir in der Gefangenschaft gedichteten geistlichen Lieder ungehindert niederschreiben zu dürfen, erhielt ich keine Antwort. Nun begann ich, meine Sachen mit der Spitze der Lichtputze in die weiße Zimmerwand zu kratzen, welche nach und nach ganz überschrieben wurde. Ebenso schrieb ich mit dem nämlichen Werkzeug zwischen die gedruckten Linien meines aus Schreibpapier bestehenden Exemplars der Steinhofer'schen Evangelien-Predigten. Gleichmäßig verfuhr ich mit meiner halle'schen Bibel."

„Nachdem zuerst meine Frau und dann auch meine Kinder an mich schreiben durften, gewährten mir die unbeschriebenen Stellen dieser Briefe, die übrigens der Kommandant möglichst beschnitt, neues Material, sowie jedes andere alte, wenn auch noch so schlechte Papier, das mir irgendwie zukam. — Die indessen stumpf gewordenen Instrumente, Lichtputze und Scheere, wetzte ich auf dem eisernen Ofen und polirte sie an den aus Eichenholz gefertigten Stühlen meines Zimmers. Durch Wiederabschreiben der in die Wand gekratzten und durch Hinzufügung neuer Lieder, die also alle weiß auf weiß geschrieben waren, entstand eine so reiche Sammlung, daß später bei ihrer Herausgabe acht kleine Oktavbändchen und in der zweiten Auflage des Jahres 1766 zwei Oktavbände von 114 Druckbogen davon voll wurden. Außer diesen zahlreichen Liedern verfaßte ich auch eine Anzahl theologischer und publicistischer Abhandlungen (im Ganzen 43) und bei stets unerschütterter Lebhaftigkeit des Geistes selbst einige humoristische und satyrische Aufsätze. — Ich mußte in diesem Arrest von 1759 bis 1764 ausharren, ohne daß die mir vom Herzog drohend angekündigte Inquisition erfolgte, oder ich auch sonst nur zur Rede gestellt wurde. Meine Frau starb unter der Zeit vor Gram." Vergeblich schritt die Landschaft mit ihren Bitten und Vorstellungen ein. „Als aber endlich im Jahr 1763 der Hubertsburger Friede erfolgte und mein ältester Sohn wegen meiner Befreiung da und

dort bittend auftrat, erklärte ihm Seine königliche Majestät in Preußen (Friedrich der Große) „„wie Höchstdieselben schon vorher, als sie von dem harten und unverdienten Schicksal und der noch fortdauernden Gefangenhaltung seines meritirten Vaters benachrichtiget worden, ihren Gesandten in Wien beauftragt hätten, durch die nachdrücklichsten Vorstellungen bei dem kaiserlichen Hofe darauf zu dringen, daß dem Herzog von Würtemberg durch des Kaisers Majestät ernstliche Anmahnung geschehe, diesen alten würdigen und hartbedrängten Mann aus seinem Gefängniß loszulassen."" Zugleich hatten königl. Majestät in Preußen ihren Gesandten instruirt, die Gesandten Englands und Dänemarks dahin zu vermögen, seine Vorstellungen durch gleiches angelegentliches Gesuch zu unterstützen ꝛc. Dennoch blieb Alles beim Alten, bis sich die Landschaft klagend an den Reichshofrath wendete (30. Juli 1764) und unter Anderem erklärte, „daß es bei den von bösen, Herrn und Land schädlichen ungetreuen Rathgebern ertheilten violenten consiliis um weniger nicht als um gänzliche Zernichtung und Mundtodtmachung derjenigen landständischen Mitglieder zu thun sei, welche für die Aufrechthaltung der landständischen Gerechtsame zu wachen mit schweren Eiden belegt seien." Darauf erging folgende Ordre des Herzogs von Würtemberg an den Kommandanten von Hohentwiel:

„Dem Arrestanten und ehemaligen Landschafts-Konsulenten Moser zu eröffnen, wie Ich durch die vielfältige Fürbitte von den Seinigen und Andern bewogen worden, den Entschluß zu fassen, denselben, ohnerachtet er sich durch seine manchen schweren Verbrechen einer schärferen Ahndung schuldig gemacht, seines bisherigen Arrestes zu entlassen, wann gedachter Moser sothane Entlassung als eine unverdiente Gnade erkennen, um solches nochmalen schriftlich unter Bereuung seiner großen Fehler und Vergehungen bitten, auch einen bereits im Jahr 1759 anerbotenen Revers ausstellen wird."

Dazu konnte und mochte sich aber der ehrliche Moser nicht verstehen. In seinem Antwortschreiben sagte er: „Ew. Herzogliche Durchlaucht haben bei meiner Arretirung mir Nichts anderes Schuld gegeben, als daß ich der Verfasser der mißfälligen landschaftlichen Schriften sein solle. Darauf habe ich aber den 15. Juli 1759 von hier aus gründlich geantwortet. Da ferner auch in Dero jüngster Ordre nicht die geringste Spur ist, in was meine schweren Verbrechen bestehen sollen, so wollen Ew. Herzogliche Durchlaucht mir nicht in Ungnaden vermerken, daß ich, als ein mit Ehren in der Welt bekannter, seit 44 Jahren um Dero Herzogl. Haus und Land auf vielerlei Weise wohlverdienter und nun auf der Grube gehender Mann, mich nicht zu entschließen vermag, meine Freiheit mit dem Verlust meiner wohl und sauer erworbenen Ehre zu erkaufen."

Mittlerweile war den 6. September 1764 ein Beschluß des Reichshofraths erfolgt, kraft dessen kaiserliche Majestät dem Herzog unter An-

derem eröffneten: „Den Konsulenten Moser seiner fünfjährigen gefänglichen Haft gegen hinlängliche Kaution unverzüglich zu entlassen.“ In Folge dessen wurde ein Regierungsrath nach Hohentwiel geschickt, den Verhafteten über alle die Punkte zu vernehmen, deren Hauptinhalt auf Mißverständnissen und böswilligen Verleumdungen beruhete. Moser wies ebenso fest als freimüthig den Ungrund der Beschuldigungen nach und so folgte denn endlich am 25. September 1764 seine Freilassung, jedoch nicht ohne Ausstellung eines Kautionsscheines, der also lautete:

„Ich gelobe an Eides Statt, daß nach meiner Entlassung wegen all' derjenigen Sachen, um welcherwillen ich bisher in Gewahrsam gewesen, ich mich allezeit und auf jedesmaliges Verlangen zu weiterer Untersuchung und Erörterung in Reichs- und Landesverfassungsmäßiger Ordnung vor dem herzogl. würtembergisch landesherrlichen Forum gehörig stellen, und sofort dem endlichen rechtlichen Erkenntniß geziemend unterwerfen soll und will.“

Als dann Moser wenige Wochen später bei dem Herzog um Wiederherstellung des Vergangenen einkam, so erhielt er zwar eine mürrische ungnädige Antwort, doch auch zugleich das thatsächliche Bekenntniß, daß ihm, dem völlig Reinen, durchaus Unrecht geschehen sei. Es wurde ihm nun kein Verbrechen mehr Schuld gegeben, sondern nur geäußert, daß sein Arrest aus „erheblichen, wichtigen“, namentlich politischen Gründen verhängt worden sei. Den von ihm ausgestellten Kautionsschein erhielt er wieder zurück, und der Verfolgte ließ es dabei bewenden. Hatte er doch die Genugthuung, daß alle Biedermänner ihm ihre lebhafteste Theilnahme bezeigten, als er von Hohentwiel zurückkehrte; sogar die Schweizerstädte Schaffhausen, Zürich, Bern, hatten während seiner Gefangenschaft in den Kirchen öffentlich für ihn beten lassen. Nun liefen aus Norden und Süden die ehrenvollsten Beglückwünschungsschreiben ein, unter denen eins von der Judenschaft zu Frankfurt, eins von dem dänischen Staatsminister v. Bernstoff in seinem und des Königs Namen. „Der Allerhöchste sei gelobt,“ heißt es darin, „der Ihnen Kraft verliehen, große und langwierige Leiden unerschrocken und ohne Verletzung Ihrer Pflichten zu ertragen, und der, nachdem er Sie zu einem nicht nur in jetzigen Zeiten, sondern auch bei der Nachkommenschaft aller Ehren würdigen Märtyrer einer guten und gerechten Sache gemacht, Ihnen auch nun mächtig herausgeholfen hat. Er wolle Sie schon in diesem Leben für diese Ihrem Vaterlande erwiesene Treue belohnen, und Sie Ihrem würdigen Herrn Sohne*) und ganzer Familie zum großen und immerwährenden Segen setzen.“

*) Friedrich Karl v. Moser, geb. zu Stuttgart 1723, gest. zu Ludwigsburg 1798, Reichshofrath in Wien, dann hessen-darmstädtischer Hofrath, ausgezeichnet als staatsrechtlicher Schriftsteller und ebenso durch seinen patriotischen Freimuth. Unter seinen Schriften: „Patriotische Gedanken von der Staatsfreigeisterei (1755), Sammlung moralischer und politischer Schriften (1763—1764), Reliquien (1767), Patriotisches Archiv (1784). Von Kaiser Joseph II. ward er in den Freiherrnstand erhoben.

Obwohl auch von der Regierung als Landschafts-Konsulent wieder anerkannt, zog sich Moser doch nun von den öffentlichen Angelegenheiten zurück, und im Jahr 1770, da sich der Herzog und die Stände im sogenannten „Erbvergleich" aussöhnten, wurde er aus den „landschaftlichen Konsulentenpflichten und Diensten unter Beibehaltung einer jährlichen Pension von 1500 Gulden" entlassen. Den Rest des vielbewegten Lebens widmete der stets rüstige und thätige Greis seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Zwanzig Jahre nach seiner Befreiung starb er am 30. September 1785, in einem Alter von 84 Jahren. Als biederer Deutscher hatte er treulich gehalten, was er seinem Herzog versprochen hatte, nämlich das Vergangene zu vergessen. In seiner Selbstbiographie erzählt er ganz treuherzig: „Des Herrn Herzogs Durchlaucht haben seit meiner Entlassung mich von Neuem genauer kennen lernen und mir erlauben lassen, mir eine Gnade auszubitten. Als ich Ihnen persönlich aufwartete, äußerten Sie sich gnädig gegen mich, daß Sie nun wüßten, daß ich ein ehrlicher Mann, guter Patriot und getreuer Unterthan sei und könnte mich auf Ihre Protektion verlassen. Sie gedachten ferner in den erlassenen Dekreten meiner in den rühmlichsten Ausdrücken, haben auch eben dieses nachher in den gnädigen Handschreiben und sonst bezeuget, und mich zur herzoglichen Tafel gezogen."

Als ihn bald nach seiner Befreiung aus dem Kerker der Herzog um Rath gefragt hatte, über die Beilegung des Zwistes mit den Ständen, antwortete der in seinem Freimuth und seiner Aufrichtigkeit unveränderliche Greis unter Anderem:

„Der einzige Weg, wodurch Herzogliche Durchlaucht wieder zu einer ungestörten Gemüthsruhe, angenehmen Regierung, Liebe im Lande und einem Ruhm und Glanz (welcher sich auf keine andere Weise jemals erlangen läßt) in der ganzen Welt gelangen können, ist das, wenn Ew. Herzogliche Durchlaucht sich gern entschließen können, wollen und werden: 1) Würtemberg auf würtembergisch und zwar gelinde zu regieren; 2) sich dabei geschickter und ehrlicher Minister zu bedienen und selbige etwas bei sich gelten zu lassen; sodann 3) deren Hof-Oekonomie und Kamerale auf einen ganz andern Fuß zu setzen." —

„Daß ferner Ew. Herzoglichen Durchlaucht bisherige Rathgeber Projekte und Grundsätze gehegt, die sie nimmermehr durchsetzen können und werden, auch der erste Minister (Graf Montmartin) unverzeihliche Staatsfehler gemacht habe, ist leicht zu erweisen. Es würde zwar sehr schwer halten, daß Ew. Herzogliche Durchlaucht auswärts her tüchtige Leute bekäme, denn das, was fast allen Geheimräthen, mir, meinem Sohn und noch Mehreren widerfahren ist, schreckt sicherlich einen Jeden, der sonst Brod in der Welt finden kann, sich in solche Umstände zu begeben."

— „Und so dürfen Ew. Herzogl. Durchlaucht auch ganz gewiß glauben, Sie treiben es mit den jetzigen Hof- und anderen Ausgaben

nicht hinaus, sondern werden, wenn Herzogliche Durchlaucht Sich nicht bald Selbst und freiwillig entschließen, Sich in die Nothwendigkeit gesetzt sehen, Dinge geschehen zu lassen, die höchst unangenehm fallen müssen." — „Habe ich hier nicht nach Passionen gerathen, so ist es doch zu Deren wahrem, zeitlichen und ewigen Glück und Ruhm auf das getreueste geschehen. Und wenn auch Ew. Herzogliche Durchlaucht diesen Vorschlägen noch zur Zeit gar kein gnädiges Gehör verleihen wollen, so werden Sie doch bei sich Selbst empfinden und nicht widersprechen können, daß die zärtlichste Devotion und eine unter den mir begegneten Umständen seltene Treue und Unempfindlichkeit über das Vergangene in diesem ganzen Schreiben die Feder geführt habe."

In allen Bedrängnissen ließ sich Moser nie die innere Heiterkeit der Seele trüben, und jene Zufriedenheit, die aus dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht entspringt, war sein schönster Lohn. Er konnte aber auch von sich bekennen: „In meinen Aemtern und Schriften bin ich nie Parteigänger gewesen und habe mein Lebtag' nie den Grundsatz angenommen: „Wessen Brod ich esse, dessen Lied ich singe." Recht ist bei mir Recht und Unrecht ist Unrecht, es mag meine Herren, meine Prinzipale oder sonst Jemanden treffen, wen es will; daher ich mich auch in meinen Diensten weder durch Versprechungen habe bewegen, noch durch Befehle nöthigen oder durch Drohungen schrecken lassen, Etwas zu vertheidigen, so ich für ungerecht oder übertrieben halte." Kurz vor seinem Tode hat ihm noch sein ältester Sohn in dem genannten Patriotischen Archiv IV., 549 ein schönes Lob gespendet, das ebenso den Vater wie den Sohn ehrt. Er preist es als sein größtes Glück, einen Vater zu haben, der im vollen Sinne des Wortes den Ehrentitel eines „Patrioten" verdiente. „Denn wer mehr kann sich unter unsern Zeitgenossen so nennen lassen als Er, der länger denn ein gewöhnliches Menschenalter mit Lehren und Schriften, mit Thaten und Handlungen für die Rechte, Gesetze und Freiheiten unsers allgemeinen und seines besonderen Vaterlandes gearbeitet, gewirkt, gestritten und gelitten, in mehr denn Einem Kampfe den Bekennerlohn der Wahrheit, den patriotischen Märtyrerkranz errungen, und selbst am Ziele seiner ehrenvollen Laufbahn seinen Prophetenmund noch aufthat, um in seinen Werken, den Früchten funfzigjähriger Erfahrung, unsern Nachkommen Zeugniß und Weissagung zu hinterlassen: wer wir waren? was wir sind? und was Deutschland nach uns zu werden beginne? Zu groß, um eines Andern Sklave, zu gerecht, um blinder Anhänger und Anbeter einer Partei zu sein, leiteten ihn in seinen Lehren und Rathschlägen nur das Gesetz und der große Gedanke der allgemeinen Wohlfahrt. Ich hatte das Glück, in meinem Vater zugleich meinen Freund und Führer zu haben, von ihm selbst geleitet und von früher Jugend an in die Grundsätze der Rechtschaffenheit, in die Geheimnisse des wahren Patriotismus eingeweiht zu sein."

Was uns in dem Charakter Mosers so sehr anspricht, ist vor Allem seine Ehrlichkeit, in der er nicht wankte von der Kindheit bis zum

Grabe; sein Schicksal, jedes von ihm hinterlassene Wort, sein ganzes Leben ist dessen Zeuge. Schon dem Jünglinge wurde in Wien vorausgesagt, daß er schwerlich hohe Stellungen erreichen werde, weil er allzu ehrlich sei. Der „ehrliche alte Moser" blieb eine stehende Bezeichnung. Ohne allen Stolz konnte er von Dem, was das Element seines Wesens war, sprechen: „Wie es oft Familien-Charaktere gibt, so ist die Ehrlichkeit der Charakter meiner Familie. Dafür passirt mein seliger Herr Vater bei Jedermann; diesen Charakter habe ich und meine Brüder jederzeit beständig behauptet, und in diesen Fußstapfen wandeln Gottlob meine lieben Söhne auch."

Ein zweiter Charakterzug war seine Herzenseinfalt; er, der die Schliche und das Partheigetriebe in hohen und niederen Ständen erfahren, der von den Menschen so viel Ungemach erlitten hatte, blieb dennoch stets harmlos, unbefangen, offenherzig wie ein Kind. Und daß solches nicht aus Schwäche geschah, beweist seine felsenfeste Standhaftigkeit, mit der er das Recht behauptete.

Ein dritter Grundzug seines Wesens war seine Frömmigkeit. Es bleibt immerhin merkwürdig, daß er erst in seinem 30. Jahre und ganz aus freien Stücken, nachdem er zuvor kein besonderes religiöses Bedürfniß gefühlt hatte, der entschiedensten pietistischen Richtung sich zuwandte, in Schrift und That sich an die Spitze eines überkirchlichen Vereins stellte. An einem Sonntag geschah seine Bekehrung in Folge eines himmlischen Gesichts. Er hatte den Seinen das Evangelium vom barmherzigen Samariter erklärt und sich dann im Gebet mit dem Gesicht zu Boden geworfen. Plötzlich war es ihm, als stände er vor dem Gericht Gottes und daß er nun bekannte, wie er ohne sein Verdienst nur um Jesu Christi willen Vergebung seiner Sünden erlangen könne. Da trat Jesus aus dem Hintergrund hervor, bat für ihn um Gnade und sie wurde ihm gewährt. Sogleich rief er seine Hausgenossen zusammen und erzählte ihnen froherregt, was so eben mit ihm geschehen sei. In seiner Familie herrschte fortan ein streng frommer Ton; auch wurde er, wozu er gar keine Anlage zu haben schien, einer der fruchtbarsten geistlichen Dichter.

Seine äußere Erscheinung war stets reinlich, fast zierlich in Kleidung und allen Gewohnheiten, dem jüngern Geschlecht ein Bild der guten, alten Zeit. Nie war er mürrisch, kopfhängerisch, splitterrichtend; sein Christenglaube, der ihn mit seinem Gott versöhnt hatte, versöhnte ihn auch mit den Menschen, daß er Jeden gern anerkannte und Jedermann das Seine ließ. Und in diesem praktischen Verhalten bewährte sich's, daß sein Christenthum, wenn auch manches Ueberschwengliche und Schwärmerische (wie später bei Jung Stilling) mit unterlief, doch auf einer gesunden sittlichen Grundlage ruhete.

Er war durchaus nicht nervös oder schwächlich, konnte er doch noch in seinem 76. Jahre Kalbsknochen mit seinen Zähnen zermalmen, sogar

Tische, ohne Beihülfe der Hände, mit den bloßen Zähnen in dem Munde herumtragen und dergestalt den Anwesenden Kaffee präsentiren. Sein Gesicht war so gut, daß er den zartesten Druck „bei geringem Mondenschein", wie er selber berichtet, lesen und ohne Beschwerde den ganzen Tag hindurch schreiben konnte.

Justus Möser.*)

Mösers Familie stammt aus der Kurmark; der Großvater, zu Hamburg geboren, ward 1683 Prediger in Osnabrück und wirkte daselbst ebenso kräftig als gewandt in seinen Verhältnissen zu Magistrat, Bürgerschaft und Katholiken; der Vater, Direktor der osnabrück'schen Justizkanzlei, war ein ernster, geschickter und thätiger Geschäftsmann, allgemein geachtet. Die Mutter, mehr reizbaren Temperaments und mit vorherrschender Phantasie begabt, gehörte zu den guten westfälischen Hausfrauen, welche ein wohleingerichtetes Hauswesen für den Hauptzweck ihres Lebens halten; sie unterließ aber auch nicht, indem sie ihre beiden Söhne in guter häuslicher Zucht erzog, selbige früh zur französischen Sprache anzuhalten, die sie sehr liebte. Durch die Lektüre französischer Schriften erwarb sich Justus früh eine gewisse Bildung des Geschmacks, die ihn fern hielt von der pedantischen Form damaliger Gelehrsamkeit; die Romane von Marivaux, voll treffender Menschenkenntniß und biegsamer Philosophie des Lebens, mögen nicht geringen Einfluß geübt haben auf die Entwickelung des Sinnes für feinere Weltbildung, die nicht aus Büchern, sondern im Umgange mit den Menschen gewonnen wird. Es mochte bei Möser dasselbe Verhältniß der Eltern Statt finden, was Göthe in dem bekannten Verschen ausgesprochen:

Vom Vater hab' ich die Natur
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.

Ein biographisches Fragment, worin Möser mit der ihm eigenen Laune einige Züge aus seiner Knabenzeit mittheilt, indem er einen Andern von sich reden läßt, lautet also:

---

*) Justus Mösers sämmtliche Werke, 10. Theil mit der Biographie von Fr. Nicolai. Patriotische Phantasieen von Justus Möser. Erster Theil (Berlin 1842), mit der Einleitung von B. R. Abeken „zur Charakteristik Mösers". Berliner Monatsschrift 1794, Mai (Dr. Kleukers Nachricht von Mösers Tode). Göthe in Wahrheit und Dichtung, 3. Bd.

„Wenn ich meinen Möser zu bitten pflegte, daß er mir einige Umstände seines Lebens, um sie zu seinem Andenken aufzuschreiben, mittheilen möchte: so verwies er auf seines Vaters, des um sein Vaterland wohlverdienten Kanzleidirektors und Konsistorialpräsidenten, Johannn Zacharias Möser, große Bibel, worin derselbe eigenhändig beurkundet hätte: daß ihm den 14. Dezember 1720 ein Söhnlein geboren, welches in der Taufe den Namen Justus empfangen habe; und wenn ich ihn um die Art seiner Erziehung befragte, antwortete er insgemein, daß er sie so gut und nicht besser als Andere seines Gleichen empfangen hätte. Sein Fleiß verdiene keinen besondern Ruhm; er hätte Vieles geschwinder als Andere gelernt, und das Wenige, was er gewußt, glücklicher gebraucht als Andere; übrigens glaube er, daß seine beiden Freunde von der ersten Kindheit an, der nachherige helmstädtische Professor Lodtmann und der Superintendent Bertling, weit mehreren Fleiß angewendet hätten. Er wäre der Liebling seiner Mutter und ihr guter Junge in der Haushaltung gewesen, der in der Obstlese lieber auf einem Baume, als hinter einem Buche gesessen hätte. Das Merkwürdigste, was ihm in seinen jüngeren Jahren begegnet wäre, bestände darin, daß er, als er kaum das 15. Jahr erreicht gehabt, aus seines Vaters Geldschranke eine Kleinigkeit*) entwandt und, als sein Informator solches gemerkt, und seinem Vater hinterbracht, die Flucht genommen hätte, da er sich dann zum Thor hinausgemacht und in Gesellschaft einiger preußischer Ausreißer, worauf er von ungefähr gestoßen wäre, die Stadt Münster erreicht hätte. Hier wäre er, weil er kein Geld bei sich gehabt, einen ganzen Tag die Gassen auf- und niedergegangen. Hundertmal hätte er sich gegen eine Thür gewandt und ein Almosen bitten wollen; allein, wenn er den Mund aufgethan, wäre ihm die Stimme vergangen, bis ihn endlich der Hunger überwältigt und gezwungen hätte, eine Bitte zu wagen; worauf ihm ein Mann sechs Pfennige gegeben hätte.**) Damit wäre er in voller Freude zum Bäcker und mit dem Brode zum Thore, wo er hineingekommen, hinausgelaufen, wo er sich, ohne zu wissen was er thun wollen, auf einen Stein niedergesetzt und sein Brod verzehrt hätte.“ — So weit ging seine Erzählung von seinen Schuljahren; dem ich jedoch nach dem Berichte von Andern hinzusetzen muß, daß er zwar flüchtig, schalkhaft und wild, jedoch Alles mit guter Art und bei einem Jeden beliebt gewesen, auch nach der Schule und von seinen Lehrern als ein feuriger Kopf und besonders als ein

*) Sein Vater hatte ein Haus in Iburg; dahin ging er, um sich einige Wäsche zu holen, denn er war Willens, nach Amsterdam und von da nach Ostindien zu gehen. Die Magd im Hause merkte etwas, gab Nachricht, und so kam die Mutter ihn abzuholen, ging auch gleich mit ihm in die Kirche, damit Niemand die wahren Umstände merken sollte.

**) Es war ein Domherr. Möser hatte noch einen Tressenhut auf; an dem mochte der Domherr merken', daß es nicht ein gemeiner Knabe war und sagte ihm daher ernstlich, er möchte wieder nach Hause gehen.

trefflicher Redner bewundert worden, der Stoff genug zu finden gewußt, um eine Deklamation von zwei Stunden zu halten. Hierin hätte er Alle von seinem Alter übertroffen. In seinem zwölften Jahre hätte er und vorgedachte seine beiden Freunde mit Andern eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin sie sich einer eigenen von ihnen erfundenen Sprache bedient. Sie hätten zu dieser Sprache ihre besondere Grammatik gemacht; Bertling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die gelehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalender verfertigt und das Siegel der Gesellschaft gestochen. Sie hätten sich zusammen so dieser Thorheit überlassen, daß die Lehrer sie mit allen Schlägen nicht davon zurückbringen können."

Wir sehen in dieser kleinen biographischen Skizze bereits die lebhafte strebsame Natur des angehenden Jünglings, der übrigens mit jedem Jahre sicherer auf der Bahn seiner Bildung fortschritt. Das Haus des Vaters, der als Vorstand eines bedeutenden Gerichtshofs mit den verschiedensten Personen und Verhältnissen des Landes in Berührung kam, war vorzüglich geeignet, den Sohn schon früh auf ernste, vaterländische Interessen hinzuweisen. Aber schon die Gegend und das Ländchen an sich forderte dazu auf. In dem Hochstift Osnabrück, diesem kleinen geistlichen Staate, waren alle Gegensätze und Eigenthümlichkeiten deutschen Lebens so zu sagen auf Einen Punkt zusammengedrängt, und berührten sich dieser Nähe willen um so schroffer. Die protestantische Ritterschaft stand in gespanntem Verhältniß zu dem katholischen Domkapitel und dem katholischen Bischof, die weltliche und geistliche Aristokratie trat wiederum schroff gegen den vielfach bedrückten Bauernstand auf; das weltliche Regiment war theils in geistlichen Händen, das Haus Hannover im Begriff, die unbeschränkte Gewalt an sich zu bringen trotz Kaiser und Reich, und dabei doch in die Nothwendigkeit versetzt, die alten Gerechtsame und echt germanischen Sitten dieses Westfalens zu schonen: das gab so viel Reibungen, die nothwendig den Blick für das historische Recht schärfen mußten. Und an historischen Erinnerungen, die bis zu Karl dem Großen reichten, war ja Westfalen so reich! Ungeheure Steine, in Massen kreisförmig aneinander gereiht oder quer übereinander gethürmt, Opferstätten und Gräber der alten Sachsen, die Burg Wittekinds, noch durch ihre Gräben angedeutet — und das Siegesfeld des großen Karl; nahe bei Osnabrück das alte Kloster Iburg, an Bischof Benno, den Freund des unglücklichen Kaiser Heinrich erinnernd; — eine anmuthige Gegend, von einem Flüßchen durchschlängelt, kein reiches Kornland zwar, doch fruchtbar mit angenehmer Abwechslung von Wald, Wiese und Haide; der Landmann nach altgermanischer Weise inmitten seines Grundstücks wohnend, das den Eichenkamp zur Grenze hat, und noch die alte niederdeutsche Sprache redend; ein Volk, das zäh an alten Ueberlieferungen hängt und auf seine Sitte stolz ist; — die Stadt Osnabrück, in deren Einwohnern ein durch Wohlstand und Gemeingeist genährter Charakter sich erhalten hat, der Dom, Karls des Großen

Stiftung, die Domschule, von demselben Kaiser gegründet, ansehnliche Kirchen und Klöster aus ältester Zeit, das Rathhaus, in welchem der Friede geschlossen ward, der den für Deutschland so verhängnißvollen dreißigjährigen Krieg beendete: dies Alles mußte mächtig auf das Gemüth des jungen Möser einwirken und seinen historischen Sinn, seine Richtung auf das Positive entwickeln und fördern. Dazu kam, daß die Abhängigkeit von dem in England regierenden braunschweig-lüneburger Hause auch den Blick früh auf England lenkte, zum Studium der englischen Sprache veranlaßte und somit auch zur Berührung mit englischem Geiste führte.

Um die Rechtswissenschaft zu studiren, bezog Möser in den Jahren 1740—1742 die Universitäten Jena und Göttingen. Sein auf das Leben selber gestellter Sinn konnte mit bloßer Gelehrsamkeit nicht befriedigt werden, zumal in ihrer damaligen höchst pedantischen Form, welche auf einheimische gegenwärtige Verhältnisse gar keine Rücksicht nahm, und in ihrem ebenso erstarrten Geiste, dem in den Formeln der Schule das Leben erstarrte und die Wirklichkeit abhanden kam. Möser war stets tolerant gegen verschiedene Lehrmeinungen, aber er konnte sich nicht des Lächelns enthalten über den Wahn Derer, welche glaubten, mit Theorien das Leben regieren zu können.

Als er von der Universität zurückkehrte, ließ er sich unter die Zahl der Advokaten aufnehmen; aus den Advokaten wurden damals alle Beamten und Richter gewählt, und bei der Verfassung der Gerichte und der Unwissenheit der höheren Stände war ein guter Advokat ein Mann von der höchsten Bedeutung. Bald machte sich der junge Mann durch sein Talent wie durch seine Redlichkeit bemerklich. Er allein wagte es, gegen den damaligen Statthalter, einen stolzen herrschsüchtigen Geistlichen, das Wort zu nehmen, und so oft sich die Gelegenheit bot, das Recht der Unterdrückten dem Domprobst gegenüber vor Gericht zu vertheidigen. Die Ritterschaft erwählte ihn zu ihrem Syndikus, die ganze Bürgerschaft setzte ihr unbedingtes Vertrauen auf Möser, und es war kein erheblicher Rechtsstreit, an welchem er nicht als Rath und Helfer sich betheiligen mußte. Darum ward ihm (schon 1747) die Stelle des advocatus patriae übertragen, in welcher Eigenschaft er alle Rechtsfragen zu behandeln hatte, welche das ganze Land betrafen.

Während Möser zum Richteramt sich durchaus nicht hingezogen fühlte, da es ihm schwer ward, einer Partei entschieden Recht, einer andern entschieden Unrecht zu geben, war er mit Leib und Seele Advokat, der am liebsten das Recht auf beiden Seiten ausglich. Nicht daß er es hätte mit zwei feindlichen Parteien zugleich halten wollen; aber sein scharfer Verstand, seine Allseitigkeit und sein zarter Rechtssinn ließen ihn das Rechte auf jeder Seite unparteiisch abwägen, und dieser Gerechtigkeit willen ward er auch von katholischer Seite mit allem Vertrauen anerkannt. Auch in Mösers Schriften kehrt dieser Zug des Abwägens der Gründe auf der einen und der andern Seite immer wieder,

und selbiger war eng verbunden mit seinem Grundsatz der Anerkennung dessen, was thatsächlich bestand.

Der siebenjährige Krieg brachte das Hochstift Münster in eine kritische Lage. Im Sommer 1757 rückte eine französische Armee in's Land und forderte in „freundschaftlicher" Stellung die größten Lieferungen; dann, als die Franzosen (zufolge der Konvention von Kloster Seven) den alliirten Truppen Platz machten, legten diese wiederum „als Freunde" Kontributionen aller Art den Bewohnern auf. Möser als Landesadvokat übernahm die Vermittelung zwischen Militär und Bürgerschaft, und seiner weisen und redlichen Thätigkeit gelang es, dem hartbedrängten Vaterlande bei der Erhebung der Steuern große Summen zu ersparen. Sein guter Humor kam seiner Gewandtheit zu Hülfe. Als er zwei Tage vor dem Geburtstage des Oberfeldherrn, Herzogs Ferdinand von Braunschweig, im Hauptquartiere zu Marburg ankam, schrieb er in wenig Stunden ein feines Kompliment an den großen Feldherrn und schickte es noch am selben Tage in die Druckerei. Es erschien noch zu rechter Zeit unter dem Titel „das Schreiben Joseph Patridgen, Generalentrepreneurs der Winterlustbarkeiten bei der hohen alliirten Armee" und fand die beste Aufnahme.

Am Ende des siebenjährigen Krieges ward Möser im Auftrag der Stände nach London geschickt, um mit den englischen Kommissarien wegen der Lieferungen an die von England besoldete alliirte Armee zu liquidiren und deren Bezahlung zu betreiben. Die Geschäfte nöthigten ihn, acht Monate in London zu verweilen, und diesen Aufenthalt benutzte der stets bildungslustige Mann nach Kräften, die politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten der Engländer gründlich kennen zu lernen. Er verkehrte in ungezwungenster Weise mit Personen aus den höchsten wie aus den niedersten Ständen, mit Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern. Des berühmten Schauspielers Hogarth und des Komikers Schutter geschieht in den patriotischen Phantasieen Erwähnung. In Gesellschaft des letzteren verkleidete er sich als Bettler, stieg mit demselben in einen Keller hinab, um eine Anschauung vom high life below stairs*) zu erhalten. „Die Magd, welche uns empfing," erzählt Möser, „setzte geschwind die Leiter an, worauf wir hinunterstiegen, und zog solche sogleich wieder herauf, damit wir ohne Bezahlung nicht entlaufen möchten. Im Keller fanden wir zehn saubere Tische, woran Messer und Gabeln in langen Ketten hingen. Man setzte uns eine gute Rindfleischsuppe, etwa vier Loth Rindfleisch mit Senf, einen Erbsenpudding mit etwa sechs Loth Speck, zwei Stück gutes Brod und zwei Gläser Bier vor; und vor der Mahlzeit forderte die Wäscherin unser Hemd, um es während derselben zu waschen und zu trocknen, alles für 2½ Pence oder 16 Pfennige unserer Münze, mit Einschluß der Wäsche."**)

*) Das hohe Leben in den „Kellerzimmern" (treppunter).

**) „Das Glück der Bettler" in den Patr. Phantas. Theil I. Nr. 10.

Als der Bischof und Churfürst Clemens August 1761 gestorben war, mußte, einer Bestimmung im westfälischen Frieden gemäß, ein protestantischer Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg der Nachfolger werden. Erst 1763 kam dieser sehr streitige Punkt zur Entscheidung, da die Wahl auf den neugebornen Herzog Friedrich von York fiel, und Möser, der fortan alle Regierungssachen den Geheimen Räthen vorzutragen hatte, wurde damit (wenn auch nicht dem Namen, wohl aber der That nach) der erste Rathgeber des Regenten. Diese Stellung war freilich höchst schwierig, denn es galt zugleich dem Landesherrn, den der König von England vertrat, und den Ständen zu dienen, also oft ganz entgegengesetzte Interessen zu berücksichtigen, und dabei auch das Wohl des Volkes, das in Möser den aufrichtigsten Fürsprecher hatte, nie zu verkürzen. Der seiner Stellung gewachsene Mann besiegte aber alle Schwierigkeiten —

Klug und thätig und fest, bekannt mit Allem, nach oben
Und nach unten gewandt, war er Minister und blieb's —

und als er sein funfzigjähriges Jubiläum feierte, die osnabrückische Ritterschaft ihren Dank auf wahrhaft großartige Weise ihrem Syndikus abstattete, konnte Möser an Nicolai das schöne Wort schreiben: „Ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den funfzig Jahren Vieles erfreut, Wenig betrübt, und Nichts gekränkt hat, ungeachtet ich in besonderen Verhältnissen stehe, indem ich Herren und Ständen zugleich diene, für diese die Beschwerden und für jene die darauf zu ertheilenden Resolutionen gebe, et sic vice versa." Von der Klugheit, die er anwenden mußte, ist in der Vorrede zum dritten Theil der patriotischen Phantasieen die Rede, wo es heißt: „Oft nahm ich denjenigen, die sich in ihre eigenen Gründe verliebt hatten, und sich bloß diesen zu Gefallen einer neuen Einrichtung widersetzten, die Worte aus dem Munde und trug ihre Meinung noch besser vor, als sie solche vorgetragen haben würden; wo sie sich denn entweder mit der ihnen erzeigten Aufmerksamkeit beruhigten, oder etwas von der Liebe zu ihren Meinungen verloren, deren Eigenthum ihnen auf diese Weise zweifelhaft gemacht worden war." Wenn auch dieses zunächst für die Abhandlungen in den öffentlichen Blättern gesagt ist, die von Möser herrührten, so hat er doch damit eine bedeutende Seite seines Wirkens angedeutet. Denn er verfuhr ganz so in den ständischen Verhandlungen; wenn etwa einige Mitglieder der Ritterschaft allzuhitzig nur ihrem Vorurtheil oder Privatnutzen das Wort redeten, hörte der Syndikus ihnen gelassen zu, faßte dann aber sein Gutachten oder seinen Beschluß so ab, daß er, ausdrücklich diese oder jene Meinung mit einflechtend, doch in Wahrheit etwas Besseres und Vernünftigeres vortrug. So ward viel unnützes Wortgefecht vermieden, wobei nur die Leidenschaften aufgeregt werden.

Auch mit der Geistlichkeit wußte sich Möser gut zu vertragen; wenn er auch mit der starren Dogmatik der damaligen Gottesgelehrten sich nicht in Uebereinstimmung fühlte, so gewann er doch auch der dogma-

tischen Seite der Religion den Gesichtspunkt ab, von welchem er das Positive der geoffenbarten Religion in seiner großen Wichtigkeit für das sittliche Leben der Menschheit erkannte. Er sprach das tiefsinnige Wort: „Die Religion ist eine Politik, aber die Politik Gottes in seinem Reiche unter den Menschen." Darum drang er aber auch darauf, daß sie nicht bei der abstrakten Lehre stehen bleiben, sondern in Sitte und Gewohnheit des Volkes eindringen, durch das Selbstgefühl des Bürgers gestützt werden sollte, — darum hielt er so viel auf die Anregung der Ehre als moralisches Hülfsmittel. Als echter Staatsmann hatte er die sittliche Bildung des Volkes stets im Hintergrunde, und die Hebung der materiellen Mittel betrachtete er nur als Mittel zum Zweck.

C. Stüve in seiner Geschichte der Stadt Osnabrück sagt von ihm: „Seit 1764 war Justus Möser das eigentliche Haupt der Verwaltung, und sein klarer Geist wußte die Bedürfnisse und die Mittel so hervorzuheben, daß auch die Stadt Osnabrück, auf die er unmittelbar wirkte, die Frucht nicht entbehrte. Er wußte die Streitsucht der Behörden zu unterdrücken; der Prozeß über den Zuchthausbau wurde verglichen. Dann erweckte er den Sinn für Beförderung des Gewerbfleißes, eines größeren Handels; die grundlos verdorbenen Wege wurden hergestellt, das gemeinschaftliche Hausiren beschränkt, und den Handwerkern Mittel zur Vervollkommnung geboten. Vor Allem erstreckte sich seine Sorge auf das Land; hier den Ackerbau zu befördern, die Leinwandweberei zu heben, durch zweckmäßige Gesetze den Rechtszustand zu sichern und gute Gewohnheiten zu schützen, das waren seine Lieblingssorgen. Und wenn auch manches erfolglos versucht ist — wer kann es verkennen, wie viel hier bewirkt worden!"

Um den Schulunterricht erwarb sich Möser große Verdienste dadurch, daß er den evangelischen Bewohnern katholischer Kirchspiele die Erlaubniß erwirkte, Schulen haben zu dürfen, und zugleich dafür die nöthigen Mittel herbeizuschaffen suchte. Von einer hochgeschrobenen Bildung durch das Wissen war er kein Freund, ihm galt vorzüglich der praktische, gesunde Menschenverstand und das den Menschen in die Schule nehmende Leben selber.

Um das Ehrgefühl in allen Ständen zu wecken, betrachtete er es als die erste Aufgabe des Staatsmannes, das Rechtsgefühl rege zu erhalten. „Der Staat — sagt er — worin der König ein Löwe und alle übrigen Einwohner Ameisen sind, wird niemals einige Neigung für mich haben; nur der, worin man aus der Hütte zum Thron auf sanften Stufen gelangt, und wo nächst dem Könige noch Männer sind, die Rechte haben."

Seinen hohen Begriff von der Ehre den Leuten überall deutlich zu machen und einzuprägen, dabei Jedem seinen Stand, seinen beschränkten Kreis so lieb zu machen, daß er sich innerhalb der Schranken doch frei fühlte, war eine Hauptabsicht bei Abfassung der trefflichen Aufsätze, die nach einander im osnabrücker Intelligenzblatt erschienen, und unter dem

Namen „Patriotische Phantasieen" so berühmt geworden sind. Die vier ersten Nummern enthielten eine Abhandlung von dem Verfall des osnabrückischen Linnenhandels und den Mitteln, solchem wieder aufzuhelfen; die fünfte „von der nothwendigen Anlage eines spanischen Wollmarktes"; die sechste Nummer brachte die „Spinnstube". Möser benutzte seine reiche Geschäftskenntniß, seine Welterfahrung, seine Belesenheit, seinen Witz und seine Laune, um seine Mitbürger, indem er ihre besonderen Lebensverhältnisse in's Auge faßte, auf eine ihnen zugängliche und angenehme Weise zu bilden, indem er ihren Gesichtskreis erhellte und ihr Urtheil schärfte, sie für das Gute und Bessere desto williger und empfänglicher zu machen. „Da mich mein Beruf," so äußerte er sich einmal, „in die glückliche Verbindung gesetzt hat, daß ich jeden guten Vorschlag zur Wirklichkeit bringen kann, so habe ich es auch gewissermaßen nöthig erachtet, die Gemüther zu den Landesordnungen vorzubereiten, die ich nach meinen Grundsätzen entwerfe und zur Ausübung bringe." Wie Möser überhaupt gerade dadurch als deutscher Mann so groß ist und auf den deutschen Geist seiner Nation so entschieden gewirkt hat, daß er so ganz in das Leben und Weben seines Vaterlandes sich vertiefte, mit kräftigen Wurzeln aus osnabrückischem Boden Nahrung ziehend den germanischen Geist zur Blüthe brachte: so mußten auch jene patriotischen Aufsätze in weiteren Kreisen das deutsche Volksgemüth kräftig anregen, obwohl sie es meist nur mit speciell osnabrückischen Verhältnissen zu thun hatten. Wie lebhaft sich der junge Göthe von Mösers Schriften angesprochen fühlte, wie er, auch von Haus aus eine echt konservative Natur, zu dem älteren Geistesverwandten mit wahrhafter Ehrfurcht emporblickte und ihm in seiner Weise nachzueifern sich bemühte: das hat er uns in „Wahrheit und Dichtung" erzählt und dort in der gelungenen Charakteristik der patriotischen Phantasieen dem Genius Mösers ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

„Seine Vorschläge," sagt Göthe u. A. von Möser, „sein Rath, nichts ist aus der Luft gegriffen und doch so oft nicht ausführbar; deswegen er auch die Sammlung Patriotische Phantasieen genannt, obgleich Alles darin sich an das Wirkliche und Mögliche hält. — Da nun aber alles Oeffentliche auf dem Familienwesen ruht, so wendet er auch dahin vorzüglich seinen Blick. Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidung, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewunderungswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige und wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem Jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannigfaltigsten

Formen, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinne für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben; bald hinter dieser, bald hinter jener Maske versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig; und dieses alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen und frohen Humor wußte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen."

Wer mit den osnabrückischen Verhältnissen nicht vertraut ist, möchte freilich Manches in den Patriotischen Phantasieen finden, was ihm offenbar den Rückschritt zu predigen scheint. So z. B. vertheidigt Möser die Leibeigenschaft, er setzt auseinander, wie sie sich ganz natürlich hätte bilden müssen und zum Wohl der Hörigen entstanden, von diesen selbst gesucht worden sei. Eine plötzliche Aufhebung eines uralten Verhältnisses herbeizuführen, konnte Mösern um so weniger in den Sinn kommen, als sein praktischer Blick erkannte, wie eine solche Umwälzung gleich schädlich für die Rittergutsbesitzer und unmöglich für die Leibeigenen gewesen wäre. Darum kam es ihm darauf an, die menschliche Seite des Verhältnisses in's rechte Licht zu stellen, auf das hinzuweisen, wodurch die Herren die Lage ihrer Untergebenen verbessern und mildern könnten, und so durch Anbahnung einer milderen Gesinnung die Lösung des Hörigkeitsverhältnisses vorzubereiten. In einem Briefe an Nicolai hat sich Möser hierüber ausgesprochen: „Ich möchte nicht gern in dem Verdacht sein, daß ich das pro und contra über viele Gegenstände hie und da mit bloßem Muthwillen behauptet hätte. Sehr wichtige Lokalgründe haben mich dazu genöthigt, und ich würde gewiß dem Leibeigenthum einen offenbaren Krieg angekündigt haben, wenn nicht das hiesige Ministerium und die ganze Landschaft aus lauter Gutsherren bestände, deren Liebe und Vertrauen ich nicht verscherzen kann, ohne allen guten Anstalten zu schaden. Und Gott sei Dank, ich habe mir mit meinem Vortrage nie einen Feind gemacht, und Manches durchgesetzt, was Andern unmöglich schien."

Wie Möser mit seinen Patriotischen Phantasieen einer echt deutschen volksthümlichen Literatur die Bahn brechen half, so machte er durch seine osnabrückische Geschichte nicht minder als Geschichtforscher und Geschichtschreiber des deutschen Volks Epoche; denn vor ihm hatte die alte deutsche Geschichte fast nur in der Geschichte der Könige und ihrer Kriege bestanden, und was Cäsar und Tacitus vom Volksleben der alten Deutschen mittheilten, hatte manches Mißverständniß erfahren, weil man die natürliche Beschaffenheit des Landes und die eigentliche Verfassung seiner Einwohner außer Acht ließ. Nun zeigte Möser zuerst

an einer einzelnen deutschen Provinz, wie man die deutsche Geschichte dem Volksleben näher bringen und aufschließen müsse, das Neue am Alten und das Alte am Neuen zu messen habe. Möser war es, der nach langer geistiger Erschlaffung als einer der Ersten deutsches Leben, deutschen Sinn und deutsche Kunst so rein auffaßte und würdigte, wie Keiner vor ihm und Wenige nach ihm, der zuerst zeigte, daß das deutsche Volk eine Geschichte habe, und nicht bloß das Reich und die Fürsten.*)

Wenn man die ausgebreitete Geschäftsthätigkeit Mösers erwägt, die allein schon ihren ganzen Mann erforderte, so erstaunt man billig über diese fruchtbare Schriftstellerthätigkeit und noch mehr über die Allseitigkeit der letzteren. Schon im Jahre 1761 hatte Möser zu Hamburg eine kleine Schrift erscheinen lassen unter dem Titel: Harlequin oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen, worin er mit ebenso großer Laune als Menschenkenntniß die lustige Person in Schutz nahm, die ein verkehrter Gottsched'scher Geschmack gänzlich von der deutschen Schaubühne verbannen wollte und überzeugend darthat, daß das Possenspiel noch keineswegs veraltet sei und daß auch für den Weisen der Frohsinn und das Lachen nicht unziemlich sei.

Als Voltaire in seiner leichtfertigen Weise Luthers Reformationswerk angriff, verfaßte Möser (französisch) sein „Sendschreiben über den Charakter Dr. M. Luthers" an Voltaire. Durch den Brief Friedrichs des Großen an seinen Minister Herzberg, worin sich der König geringschätzig über deutsche Sprache und Literatur äußerte und dadurch mit Recht den Unwillen jedes patriotischen Deutschen erregte: sah sich Möser veranlaßt, sein „Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur" erscheinen zu lassen, das zu den kürzesten und besten Schriften gehört, welche bei dieser Gelegenheit herauskamen.

So wirkte der deutsche Mann nach allen Seiten hin groß und würdig in die Nähe und in die Ferne, dem leider nur zu tief gewurzelten deutschen Philisterthum den Krieg erklärend. Auf seine Ungezwungenheit, Allseitigkeit, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens wirkte ohne Zweifel höchst günstig sein freundschaftlicher Umgang mit vorzüglichen Frauen. Seine Gattin selber war ausgezeichnet durch Geist und Willenskraft, die sie auch auf den, übrigens von ihr grenzenlos verehrten Gatten übte. Zu Mösers vertrautesten Freunden gehörte der Domherr von Bar, dessen Epitres diverses (3 Bde.) auf jeder Seite den scharfblickenden Menschenkenner und wohlwollenden Menschenfreund verrathen. Derselbe hatte eine Tochter, die zu den Zierden ihres Geschlechts gehörte und in deren Umgang Möser die genußreichsten Stunden verlebte.

Die gediegene innere Persönlichkeit Mösers ward mächtig unterstützt durch sein Aeußeres. „Er war von mehr als gewöhnlicher Größe,

*) Vgl. das Schreiben des osnabrücker Magistrats in der Broschüre „das Denkmal Mösers in Osnabrück."

so sehr, daß sich sein Vater nicht getraute, ihn vor dem Jahre 1740 außer Landes auf eine hohe Schule zu schicken, bis König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gestorben war, welcher bekanntlich glaubte, auf alle Jünglinge, deren Körperlänge 5 Fuß 7 Zoll überstieg, ein göttliches Recht zu haben, sie seiner Grenadiergarde einzuverleiben. Er war stark von Gliedern, alle im äußersten Wohlverhältnisse. Sein Gang war fest, nicht schwankend, nicht stattlich, nicht übereilt. In seinem Angesicht war eine Uebereinstimmung von Treuherzigkeit und Würde ohne Anmaßung, von Verstand, vereinigt mit Fülle und Feinheit der Empfindung, die sich nicht beschreiben läßt, aber Jedem Zutrauen zu diesem Gesicht einflößte. So schildert ihn Nicolai, dem er einst selber schrieb, daß er 6 Fuß 9 Zoll rheinl. Maaß halte. Frau Johanna Schopenhauer, welche im Jahre 1787 in Pyrmont mit Möser zusammentraf, erzählt in ihren „Wanderbildern": „Die Natur hatte ihn mit ihren edelsten Gaben verschwenderisch beglückt, und Kränkung, Kummer und Sorge waren seinem für Andrer Wohl unermüdlich thätigen Leben immer fern geblieben. Er stand, als ich ihn kennen lernte, schon in seinem 67sten Jahre, und hatte noch nie erfahren, was Schmerz und Krankheit sei. Das vollkommenste Ebenmaaß seiner ungewöhnlich hohen, vom Alter ungebeugten Gestalt, seine sichere und kräftige Art sich zu bewegen, der zugleich heitere und würdige Ausdruck seines edlen Gesichts zog alle Herzen zu inniger Verehrung gegen ihn hin, und zeichnete unter Hunderten ihn aus. So war er im Aeußern, das mit seinem Geiste wie mit seinem Gemüthe in vollkommenster Harmonie stand, wie unsere Welt sie selten aufzuweisen vermag. Was sein besonderes Wohlwollen auf mich gerichtet, weiß ich nicht; es war wohl nur die Gunst des Augenblicks, aber er gab gern und viel und täglich sich mit mir ab. Wie stolz war ich, wenn die Leute uns beiden nachsahen, indem wir die Allee auf- und abspazierten! Seine sehr hohe und meine sehr kleine Gestalt mögen sonderbar genug mit einander kontrastirt haben; auch führte er mich gewöhnlich, wie ein kleines Kind, an der Hand, weil es mir zu unbequem war, meinen Arm bis zu dem seinigen zu erheben. God bless the tall gentleman! hatten die londner Blumen- und Gemüseverkäuferinnen ihm nachgerufen, wenn er über den Covent-garden-market ging."

Die freie gutmüthige Ironie, mit welcher Möser die Gegenstände des gewöhnlichen Lebens behandelt, seine Art, sich in Alles zu schicken und jedem Dinge die beste Seite abzugewinnen, machten ihn zum überall gern gesehenen Mittelpunkte der Gesellschaft. Er wußte in der höchsten wie in der niedrigsten Gesellschaft ein frohes Behagen um sich zu verbreiten; wenn er den Landmann in seiner von ihm so trefflich geschilderten Wohnung*) besuchte und sich in dem alten hölzernen Lehnstuhl am niedrigen Herd niederließ, kam er alsbald mit dem Hauswirth in

*) Vgl. die Beschreibung eines osnabrückischen Bauernhauses, die auch in der osnabrückischen Geschichte einen Platz gefunden hat.

ein so vertrautes Gespräch, als hätte er stets mit dem Volke gelebt und dessen Bedürfnisse und Wünsche an sich selber erfahren. „Es gereicht uns (heißt es in den Patr. Ph. 4, Nr. 5) nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsere Würde zu verlieren. Es giebt Herren, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das Ihrige nicht aus der Encyklopädie, sondern aus Erfahrung wissen, und aus eigenem Verstande wie aus offenem Herzen reden, allezeit größer sein werden als orientalische Prinzen, die, um nicht klein zu scheinen, sich einschließen müssen."

Einst, da Möser bei einem jüngeren Verwandten zu Mittag speiste und dieser einen Landmann, der mit einem Anliegen kam, abwies, „weil er jetzt keine Zeit habe", sagte Möser ernst: Du bist verpflichtet, ihn zu hören, denn dem Bauer sind seine Stunden kostbar und er kann nicht seinen Weg zwei Mal machen, lediglich um den Städter in Genuß und Bequemlichkeit nicht zu stören. Mösers Dienerschaft konnte nicht genug die Milde und Freundlichkeit (die freilich auch zuweilen in Schwäche ausartete) ihres Herrn preisen. Ein junges Mädchen, dem Vater und Mutter gestorben war, fand Aufnahme in Mösers Hause. Diese erzählte noch gern als hochbejahrte Frau: sie sei am ersten Mittag über Tisch, an dem sie mit dem Hausherrn und dessen Familie gespeist, eingeschlafen; denn sie habe die eben gestorbene Mutter während ihrer letzten Nächte verpflegt. Darüber hätten die Frauen am Tische gelacht und sie sei so aus dem Schlafe geweckt. Möser aber hätte ernstlich es ihnen verwiesen, sie selbst an seine Seite gerufen, sie mit liebevollen Worten beruhigt und ihr von seinem Wein zu trinken gegeben, da sie Stärkung bedürfe. Seit der Zeit habe sie immer Abends seinen Wein nebst Biskuit in sein Arbeitszimmer bringen müssen, und von letzterem habe er ihr jedes Mal etwas abgegeben.

Mösers höchst gastfreies Haus stand jederzeit den Freunden und Bekannten offen. Es war ein großes, würdig und wohnlich gebautes Haus, von Vorhof, einem mit Bäumen bepflanzten Grasplatz, Garten und Stallung umgeben. Ein anständig und bequem eingerichtetes Seitengebäude war zur Aufnahme von Gästen bestimmt, die ohne allen Zwang ganz ihrem Belieben nach gehen und kommen und nicht genug den freundlichen Hauswirth preisen konnten. Ueber der Thür des Gastflügels standen die bezeichnenden Worte: Pusilla domus, at quantulacunque amicis dies noctesque patet (Armselig ist das Haus zwar, aber es steht am Tage und in der Nacht den Freunden offen). Als nämlich beim Bau des großen Hauses mehrere kleinere weichen mußten, und eins der letzteren einen Stein mit jener Inschrift über seiner Hausthür hatte, bestand Möser darauf, den Stein zu erhalten und an seiner Gastwohnung anzubringen, obwohl der Name des früheren Besitzers noch darauf eingegraben war.

Möser hatte das Unglück, daß sein einziger sehr hoffnungsvoller Sohn im zwanzigsten Jahre auf der Universität zu Göttingen starb.

Doch ward ihm der herbe Verlust fast ersetzt durch die innige Liebe seiner Tochter, der Frau von Voigts, die namentlich nach dem Tode seiner Gattin (1781) alle Sorgfalt und Pflege anwandte, welche nur die zärtlichste Liebe gewähren kann, um sein Leben zu versüßen. Sie bewohnte zuletzt das Haus ihres Vaters und war dessen rechte Hand. Nächst ihr war der Enkel seines vertrauten Freundes, der Kanzleirath von Bar, ihm bis in den Tod mit unwandelbarer Ergebenheit zugethan. Diesen und die Kinder seiner geliebten Schwester betrachtete er wie seine eigenen Kinder, und verlebte in ihrer Mitte die heitersten Tage. Aber wie vielen Andern war er ein Vater! Bei der Einweihung des ehernen Standbildes, das ihm die dankbare Stadt Osnabrück errichtete (am 12. September 1836), hielt auch der Oberappellationsrath Gruner eine Rede, worin er sagt: „Möser war der langjährige Freund meiner Eltern; er war mein zweiter Vater. Er nahm, als mein Vater den Seinigen durch einen zu frühen Tod entrissen worden war, der hülflosen Wittwe, der zahlreichen unmündigen Kinder*) seines verblichenen Freundes auf das wärmste sich an; er verschaffte mir die Mittel zum Studiren; er nahm, nach der Rückkehr von der Akademie, mich liebevoll in sein Haus und in seine nähere Gesellschaft auf; er verschmähete es nicht, im Gespräch mich zu belehren und auch auf diese Weise noch für meine weitere Ausbildung zu sorgen. Ihm verdanke ich — ich bekenne es laut und öffentlich — meine ganze bürgerliche Existenz."

Bei herannahendem Alter empfand Möser öfter eine Art von Krämpfen, die einige Tage anhielten; er schrieb sie einem kalten Bade zu, das er einst genommen hatte und war seitdem überzeugt, daß die kalten Waschungen durchaus nicht für Jedermann taugen. Darin mochte er Recht haben, aber in seinem Prinzip, daß die Natur von innen heraus arbeite, um das Gleichgewicht einer gestörten körperlichen Oekonomie wieder herzustellen, ging er offenbar zu weit. Er glaubte nämlich, Ruhe sei das einzige Erforderniß, um wieder gesund zu werden und so streckte er sich, wenn er unpäßlich war, horizontal auf dem Rücken liegend aus, und wartete geduldig oft mehrere Tage und schlaflose Nächte, bis ein Uebel beseitigt war, das vielleicht ein einfaches Arzneimittel in wenig Stunden gehoben hätte. Erst in seiner letzten kurzen Krankheit erkannte er seinen Irrthum; es stellte sich ein Schweiß ein, den er anfangs für eine wohlthätige Anstrengung der „von innen heraus arbeitenden" Natur hielt. Als er aber merkte, daß es Todesschweiß war, sagte er in Bezug auf seinen öfteren Streit, den er mit den Freunden über diese seine Hypothese geführt hatte, ganz ruhig: „Ich habe den Prozeß verloren!" Nachdem er noch einige nöthige Aufträge ertheilt und seiner vortrefflichen Tochter für alle Beweise ihrer Zärtlichkeit hatte danken lassen, äußerte er: „Ich bin nun müde und will schlafen." Er entschlief zum sanften Todesschlummer.

*) Unter ihnen war auch Justus Gruner, der im Befreiungskriege sich auszeichnete.

Bei seiner Beerdigung zeigte sich auf rührende Weise, welche warme liebevolle Verehrung der Hingeschiedene bei allen Ständen ohne Ausnahme genoß; von weit her waren die Landleute gekommen, um ihrem verehrten Sachwalter die letzte Huldigung darzubringen. In der Marienkirche zu Osnabrück deckt ein einfacher Stein seine Gruft, und schon bei seinen Lebzeiten hatte er sich die Grabschrift gewählt: „Patri — filia unica — cum marito suo posuit." (Dem Vater legte den Denkstein die einzige Tochter mit ihrem Gatten.)

Er starb am 8. Januar 1794, nachdem er noch den Beginn der französischen Revolution, nicht aber den Umsturz der deutschen Verhältnisse erlebt hatte. Kein Freund von Titeln konnte er es schicklicher Weise doch nicht hindern, daß ihm 1783 der Titel „Geheimer Justizrath" zu Theil ward. Das Patent lautete:

„Wir Friedrich von Gottes Gnaden Königlicher Prinz von Großbritannien, Frankreich und Irland, Bischof zu Osnabrück, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg 2c.

Urkunden und bekennen hiermit, daß Wir Uns bewogen gefunden haben, Unseren Rath und Referendarium bei Unserer Regierung in Osnabrück, Justus Möser, zu Bezeugung Unserer besonderen und vorzüglich gnädigen Zufriedenheit über die Uns und Unserem ganzen Lande geleisteten treuen und ersprießlichen Dienste zu Unserem Geheimen Justizrath und Geheimen Referendarium zu ernennen.

Thun das auch Kraft dieses also und dergestalt, daß Wir ihm zugleich den Rang Unseres Vizekanzlers dergestalt beilegen, daß beide solchen nach ihrem Dienstalter zu nehmen haben sollen. Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und Insiegels. Gegeben Hannover 16. August 1783. Frederick.

Philipp Jakob Spener.*)

Jener Geist des lebendigen Glaubens und wahrhafter christlicher Frömmigkeit, den die Reformation neu erweckt und gekräftigt hatte, war schon nach einem Jahrhundert wieder erstarrt im theologischen Schulgezänk über Rechtgläubigkeit, im todten Formelwesen, das unfähig war, das Leben zu durchdringen, und nur Sektenhaß, Priesterstolz und Heuchelei

*) Philipp Jakob Spener und seine Zeit. Eine kirchenhistorische Darstellung von Wilh. Hoßbach (Berlin, 1828). 2 Theile. Vergl. die Vorrede von Steinmetz in der Sammlung der Spener'schen kleinen Schriften, besonders herausgegeben von Dr. Lange (Halle, 1840) und die Biographie von C. A. Wildenhahn in der Sonntagsbibliothek (Bielefeld, 1845).

erzeugte. In einer solchen Zeit trat ein Mann auf, der war von Herzen fromm und demüthig, der lehrte nicht bloß von Christo, sondern lebte in und mit Christo und führte seinen Christenglauben in's Leben, brachte in Kirche und Schule den Geist des in der Liebe thätigen Glaubens und machte so die Theologie wieder praktisch. Dieser Mann war Philipp Jakob Spener.

Er wurde am 13. Januar 1635 zu Rappolsweiler im Ober-Elsaß geboren, wo sein Vater Rath und Registrator des regierenden Grafen von Rappolstein war, und hatte das freilich seltene Glück, in einer durchaus reinen Atmosphäre des christlichen Lebens aufzuwachsen, indem seine frommen Eltern, seine Pathe, die Gräfin von Rappolstein, seine Lehrer und Verwandten alle nach einer Richtung wirkten, und selbst die Universität Straßburg, wo Spener studirte, zeichnete sich damals vor den lutherischen Schwestern sehr zu ihrem Vortheile aus durch Professoren, die sich fern hielten von dem damals herrschenden Zelotenthume und von scholastisch-spitzfindiger Theologie.

Seine Eltern hatten den Knaben schon bei der Geburt zur Theologie bestimmt, und dessen früh hervorbrechenden geistigen Kräfte bestärkten sie in ihrem Vorhaben. Besonders vortheilhaft war es, daß seine Lehrer nicht in der damals völlig geistlosen Katechismuslehre sich versteiften, sondern ihren Schüler bald an den lebendigen Quell des Bibelworts führten, so daß die Lehre durch die Geschichte lebendig wurde. Mit der Lektüre der Bibel verbanden sie diejenige der besten Erbauungsschriften der damaligen Zeit, wie das Buch Joh. Arnd's „vom wahren Christenthum", Southom's „güldenes Kleinod der Kinder Gottes" und Bayle's „Uebung der Frömmigkeit" (aus dem Englischen übersetzt). Der Knabe las diese Schriften nicht nur wiederholt und gern, sondern brachte einen Theil der Bayle'schen Schrift in deutsche Verse.

Die Gräfin hatte viel Freude an ihrem Pathchen, und wirkte höchst wohlthätig auf die Förderung seines religiösen Sinnes. Sie ließ ihn öfters zu sich kommen, sprach mit ihm über seine Fortschritte im Lernen, über sein leibliches und geistiges Wohl und behandelte ihn wie ihren Sohn. So wuchs der Knabe in der freundlichsten Umgebung auf, und da ihm die Eltern wegen des schlechten Zustandes der Volksschulen Privatlehrer hielten, blieb er von mancher unreinen Berührung, die das Schulleben mit sich bringt, fern. Uebrigens bedauerte das Spener in späterer Zeit sehr, daß er keine Volksschule als Kind durchgemacht hatte, als er zur Einrichtung solcher Schulen in seiner amtlichen Stellung mit Rath und That beihelfen sollte. Er wünschte auch hier, auf Grundlage des Erlebten, urtheilen zu können.

Den durchgreifendsten Einfluß auf das innere Leben Speners übte wohl der gräfliche Hofprediger zu Rappolsweiler, Joachim Stoll, der von seiner ganzen Gemeinde wie ein Vater geliebt ward, seiner uneigennützigen, opferbereitwilligen, unermüdlichen Thätigkeit willen, mit der er auf die Herzen wirkte. Er verstand die Kunst, mit biblischer Kraft und

Einfalt seinen Zuhörern das Bibelwort auszulegen, hielt sich fern von allem gelehrten Wortschwall und vornehm klingender Rede, und wandte den Bibeltext auf das Leben an. Sein Schüler schrieb die Predigten eifrig nach und bildete dadurch sich selbst zur erbaulichen Predigtweise, wodurch er so segensreich wirkte. Auch in dem höchst praktisch geleiteten katechetischen Unterricht hatte Spener ein vortreffliches Muster. Stoll hatte mehrmals einen ehrenvollen Ruf zu einträglicheren Stellen erhalten, war aber seinem Rappolsweiler treu geblieben, und verheirathete sich mit Speners ältester Schwester.

In der Geschichte und Geographie verdankte Spener das Meiste seinem Privatstudium; in der Verskunst aber förderte ihn sehr der talentvolle Vorberger, der Dichter gehaltvoller geistlicher Lieder, die sein Schüler so treu im Gedächtniß bewahrte, daß er manche Verse derselben noch in seinen spätesten Lebensjahren am Kranken- und Sterbebette zur tröstlichen Erbauung betete. Sigismund Vorberger war es auch, der sich entschieden gegen den Mißbrauch erklärte, in christlichen Liedern die Namen heidnischer Götter anzubringen, und so nahm sich auch Spener vor, Alles was er dichtete, von jener heidnisch-mythologischen Beimischung rein zu halten.

Eines eigentlichen Vergehens wußte sich der so sittenreine und sittenstrenge Mann aus seiner Jugendzeit nicht zu erinnern; nur auf einen Vorfall in seinem zwölften Jahre deutete er zuweilen hin als einen Beweis, daß er der Versuchung zum Bösen nahe gewesen sei, indem er einst, mit Knaben und Mädchen seines Alters zu einer Gesellschaft geladen, aufgefordert worden sei zu tanzen. Auf langes Zureden hätte er endlich den Versuch gemacht, wäre aber auch sogleich dabei von solcher Angst befallen worden, daß er mitten im Tanze davon gelaufen sei und in einem verborgenen Winkel durch Thränen seinem bedrängten Gewissen Erleichterung verschafft habe. Spener wollte das Tanzen nicht geradezu verbieten, aber er hielt es doch für die Erhaltung des christlichen Sinnes zuträglicher, nicht zu tanzen. Uebrigens hatte Spener von Natur ein schüchternes Wesen, über das er noch in seinem 65. Jahre klagte: „Die Klage über Mangel des Muthes aus natürlicher Blödigkeit anlangend, so ist es eben die Krankheit, die ich auch von Jugend auf fühle, daher ich in allen meinen Verrichtungen zu nichts mehr Vorbereitung (und daß sich meine Natur gleichsam zwingen muß) bedarf, als wo ich zu Jemanden, wie gering er auch wäre, also daß ich mich vor ihm nicht fürchten darf, mit wahrem Ernst reden soll. Manchmal däucht es mich, als ziehe mir etwas die Stimme zurück, daß die Worte nicht herauskommen; dies thut mir zwar weh und demüthigt mich, da ich es aber nicht zu ändern vermag, muß ich es mit Geduld tragen und des Herrn Gnade darüber suchen."

Einen tiefen unvergeßlichen Eindruck machte auf ihn der Tod seiner mütterlichen Freundin, der frommen Gräfin von Rappolstein. Es hatte ihn schon sehr bekümmert, daß er seine Wohlthäterin acht Tage lang

nicht hatte besuchen dürfen; da ward er zu ihr gerufen, und als er sie todtenbleich auf ihrem Bette liegen sah, ergriff sein Herz der tiefste Schmerz. Die Gräfin winkte ihn zu sich, legte die Hand auf sein Haupt und öffnete den Mund, ihm das letzte Lebewohl zu sagen; aber vom Schlagfluß gelähmt, konnte sie kein Wort mehr hervorbringen. Um so tiefer und inniger empfand ihr junger Freund, was sie ihm hatte sagen wollen; er war so ergriffen, daß er alle Lust zum Leben verlor und Gott flehentlich bat, er möchte auch ihn bald sterben lassen. Alle weltliche Eitelkeit hatte für ihn nun gar keinen Reiz mehr; ein tiefer Ernst ward fortan der Grundzug seiner Seele.

Von seinem wackeren Lehrer Stoll gut vorbereitet, ward Spener in seinem 15. Jahre zu seinem Großvater mütterlicher Seite nach Colmar geschickt, wo er noch ein Jahr lang das Gymnasium besuchte und dann schon für reif befunden wurde (1651), die Universität Straßburg zu beziehen. Hier nahm ihn sein Oheim, Johann Rebhahn, Professor der Jurisprudenz, in sein Haus und an seinen Tisch, und ließ ihm auch sonst manche Unterstützung angedeihen.

Mit großem Eifer begann Spener sein Studium und zwar nicht sogleich die eigentliche Theologie, sondern die vorbereitenden Wissenschaften, Philologie, Geschichte und Philosophie. Er hielt ein strenges wissenschaftliches Studium für den Theologen höchst nothwendig, und hat sich später nachdrücklich darüber ausgesprochen. „Ich habe mich oft erklärt" (sagt er in seiner Vorstellung gegen Dr. Schelwigs „sectirische Pietisterey" §. 14), „daß ich kein einziges Stück der Erudition verwerfe, und wollte vielmehr, daß alle Studiosi nicht nur frömmer, sondern auch gelehrter würden. Deßwegen ist mir unter Frommen der Gelehrtere immer angenehmer; ja ich eifere dagegen, wo mich däucht, daß Jemand die Studia etwas zurücksetzt." Das Studium der deutschen Geschichte trieb er mit vieler Lust, und besonders zog ihn Hugo Grotius an, dessen berühmte Schrift „vom Recht der Völker im Krieg und Frieden" (de jure pacis et belli) so in seine Gesinnung und Denkweise überging, daß man noch späterhin in seinen Predigten Anklänge daran bemerken konnte. Aber auch die alten Geschichtschreiber wurden fleißig gelesen und neben dem Griechischen das Hebräische mit allem Eifer betrieben. Schon im Jahr 1653, kaum achtzehn Jahr alt, erwarb er sich den Grad eines Magisters, und disputirte bei dieser Gelegenheit über „die Verhältnisse der Vernunft zu dem Schöpfer". Er bekämpfte die sogenannte „natürliche Theologie", namentlich die Ansichten und Lehren des Engländers Thomas Hobbes, der den Geist des Menschen als schlechthin eins ansah mit der Materie.

Nach solcher dreijährigen Vorbereitung wurde im Juni 1654 das eigentliche theologische Studium begonnen, wozu die beiden Professoren Dannhauer und Seb. Schmidt sehr gute Anleitung gaben. Beide kamen darin überein, daß sie die Glaubenslehre mehr von ihrer praktischen Seite faßten und ihre Schüler für das damals sehr vernachlässigte

Bibelstudium zu begeistern wußten. Dabei wurden die Uebungen in der Gottseligkeit nicht minder fleißig betrieben. Spener hatte schon durch seinen alten Lehrer Stoll den Grundsatz festzuhalten gelernt, daß man am Sonntage nichts thun müsse, wodurch man gelehrter, sondern nur das, wodurch man besser und frömmer zu werden hoffen könne. Nach beendigtem Gottesdienst las daher Spener nur erbauliche Schriften und Werke, wie Andreas Cramers „der gläubigen Kinder Gottes Ehrenstand und Pflicht", und zwar nicht bloß allein, sondern auch mit einigen vertrauten Freunden. Diese jungen Leute führten einen förmlichen Hausgottesdienst ein, indem sie vor dem gemeinschaftlichen Lesen die zu jener Zeit neuen frommen Lieder von Rist, Homburg u. A. sangen, auch wohl über einzelne Bibelstellen selbst in Versen sich vernehmen ließen.

Da Spener sehr viel Geschwister hatte und die Geldunterstützungen von zu Hause spärlich einliefen, erwarb er das Fehlende, indem er wohlhabenden Studenten Unterricht ertheilte. Im Jahre 1654 wurde er zum Hofmeister der beiden Pfalzgrafen am Rhein ernannt, als diese die Universität Straßburg bezogen, und verwaltete dieses ehrenvolle Amt 1½ Jahr mit aller Treue. Als die Pfalzgrafen nach damaliger Sitte eine Reise nach Frankreich unternahmen, luden sie ihren geliebten Lehrer zur Begleitung ein; dieser, so sehr er auch das Reisen liebte, schlug das Anerbieten aus, um seine Studien nicht zu stören. Wie eifrig er arbeitete, ersieht man aus einer späteren Aeußerung: „Ich entsinne mich, daß zur Zeit meines Studiums in Straßburg, als ich bei den Pfalzgrafen war, und diese eine kleine Reise unternommen hatten, ich mit einer alten Magd allein im Hause geblieben war. Etwa sechs Wochen gingen dabei auf eine solche Art hin, daß ich zuweilen mehrere Tage hinter einander kaum einen Menschen gesehen habe, selbst nicht einmal die Magd, denn diese mußte mir mein Essen außerhalb der Thür niedersetzen. Ich brachte meine ganze Zeit unter den Büchern hin, und dieses Lebens wurde ich so wenig überdrüssig, daß ich vielmehr betrübt wurde, daß die Zeit herannahete, wo meine Herren wiederkommen und ich also eine so süße Einsamkeit aufgeben sollte." Nicht zufrieden mit diesem eisernen Fleiß, wollte er sich noch mehr in der Entsagungskraft üben und bestimmte den Sonnabend zum Fasttag, indem er sich aller Speise enthielt und den quälenden Hunger erst am Abend mit einigen Stückchen Brod stillte. Ein volles Jahr setzte er dies Experiment fort, bis seine Hinfälligkeit ihn zwang, ärztliche Hülfe zu suchen und die Einsicht ihm kam von der Schädlichkeit solcher Uebertreibungen.

Um seine wissenschaftliche Bildung durch den Besuch anderer Universitäten zu erweitern, ging er 1659 nach Basel, wo er den Unterricht des berühmten Buxtorf genoß und sich in der hebräischen und rabbinischen Sprache vervollkommnete. Sein wissenschaftlicher Ruf war bereits so gestiegen, daß auf seine Anregung eine historische Disputation gehalten wurde, wobei freilich einige calvinische Eiferer ihm wegen seiner lutherischen Strenggläubigkeit allerlei Kränkung zu bereiten suchten.

Auch die französische und italienische Sprache wurde, soweit es die Zeit erlaubte, erlernt, und obwohl es Spener hierin nicht weit brachte, gestand er doch, daß er das Wenige nicht um vieles Geld hingeben möchte. Bei dieser Allseitigkeit seiner Studien unterstützte ihn sein außerordentliches Gedächtniß, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, selbst die Seitenzahl anzugeben, wo er diese oder jene Stelle gelesen hatte. Seine Predigten schrieb er auf, las sie dreimal durch und hielt sie dann wörtlich so, wie er sie aufgeschrieben hatte. Brachte er zufällig in seinem Vortrage ein anderes Wort, so korrigirte er sogleich beim Nachhausekommen die Stelle im Manuscript, um stets ganz genau zu wissen, was er an heiliger Stätte gesprochen.

Von Basel begab sich Spener nach Genf. Hier lernte er einen geborenen Waldenser kennen, der mehrere Jahre bei der holländischen Gesellschaft zu Konstantinopel Prediger gewesen war, und ihm über die Geschichte und den Zustand der Waldenser, wie über die Beschaffenheit der griechischen Kirche die interessantesten Aufschlüsse gab. Von Genf aus wollte Spener eine Reise durch Frankreich machen, aber eine Gliedergicht, die ihn drei Monate an's Zimmer fesselte, hinderte ihn, und so begnügte er sich mit einem Ausfluge nach Lyon. Reich ausgestattet mit allerlei Erfahrung, kehrte er dann über Basel nach Straßburg zurück, wo er seine lange unterbrochenen Vorlesungen wieder begann. Den bald darauf an ihn ergehenden Ruf zur zweiten Freipredigerstelle in Straßburg nahm er gern an, und im folgenden Jahr (1664) promovirte er auch zum Doktor der Theologie, an demselben Tage, wo er seine Hochzeit feierte. Da nämlich bei der Doktorpromotion ein festlicher Schmaus nicht fehlen durfte, so hatte er in seinem Sinne für Sparsamkeit es so angeordnet, daß der Hochzeitsschmaus damit zusammenfiel. Bald darauf erhielt Spener noch anderweitige ehrenvolle Anträge, die er aber ausschlug, bis ihm die wichtige Stelle eines Seniorats des Ministeriums zu Frankfurt a. M. angetragen wurde, die er auf den Rath seiner Freunde und in Aussicht einer reichen Wirksamkeit annahm (1666). Es war keine geringe Aufgabe für den erst einunddreißigjährigen Mann, als Senior einem geistlichen Kirchenkollegio vorzustehen, in welchem die nächsten seiner vier Kollegen über 60 Jahre alt waren. Spener hatte sich aber seine „Amtsregeln" entworfen, und verband mit dem klarsten Verstande den besten Willen. Diese Regeln waren folgende:

a. Gegen den Magistrat.

1. Keinerlei Einmischungen in weltliche Geschäfte, keinerlei Gesuch um leibliche Aushilfe weder für mich noch die Meinen, um desto freier in amtlichen Sachen auftreten zu können.
2. Willige Unterwerfung unter obrigkeitliche Anordnung, mit Ausnahme in Dingen, welche das Gewissen betreffen.
3. Vorsichtiges Urtheil über alle obrigkeitliche Handlungen und volles Vertrauen in die Amtsthätigkeit.

4. Im Umgange mit Einzelnen aus ihrer Mitte stets die aufrichtigste Herzlichkeit zeigen.
5. Ihre Fehler und Sünden niemals öffentlich strafen.

b. Gegen die Kollegen.

1. Es sie niemals fühlen lassen, daß ich ihr Vorgesetzter bin und mich jederzeit ihnen zur Aushilfe anbieten.
2. Keinerlei Einfluß üben auf die Freiheit ihrer Abstimmung in kirchlichen Angelegenheiten.
3. Mich fern halten von Neid und Mißgunst.
4. Brüderliches Zusammenhalten für das Eine, was der Kirche Noth thut.

c. In Betreff meiner Predigten.

1. Ich will nichts, als erbauen. Daher Vermeidung alles gelehrten Wesens.
2. Ich will mich einer deutlichen, faßlichen Redeweise befleißigen.
3. Die jedesmalige Gemüthsbewegung, in die mich die Predigt setzt, offen zeigen und niemals verbergen.
4. Meine Schwachheit gern eingestehen.
5. Auch den Schein vermeiden, als suchte ich für meine Person eine Herrschaft über die Gewissen.
6. Die Gemeinde öfters bitten, mich durch ihr Gebet in meiner Arbeit zu unterstützen.
7. Alle Streitfragen wo möglich unberührt lassen.
8. Keine eigentliche Strafpredigt halten, sondern vielmehr die Herzen durch Vorstellung der Liebe Gottes und aller göttlichen Wohlthaten erinnern.
9. Die Zuhörer allzeit zur Prüfung ihrer Herzen und Gewissen auffordern.
10. Das Evangelium mehr predigen, als das Gesetz.
11. Fleißige Ermunterung zum Lesen der heiligen Schrift.

Gegen alle pharisäische Selbstgerechtigkeit und Scheinheiligkeit zog Spener entschieden zu Felde, und strebte unablässig dahin, seine Zuhörer in ihr eigenes Innere zu führen. In vielen Häusern begannen die Hausväter und Hausmütter wieder, mit den Ihrigen die Bibel zu lesen, ja die Bürger unterhielten sich in ihren geselligen Zusammenkünften über diesen und jenen Spruch oder über die letzte Predigt ihres verehrten Seelsorgers. Auf den Wunsch mehrerer frommer Gemeindeglieder eröffnete Spener sein Collegium pietatis, d. h. er empfing die Heilsbegierigen in seiner Studirstube und las mit ihnen anregende christliche Schriften, woran sich dann ein freies Gespräch über dunkle Stellen knüpfte. Bald fand es Spener am zweckdienlichsten, ausschließlich die Bücher des Neuen Testaments diesen frommen Unterhaltungen zum Grunde zu legen. Im Jahre 1675 gab er die Arnd'sche Postille neu

heraus und begleitete die neue Auflage mit einer Vorrede, worin er die Gebrechen der Kirche und des weltlichen Standes in scharfer Eindringlichkeit aufdeckte und daran seine pia desideria (fromme Wünsche) knüpfte, wie es besser werden könnte und sollte. Er stellte mit allem Freimuth das sündhafte Treiben der großen Herren, besonders der Höfe dar, den unchristlichen Sinn der Obrigkeiten, den Mangel häuslicher Zucht in den Familien, aber auch das Unwesen der Theologen, die ihr Studium mehr „in zanksüchtigen Disputationen, als in der Gottseligkeit suchten.“ Diese Vorrede erregte großes Aufsehen und wurde besonders abgedruckt unter dem Titel: „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche nebst einigen dahin abzweckenden christlichen Vorschlägen.“

So wirkte der fromme Spener zwanzig Jahre lang in der freien Stadt Frankfurt mit Segen. Nachdem er im Sommer 1685 von einer schweren Krankheit genesen aus dem Bad Ems zurückgekehrt war, erhielt er von Dresden aus wiederholte dringende Anfragen, ob er sich nicht entschließen möge, die Stelle als Oberhofprediger und Beichtvater des Churfürsten, der sehr nach ihm verlange, anzunehmen. Spener antwortete jedesmal ablehnend, und schlug einen anderen tüchtigen Mann zu der Stelle vor. Als aber zu Anfang des Jahres 1686 der Oberhofprediger Dr. Lucius gestorben war, erhielt er bald darauf von Dresden aus eine förmliche Bestallung zu dem wichtigen Amte eines Oberhofpredigers, churfürstlichen Beichtvaters, Kirchenrathes und Consistorial-Assessors. Der Churfürst hatte sogar noch einen Reisepaß zum freien Abzuge und sicheren Geleite und für den Magistrat zu Frankfurt ein eigenhändiges Schreiben beigelegt, in welchem er um Ueberlassung ihres Seniors bat. Nach langem inneren Kampfe begab sich Spener im Sommer desselben Jahres auf die Reise und wurde in Dresden mit größter Ehrerbietung empfangen.

Die sächsischen Theologen blickten neidisch auf einen Mann, der nun ihr Vorgesetzter geworden und von dem zu erwarten stand, daß er noch mehr die althergebrachte lutherische Orthodoxie angreifen würde. Professor Carpzov in Leipzig hätte gern aus seinem Anhange den Posten in Dresden besetzt gesehen, und fing alsbald seine Kabalen gegen den neuen Oberhofprediger an, obschon er es vermied, ihn bei Namen zu nennen. In demselben Jahre, in welchem Spener sein Amt angetreten hatte, begannen die Magister in Leipzig, A. H. Franke, Anton und Schade ihre Collegia philobiblica, worin sie biblische Bücher nach Speners Plan mit großem Beifall ihrer zahlreichen Zuhörer praktisch erklärten. Diese Kollegia griff nun Carpzov zunächst an und suchte sie als Sectirerei darzustellen. Man nannte jetzt alle die Mitglieder jener Bibelstunden „Pietisten“, und brauchte diesen Namen als Schmähwort. Es war nicht zu läugnen, daß manche Schwache, die durch ihr Aeußeres auffallen und sich von den weltlich Gesinnten durch fromme Gebehrden

absondern wollten, Anlaß zum Spott gaben; aber die Mehrzahl jener Vereine war vom reinsten Streben beseelt.

Den Feinden Speners kam es zu Statten, daß auch die Höflinge in Dresden, denen der fromme Mann zu stark in's Gewissen predigte, gegen ihn sich erhoben und jede Gelegenheit ersahen, um den Churfürsten wider ihn aufzubringen. Johann Georg III. mochte auch den strengen Sittenrichter zu unbequem finden, und als Spener nach der Weise seiner Vorgänger ihm ein Schreiben überreichte, worin er ihm bescheiden zwar, doch freimüthig, die wahre Beschaffenheit seines Gemüthszustandes entdeckte, fiel er darob in Ungnade und mußte den Hof meiden. Deßgleichen zerfiel Spener mit seinen dresdener Kollegen, weil er, ohne diesen davon Mittheilung zu machen, seine Katechismus-Examina eingeführt hatte, in denen er durch Frage und Antwort Erwachsene, die sich einfinden wollten, über die christliche Lehre nachzudenken veranlaßte. Spener wollte dies neue Institut zuvor in Gang bringen, und dann zu den Uebelwollenden sagen: „Kommt und sehet!" Aber bald erschien ein churfürstliches Rescript, worin alle Bibelvereine und Privatgottesdienste dieser Art „als bedenkliche Konventikula" alles Ernstes und bei Gefängnißstrafe verboten wurden, weil der Churfürst nicht gemeint sei, „solchem weit aussehenden und zu allerhand gefährlichen Folgen abzielenden Unwesen nachzusehen." Franke und Schade wurden aus Leipzig verwiesen, Spener aber von seinen Feinden nun laut als „Patriarch der Pietisten" und Ursache solcher „Greuel" bezeichnet. Carpzov griff in seinen Predigten und Universitätsprogrammen den ihm verhaßten Spener ohne Unterlaß an; Dr. Alberti, als oberster Inspektor der churfürstlichen Stipendiaten, kam bei dem Kirchenrathe mit dem Gesuche ein, es möchten alle des Pietismus verdächtigen oder überwiesenen Studenten aufgefordert werden, ihre Irrthümer abzulegen bei Strafe der Entziehung ihrer Stipendien. Obwohl Spener in den Berathungssessionen das Unbillige eines solchen Verlangens nachwies, ertheilte der Kirchenrath dennoch dem Dr. Alberti seine Zustimmung. Eine große Zahl der fleißigsten und besten Studenten wurden nicht bloß der bisher genossenen Unterstützung beraubt, sondern auch aller Hoffnung auf eine Anstellung im Vaterlande für verlustig erklärt.

Unter solchen Umständen war dem verkannten und verfolgten Spener der Ruf des Churfürsten von Brandenburg und späteren Königs von Preußen, Friedrichs I., der ihn 1691 zum Konsistorial-Rath und Probst an der Nicolaikirche zu Berlin ernannte, eine wahre Friedensbotschaft. Der Umzug Speners nach Berlin beruhigte aber keineswegs seine Widersacher, die ihn nun der Treulosigkeit gegen die lutherische Kirche beschuldigten, daß er von einem reformirten Fürsten eine Vokation angenommen habe. Nun zeige sich klar, daß es mit seiner lutherischen Rechtgläubigkeit schlecht bestellt sei. Spener sah sich genöthigt, nachdrücklich zu erklären, daß er an eine evangelisch-lutherische Kirche berufen worden sei und mit der Lehre der Reformirten nichts zu thun habe;

als die Beschuldigungen nicht aufhörten, schrieb er unter Ermunterung seines Fürsten die kräftige Streitschrift: „der evangelischen Kirche Rettung von falscher Beschuldigung der Trennung und der Gemeinschaft mit aller Ketzerei." Er setzte seine Katechismusübungen auch in Berlin fort, die sich eines guten Fortganges erfreuten, seine Predigten waren stets zahlreich besucht und bei der ihm zugetheilten Aufsicht über die Kirchen und Schulen hatte er reiche Gelegenheit, für Ausbreitung des christlichen Geistes zu wirken. Zu der 1688 errichteten Universität Halle waren zwei treue Lehrer, Dr. Breithaupt und A. H. Franke berufen worden; Spener übte nun mit seinem Freunde Herrn von Seckendorf den entschiedensten Einfluß auf eine gedeihliche Entwickelung jener Universität. Das Aufkommen von Halle war um so wichtiger, als in Sachsen und besonders in Wittenberg damals der Geist der Unduldsamkeit und Parteisucht den höchsten Grad erreicht hatte. War doch jene Schmähschrift, worin dem guten Spener 240 Irrthümer im rechten Glauben zur Last gelegt wurden, von der theologischen Fakultät zu Wittenberg ausgegangen! Der Religionshaß, den man den hier studirenden Brandenburgern einpflanzte, wurde dann durch diese wieder dem Volke und der Jugend eingeflößt, wenn sie in ihrem Vaterlande Kirchenämter und Schulstellen erhielten. Von Gesinnungen der Treue und des Vertrauens gegen den reformirten Landesherrn konnte da keine Rede sein.

Mit der besseren Richtung im kirchlichen Leben brach nun Spener auch einer besseren Pädagogik die Bahn.

In Bezug auf den Schulunterricht suchte er besonders folgende Mängel zu beseitigen. Die lateinische Sprache, deren Studium allerdings unentbehrlich sei, werde in den gelehrten Schulen fast einzig und allein, und doch nicht zweckmäßig betrieben; Griechisch viel zu wenig und Hebräisch fast gar nicht; nach Gelegenheit zum Unterricht in den Anfangsgründen anderer nützlicher Kenntnisse (der „Realien") frage man vergebens. An der Anleitung zu einem frommen und dem Sinne Christi gemäßen Wandel fehle es beinahe durchgängig auf höheren und niederen Lehranstalten, und zur heilsamen Benutzung der Bibel werde keine Anleitung gegeben. Der Religionsunterricht richte sich statt auf das Herz, bloß auf das Gedächtniß, und die Jugend komme wohl mit einigen Kenntnissen bereichert aus der Schule, aber nicht gebessert. Vor allen Dingen sei nöthig, tüchtige Schulamtskandidaten heranzubilden und keine anderen als wohlgeprüfte zu Lehrern zu bestellen. — Es waren dieselben Grundsätze, von denen auch Franke ausging, der sie in den Schulanstalten des von ihm gegründeten hallischen Waisenhauses mit wahrhaft genialer Meisterschaft verwirklichte.

Speners häusliches Leben war wie seine Seelsorge, unausgesetzte Erfüllung des Spruches „bete und arbeite". Jedes wichtige Geschäft wurde mit Anrufung Gottes begonnen, ein gemeinschaftliches Morgengebet fing den Tag an, ein gemeinschaftliches Abendgebet schloß ihn.

Seine treue Gemahlin Susanna half ihm wacker in der Erziehung seiner Kinder, sie stand ihm treulich bei mit Rath und Trost in allen Gefährnissen des Lebens, und durch die Ordnung, welche sie im Hauswesen erhielt, erleichterte sie dem Manne die vielseitige außerordentliche Thätigkeit. Jede Stunde des Tages hatte ihre bestimmten Geschäfte. Doch mußte Spener seine eigentliche Arbeitszeit auf den Vormittag beschränken, da der Nachmittag wegen des vielen Zuspruchs von Einheimischen und Fremden und wegen anderer unvermeidlicher Zerstreuungen nie in seiner Gewalt war. Sein ausgebreiteter Briefwechsel verursachte ihm vielen Zeitaufwand. Er erzählte einstmals Franken, als dieser ihn in Dresden zur Neujahrszeit besuchte, es lägen noch 300 Briefe vom vorigen Jahre von ihm unbeantwortet da, und doch hatte er 622 im selbigen Jahre mit eigener Hand geschrieben, und von diesen waren manche sehr ausführlich. Auf seinen Inspektionsreisen brachte er den ganzen Tag mit Lektüre zu; den hinter seinem Hause zu Berlin gelegenen Garten hat er nur zwei Mal besucht. Sein Hauswesen, sein Tisch, seine Kleidung und sein Auftreten waren von der höchsten Einfachheit; auch bei dem schlimmsten Wetter machte er seine Gänge in der Stadt zu Fuß ab. Sein Körper war nicht stark, eher schwächlich zu nennen, aber sehr zähe. Er starb am 5. Febr. 1705, in einem Alter von 70 Jahren, nachdem er noch kurz zuvor an seinen königlichen Herrn Friedrich I. einen Brief geschrieben hatte, worin er ihm dankt für alle bisher ihm so unverdient erwiesene Gnade, für des Königs treue Vorsorge für die Kirche Christi, besonders für die Aufnahme der aus Frankreich durch das Edikt von Nantes vertriebenen Reformirten in seinen Landen, — ferner die weitere christliche Sorge für die Universität Halle an das landesväterliche Herz legt und endlich auch für seine Wittwe und Kinder um Fortdauer der bisherigen Unterstützung bittet. Seine letzte Seelenstärkung war das 17. Kapitel aus dem Evangelio Johannis gewesen (das hohepriesterliche Gebet des Herrn), das man ihm dreimal vorlesen mußte.

Johann Kaspar Lavater.*)

Unter den Männern, die in der Bildungsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts bedeutsam erscheinen, ragt Lavater in ganz eigenthümlicher Weise hervor, und charakterisirt ganz besonders die siebenziger und achtziger Jahre.

*) Ulrich Hegner, Beiträge zur Kenntniß Lavaters (1804); Jungs Erinnerungen an Lavater (Frankfurt 1813); G. Geßner Lebensbeschreibung Lavaters, 2 Bände (Winterthur 1802—4); Göthe, Wahrheit und Dichtung (Buch XIV. und XVI.); Lavater nach seinem Leben, Lehren und Wirken von F. W. Bodemann (1856).

Er ward als das zwölfte Kind seiner Eltern zu Zürich geboren den 15. Dezember 1741. Sein Vater, Doktor der Medizin und Mitglied der Regierung, stand unter seinen Mitbürgern in großer Achtung wegen seiner erprobten Rechtlichkeit und seines natürlichen Verstandes. Er lebte still in seinem Berufe, hielt in seiner Familie auf Gottesfurcht, versäumte nicht, täglich seinen Abschnitt in der Bibel zu lesen, und hatte sonst keine hervortretenden Leidenschaften oder Neigungen; nur Neuigkeiten hörte und erzählte er gern. Die Mutter dagegen war im Gemüth viel bewegter und unruhiger, dabei aber von Herzen fromm und eine sehr tüchtige Hausfrau; ihre leicht erregte Einbildungskraft suchte gern das Große, Ueberraschende, ihre Wißbegierde war unersättlich, dabei konnte sie auf ihren scharfen Verstand im Vergleich mit anderen Frauen wohl stolz sein. Es fehlte ihr nicht an Strenge und Eifer in der Erziehung ihrer Kinder, doch ihr Temperament ließ es zu keiner Folgerichtigkeit kommen.

Schon früh trat bei dem kleinen Kaspar (wie das bei so zart organisirten Naturen häufig zu geschehen pflegt) ein sehr ungleiches Wesen hervor: er war bald still, bald höchst aufgeregt, indolent und wiederum höchst empfindlich, gutmüthig und heftig. Da mußte denn zuweilen das probate Hausmittelchen der Birkenreiser angewendet werden. In der Schule, wohin er schon in seinem vierten Jahre geschickt wurde, war er sehr unachtsam und flüchtig, und mit dem Lernen wollte es darum nicht recht vorwärts; vor dem kleinsten Ruthenstreich fürchtete er sich aber außerordentlich und gerieth schon in die bitterste Angst, wenn ein Mitschüler gezüchtigt wurde. Doch der Schulmeister, dem sein drolliges Wesen gefiel, hatte ihn sehr lieb und bewies die größte Geduld mit seinen Fehlern. Er tröstete die über die langsamen Fortschritte des Kindes ungeduldigen Eltern öfters mit den Worten: „Es wird doch noch was aus dem Kasparlin." Phantasiebegabte Naturen versprechen stets mehr, als sie halten, und so mochten die Eltern Kaspars vielleicht größere Erfolge in kürzerer Zeit erwarten. „Wenn ich in meine frühesten Jugendjahre zurück denke," sagt Lavater selbst, „so erinnere ich mich noch lebhaft, daß ich erstaunlich viel fürchtete, litt, bemerkte, fehlte, ohne es irgend einem Menschen sagen zu können: ich war die Blödigkeit, Schiefheit, Furchtsamkeit selbst und hatte dabei doch auch wieder eine naive, in's Lächerliche fallende, Jedem sich mittheilende Offenherzigkeit." Die Eltern verfuhren übrigens auch allzu behutsam mit ihm, indem sie ihm eine Menge von Knabenspielen untersagten, trotzdem, daß er so gern auf der Straße sich tummelte. Da schaffte er sich denn wohl selber einen Zeitvertreib, indem er etwa aus weichem Siegelwachs von allerlei Farben Figuren bildete. Aber Ausdauer war auch bei diesen selbsterfundenen Spielen nicht; so schnell es angefangen war, so schnell blieb's auch wieder liegen.

Schon am Ende des sechsten Jahres kam er auf die lateinische Schule, und schon in den unteren Klassen traten seine religiösen Nei-

gungen sehr bestimmt hervor. Bibellesen und Gebet wurden ihm Bedürfniß, und er glaubte schon jetzt an die stetige Erfüllung seiner Bittgebete. Er äußerte sich später darüber also: „Es fachte sich in meinem Herzen eine sanfte Gluth an, etwas Höheres zu suchen, ich wußte nicht was? Lustig zwar in der Freiheit und bei Knabenspielen, aber in jedem stillen einsamen Momente wieder voll Ekel an diesen leeren Lustbarkeiten, voll Bedürfnisses eines höheren Objekts, was blieb mir übrig, als eine Zuflucht zu Gott? G e b r a u c h G o t t e s ist eine der ersten Ideen und tiefsten Grundgefühle meiner Jugend: Gott war mir Bedürfniß, ich suchte Gebrauch von ihm zu machen. Freilich blieb ich äußerlich noch so ziemlich, was ich immer gewesen war, flüchtig und lustig; auch hatt' ich durchaus nicht die Gabe zu hören, was mir in Ansehung meiner Mutter, die mich nach jeder Predigt um den Inhalt fragte, viel Mühe und Angst machte. Da ich theils nicht Aufmerksamkeit genug hatte, theils die Kanzelvorträge nicht verstand, so gerieth ich während der Predigt auf's Bibellesen. In meiner kleinen Handbibel, die ich mit zur Kirche nahm, las ich mit unersättlicher Begier, besonders im Alten Testament die Bücher Samuelis, der Könige und der Chronik — vorzüglich aber die Geschichte des Elias und Elisa. Meine Religion war mir gerade damals das, was man ein Arkanum nennt; es war mir, wie's einem sein muß, der den Stein der Weisen zu haben glaubt. Indessen warf mich meine Flüchtigkeit, meine unersättliche Neugier, mein Leichtsinn immer wieder von meinen Höhen hinab. Da wurde mir denn das Abbitten besorglicher Strafen, oder das Gebet, daß meine Mutter gewisse Dinge von mir nicht erfahren möchte, besonders geläufig; und da solche Gebete zu meinem größten Erstaunen von dem besten Erfolge waren, so attachirten mich diese Erfahrungen an Gott, machten mich zugleich aber auch wieder leichtsinnig! — Obgleich meine Mutter unaufhörlich ihren tiefen, unversöhnlichen Haß gegen alles Lügen auf's Nachdrücklichste bezeugte, obgleich ich aus ihrem Munde nie eine Unwahrheit gehört hatte, obgleich ich in meiner frühen Jugend schon so viel Gottesfurcht hatte, daß ich nicht so leicht sündigte, so gestehe ich dennoch, daß ich wegen der Strenge meiner Mutter oft zur Lüge meine Zuflucht nehmen mußte. Verläumdung, falsche Anklage, Lüge zum Nachtheil Anderer war mir unmöglich, aber die Nothlüge glaubte ich oft nicht umgehen zu können. Und war mir dann bange, so bat ich Gott, doch zu verhüten, daß es nicht an's Licht käme, weil ich untröstbar gewesen wäre, wenn mich meine Mutter ein einziges Mal bei einer Lüge ertappt hätte. — Von Christus hatte ich damals noch keinen Begriff, wie denn das Neue Testament mich viel weniger rührte, als das Alte. Christus war für das Attachement meines Herzens damals eine noch gar nicht existirende Person; mein Herz bedurfte seiner noch nicht, es verlangte nur nach einem Gebet-erhörenden Gott."

Mit der Liebe zu Gott verband sich die Lust zum Großen, Erhabenen, Geheimnißvollen, so daß er in seiner Phantasie sich ausmalte, wie

schön es sei, wenn er Anführer einer Diebsbande würde, oder in Gefangenschaft geriethe: die Idee, aus dem Verborgenen herauszuwirken in's Weite, Große, lag hier ebenso zum Grunde, wie bei den Versuchen, durch Gebet eine Sache im Geheimniß bewahren zu können durch die Mitwirkung Gottes. „Es ist," sagt Lavater, „ein unaustilgbarer Grundzug meines Charakters, ungeheuer große Dinge zu sehen, in Gedanken zu bauen, zu veranstalten — und zwar ohne Rücksicht auf Ehre und Ruhm — wie es ein Bedürfniß meiner individuellen Natur und Kraft ist, mächtig zu wirken. Das Herz klopfte mir, wenn ich einen hohen Thurm sah, und aller meiner schwindelnden Furchtsamkeit ungeachtet war mir's die entzückendste Freude, Thürme zu besteigen. Alles, was ich anfing, war auf einen großen Plan berechnet, so daß es schwerlich vollendet werden konnte. So machte ich einmal von Siegelwachs einen ungeheuren militärischen Zug von Kanonen, Pferden u. s. w., ich arbeitete mit einem eisernen Fleiße daran, wo ich stand und ging, saß und lag, in der Tasche, im Bette, in der Schule und Kirche. Das Werk ward fertig und auf drei langen Brettern hingestellt. An einem Sonntag Abend spazierte ich, wo das Machwerk stand, auf und nieder; ein plötzlicher Ekel an dieser Arbeit überfiel mich, indem ich eine Menge Fehler daran entdeckte; dazu kam der Gedanke, welch einen ungeheuren Klumpen Wachs die zusammengeknetete Masse geben würde. Hier fiel ich über die ganze Armee, drückte, packte, drängte sie zusammen. Kaum war ich mit der Zerstörung fertig, so kam mein Vater, der eben Gesellschaft bei sich hatte und ihr dieß sonderbare Werk seines Knaben zeigen wollte. Hören und Sehen verging mir; lange mußte ich Vorwürfe hören, und später hat mich der Vorfall immer leise gewarnt vor allen Unternehmungen, die mich hätten reuen können."

Unter den Mitschülern gab es manche rohe leichtsinnige Bürschchen, die sich über den zarten und stillen Träumer lustig machten; dann machte Kaspar, um nicht hinter den Andern zurückzubleiben, auch mit, trotzdem, daß sein stets empfindliches Gewissen ihn bei jeder Vergehung strafte, und wenn sich darauf sonst etwas Unangenehmes ereignete, so schrieb er es als gerechte Strafe seinem Leichtsinn zu. Eine Reise nach dem nahgelegenen Badeorte Baden, die er im neunten Jahre mit der Mutter machte, führte ihn wieder zu größerem Ernst; in der Betrachtung der einsamen schönen Natur fand er einen süßen Zauber, und in dieser gehobenen Stimmung nahm er sich vor, in der Schule und daheim alle Unarten zu meiden. Als nicht lange darauf der Aufsicht führende Pfarrer in die Klasse trat, und die Schüler fragte, wer unter ihnen Pfarrer werden wollte, rief Kaspar sogleich: Ich, ich! Er hatte das Wort ohne Ueberlegung, ganz unwillkührlich gesprochen, nun aber gefiel ihm der Gedanke und er fing an, eine wirkliche Sehnsucht nach dem geistlichen Stande zu fühlen, auch den Eltern seinen Wunsch auszusprechen, obwohl diese meinten, daß er wenig zu einem Pfarrherrn tauge. Nannte man ihn doch schon lange den „Unmündigen", weil ihm

die Gabe zum Reden und Erzählen ganz zu fehlen schien. Und doch fehlte ihm nicht diese Gabe, wohl aber der Muth zum freien Reden, und daran war die Mutter Schuld, die ihn ohne Unterlaß hofmeisterte und durch unzeitige Strenge zum schüchternen Wesen veranlaßte. Daß es ihm nicht an moralischem Muth fehlte, zeigte er, als er in die letzte Klasse der lateinischen Schule kam, und da wegen eines geringen Vergehens, ja wie es ihm schien, ohne alle Ursache gezüchtigt wurde. Zornig fuhr er den Lehrer an: „Bei Gott, ich will wissen, warum ich gestraft bin? Ihr seid ein Tyrann, ein Unmensch!" Mit diesen Worten lief er fort. Ja, er konnte, wenn er Unrecht sah oder durch Gewaltthätigkeit gereizt ward, die ungeheuersten Verwünschungen und Flüche ausstoßen.

Früher hatte ihn die Mutter immer zu älteren Knaben getrieben, und ihm dadurch die Spiellust ganz verdorben; nun erhielt er zu seiner großen Freude die Erlaubniß, an einer Sonntagsabend-Gesellschaft, die aus Knaben seines Alters bestand, Theil nehmen zu dürfen. In dem Hause, wo sich die Gesellschaft zusammenfand, herrschte die größte Sauberkeit und Ordnung, und Kaspar, der bisher nicht viel Rücksicht auf seine leibliche Reinlichkeit genommen hatte, betrachtete sich selber nun auch von dieser Seite und gewann die Ordnung und Sauberkeit lieb. Es lag ihm daran, der Hausfrau zu gefallen, die ein scharfes Auge für äußere Wohlanständigkeit hatte.

Im Erlernen der Sprachen waren die Fortschritte gering, aber die Lektüre wurde allmählig Lieblingsbeschäftigung; doch da er ohne Plan und Ordnung las, gab diese Leserei nur noch mehr Veranlassung, bloß seine Phantasie aufzuregen. Des Nachts wurde er durch allerlei ungeheure Träume gequält, in denen er die größten Gefahren zu bestehen glaubte; die Gespensterfurcht quälte sogar den zum Jüngling heranreifenden Knaben. Als er (1754) in die oberen Klassen des Gymnasiums (in das sogen. collegium humanitatis) eintrat, wo damals B o d m e r und B r e i t i n g e r unterrichteten, die, seinen regen Geist erkennend, ihn freundlich aufmunterten: da entschloß er sich zu ausdauerndem soliden Fleiß, stand des Morgens sehr früh auf und war noch um Mitternacht bei der Arbeit. Doch für ein tieferes Sprachstudium war er einmal nicht gemacht; selbst mitten in seinen Schularbeiten war der religiöse Drang so stark, daß er eine Reihe geistlicher Lieder dichtete, und daß ihm die Beobachtung des eigenen Seelenzustandes über Alles ging. Mit mehreren edlen Jünglingen (den beiden Heß und Heinrich Füßli) knüpfte er Freundschaftsbündnisse, sprach mit aller Beredtsamkeit zu ihnen über die Uebungen in der Frömmigkeit, wachte über ihren Seelenzustand und übte sich so für seinen geistlichen Beruf.

Als einundzwanzigjähriger Jüngling sprach er sich durch eine auffallende Probe von Thatkraft und Unerschrockenheit mündig. Er klagte nämlich den Landvogt Grebel an, einen durch hohe Verbindungen geschützten Beamten, dessen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten niemand

zu rügen gewagt hatte. Heinrich Füßli (der nachher in England berühmt gewordene Maler) unterstützte ihn dabei. Die Regierung nahm die Klage an, Grebel wurde verurtheilt, mußte die Uebervortheilten entschädigen und die muthigen Rächer des Unrechts wurden mit ausgezeichneter Achtung belohnt. Im folgenden Jahre reiste Lavater in Gesellschaft Füßli's über Leipzig und Berlin, wo er die bedeutendsten Gelehrten jener Zeit kennen lernte, zu Spalding nach Barth in Schwedisch Pommern, um seine Bildung zum Geistlichen im Umgange dieses Theologen zu vollenden. Er verlebte hier mehrere Monate unter theologischen und ästhetischen Studien, und konnte auch Spaldings Ruhe und Klarheit nicht auf sein unruhiges Wesen übergehen, so verdankte er doch diesem Aufenthalte manchen Wink über die würdige Führung des Predigtamts. Auch hatte diese Reise ihm eine nähere Bekanntschaft mit der deutschen Literatur verschafft, und nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt (1764) theilte er seine Zeit zwischen jener freundschaftlichen Seelsorge, biblischen Studien und poetischen Versuchen. Klopstocks und Bodmers Musen hatten auch sein Dichtertalent angeregt, das sich nun täglich in Liedern ergoß, aber auch sogleich die ernste Richtung auf Religion und Vaterland nahm. Seine kernhaften „Schweizerlieder", die 1767, und die „Aussichten in die Ewigkeit", die 1768 erschienen, erwarben ihm eine Menge Verehrer; wie in den Liedern sich eine treffliche Gesinnung offenbarte, so fesselten in den „Aussichten" das warme Gefühl und die phantasiereiche Darstellung, bei der man vergaß, daß im Grunde doch keine näheren Aufschlüsse über das Jenseits gegeben wurden. Schon 1766 hatte er die durch Frömmigkeit und Herzensgüte ausgezeichnete Anna Schinz zu seiner Gattin erwählt, und erst 1769 übernahm er die Pflichten eines öffentlichen geistlichen Amts als Diakonus an der Waisenhauskirche zu Zürich. Seine Predigten, ausgezeichnet durch Geist und lebendigen Glauben, wie durch eine eben so kräftige, als Herz gewinnende Sprache, fanden den größten Beifall; nicht minder trug auch seine edle Einfalt, seine Herzensgüte, die kein Opfer zu schwer fand, wo es galt, den Armen zu helfen und die Traurigen zu trösten, viel dazu bei, ihn zum Manne des Volks und Liebling der Gemeinde zu machen. Seit 1772 wurden seine Predigten gedruckt und auch im Auslande gern gelesen, und wie er dadurch auf die Gebildeten wirkte, so suchte er durch sein „Sittenbüchlein für Dienstboten" auch auf die niederen Klassen zu wirken. Dabei dienten seine „Gedichte", die von Zeit zu Zeit herausgegeben wurden, obwohl sie auf poetische Schönheit wenig Anspruch machen konnten, Vielen zur Stärkung und Freude.

Gewohnt, die Geister und Herzen der Menschen zu erforschen und von dem inneren Menschen sich ein Bild zu entwerfen, trat ihm der Gedanke immer näher, daß, weil der äußere Mensch die Offenbarung des inneren sei, der sittliche Charakter auch schon in der Gesichtsbildung sich müsse erkennen lassen. Und wie all' sein Wirken immer in's Praktische ging, glaubte er dadurch ein vorzügliches Mittel zu gewinnen,

desto sicherer auf die verschiedenen Charaktere wirken zu können, je klarer er sie gleich auf den ersten Blick durchschaute. So nahm er sich vor, eine neue Kunst und Wissenschaft, „die Physiognomik", in's Leben zu rufen, sammelte (seit 1769) aus allen Gegenden die Schattenrisse bekannter Personen, wobei ihm seine ausgebreitete Korrespondenz, die alles in den Zauberkreis seines neuen Unternehmens zog, sehr zu Statten kam. Besonders ging er auf Christusköpfe aus, denn wie in Christo die reinste Menschheit sich dargestellt hatte, so glaubte er auch nach dessen Vorbilde die reine aus der sündigen Menschheit wieder herstellen zu können. So war das scheinbar der theologischen Wirksamkeit Fernliegende doch, nach der Absicht ihres Urhebers, ein christliches Werk.

Lavater selber erklärt sich über die Entstehung der physiognomischen Fragmente also: „Von meiner frühesten Jugend an hatte ich einen starken Hang zum Zeichnen, und besonders zum Porträtzeichnen, obwohl ich wenig Fertigkeit und wenig Geduld dazu hatte. Durch's Zeichnen fing mein dunkles Gefühl an, sich nach und nach einigermaßen zu entwickeln. Die Proportion, die Züge, die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der menschlichen Gesichter wurden mir merkbarer. Es fügte sich, daß ich etwa zwei Tage nach einander ein paar Gesichter zeichnete, die sehr ähnliche Züge hatten. Dieß fiel mir auf und ich erstaunte noch mehr, da ich aus andern Datis wußte, daß die Personen sich durch etwas ganz Besonderes in ihrem Charakter auszeichneten. Ich ward nachher durch Herrn Leibarzt Zimmermann in Hannover veranlaßt und aufgeweckt, etwas darüber zu schreiben. Ich fand häufigen Widerspruch. Dieß nöthigte mich, die Sache mehr zu entwickeln, von allen Seiten anzusehen, und endlich entstand, was entstanden ist, das physiognomische Werk."

Als Probe mögen nur folgende kurze Charakteristiken hier eine Stelle finden.

Zwingli.

Gewaltige Festigkeit. Mindere Feinheit als Erasmus und Breitinger.

Ernst, Nachdenken und männliche Entschlossenheit, Vielwissen ohne Ausdehnung, sich zusammenziehende Thatkraft, Bewußtsein seiner Erkenntniß ohne Spiegelung und Selbstgefälligkeit scheinen mir in diesem Gesichte auffallend zu sein.

Bis zum Steifsinn gehender Muth in der im Ganzen genommen perpendikulären Stirn.

Ernst und Nachdenken in diesen Falten, besonders im Uebergange von der Nase zur Stirn.

Nasenloch und Spitze der Nase gemein, wenigstens in der Zeichnung; wie verschieden von Erasmus feindeutiger Beschnittenheit!

Der Umriß der Oberlippe gewiß keiner gemeinen Seele. Desto gemeiner die rohe und nur hinten sich verfeinernde Unterlippe.

Im Kinn mäßige Festigkeit.

Schauender durchdringender Verstand im schrägen Augapfel. Güte in den Falten um's Auge, die der lächelnde Witz bildet.

Die Geradheit des Ganzen ist auffallend.

*

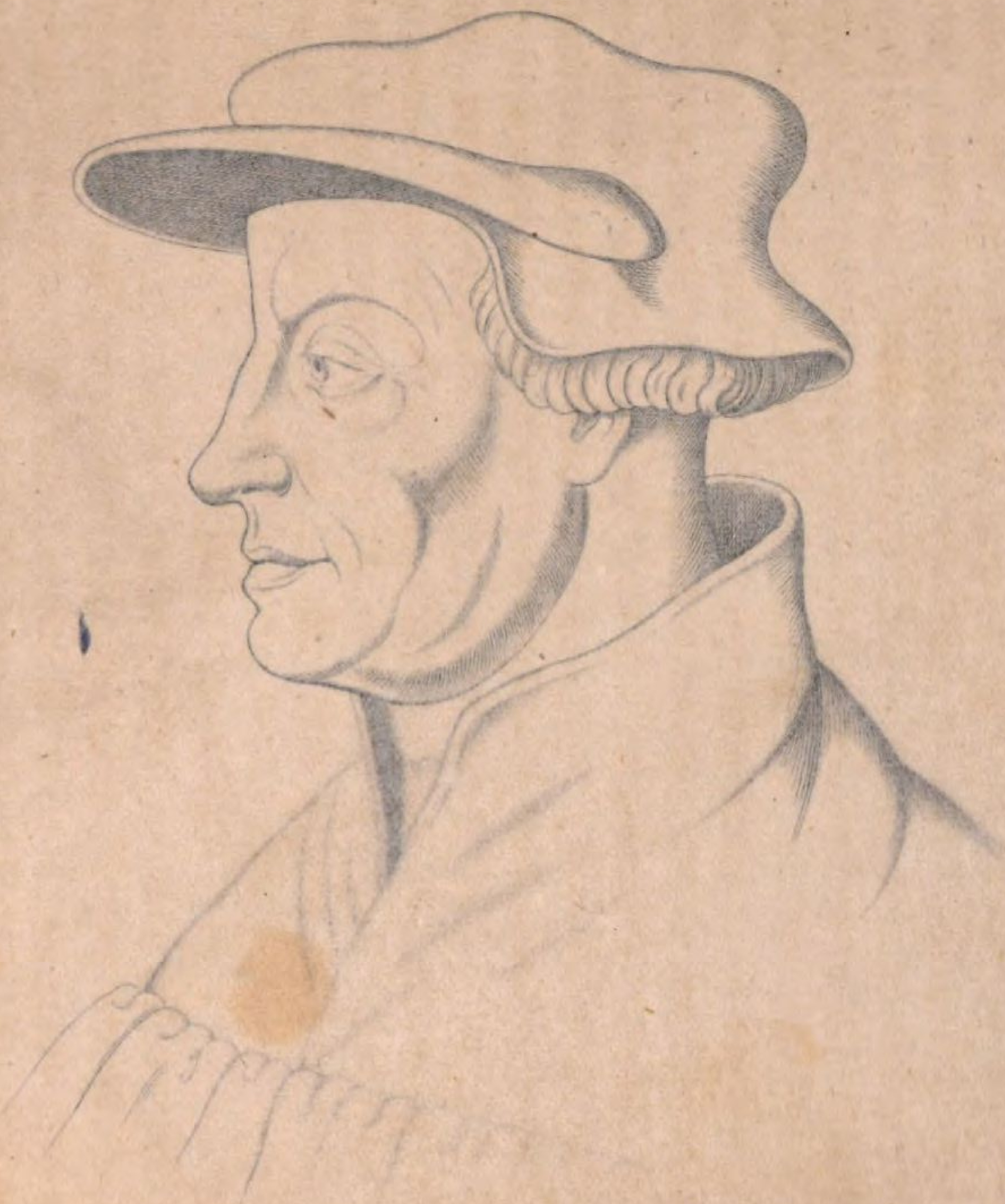
Jesuiten.

Vielleicht ist unter allen religiösen Physiognomieen keine leichter erkennbar, als die jesuitische. Jesuiten-Augen sind zum Sprichwort geworden. Und in der That; ich getraute mir fast Umrisse jesuitischer Augen angeben zu können, und nicht nur der Augen, sondern auch beinahe der Form des Kopfes. Ein Jesuit möchte beinahe in welchem Kleide er wollte erscheinen, er hätte das Ordenszeichen im Blicke für den gemeinen, in dem Umrisse seines Kopfes für den geübten Physiognomen. Zu diesem Umrisse gehören denn vorzüglich drei Stücke: die Stirn, die Nase und das Kinn. Beinahe immer stark gewölbte, vielfassende, selten scharfe, feste, gedrängte Stirnen; beinahe immer große, meist gebogene und vorn scharf knorplige Nasen; beinahe immer große, nicht fette, aber rund vorstehende Kinne; immer fast etwas zusinkende Augen, bestimmt gezeichnete Lippen. Merkwürdig, daß unter allen den so gelehrten Jesuiten so wenig Beispiele sind, vielleicht nicht Ein entscheidendes ist von einem wahrhaft philosophischen Kopfe. Mathematiker, Physiker, Politiker, Redner, Poeten, wie viele hatten sie! Wie wenige philosophische Köpfe! Und das ist auch leicht zu begreifen. Die Art von Biegsamkeit, die Einschmeichelungskunst, die künstliche Beredtsamkeit, die Uebungen im Schweigen und Verstellen, die ihnen so geläufig sein mußten, wie konnten die so gar nicht neben freier, kühner, allprüfender Philosophie bestehen! Also, wo das Eine mußte gesetzt werden, ward das Andere dadurch schlechterdings aufgehoben. Sehr wenige Jesuiten wird man finden von außerordentlicher Kühnheit. Eben die Bildung zur Feinheit kann nicht mit der Bildung zur persönlichen Kühnheit bestehen, wenigstens wird gewiß nicht die Kühnheit, sondern die Feinheit immer die Oberhand behalten. Der religiöse Enthusiasmus, Enthusiasmus sage ich, nicht die so oft damit verwechselte Affektation des Enthusiasmus, haftet selten, ich dürfte sagen niemals in stark geknochten Körpern. Die Kühnheit der Jesuiten, ich weiß es, war unbegrenzt, aber ihre Kühnheit war Geheimniß, gründete sich auf Verborgenheit, war lichtscheu. Und lichtscheue Kühnheit ist so wenig wahre Kühnheit, als lichtscheue Tugend Tugend ist.

Ignatius Loyola.

Erst Kriegsmann, dann Ordensstifter. Eines der merkwürdigsten Phänomene, Klippe und Charybdis unserer philosophischen Historiker.

Von dem Kriegerischen ist noch Ausdruck genug übrig in diesem Gesichte. Wo? In der Feste des Ganzen, dann im Munde und Kinn; aber der Umriß der Stirn ist nicht des kühnen vordringenden



Zwingli



Ignatius Loyola.

Schwerlich durchdringender Verstand im schrägen Augapfel. Güte in den Falten um's Auge, die der lächelnde Witz bildet.

Die Geradheit des Gesichts ist auffallend.

*

Jesuiten.

Vielleicht ist unter allen religiösen Physiognomieen keine leichter erkennbar, als die jesuitische. Jesuiten-Augen sind zum Sprichwort geworden. Und in der That; ich getraute mir fast Umrisse jesuitischer Augen angeben zu können, und nicht nur der Augen, sondern auch beinahe der Form des Kopfes. Ein Jesuit möchte beinahe in welchem Kleide er wollte erscheinen, er hätte das Ordenszeichen im Blicke für den gemeinen, in dem Umrisse seines Kopfes für den geübten Physiognomen. Zu diesem Umrisse gehören denn vorzüglich drei Stücke: die Stirn, die Nase und das Kinn. Beinahe immer stark gewölbte, vielfassende, selten scharfe, feste, gedrängte Stirnen; beinahe immer große, meist gebogene und vorn scharf knorplige Nasen; beinahe immer große, nicht fette, aber rund vorstehende Kinne; immer fast etwas zusinkende Augen, bestimmt gezeichnete Lippen. Merkwürdig, daß unter allen den so gelehrten Jesuiten so wenig Beispiele sind, vielleicht nicht Ein entscheidendes ist von einem wahrhaft philosophischen Kopfe. Mathematiker, Physiker, Politiker, Redner, Poeten, wie viele hatten sie! Wie wenige philosophische Köpfe! Und das ist auch leicht zu begreifen. Die Art von Biegsamkeit, die Einschmeichelungskunst, die künstliche Beredsamkeit, die Uebungen im Schweigen und Verstellen, die ihnen so geläufig sein mußten, wie konnten die so gar nicht neben freier, kühner, allprüfender Philosophie bestehen! Also, wo das Eine mußte gesetzt werden, ward das Andere dadurch schlechterdings aufgehoben. Sehr wenige Jesuiten wird man finden von außerordentlicher Kühnheit. Eben die Bildung zur Feinheit kann nicht mit der Bildung zur persönlichen Kühnheit bestehen, wenigstens wird gewiß nicht die Kühnheit, sondern die Feinheit immer die Oberhand behalten. Der religiöse Enthusiasmus, Enthusiasmus sage ich, nicht die so oft damit verwechselte Affektation des Enthusiasmus, haftet selten, ich dürfte sagen niemals in stark geknochten Körpern. Die Kühnheit der Jesuiten, ich weiß es, war unbegrenzt, aber ihre Kühnheit war Geheimniß, gründete sich auf Verborgenheit, war lichtscheu. Und lichtscheue Kühnheit ist so wenig wahre Kühnheit, als lichtscheue Tugend Tugend ist.

Ignatius Loyola.

Erst Kriegsmann, dann Ordensstifter. Eines der merkwürdigsten Phänomene, Klippe und Charybdis unserer philosophischen Historiker.

Von dem Kriegerischen ist noch Ausdruck genug übrig in diesem Gesichte. Wo? In der Feste des Ganzen, dann im Munde und Kinn; aber der Umriß der Stirn ist nicht des kühnen vordringenden



Zwingli



Jgnatius Loyola.

L. A. v. J. G. Bach, Leipzig.

Kriegers. Ueberschwenglich aber ist der frömmelnde planmachende Jesuitismus über dieses Gesicht ausgegossen. Nur der Mund, wie er hier — ich vermuthe fehlerhaft — erscheint, hat in der Unterlippe vieles Schwache; aber Stirn und Nase, besonders das Auge, dieses zusinkende Auge, dieser durchblickende Blick, zeigen den Mann von Kraft, still zu dulden und still zu wirken, und weit und tief zu wirken durch Stille. Die Stirn hat geraumen Sitz für tausend sich kreuzende, verworfene und wieder ergriffene Anschläge. Der Mann kann nicht müßig sein, er muß wirken und herrschen. Die Nase scheint Alles von fern zu riechen, was für ihn und wider ihn ist; doch eben hier, in diesem Bilde wenigstens, fehlt ihr viel von Größe.

So selten man frei-offene, kühnbogige Augen finden wird, die der Schwärmerei ergeben sind, so selten solche Augen, wie diese, die nicht in Schwärmerei versinken. Nicht, daß sie es müssen; aber unter gewissen Umständen, bei gewissen Veranlassungen ist es höchst wahrscheinlich, daß sie es werden.

* *
*

Mitten in die Blüthezeit dieses physiognomischen Treibens fiel seine Reise in's Bad Ems, der wir eine sehr ansprechende Episode in Göthe's „Wahrheit und Dichtung" (Bd. 3) verdanken. Mit Göthe hatte Lavater schon korrespondirt, ehe er ihn noch persönlich kannte, und der junge Dichter war eigens nach Ems gereist, um den berühmten Physiognomiker zu begrüßen, der, wohin er kam, von Hohen und Niedern gesucht, bewundert, gefeiert wurde. Lavater ließ sich von einem geschickten Zeichner, Namens Lips, begleiten, welcher gleich an Ort und Stelle einen Schattenriß entwarf, der dann später in Kupfer gestochen wurde. Lavaters Erklärung dieser Bilder, in schwunghaft-mystischer Sprache gegeben, klang wie ein Orakelspruch. Als die Frucht seiner physiognomischen Studien unter dem Titel „physiognomische Fragmente" von 1775 ab an's Licht trat, erregte das Werk allgemeine Sensation und es mußte alsbald auch eine französische Uebersetzung veranstaltet werden. Es war eine Zeit des Enthusiasmus, in welcher das Neue, wenn es nur geistreich war, den größten Anklang fand. Doch fehlte es auch nicht an der scharfen Kritik des kalt prüfenden Verstandes. Schon im Anfange, als Lavater durch seine Physiognomik Aufsehen erregt hatte, schrieb der witzige Professor Lichtenberg in Göttingen seine pikante Flugschrift: „Timorus, die Vertheidigung zweier Israeliten, die, durch die Kräftigkeit der Lavaterschen Beweisgründe und der Gätting'schen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben, von Konrad Photorin, der Theologie und belles lettres Kandidaten." Lichtenbergs Satyre verfolgte die Physiognomiker weiter in dem Aufsatze: „Ueber die Physiognomik wider die Physiognomen, zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß." Der berühmte Arzt Zimmermann in Göttingen hatte Partei für Lavater genommen und wurde nun durch Lichtenbergs

Ausfall auf denselben in Feuer gesetzt. Es entspann sich zwischen beiden verdienten Männern eine literarische Fehde, die von Zimmermann mit Bitterkeit und Persönlichkeit, von Lichtenberg mit überlegenem Witz geführt wurde. Als Lavater 1778 seinen Sohn auf die Universität Göttingen brachte, besuchte er ohne Groll den Professor Lichtenberg, wurde freundlich von diesem aufgenommen und Beide söhnten sich vollkommen mit einander aus.

Es ist nicht zu verkennen, daß Lavater, hätte er eine gediegene, streng-wissenschaftliche Bildung sich erworben, von manchen Ueberspannungen fern geblieben wäre. Sein unruhiges, stets aufgeregtes Wesen, in welchem das Herz oft mit dem Kopfe durchging und die Phantasie den Erfolg schon sah, wo der Verstand noch gar nicht die Mittel erwogen hatte, verführte ihn sogar zu manchen Thorheiten. So hatte er im ersten Jugendfeuer die Bekehrung des jüdischen Philosophen Mendelssohn unternommen, ein Versuch, der ihm jene beschämende Zurechtweisung zuzog, ohne ihn doch von ähnlichen Wagstücken abzuhalten. Verdarb er es doch mit seinem Freund Göthe durch seinen Eifer, der gut gemeint, aber schlecht angewendet war. Göthe, der mit so viel Liebe in die Eigenthümlichkeit des Lavater'schen Wesens eingegangen war, durfte wohl auch an Lavater die Forderung stellen, das Göthe'sche Wesen tiefer zu würdigen und nicht mit der frommen Schablone zurecht schneiden zu wollen. Hatte er ja schon im Jahre 1777 an Lavater ganz offenherzig geschrieben: „Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher." Das konnte Lavater nicht fassen. In seiner Sucht nach dem Uebernatürlichen, Wunderbaren und Geheimnißvollen, glaubte er oft etwas Neues und Unerhörtes gefunden zu haben, was doch mit sehr natürlichen Dingen zugegangen war. Gaßners Teufelsbeschwörungen machten großen Eindruck auf sein Gemüth, und er erwartete von den Erscheinungen des Magnetismus ganz besondere Aufschlüsse über die Geisterwelt, und glaubte auch, daß nun der Schlüssel zu den wunderbaren Heilungen Jesu gefunden sei.

Man würde aber die ganze Eigenthümlichkeit und in ihrer Art einzige Wirksamkeit Lavaters falsch beurtheilen, wenn man sich bloß an das Excentrische halten, sich bloß auf den Standpunkt der Wissenschaft und Aesthetik stellen wollte. Der tiefinnerste Kern seines Gemüths war rein und edel, und eben darum hat er auch so tief auf manche edle Gemüther gewirkt und eine Verehrung genossen, wie sie wohl kein Geistlicher seines Jahrhunderts gefunden hat. Einen ehrenvollen Ruf zum Diakonat bei der reformirten Gemeinde in Bremen schlug er, aus Liebe zu seiner Vaterstadt, aus; dafür beförderten ihn die Züricher zu ihrer besten Pfarrstelle. Als Republikaner begrüßte auch Lavater anfangs die französische Revolution mit Jubel, aber bald ward er anderen Sinnes, und seit dem Königsmord sprach er mit Abscheu von den französischen Greueln. Als auch die Schweiz von der Revolution ergriffen wurde,

sprach er auf der Kanzel und unter dem Volke mit einer Kühnheit und Besonnenheit über die öffentlichen Angelegenheiten, wie sie nur die Begeisterung für Wahrheit und Recht und echte Vaterlandsliebe einflößen kann. Er rügte das unlautere Parteigetriebe und die Willkür der Machthaber trotz aller Gefahr, die für seine Person daraus erwuchs. Als er endlich auf den lächerlichen Argwohn einer verrätherischen Gemeinschaft mit Rußland und Oesterreich, während er an einer schmerzlichen Krankheit litt, 1796 nach Basel deportirt wurde, freute er sich dennoch, in seiner Verantwortung das Mittel zu haben, den damaligen Direktoren der Schweiz die Wahrheit mit aller Entschiedenheit vorzuhalten. Nach einigen Monaten entlassen, kam er glücklich durch die französischen Vorposten wieder nach Zürich zurück, und fuhr nun mit erneuetem Eifer in seiner Amtsthätigkeit fort, bis diese auf die schrecklichste Weise gehemmt wurde.

Am 26. September 1799 bei der Einnahme Zürichs durch Massena, unmittelbar nach dem Eindringen siegesberauschter Franzosen, eilte er aus seiner Wohnung, in der Absicht, einigen hartbedrängten Nachbarn kräftig beizustehen. Die raubgierigen rohen Krieger fielen über ihn selber her. Da setzte er ihnen besonnen und ruhig die Beredtsamkeit seiner Liebe entgegen; sein Wort schien Eindruck zu machen, aber alsbald traf ihn ein Flintenschuß durch die Brust, von der Hand eines Soldaten, welchen er kurz vorher beschenkt und besänftigt hatte, dessen blinde Wuth aber verderblich wieder entbrannt war.*) Der Schuß war zwar nicht für den Augenblick tödtlich, führte jedoch ein langwieriges Brustleiden herbei, das schmerzlicher war, als der Tod. In dieser letzten Leidenszeit entwickelte Lavater alle edleren Kräfte seines Wesens, seinen christlichen Muth und Glauben, seine Liebe und seine Standhaftigkeit und sein rastloses Wirken für Menschenwohl — zu schönster Blüthe. Während seine Linke das von Schmerzen gefolterte Herz hielt, verlor seine geschäftige Rechte keinen Augenblick, um seinen Freunden, seiner zahlreichen Gemeinde, seinem gesammten Vaterlande noch alles das schriftlich zu sagen, was er auf dem Herzen hatte. Krank bis zum Tode ließ er sich noch in die Kirche tragen, und zu kraftlos, um die Kanzel zu besteigen, erhob er am Fuße derselben zum letzten Mal seine ermangelnde Stimme, um von seiner geliebten Gemeinde segnend und ermahnend zu scheiden. Mit letzter Anstrengung rief er ihr zu: R u h i g i s t k e i n e S e e l e, a l s d i e, s o s i c h v o r d e m H e r r n d e m ü t h i g t, a l s d i e, w e l c h e a u f I h n s i e h t, a l s d i e, w e l c h e s i c h h ä l t a n I h n! Und als er dann vernahm, die Gattin seines Bruders, die er immer vorzüglich geschätzt und geliebt, ringe mit dem Tode, riß er das letzte

*) Nach Raoul-Rochette's „Histoire de la révolution helvétique (Paris 1823), war weder ein Franzose noch Russe der Mörder: Ce crime appartient tout entier à la fureur des partis; et Lavater, qui connaissait son assassin, emporta dans la tombe cet horrible secret, avec tous les autres secrets de sa belle âme et de son inépuisable charité.

Vermögen in sich empor, und kleidete sich hastig an; er ließ sich durchaus nicht abhalten, zu ihr gebracht zu werden. Der Sterbende saß am Bett der Sterbenden und gab ihr, zwar nur schwach lallend, aber mit der ganzen Fülle seines Glaubens, seiner Liebe und seiner Hoffnung labende Worte des Trostes und der Zuversicht, Worte eines treuen, zärtlichen Abschieds, welcher „für sie Beide kein Abschied mehr sei, da schon so bald nach ihr Gott auch ihn abrufen werde." — Während einer solchen gewaltsamen Anstrengung seiner letzten Kräfte war Lavater einige Mal aus Mattigkeit in seinem Sessel umgesunken, und endlich an dem Lager des Todes sogar auf einige Zeit entschlummert. Diese Erschöpfung beschleunigte sein gänzliches Hinscheiden, denn schon nach acht Tagen starb auch er (am 2. Januar 1801).

Wer möchte Göthe nicht beistimmen, wenn er sagt, daß er Niemand gekannt habe, der ununterbrochener handelte, als Lavater? Und dieses Handeln galt überall der Liebe, der Freundschaft, der Wahrheit und Gerechtigkeit, mit Einem Worte christlicher Humanität. Sein Christusglaube machte ihn zum Propheten, seine Christusliebe zum Apostel. „Eines meiner liebsten Geschäfte," sagte er selbst, „ist das Predigen, Briefe schreiben, die erleuchten, erwärmen, vergnügen, Freunde und Freundinnen besuchen, Armen helfen, die mit ihrer Noth auf meine Stube kommen," er hätte hinzusetzen können, die Armen suchen und finden, denn mit gleicher Lust ging er zu den Großen der Erde, wie zu den Geringen. Und Allen imponirte das Zarte, Jungfräuliche, Reine und Reinliche seines Wesens; mehr als seine Schriften wirkte seine Persönlichkeit. Seine Gestalt hatte etwas Feines, Vornehmes. Lang und wohl gewachsen, aufrecht, leise und leichtschwebend in Gang und Bewegung, dabei eine unverkennbare geistliche Haltung, ohne alle Ziererei. Auffallender noch war seine Gesichtsbildung, deren richtiges Verhältniß und Ebenmaß selbst von der vorspringenden Nase wenig gestört wurde. Milde und lebhaft im Ausdruck war die Miene und rein blaß seine Farbe, daher ihn auch Asmus den „Mann mit Mondstrahl im Gesichte!" hieß. Das Schönste aber waren die Augen, von denen er selbst in einem Scherzgedichte sagt:

„Du wirst in meinem Aug' ein amoroses Schmachten,
Licht, Nacht, Etourderie und List, mit Lust betrachten."

Manche Schwächen und Uebereilungen eines leicht erregten Temperaments wurden doch immer durch den auf das Höchste und Edelste gerichteten Gottessinn überwunden, und dieser Adel der Gesinnung war auch im Antlitze zu lesen.

Man hat nicht mit Unrecht Lavater den deutschen Fenelon genannt, und in der That finden wir in der merkwürdigen Schilderung, die der Duc de St. Simon von Fenelons Persönlichkeit macht, die sprechendsten Parallelen: Le prélat était un grand homme maigre, bien fait, pâle, avec un grand nez, des yeux dont le feu et l'esprit sortaient comme un torrent, et une physionomie telle, que je n'en ai point

vu qui y ressemblait, et qui ne se pouvait oublier quand on ne l'aurait vue qu'une fois. Elle avait de la gravité et de la galanterie, du serieux et de la gaité. Dieser Verein eines würdevollen Wesens mit heiterster Natürlichkeit, der Sicherheit in allen Feinheiten des Umgangs, mit froher Laune und beweglichem Scherz machte Lavater so beliebt bei den Damen und den Weltleuten. Ungeachtet aber aller Sanftmuth und Feinheit seines Wesens wußte er (ja vielleicht eben deßhalb) auch den Großen der Erde kühn und eindringlich die Wahrheit zu sagen, und gleich Fenelon hatte er „mit dem Ansehen eines Propheten, das er bei seinen Anhängern erlangte, sich an eine Herrschaft gewöhnt, die in ihrer Sanftmuth doch keinen Widerstand duldete."

Das tiefe Gemüth und die ebenso reiche, als bewegliche Phantasie gab auch der Rede Lavaters große Eindringlichkeit und Fülle; er überzeugte übrigens mehr mit seiner reinen Gegenwart, als mit Worten. Der hochdeutschen Mundart war er nie mächtig, und er predigte allenthalben, in Bremen, wie in Zürich, im schweizerischen Kanzeldeutsch. Man hat ihn der Eitelkeit beschuldigt, daß er es z. B. litt, wie die bei seinem Erscheinen in Bremen sich begeistert zudrängende Menge ihm die Hände küßte; man lese aber den Brief, den er Tags darauf an seinen Sohn nach Zürich schrieb und thue einen Blick in sein Inneres:

Morgens um 8 Uhr.

„Mein gestriger Tag in Bremen war ein lehrreicher Tag für mich,... ein einziger in seiner Art. Das Einzige in seiner Art muß auf die möglichste Weise benutzt werden. Je einziger, desto heiliger. Ich will Dir, mein Sohn, aus dem gestrigen Tage einige Lehren abziehen, die Dir vielleicht einmal nützlich sein können.

„Unterziehe Dich ohne Grimasse, mit heiterer Ruhe und froher Demuth auch dem Schicksale, auf einem Theater vor einem unzähligen, sehr vermischten Parterre zu stehen. Sei nicht eitel und nicht spröde — gieb Dich ruhig hin, wo Du Dich hinzugeben bestimmt bist. Laß weder Stolz noch Ungeduld Dich anwandeln. Verehre Alles was ist und sein muß. Vergiß Dich so wenig, und so sehr wie möglich. Denke so wenig wie möglich an Dein bewundertes oder angegafftes Wesen — und so sehr wie möglich an die Würde der Menschheit, und an Deinen Beruf, die vom Himmel Dir aufgetragene Rolle auf die demüthigste, uneigensüchtigste und wohlwollendste Weise zu vollenden. Erwecke Dich täglich, mehr zu sein, als zu scheinen. Strebe danach, etwas in Dir zu haben, welches Niemand kennt, Niemand angaffen, bewundern, ahnen kann, und dessen Dasein doch in stillen, ewigen Wirkungen sich äußern muß. Gieb Keinem zu viel und Keinem zu wenig, d. h. übe Dich, Dich nach den Bedürfnissen, Fähigkeiten und Kräften der Menschen zu richten, die etwas von Dir wollen oder zu wollen meinen. Erwecke Bedürfnisse da, wo keine sind, wofern Du gleich etwas an der Hand hast, sie zu befriedigen, und etwas zurück lassen kannst, wodurch sie weiter erweckt und befriedigt

werden. Schließe Dich an nichts zu sehr an. Wirke immer auf die beste, gesundeste Partei der Menge oder der Individuen, die Dich umringen. Behandle Alle, die nicht entscheidende Beweise von Unredlichkeit gegeben haben, als redlich; hundert Halbredliche macht diese Behandlung ganz redlich. Sammle Dir täglich Vorrath von Beispielen, Lehren, Erzählungen, Fabeln, Gleichnissen, wodurch Du allen Klassen von Menschen nützlich sein kannst. Richte Jedem seine Speise nach seinem Geschmacke zu, und lasse die Arzenei so wenig bitter sein, als möglich. Was Dich nicht lieben kann, müsse Dich achten. Wer sich selbst achtungswürdig ist, ist es gewiß Allen, die ihn zu kennen Gelegenheit haben. Gelegenheit, achtungswürdig zu handeln, fehlt dem wahrhaft und innerlich Achtungswürdigen gewiß nie. Suche sie nicht, fliehe sie nicht! Ist sie da, benutze sie mit Einfalt, Demuth und Muth. Wer vor sich edel handelt, der handelt edel vor dem Himmel — und wer vor sich und dem Himmel edel handelt, darf sich um die Urtheile der Welt nicht bekümmern — darf Schurken und Satane, wie viel mehr gute, edle, achtungswürdige Menschen zustehen lassen. Sei gut vor Dir selber — so bist Du gut vor allen Guten und Bösen. Sei nebenabsichtslos, und Du wirst mehr als ein guter Mensch zu sein scheinen. Je mehr Du Dich selbst vergissest, desto mehr wirst Du existiren und existiren machen."

Durch seine vier prächtig gedruckten und mit Bildern reich ausgestatteten Bände der „physiognomischen Fragmente" hat sich Lavater dem großen Publikum und dem Auslande bekannt gemacht. Auf dieses Werk hat er viel Geld und unendliche Arbeit verwandt; und als es — soweit das der Gegenstand erlaubte — einigermaßen abgerundet war, setzte er noch immer die Sammlungen zu seinem physiognomischen Kabinette fort, das weniger aus Kupferstichen, als aus alten und neuen Handzeichnungen, aus Bildern seiner Freunde und der ihn besuchenden Fremden bestand. Diese Sammlung, sehr sorgfältig aufgezogen und unter Glas gebracht, füllte sein Zimmer in eigenen Schränken und war höchst sehenswerth. Von der Physiognomik hoffte er, daß mit der Zeit Fürsten, Richtern, Lehrern diese Erkenntniß so unentbehrlich sein werde, wie das tägliche Brod; er erwartete eigne Lehrstühle für diese Wissenschaft — und doch mußte er sich selber sagen, „daß er sich unzählige Mal in seinem Urtheile geirrt habe und noch täglich irre, daß er täglich Gesichter sehe, über die er kein Urtheil zu fällen im Stande sei." Immerhin bleiben aber die „Fragmente" ein schönes Denkmal von Lavaters durchdringendem Geiste, der in die Tiefen und zu den Höhen der menschlichen Natur schaute, und dem für die individuellen Züge stets der rechte Ausdruck zu Gebote stand. Er hat mit seinen Charakterschilderungen nicht bloß die Menschen- und Seelenkunde, sondern auch unsere Sprache bereichert.

William Penn.*)

Wenn auch ein Mann romanischer Nation, Christoph Kolumbus, der Entdecker des neuen Erdtheils Amerika war, so blieb es doch den germanischen Völkern vorbehalten, die neue Welt für das europäische Kulturleben zu gewinnen. Zwar haben auch ein Cortez und Pizarro sich durch die Kühnheit und Tapferkeit ihrer Eroberungen einen glänzenden Namen erworben, aber ihre blutig gesäeten Thaten konnten keine Früchte des Friedens, keine sittliche Bildung den unterjochten Völkern bringen; ein spanisches Christenthum mit seiner Inquisition und eine spanische Politik mit ihrem Despotismus konnten nur zeitweilig unterjochen, aber nicht kolonisiren. Die nach bürgerlicher und religiöser Freiheit ringenden Engländer, zum Theil auch die stammverwandten geistig freien Deutschen waren es, welche die Freiheit in der neuen Welt gründeten. Unter den großen Namen des 17ten Jahrhunderts, welche an das Werk der Kolonisation erinnern, ist aber der des Gründers von Pennsilvanien, William Penn, einer der ausgezeichnetsten.

William Penn wurde den 14. Oktober 1644 zu London geboren. Er war der Sohn des berühmten englischen Admirals Sir William Penn, der zuerst unter Cromwell, dann unter König Karl II. diente, von dem er zur Belohnung seiner Verdienste den Ritterschlag erhielt. Die großen Anstrengungen hatten jedoch die Gesundheit des wackeren Admirals so geschwächt, daß er sich schon im 46. Jahre seines Lebens in den Privatstand zurückzog. Zu Chigwell in der Grafschaft Essex, wo er ein Landgut besaß, brachte er die meiste Zeit zu, und hier empfing auch sein Sohn William den ersten Unterricht. Da sich aber bald die guten Anlagen des Knaben hervorthaten, schickte ihn der Vater, nachdem er das zwölfte Jahr erreicht, in ein Privatinstitut zu London, wo er so gute Fortschritte machte, daß er schon im 15. Jahre die Universität zu Oxford beziehen konnte.

In Oxford soll sich der junge Penn eben so sehr durch Fleiß wie durch Vorliebe für gymnastische Uebungen ausgezeichnet haben, denn er war von Haus aus sehr gesund und stark. Aber auch schon in dieser frühen Periode seines Lebens trat sein Hang zu ernstem Nachdenken über theologische Fragen, sein Streben nach Wahrheit im Denken und Handeln hervor. Sein allem Schein und Prunk widerstrebendes Wesen, verbunden mit großer sittlicher Kraft und einer Derbheit, die sich dem bloßen Herkommen und der Autorität nicht so leicht fügte — waren ganz geeignet, von der damals entstandenen Sekte der Quäker angezogen

*) Th. Clarkson's „Memoirs of the private and public life of William Penn“ (London 1812, 2 Bd.).

zu werden, welche recht eigentlich Oppositionsmänner in Bezug auf die Staatskirche und das uniformirende Staatsregiment waren.

Der Stifter dieser merkwürdigen Glaubensgenossenschaft war Georg Fox, zwanzig Jahr älter als Penn. Er hatte einst vor Gericht mit prophetischer Entschiedenheit ausgerufen: „Zittert vor dem Worte des Herrn!", daher der Spottname „Quäker", zu deutsch „Zitterer", den übrigens Andere von der zitternden Bewegung herleiten, in welche die Anhänger der Sekte geriethen, wenn in ihren Versammlungen die Begeisterung sie ergriff. G. Fox war ein Mann aus dem Handwerkerstande, ohne gelehrte Bildung, aber mit vieler Beredtsamkeit ausgerüstet, der zuerst angefangen hatte, gegen das in allen Ständen und auch bei den Dienern der Kirche eingerissene Verderben zu predigen. Es war damals in England eine Zeit der Gährung und Unzufriedenheit in Staat und Kirche, und so fand jene Stimme bei Vielen Anklang, und als die Intoleranz den G. Fox zum Märtyrer machte, wuchsen seine Anhänger mit jedem Tage, und es bildeten sich eigene Gemeinden, die sich von der Staatskirche entschieden lossagten.

Ein ehemaliges Mitglied der Universität Oxford, Thomas Loe, hatte die Lehren der Quäker gleichfalls angenommen und eifrig verbreitet. Als der junge Penn dessen Vorträge hörte, ward er so davon angesprochen, daß er nebst einigen andern Mitschülern, die seines Sinnes waren, von dem herkömmlichen Universitäts-Gottesdienst sich lossagte, und besondere Andachtsübungen nach der Weise der „Freunde", wie die Quäker sich selber nannten, hielt. Für diesen Ungehorsam gegen die Gesetze des Kollegiums ward den Sektirern eine Strafe diktirt, die aber Penn und seine Genossen nicht im mindesten von der betretenen Bahn ablenkte. Vielmehr, als von Karl II. befohlen ward, daß alle Studirenden zu Oxford wieder den Chorrock tragen sollten, trieben sie ihre Widersetzlichkeit so weit, daß sie denjenigen Studenten, welche den Chorrock angelegt hatten, selbigen vom Leibe rissen. Denn sie sahen in dieser Tracht eine Hinneigung zur katholischen Religion. Penn wurde, wie nicht anders zu erwarten stand, nebst seinen Gefährten relegirt, und als er nach Hause kam, mußte er den ganzen Zorn seines Vaters über sich ergehen lassen.

Dem Admiral lag es besonders daran, seinen Sohn von Grundsätzen abzubringen, die ihm jede Laufbahn im Staatsdienst abschnitten. So versuchte er es zuerst mit gütlichem Zureden; dann, als William Gründe entgegensetzte und widersprach, mit Härte und Gewalt. Als auch dies nichts half, ward der „Unverbesserliche" aus dem Hause gewiesen. Doch wußte die Mutter insoweit den Streit beizulegen, daß der Admiral beschloß, seinen Sohn auf ein paar Jahre nach Frankreich zu schicken, in der Hoffnung, dort werde derselbe von seiner Frömmigkeit geheilt werden.

Der junge Penn ging 1662 nach Paris und verweilte auf dem Kontinent bis 1664. In der französischen Hauptstadt boten die Familien,

an welche er empfohlen war, Alles auf, ihm Vergnügen und Unterhaltung zu verschaffen, und um nicht unhöflich zu erscheinen, wies er die Einladungen nicht zurück. In seiner aufrichtigen Weise bekannte er später, daß er in Paris den Ernst des Lebens und das hohe Ziel, dem er in England unverrückt entgegengestrebt hatte, eine Zeit lang fast aus den Augen verloren habe.

Der Vater, welcher aus den erhaltenen Berichten zu seiner Freude ersah, daß der Verirrte nun glücklich von seiner Ueberspannung abgekommen sei, rief ihn nach London zurück, und eilte, ihn bei Hofe vorzustellen, wo der junge angenehme und vielversprechende Mann die zuvorkommendste Aufnahme fand. Es fehlte auch nicht an Einladungen zu allerlei Festlichkeiten, aber Penn zeigte bald, daß er an all' der Pracht keinen Antheil nahm und suchte so viel als möglich die stille Einsamkeit und den Umgang mit seinen früheren Gesinnungsgenossen.

Auf den Wunsch des Vaters ging er, um seine Studien zu vollenden, nach Lincolns-Inn, und dann nach Irland, um die väterlichen Güter in der Grafschaft Cork zu verwalten. Penn unterzog sich diesem Geschäft zur vollen Zufriedenheit seines Vaters, aber das, was dieser hatte verhindern wollen, geschah nun doch. Als nämlich der junge Penn eines Tages in Geschäften nach Cork reiste, erfuhr er, daß derselbe Thomas Loe, der einst in Oxford so großen Eindruck auf sein Gemüth gemacht, dort vor einer Quäkerversammlung zu predigen beabsichtige. Die Gelegenheit, seinen alten Freund wiederzusehen, wollte er nicht versäumen: er ging auch in die Versammlung. Nach einigen Minuten stiller Sammlung erhob sich der Prediger und begann mit folgenden ergreifenden Worten: „Es giebt einen Glauben, der die Welt überwindet, und es giebt einen Glauben, der von der Welt überwunden wird." Diese Worte schienen ganz auf seinen Zustand zu passen, da er wohl mit dem Glauben begonnen, aber noch keinen Sieg über die Zerstreuungen der Welt erkämpft, seinen anfänglichen Entschluß, der Gesellschaft der „Freunde" sich anzuschließen, nicht durchgeführt hatte. Die Unterredung, welche Penn nach der Predigt mit Loe hielt, befestigte ihn in dem, was die Rede in seinem Gemüth zu wirken begonnen hatte: er war von Stund an ein erklärter Quäker.

Das Recht der Glaubensfreiheit war damals in Großbritannien noch keineswegs zur allgemeinen Geltung gekommen; alle Dissenters in Schottland wie in Irland und England wurden auf das härteste verfolgt. Sobald nun Penn anfing, den Gottesdienst der Staatskirche zu meiden und den Versammlungen der Quäker beizuwohnen, ward er (am 3. September 1667) mit achtzehn andern verhaftet und vor den Bürgermeister von Cork geführt. Dieser machte eine vor sieben Jahren erlassene Verordnung, aufrührerische Versammlungen betreffend, gegen ihn geltend, wollte ihn jedoch frei lassen, wenn er Bürgschaft leistete, in Zukunft sein Betragen zu ändern. Penn antwortete, daß er in seinem Benehmen nichts Ungesetzliches oder Strafwürdiges finden könne, und

ließ sich mit den Uebrigen in's Gefängniß führen. Von dort schrieb er an den damaligen Lord Präsidenten von Münster, und der Brief bewirkte seine Freilassung.

Nachdem der Admiral von diesem Vorgange Nachricht erhalten hatte, berief er seinen Sohn sogleich zu sich, und dieser hatte nun einen schweren Kampf zu bestehen zwischen der Pflicht des Kindes und der Stimme seines Gewissens. Durch keine Drohungen und keine Versprechungen ließ er sich von dem abwendig machen, was er für recht und gut erkannte. Als der Admiral sah, daß sein Sohn ein eifriger Quäker geworden war, bat er ihn, nur insoweit von den Gewohnheiten seiner Sekte abzulassen, daß er vor dem Könige, dem Herzoge von York und ihm selber den Hut abnehmen möchte. Penn verweigerte auch dieses und nun jagte ihn der Vater abermals aus dem Hause.

So, ohne alle Mittel des Unterhalts, ward er in die Welt hinausgestoßen; die Reichen und Vornehmen zogen sich scheu von ihm zurück, er mußte gleicherweis den Spott der „Gebildeten" wie des Pöbels erdulden. Doch bei seinen gleichgesinnten ärmeren Freunden fand er die freundlichste Aufnahme, und seine Mutter unterstützte ihn ohne Vorwissen des Admirals mit Geld aus ihrer Tasche. Er war nun 24 Jahr alt, und fühlte einen unwiderstehlichen Drang, das, was seine Seele so ganz erfüllte, auch laut vor den Menschen zu verkündigen. Er begann in den Quäkerversammlungen zu predigen, er that es mit einer so eindringenden begeisterungsvollen Beredtsamkeit, daß sich alle Zuhörer mächtig ergriffen fühlten. Das, wonach er und seine Gesinnungsgenossen strebten, war eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, allein geleitet durch das innere göttliche Licht, das Gott in jedes Menschen Brust scheinen lasse, wenn man nur darauf achten wolle. Alles eitle Menschenwerk, alle die Gebräuche des kirchlichen Gottesdienstes wurden verdammt, und darin ging er offenbar zu weit und mußte den Widerspruch, namentlich der Bischöfe, gegen sich aufregen. Aber das bleibt immer lobenswerth und ein großer Zug in seinem Charakter, daß er nicht in Stolz und eitler Sucht nach Auszeichnung, sondern durch seine innerste Ueberzeugung getrieben so handelte, keine Schmähreden, Verketzerungen und Anfeindungen, womit die Gegner ihn reichlich überschütteten, fürchtete, und in apostolischer Einfachheit und Kraft den Leuten das Gewissen rührte. Wo sein mündliches Wort nicht ausreichte, da schrieb er. In einem Briefe an eine junge, den Freuden der Welt sehr ergebene Frau heißt es: „Jesus Christus hat sehr wahr gesprochen, als er sagte: Der Weg, der zum ewigen Leben führt, ist schmal und die Pforte ist enge. Wie wichtig, meine Freundin, ist es für das Heil deiner unsterblichen Seele, über den Weg nachzudenken, auf dem du wandelst, ehe ein Schlag von oben dich dieser Welt entreißt und deinen Leib, auf den du so viel Sorgfalt wendest, in's Grab stürzt, wo er eine Beute der Würmer wird! Ach, wie wenig gleicht dein Leben dem jener heiligen Frauen der alten Zeit! Trugen Jesus, der sich

selbst verleugnete, und die Seinen nicht ihr Kreuz, indem sie immer ihre Augen auf das Ewige richteten? Lerne doch dies kennen, meine Freundin, denn danach wirst du gerichtet werden."

Seine erste Schrift, die im Jahre 1668 erschien, führte den Titel: „Die Wahrheit, dargethan in einem kurzen, aber sichern Zeugniß gegen alle diejenigen Religionen, Glaubensbekenntnisse und Gottesdienste, welche in der Finsterniß der Abtrünnigkeit angenommen und gehalten wurden, und für dasjenige glorreiche Licht, welches jetzt aufgegangen ist und leuchtet im Leben und in der Lehre der verachteten Quäker, als der alleinige gute alte Weg des Lebens und der Erlösung." Diese Schrift, worin die Gebrechen der Zeit, besonders aber das unchristliche Wesen der Geistlichen gerügt wurde, erregte viel Aufsehen und Erbitterung. Eine zweite kleine Schrift, die bald darauf folgte: „Erschütterung des Grundes auf Sand" (the sandy foundation shaken), brachte den Bischof von London so auf, daß Penn verhaftet und in den Tower, das öffentliche Staatsgefängniß, gesetzt wurde. Der Aufforderung, seine Ketzereien zu widerrufen, setzte er die Erklärung entgegen, daß er keinem Menschen von dem, was sein Gewissen ihm vorschriebe, Rechnung zu geben habe. „Ich fürchte mich nicht" — so ließ er seinem Vater sagen — „und vertraue auf Gott." Die sieben Monate seiner Gefangenschaft benutzte er zur Abfassung der Schrift: „Kein Kreuz, keine Krone", die in wiederholten Auflagen große Verbreitung fand. Auch sandte er an den Staatssekretär Lord Arlington, der den Befehl zu seiner Verhaftung unterzeichnet hatte, ein sehr ausführliches Schreiben voll von treffenden Wahrheiten und schlagenden Gedanken. „Der Zweck der Religion," heißt es darin, „ist nicht, die Religion zu verfolgen. Sie mag nicht solche Waffen zu ihrer Vertheidigung wählen, die zu ihrer Bekämpfung gedient haben. Sie allein hat das Vorrecht zu siegen, ohne Gebrauch von Gewalt oder List zu machen, — und das heißt nicht, eine Religion haben, wenn man der Freiheit beraubt ist, die zu wählen, welche man will." Endlich wurde Penn auf Befehl des Königs, der wahrscheinlich durch die Verwendung seines Bruders, des Herzogs von York, zu diesem Gnadenakte bestimmt wurde, freigegeben.

Der Admiral, obwohl er für die Grundsätze der Quäker durchaus keine Vorliebe hatte, mußte doch die Standhaftigkeit, mit welcher sein Sohn sie festhielt, ehren, und schickte ihn nun, um ihn ferneren Unannehmlichkeiten zu entziehen, zum zweiten Mal als seinen Bevollmächtigten nach Irland. Während er dort alle erhaltenen Aufträge pünktlich ausrichtete, ließ er es doch zugleich eine seiner Hauptsorgen sein, des sehr bedrängten Zustandes seiner Glaubensgenossen sich anzunehmen. Es gelang ihm durch seine Fürbitte, die Freilassung der Gefangenen zu bewirken, und darauf kehrte er wieder nach England zurück, wo unterdessen von Neuem ein strenges Verbot wider alle sektirerischen Versammlungen ergangen war. Durch die berüchtigte 1670 im Parlament durchgesetzte „Konventikelakte" wollte man jeder Abweichung von der herrschenden

Staatskirche von vorn herein den Todesstoß geben. Die Quäker erfuhren natürlich die ganze Strenge der Akte und William Penn ward eines ihrer ersten Opfer. Als er eines Tages in das Haus, worin er mit seinen Freunden zusammenkam, gehen wollte, fand er die Thür mit Soldaten besetzt, die ihm den Eingang verwehrten. Andere Mitglieder der Gesellschaft kamen dazu, eine Menge von Müßiggängern, welche die Neugierde herbeigelockt hatte, umringte sie. Penn begann eine Rede, ward aber sogleich von den Konstablern, die bereits zu diesem Zwecke mit einem Verhaftsbefehl des Lordmayor von London versehen waren, festgenommen, nach Newgate abgeführt und von dort am 3. September 1670 vor das Old-Bailey-Gericht gebracht. Da Penn nebst seinem Freunde Mead bedeckten Hauptes vor den Richtern erschien, wurde ihm sogleich eine Geldbuße von 40 Mark auferlegt. Dann begann, im Beisein der Jury, die wie gewöhnlich aus zwölf Männern bestand, das Verhör, worin Penn durch seine scharfe und klare Vertheidigung die Richter nicht wenig in Zorn und Verwirrung brachte. Die Geschworenen, freie englische Männer, sprachen dem Lordmayor zum großen Verdruß bloß das Urtheil „Schuldig in der Gracechurch-Street geredet zu haben.“ Darauf wurden sie selber eingesperrt, wiederholten aber nicht allein ihr erstes Urtheil, sondern sprachen nun geradezu ein „Nichtschuldig“, und Penn mußte freigelassen werden.

Bald darauf starb der Admiral, der sich mit seinem Sohne völlig ausgesöhnt und noch auf dem Sterbebette zu ihm gesagt hatte: „Mein Sohn, laß dich durch nichts in der Welt verführen, dein Gewissen zu beschweren. Dann wirst du Frieden in deinem Hause haben und dies wird eine Erquickung für dich sein in den Tagen der Trübsal.“ Er hinterließ ihm ein sehr ansehnliches Vermögen, und Penn benutzte seine nun erlangte unabhängige Stellung, der Armen und Hülfsbedürftigen sich anzunehmen. Er predigte fleißig und verfaßte mehrere Schriften zur Vertheidigung seiner Sekte und zur Beleuchtung theologischer Streitfragen, worin er besonders stark war. Seltsamerweise beschuldigte man ihn, da er sich gegen die herrschende protestantische Kirche erklärt hatte, des Papismus. Er schrieb dagegen seine „Verwahrung gegen den Papismus“, wies alle Sympathie mit der katholischen Religion zurück, erklärte sich aber auch ebenso bestimmt für Duldung und Freiheit der Religionsübung in Beziehung auf die Katholiken in England. Und als er abermals seine Offenherzigkeit und Freimüthigkeit mit einem sechswöchentlichen Gefängniß büßen mußte, verfaßte er sein Werk: „Die große Sache der Gewissensfreiheit“.

Auch für die Quäkergemeinden, die sich außerhalb England gebildet hatten, war Penn thätig. Er machte im Jahr 1671 eine Reise durch Holland und Deutschland, um die Glaubensgenossen durch Wort und Schrift zu stärken. Als er 1672 nach England zurückkehrte, verheirathete er sich, 28 Jahr alt, mit der Tochter Sir William Springett's von Darling in Sussex, einer Dame von großer Schönheit und Tugend.

Er hätte nun ein angenehmes, bequemes ruhiges Familienleben beginnen können, aber sein thätiger Geist hatte keine Ruhe; er reiste entweder zu den „Freunden" und predigte, oder ließ sich mit den Gegnern in Streitreden ein, um die Quäker zu vertheidigen und zu schützen, machte auch eine zweite Reise nach Holland und Deutschland, und besuchte unter Andern die Prinzessin Elisabeth von der Pfalz, eine Tochter des unglücklichen Königs von Böhmen und Enkelin Jakobs I., welche eine große Theilnahme für die Lehren der Quäker zeigte. Nach seiner Rückkehr, da er erfuhr, daß das Parlament damit umgehe, die früher erlassene Akte gegen Sektenversammlungen noch zu schärfen, reichte er eine Petition an dasselbe ein, worin er in seinem und seiner Glaubensgenossen Namen gegen jede gewaltsame Beschränkung der Gewissensfreiheit protestirte, zugleich aber auch erklärte, daß die Quäker bereit seien, in Allem, was ihr Gewissen nicht verletze, der Autorität des Staates sich willig zu unterwerfen, da sie weit entfernt seien, sich gegen den König oder die bürgerliche Gesellschaft auflehnen zu wollen.

Penns Gesuch hatte die Wirkung, daß eine Klausel zur Erleichterung der Quäker in die Bill aufgenommen wurde; doch hemmte die Vertagung des Parlaments den Fortgang der Bill.

Endlich, nach mancherlei Widerwärtigkeiten, die er in seinem Vaterlande erfahren mußte, faßte er den Entschluß, eine Ansiedelung in Amerika zu gründen, wo er und seine Freunde frei und ohne Störung nach ihren Glaubenssätzen leben und den europäischen Nationen das Beispiel einer nach christlicher Gerechtigkeit und Freiheit eingerichteten bürgerlichen Gesellschaft geben könnten. Es waren bereits zu Anfange des 17ten Jahrhunderts nach verschiedenen mißglückten Versuchen zwei englische Kolonien an der Ostküste von Nordamerika gegründet worden, von denen die südlichere den Namen Virginien (zu Ehren der jungfräulichen Königin Elisabeth), die nördlichere den Namen „Neu-England" erhielt. Letztere vornehmlich war von englischen Puritanern, die der Gewissensfreiheit halber das Mutterland verließen, bevölkert worden. Gewöhnlich verbriefte der König einem Edelmann oder einer Gesellschaft von Kaufleuten ein gewisses Ländergebiet, und der Inhaber der königlichen Urkunde verkaufte dann entweder stückweise das Grundeigenthum an einzelne Auswanderer, oder leitete selber eine Auswanderung im Großen ein und überwachte die Gründung der Kolonie auf dem betreffenden Gebiet. Unter der Regierung Karls II. war der Kauf und Verkauf von Ländereien ein Lieblingsgegenstand der Spekulation geworden, und so benutzte auch Penn eine Schuldforderung an die Krone, die er von seinem Vater überkommen hatte, einen großen Landstrich am Delaware sich anweisen zu lassen. Ein königlicher Freibrief, vom 4. März 1681 datirt, setzte Penn in das Recht eines unbeschränkten Eigenthümers des Landes; nur die britische Oberhoheit war vorbehalten. Er sollte das Land als freies Kronlehen besitzen und dem Könige nur zwei Biberfelle jährlich und den fünften Theil des entdeckten Goldes und Silbers ab-

geben. Er hatte die Befugnisse, Gesetze für seine Insassen zu entwerfen und Richter zu ernennen, die Provinz in Kantone und Grafschaften einzutheilen, Dörfer, Flecken und Städte zu gründen, auch Theile der Provinz nach Belieben wieder zu veräußern. Im Fall eines Angriffs von benachbarten Barbarenvölkern oder Piraten war ihm die Befugniß ertheilt, die streitbare Mannschaft aufzubieten und den Oberbefehl zu führen. In Bezug auf den Namen hatte Penn als Ergänzung zu „Neu-England" „Neu-Wales" vorgeschlagen, und als man Einwendungen gegen diesen Namen erhob, sich für „Sylvanien" (Waldland) entschieden, welche Bezeichnung auch vorgezogen wurde, nur daß zu Ehren von Penns Vater, für welchen der König wie der Herzog von York große Achtung bewahrt hatten, noch die Vorsylbe „Penn" hinzukam. Penn selber hielt den Namen „Pennsylvanien" für zu anmaßend, aber der König bestimmte, daß der Name bleiben sollte, was denn auch geschah.

Penn war außerordentlich thätig in Ergreifung zweckmäßiger Mittel zur Kolonisation des ihm zu Theil gewordenen Gebietes. Er veröffentlichte sogleich eine Schrift, unter dem Titel: „Einige Nachricht über die neulich unter dem großen Siegel von England an William Penn verliehene Provinz Pennsylvanien in Amerika", und legte dieser Schrift eine Angabe der Bedingungen bei, unter welchen er sein Grundeigenthum an Auswanderer abzutreten Willens war; eine dieser Bedingungen forderte Gleichheit der bürgerlichen Rechte auch für die eingeborenen Indianer, und im Fall eines zwischen den Kolonisten und den Eingebornen sich erhebenden Streites, die Entscheidung durch eine von beiden Theilen gestellte gleich große Anzahl von Schiedsrichtern. Ferner entwarf Penn vorläufig die Grundsätze der Verfassung für seine Kolonie, und der von ihm selber als der Hauptgrundsatz bezeichnete Artikel lautete: „In Beziehung auf Gott, den Vater des Lichts und der Geister, den Urheber sowohl als Gegenstand alles göttlichen Wissens und Glaubens und aller Gottesverehrung, erkläre ich für mich und die Meinigen und stelle dieß zum ersten Grundsatz der Regierung meiner Provinz auf, daß jede Person, die sich je darin niederläßt oder niederlassen will, ihren Glauben frei bekennen und Gott auf diejenige Art und Weise verehren dürfe, von welcher dieselbe in ihrem Gewissen überzeugt ist, daß sie ihm die angenehmste sei."

Noch am Ende des Jahres 1681 gingen drei mit Auswanderern voll besetzte Schiffe unter Segel. Die Oberaufsicht über diese erste Uebersiedelung vertrauete Penn seinem Verwandten, dem Oberst Markham, an, und zu seiner Unterstützung gab er ihm noch eine Kommission mit. In einem von seiner Hand geschriebenen Briefe an die Indianer wurden diese eingeladen, Vertrauen zu ihm zu fassen, da er nicht gesonnen sei, die gleiche Härte und Ungerechtigkeit zu üben, wie es die Europäer früher gethan, sondern als ein Bote des Friedens und gegenseitiger Freundschaft zu ihnen komme.

Penn war eben im Begriff, selber der ersten Expedition nachzufolgen, als ihm der Tod seine Mutter raubte, gegen welche er stets die größte Liebe an den Tag gelegt hatte. Seine Abreise verzögerte sich bis über den Sommer 1682 hinaus. Er nahm feierlich von seiner Familie Abschied, und erließ noch ein gemeinschaftliches Schreiben an seine Gattin und an seine Kinder, worin es u. A. heißt: — „Mein theures Weib! Erinnere Dich, Du warst die Liebe meiner Jugend und vielfach die Freude meines Lebens — das geliebteste sowohl als das würdigste all' meiner irdischen Güter; und der Grund dieser Liebe waren mehr Deine inneren als Deine äußeren Vorzüge, deren doch auch manche waren. Gott weiß und Du weißt es, ich kann sagen, es war eine Ehe, welche von der Vorsehung geschlossen wurde; und Gottes Ebenbild in uns beiden war das Erste, und die liebenswürdigste und entsprechendste Zierde in unsern Augen. Nun muß ich Dich verlassen, und zwar ohne zu wissen, ob ich Dich in dieser Welt je wieder sehen werde; trage meine Züge in Deinem Busen, und lasse sie dort statt meiner ruhen, so lange Du lebst." Den Kindern wird gesagt: „Seid Eurer theuren Mutter gehorsam; einer Frau, deren Tugend und guter Name eine Ehre für Euch sind, denn sie ist von keinem Weibe ihrer Zeit an Redlichkeit, Menschenfreundlichkeit, Tugend und Einsicht — Eigenschaften, die unter Frauen ihres weltlichen Standes und Ranges nicht gewöhnlich sind — übertroffen. Darum ehret sie und gehorchet ihr, meine theuren Kinder."

Am 1. September 1682 ging das Schiff Welcome, ein Fahrzeug von 300 Tonnen, mit William Penn und ungefähr hundert Ausgewanderten, die fast sämmtlich der Genossenschaft der Quäker angehörten, von Deal aus unter Segel. Es war noch nicht lange auf hoher See, als die Pocken auf dem Schiff ausbrachen und so heftig wütheten, daß gegen 30 Passagiere daran starben. Die Uebrigen kamen nach einer sechswöchentlichen Reise wohlbehalten am Orte ihrer Bestimmung an; der Welcome warf Mitte Oktober im Delawarestrom seine Anker aus.

Pennsylvanien ist eins der schönsten und fruchtbarsten Länder des amerikanischen Kontinents, denn selten möchte sich wie hier eine solche Abwechslung finden von Berg und Thal und ein solcher Reichthum sich nahe berührender Ströme, wie der Delaware, Susquehanna, Schuylkyll, Alleghany, Ohio mit ihren Nebenflüssen. Damals war freilich der ganze Boden, und auch der Ort, wo jetzt Philadelphia steht, mit Wäldern bedeckt. Penn segelte den Delaware hinauf und landete bei dem etwas unterhalb dem heutigen Philadelphia liegenden Städtchen New-Castle, wo ihn zahlreiche schwedische und holländische Kolonisten bewillkommneten, die nun seine Unterthanen geworden und von Oberst Markham auf seine Ankunft vorbereitet waren. Er berief, nachdem er zu seiner Orientirung noch einen Abstecher nach New-York gemacht, alsbald eine Generalversammlung aller freien Ansiedler, und es ward nun einstimmig beschlossen und öffentlich erklärt, daß jeder Fremde, der sich im Lande niederlassen würde, ganz ebenso das Bürgerrecht haben sollte, wie die

älteren Bewohner. Die von Penn entworfenen Gesetze wurden mit wenigen Verbesserungen und Zusätzen wiederholt bestätigt, und z. B. festgestellt: „Alle Kinder im Alter von 12 Jahren sollen irgend ein nützliches Gewerbe oder Handwerk lernen, damit kein Müßiggänger in der Provinz angetroffen werde. Alle Klagsachen, Prozesse und Protokolle bei den Gerichten sollen so kurz als möglich ausgeführt werden. Die Gerichtskosten sollen durchaus mäßig gehalten und eine Uebersicht in den Gerichtshöfen ausgehängt werden. Alle mit Unrecht gefangengesetzte Personen sollen einen doppelten Schadenersatz von dem Angeber oder Kläger fordern können."

Die Zusammenkunft mit den Indianern fand in der Nähe der heutigen Stadt Philadelphia unter den schattigen Aesten eines ungeheuren Ulmenbaumes Statt. Die Eingebornen waren in großer Anzahl, alle bewaffnet, erschienen; Penn an der Spitze seiner Freunde erschien ohne Waffen, und das einzige Abzeichen, das ihn von seinen Ansiedlern unterschied, war eine Binde von blauem Seidenflor um den Arm. Als Penn erschien, legten die Indianer ihre Waffen nieder und setzten sich auf den Boden; der erste ihrer Häuptlinge, welcher einen Kopfschmuck mit einem kleinen Horn trug, sprach, man sei bereit zu hören. Darauf begann Penn seine Rede, aus der wir Folgendes entnehmen:

„Der große Geist, der uns und euch gemacht hat, der Himmel und Erde regiert und der die innersten Gedanken der Menschen kennt, der weiß, daß ich und meine Freunde ein herzliches Verlangen haben, in Frieden und Freundschaft mit euch zu leben, und euch nach all' unsern Kräften zu dienen. Es ist nicht unsere Gewohnheit, feindliche Waffen gegen unsere Mitmenschen zu brauchen, deßhalb sind wir unbewaffnet gekommen. Unsere Absicht ist nicht Böses zu thun und dadurch den Großen Geist zu erzürnen, sondern Gutes. Wir sind deßhalb auf dem breiten Wege des guten Glaubens und guten Willens zusammengekommen, so daß keiner von beiden Theilen etwas voraus haben, sondern Alles nur Offenheit, Brüderlichkeit und Liebe sein soll." Nach diesen und ähnlichen Worten entrollte Penn das Pergament, und theilte — unter steter Erklärung des Dolmetschers — die Bedingungen des Kaufes und die Artikel des abzuschließenden Vertrages mit. Es ward den Indianern bewilligt, daß sie auf dem Gebiete, welches sie den Engländern abließen, in ihren Beschäftigungen nicht gestört werden sollten. In Betreff der Verbesserung ihrer Grundstücke und der Ernährung ihrer Familien sollten sie Alles thun dürfen, was den Engländern erlaubt sei. Ein Schwurgericht von zwölf Männern, zur Hälfte Engländer, zur Hälfte Indianer, sollte etwaige Streitigkeiten schlichten. Penn bezahlte ihnen redlich den abgetretenen Grund und Boden, und gab ihnen überdieß noch reichliche Geschenke von den Waaren, die vor ihnen ausgebreitet lagen. Als dieß geschehen, legte er die Pergamentrolle auf den Boden und bemerkte nochmals, daß dies Land beiden Völkern gemeinschaftlich angehören sollte. Er fügte noch hinzu, daß er es nicht wie die

Maryländer machen werde, nämlich sie Kinder oder Brüder zu nennen, denn Eltern züchtigten zuweilen sehr streng ihre Kinder, und Brüder entzweieten sich, vielmehr wollte er sie als dasselbe Fleisch und Blut wie die Christen betrachten, als ob Eines Menschenleib in zwei Theile getheilt wäre. — Alsdann nahm er das Pergament, reichte es dem Häuptling, welcher das Horn trug, und bat ihn und die übrigen Häuptlinge, es drei Menschenalter lang wohl aufzubewahren, damit die Kinder erfahren möchten, was zwischen den Vätern verhandelt worden sei.

Die Indianerhäuptlinge antworteten in langen Reden und versprachen feierlichst, mit William Penn und seinen Kindern in Frieden zu leben, so lange Sonne und Mond ihr Licht behalten würden. So ward zwischen den Wilden und christlichen Bürgern ein Vertrag geschlossen, ohne Eid; und dieser einzige nicht mit Eidschwuren bekräftigte Vertrag ist nicht gebrochen worden. Der große Ulmenbaum stand wie ein lebendiges Siegel, noch 130 Jahre lang, ein Gegenstand hoher Verehrung für das umwohnende Volk.

Penn hatte einstweilen seinen Sitz auf einer Insel im Delaware, wenige Meilen unter den Trentonfällen, dem heutigen Burlington gegenüber, aufgeschlagen, bis das Land vermessen war. Dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Gründung einer Stadt. Als der vortheilhafteste Platz wurde eine Landzunge zwischen zwei schiffbaren Strömen, dem Delaware und Schuylkill, erkannt, zumal da hier Steinbrüche in der Nähe waren, welche gute Bausteine lieferten. Bereits hatten einige Ansiedler hier ihre Wohnung aufgeschlagen, indem sie nach Art der Indianer Hütten aus Baumrinde errichteten, oder Höhlen an dem hohen überhängenden Ufer des Delaware ausgruben, die sie so erträglich als möglich sich einrichteten.

Nachdem der Platz der Stadt bestimmt worden war, entwarf der Feldmesser, Thomas Holmes, unter Penns Leitung einen Riß. Es sollten zunächst zwei große Straßen entstehen, eine englische Meile lang, wovon die eine dem Delaware im Osten, die andere dem Schuylkill im Westen gegenüber liegen sollte. Eine dritte Straße, die „hohe Straße“ genannt, und hundert Fuß in der Breite messend, sollte die Stadt gerade in der Mitte durchschneiden, von Osten nach Westen die beiden ersteren Straßen unter einem rechten Winkel durchbrechend. Eine vierte Straße von derselben Breite sollte wieder die hohe Straße rechtwinklig schneiden, aber von Norden nach Süden gehen. Endlich sollten der hohen Straße parallel von Strom zu Strom noch acht Straßen von 50 Fuß Breite gezogen werden, in der Mitte der Stadt aber ein Platz von 10 Morgen frei bleiben, desgleichen in jedem Viertel ein ähnlicher von 8 Morgen. Zum Gedächtniß der Bruderliebe zwischen Engländern, Schweden, Holländern, Indianern und Menschen aller Sprachen und Bekenntnisse sollte die Stadt „Philadelphia“ heißen.

Der Bau ward sehr rasch gefördert. In der kurzen Zeit nach Penns Ankunft segelten nicht weniger als 23 Schiffe mit Auswanderern

aus Sommersetshire, Cheshire, Lancashire, Wales und Irland den Delaware hinauf und warfen vor der neuen Stadt Anker. Es waren meist rüstige, fleißige und nüchterne Männer, wie sie Penn sich wünschte, welche Großbritannien verlassen hatten, um ein ruhiges vor Verfolgung gesichertes Leben in der neuen Welt führen zu können. Viele brachten, was besonders erwünscht war, allerlei Werkzeuge und Maschinen mit; Einer hatte auch eine fertige Mühle, die er nur am gehörigen Orte aufzustellen brauchte. Waren einige Häuser aufgerichtet, so machten die Insassen der Rindenhütten und Uferhöhlen wieder neuen Ankömmlingen Platz, und Einer half dem Andern in brüderlicher Weise.

Im Sommer 1684 hatte die Einwohnerzahl der Kolonie schon 7000 Seelen überschritten, und es waren gegen zwanzig verschiedene Gemeinden errichtet; die Stadt Philadelphia rühmte sich schon einer Bevölkerung von 2500 Personen, die in ungefähr 300 regelmäßig nach dem vorgeschriebenen Plane gebauten Häusern wohnten.*) Der Ruhm von Penns rechtlichem und ehrenhaftem Benehmen hatte nebst der glücklichen Lage der Kolonie Schiffe mit Ansiedlern aus den verschiedensten Gegenden der alten Welt herbeigelockt, und Penn konnte mit dem Aufblühen der Kolonie in diesen zwei Jahren wohl zufrieden sein. Da ihn wichtige Gründe nach Europa zurückriefen, beschloß er einstweilen die höchste Gewalt dem Landschaftsrathe zu übertragen, zu dessen Präsidenten er einen Quäkerprediger, Thomas Lloyd aus Wales, ernannte.

Es waren nämlich zwischen Penn und Lord Baltimore, dem Eigenthümer der angrenzenden Provinz Maryland, über die Grenzen ihrer Gebiete Streitigkeiten entstanden, welche nur durch persönliche Anwesenheit beider Theile bei der Regierung des Mutterlandes beigelegt werden konnten. Ferner waren in England abermals harte Verfolgungen wider die Dissenters ausgebrochen, und Penn hoffte, durch seine Bemühungen das Loos seiner Glaubensgenossen mildern zu können.

Nicht lange nach seiner Rückkehr, im Februar 1685, starb Karl II., und sein Bruder, der Herzog von York, bestieg als Jakob II. den Thron. Da sich dieser zur römisch-katholischen Kirche bekannte, so fürchteten seine protestantischen Unterthanen nichts mehr als eine Begünstigung des Katholizismus, und Penn, der schon früher bei dem Herzoge von York in Gunst gestanden und nun vom Könige sehr freundschaftlich behandelt wurde, kam nun gleichfalls in den Ruf, er sei ein verkappter Jesuit, sein Quäkerthum bloß eine Maske, um seine Feindschaft gegen die protestantische Kirche zu verbergen. Es wurden Schmähschriften gegen ihn gedruckt, und sein Name auf jede Weise verunglimpft.

Penn, der unterdessen vollkommene Duldung für seine Glaubensgenossen erlangt und sein Verhältniß zum Könige dazu benutzt hatte, manchem guten Freunde nützlich zu sein, achtete dessen nicht. Als aber

*) Gegenwärtig ist Philadelphia nach New-York die bevölkertste Stadt der Vereinigten Staaten mit mehr als 200,000 Einwohnern.

Jakob II. im Jahre 1688 aus dem Königreich vertrieben und Wilhelm von Oranien auf den Thron berufen wurde, mußte er seine Freundschaft mit dem gefallenen Monarchen schwer büßen. Vier Mal wurde er als geheimer Parteigänger des verbannten Königs verhaftet und in Untersuchung gezogen, aber man bemühte sich vergeblich, ihn schuldig zu finden. Das letzte Mal ward ein Schreiben Jakobs II., das an Penn gerichtet, und von der Regierung aufgefangen war, vorgezeigt, worin der Entthronte den Wunsch aussprach, Penn möchte „zu seinem Beistande kommen und die Gefühle seiner Gewogenheit und seines Wohlwollens gegen ihn aussprechen." Penn ward gefragt, warum der König Jakob an ihn diesen Brief geschrieben habe? und er antwortete: „Wie kann ich es hindern, wenn der König mir zu schreiben beliebt? Was der König in dem Briefe sagen will, geht vermuthlich dahin, daß ich ihm in einem Versuche zur Wiedererlangung des Thrones beistehen soll. Dieß habe ich aber nicht im Sinn. Ich habe den König Jakob stets geliebt und manche Beweise der Gewogenheit von ihm empfangen, auch bin ich bereit, ihm jeden Privatdienst zu leisten, den ich ihm leisten kann, aber ein Anderes werde ich nie thun." Diese offene und männliche Erklärung verfehlte ihre Wirkung nicht und Penn wurde freigesprochen.

Müde der vielen Anfeindungen im Mutterlande, die nie enden zu wollen schienen, wollte Penn im Jahre 1690 wieder nach Amerika zurückkehren, als ein Schurke, Namens Fuller, auf's Neue eine Klage auf Hochverrath gegen ihn vorbrachte. Obwohl endlich seine Unschuld an den Tag kam, und jener Fuller als Betrüger und falscher Spieler entlarvt wurde, hatte sich nun Penns Abreise doch bis 1699 verzögert. Während dieser funfzehn Jahre war ihm seine Frau gestorben, und er hatte sich 1696 zum zweiten Mal mit Hannah Callowhill, der Tochter eines Kaufmanns von Bristol, verehlicht. Nicht lange darnach verlor er auch seinen ältesten Sohn aus erster Ehe, der im blühenden Alter von 21 Jahren starb. Doch hatte er ohne Unterlaß mit Amerika eine lebhafte Korrespondenz unterhalten und so viel als möglich die Entwickelung der dortigen Dinge im Auge zu behalten gesucht.

Als er nun im November 1699 zum zweiten Mal nach Amerika sich einschiffte, nahm er seine ganze Familie mit sich, da er Willens war, sich ganz in der Kolonie heimisch zu machen. Seine Ankunft erregte allgemeine Freude. Nachdem er die Maaßregeln seiner Stellvertreter einer genauen Prüfung unterworfen und an der Hand der Erfahrung manches Gesetz geändert hatte*), richtete er seine besondere Aufmerksamkeit auf die Wohlfahrt der Indianer und Neger. Die ersteren besuchte

*) Die zuerst in England entworfene Fassung mancher Gesetze und Verordnungen war sehr ideal, und es war natürlich, daß in der Wirklichkeit Manches nicht so ausgeführt werden konnte, als es anfangs gedacht war. Franklins Urtheil „Penn habe seine Verwaltung als Mann von Gewissen begonnen, als Mann von Vernunft fortgeführt und als Mann von Welt beschlossen", möchte darum mit einem Körnlein Salz zu verstehen sein.

er oft und suchte auf alle Weise die freundschaftliche Verbindung der Kolonisten mit den Eingebornen aufrecht zu erhalten. Was die Neger betraf, so konnte er freilich die Einführung von Sklaven nicht verbieten, aber er verordnete, daß sie nicht nur an den gottesdienstlichen Versammlungen der Weißen Theil nehmen, sondern auch einen Tag im Monat ausschließlich über religiöse Dinge Unterricht erhalten sollten. Dann brachte er eine Bill ein, welche die Neger durch richterliche Untersuchungen, und wenn sie etwas verbrochen hatten, durch mildere Strafen vor Mißhandlung schützen sollte. Denn seine Absicht ging dahin, sie allmählich zur Freiheit heranzuziehen. Gelang es ihm auch nicht, die Bill durchzusetzen, so wurde doch bei der Genossenschaft der Quäker die milde Behandlung der schwarzen Race als Grundsatz mit aufgenommen, und so ein gutes Beispiel gegeben.

Inmitten dieser menschenfreundlichen Bemühungen erhielt Penn aus England die Nachricht, es gehe dort eine Bewegung vor sich, die darauf abziele, das System abzuschaffen, wonach die Kolonieen durch ihre Grundherren regiert wurden. Er eilte nach London, und sah bald zu seiner Freude, daß eine solche Bill nicht durchgehen werde. Die auf den Tod des Königs Wilhelm folgende Thronbesteigung der Königin Anna (März 1701) war für Penn ein glückliches Ereigniß, da er sich der Gunst dieser Fürstin erfreute. Doch kehrte er nun nicht wieder nach Amerika zurück, sondern verlebte die ferneren 16 Jahre seines Lebens in England, indem er fortfuhr, mündlich und schriftlich für die Duldung und Gewissensfreiheit zu kämpfen und seine Freunde und Glaubensgenossen durch Zuspruch und materielle Unterstützung zu stärken. Doch sollte er in seinen Vermögensverhältnissen noch bittere Erfahrungen machen. Seine vielen Auslagen, die er in Pennsylvanien gemacht, hatten die Einkünfte bei Weitem überstiegen, und er sah sich genöthigt, die Provinz im Jahr 1700 für 6600 Pfund zu verpfänden. Der Verlust eines Prozesses vermehrte seine Geldverlegenheit, und im Jahr 1712 wollte er auch seine Rechte an die Regierung um 12,000 Pfund verkaufen. — Doch kam dieser Handel nicht zu Stande, da er kurz nach einander von drei Schlaganfällen heimgesucht wurde, die sein Gedächtniß und Bewußtsein sehr herabdrückten. Er kränkelte fort, und starb im 74sten Jahre seines Alters am 30. Mai 1718 auf seinem Landsitze zu Ruscombe in Berkshire, nach einem reichen vielbewegten Leben.

Penn war groß von Gestalt und hatte einen athletischen Körperbau. In früheren Jahren zeigte sich eine Anlage zur Korpulenz, allein er machte sich viel Bewegung, und seine rastlose Thätigkeit erhielt seine Glieder gewandt, und er hatte das Aussehen eines schönen stattlichen Mannes. Er war sehr reinlich, aber auch sehr einfach in seiner Kleidung. Er trug in der Regel einen Rock. Gegen den Gebrauch des Tabacks hegte er großen Widerwillen, doch ertrug er ihn, wenn in einer Gesellschaft geraucht wurde, mit guter Laune.

Die amerikanische Grundherrschaft ging auf Penns Kinder zweiter Ehe über, da die Kinder erster Ehe seine britische Besitzung ererbten. Als im Jahr 1722 der Vertrag zwischen den Indianern und dem Generalgouverneur von Pennsylvanien erneuert wurde, verlangten jene, daß ausdrücklich W. Penn's darin als eines guten Mannes Erwähnung geschehen sollte. Den „guten Mann" nannten ihn die Wilden seit jenem Tage, wo er mit ihnen den Freundschaftsbund geschlossen hatte, und sie wußten dem menschenfreundlichen Lord Keith, der diesen Vertrag erneuerte, nicht besser ihre Verehrung auszudrücken, als mit den Worten: „Wir ehren und lieben dich, wie den William Penn!"

Benjamin Franklin.

Franklins Vater war ein armer Handwerker, zuerst Färber, weil aber das Gewerbe in Boston, wohin er eingewandert war, wenig abwarf, so ergriff er das Geschäft eines Seifensieders. Er war in mancherlei Handarbeiten Meister, konnte die Werkzeuge verschiedener Handwerke handhaben und selber anfertigen. Doch — so erzählt der Sohn selber von ihm — worin er sich am meisten auszeichnete, dies war sein gesunder Verstand und sein richtiges Urtheil in Angelegenheiten des öffentlichen und Privatlebens. Er bekleidete zwar nie eine öffentliche Stelle, weil seine zahlreiche Familie und die Mittelmäßigkeit seines Vermögens ihn nöthigten, unablässig den Pflichten seines Gewerbes obzuliegen; dagegen kamen die an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stehenden Männer öfter zu ihm, fragten ihn um Rath in Sachen des städtischen und kirchlichen Lebens und hielten sehr viel auf seine Meinung.

Die Eltern Franklins waren derb und kräftig. Die Mutter säugte ihre zehn Kinder selbst, und hatte nie eine Krankheit. Der Vater war von unverwüstlicher Kraft und Frische, von seiner ersten Frau hatte er sieben, von der zweiten zehn Kinder; unter diesen war Seitens der Söhne Benjamin der jüngste, aber gleichfalls begabt mit dem rüstigsten gesundesten Körper.

Der junge Benjamin hatte frühzeitig große Lust zum Seeleben; mit dem Wasser ward er bald vertraut, lernte vortrefflich schwimmen, und erregte später mit dieser Kunst in London großes Aufsehen. Die größten Strapazen ertrug er mit Leichtigkeit; Alles an ihm war gesund und frisch. Je zahlreicher die Familie Franklins war, desto weniger konnte auf ein einzelnes Kind Rücksicht genommen werden; jeder mußte schon früh auf eigenen Füßen stehen und für seinen Unterhalt sorgen. Als Benjamin das zehnte Jahr erreicht hatte, ward er aus der Schule

genommen, und mußte seinem Vater im Lichtziehen helfen; dann sollte er zu einem Messerschmied in die Lehre, da aber zu viel Lehrgeld verlangt wurde, so ging er zu einem älteren Bruder, der in Boston Buchdrucker war. In seinem zwölften Jahre schon unterzeichnete Benjamin seinen Lehrkontrakt. Zuvor hatte ihn aber der Vater in allerlei Werkstätten geführt, zu Maurern, Schlossern, Tischlern, Böttchern, damit sich der Knabe für irgend ein Handwerk entscheiden sollte. Solche Besuche weckten den praktischen Sinn, und kamen dem spätern Buchdrucker zu Statten, der allerlei Tischler- und Schlosserarbeiten in seinem Geschäft selber ausführte, wenn es Noth that. Und auch dem Naturforscher Franklin kam diese mechanische Geschicklichkeit sehr zu Statten, da er, was zu seinen Experimenten an Geräthschaften nöthig war, sich selbst anfertigte. Da Benjamin aber für keines jener Handwerke eine besondere Vorliebe zeigte, dagegen überaus gern Bücher las, bestimmte dies den Vater, ihn Buchdrucker werden zu lassen, welches Geschäft ja auch geistige Nahrung bietet.

In der lateinischen Schule schwang sich Franklin bald zum Ersten auf und that es allen Mitschülern zuvor. Der Vater nahm ihn aber fort, weil er die Studienkosten nicht auftreiben konnte. Benjamin suchte um so eifriger seinen Wissensdrang durch Lektüre zu befriedigen. Am liebsten las er Reisebeschreibungen, die seiner Vorliebe für das Seeleben neue Nahrung boten; großen Eindruck machten aber auch Plutarchs Lebensbeschreibungen, die er unter den Büchern des Vaters fand. Alles Geld, das er erhielt und oft mit großer Mühe ersparte, verwendete er auf den Ankauf von Büchern; alle Freizeit — der frühe Morgen und der späte Abend, ward der Lektüre gewidmet, und wenn der Bücherfreund sich Sonntags dem öffentlichen Gottesdienste entziehen konnte, that er solches nur allzugern. Als er einst wegen seiner Unwissenheit im Rechnen in Verlegenheit kam, nahm er sogleich eine damals bekannte Abhandlung über die Rechnenkunst zur Hand und machte das Werk mit der größten Leichtigkeit durch.

Die Franklin'sche Familie hatte sich der Reformation angeschlossen und war der bischöflichen Kirche zugethan; der Vater hielt streng auf Besuch des kirchlichen Gottesdienstes, doch Benjamin Franklin nahm bald eine freigeisterische Richtung, die mit den Satzungen der Kirche in Widerspruch gerieth, namentlich durch die Schriften der englischen Philosophen, die er eifrig studirte. Dagegen erfreute er sich an der sittlichen Größe des Sokrates, und dessen Weise zu disputiren ahmte er nach, um mit den Kirchlichgesinnten zu streiten. Durch solche Disputationen erlangte er eine große Gewandtheit in mündlicher Rede; aber auch die Ausbildung seiner Schreibweise ließ er sich sehr angelegen sein. Er machte fleißig Auszüge aus Werken, die ihm besonders zusagten, setzte Gedichte in Prosa um, und versuchte dann wieder aus der Prosa den Vers herzustellen. Oder er schrieb seine Gedanken über denselben Gegen-

stand nieder, von dem er gelesen hatte, und verglich dann seinen Styl mit dem Original.

Die Mäßigkeit in allen sinnlichen Genüssen und die Freudigkeit in aller Entsagung finden wir auch bei Franklin. Schon der Vater litt nicht, daß bei Tische über das Essen gesprochen und dasselbe einer Kritik unterworfen wurde, und der Sohn nahm die gleichen Grundsätze an, der Leibesnahrung keine Wichtigkeit beizumessen. „Als ich mein sechzehntes Jahr erreicht hatte," so erzählt er, „fiel eines der Werke Tryons in meine Hände, worin er Pflanzenkost empfiehlt. Sogleich entschloß ich mich, seine Vorschrift zu befolgen. Mein Bruder war nicht verheirathet und führte keinen eigenen Haushalt, sondern ging mit seinen Lehrlingen zu einer benachbarten Familie in die Kost. Da ich nun keine Fleischspeisen essen wollte, so wurde ich oft wegen dieser Eigenheit ausgescholten. Ich hielt mich ganz an die Vorschrift Tryons und lernte besonders Kartoffeln, Reis und Schnellpuddings bereiten; dann sagte ich meinem Bruder, daß ich es versuchen wollte, mich selbst zu verköstigen, wenn er mir die Hälfte von dem, was er für mich an Kostgeld bezahlte, geben wollte. Er war es gleich zufrieden, und ich fand bald, daß ich von dem, was er mir gab, noch die Hälfte bei Seite legen konnte. Dadurch erlangte ich einen neuen Fond für den Ankauf von Büchern, und auch noch andere Vortheile gingen aus meiner neuen Lebensweise hervor. Wenn mein Bruder und seine Arbeiter die Druckerei verließen, um zum Mittagsessen zu gehen, blieb ich zu Hause, verzehrte mein spärliches Mahl, das nicht selten bloß aus einem Stück Zwieback oder Brod und einigen Rosinen, oder einem Kuchen vom Pastetenbäcker mit einem Glase Wasser bestand, und hatte dann den Rest der Zeit noch für meine Studien übrig. Meine Fortschritte in denselben standen auch ganz mit der Klarheit der Ideen und der leichten Auffassung im Verhältniß, welche das Ergebniß der Mäßigkeit im Essen und Trinken sind."

Von seiner Reise nach Philadelphia, wo er als Gehülfe bei einem Buchdrucker, Namens Keimer, eine Anstellung fand, erzählt Franklin folgenden höchst charakteristischen Zug: „Eine Windstille nöthigte uns, oberhalb Block Island anzulegen, und die Schiffsmannschaft benutzte den Verzug zum Stockfischfang. Ich war bisher meinem Entschlusse treu geblieben, nichts zu essen, was vorher Leben besessen hatte und hielt demgemäß das Fangen eines Fisches für eine Art Mord, der ohne alle Ursache begangen würde, da das arme Thier keinem Menschen Schaden zufügte, noch das geringste Unrecht zu thun im Stande sei. Diese Gründe schienen mir unwiderleglich. Nun war ich aber früher ein außerordentlicher Freund von Fischen gewesen, und wenn mir einer der Stockfische aus der Bratpfanne mit herrlichem Wohlgeruch entgegen dampfte, so kam meine Neigung mit meinen Grundsätzen nicht wenig in's Gedränge. Demungeachtet zögerte ich eine Zeit lang, bis ich endlich einen der Stockfische öffnen sah und bemerkte, daß er einen kleinen Fisch im Bauche hatte. Dann sagte ich zu mir selbst: wenn du einen

andern essen kannst, so sehe ich keinen Grund, warum man dich nicht auch essen soll! Demgemäß aß ich denn von dem Stockfisch mit größtem Wohlbehagen, und von der Zeit an fuhr ich fort, gleich andern Menschen zu essen, indem ich nur von Zeit zu Zeit zu meiner Pflanzenkost zurückkehrte. Du siehst hieraus, wie zuträglich es ist, ein vernünftiges Thier zu sein, das einen plausibeln Grund für Alles aufzufinden im Stande ist."

Ueber den Verkehr mit Keimer heißt es also: „Er war ganz auf das Disputiren versessen. Ich hatte mir aber die sokratischen Sätze so angewöhnt und ihn durch meine Fragen so oft in Verlegenheit gebracht, indem ich anfangs weit von dem Streitpunkt entfernt zu sein schien, demungeachtet nach und nach auf diesen zurückkam und ihn in Verlegenheiten und Widersprüche verwickelte, aus denen er sich nicht mehr herauszuziehen vermochte: daß er bis zu einem lächerlichen Grade vorsichtig wurde, und kaum die einfachsten und gewöhnlichsten Fragen zu beantworten wagte, ohne mich vorher zu fragen: „Was würden Sie daraus folgern?" — Von da bildete er sich eine so hohe Meinung von meinem Talente, daß er mich alles Ernstes einlud, gemeinschaftlich mit ihm eine neue religiöse Sekte zu gründen. Er wollte die neue Lehre durch Predigen verbreiten, und ich sollte die Gegner widerlegen. — Als er mir seine Ansichten auseinandersetzte, fand ich eine Menge Abgeschmacktheiten darin, die ich alle verwarf, obschon er sich erbot, dagegen einige von meinen Ansichten aufzunehmen. Keimer trug seinen Bart ungeschoren, weil Moses an irgend einer Stelle sagt: „Du sollst die Spitzen deines Bartes nicht beschädigen." Gleicherweise beobachtete er die Feier des Sabbaths; dies schienen ihm zwei wichtige Punkte. Ich war gegen beide, versprach ihm jedoch, beide anzunehmen, wenn er sich dagegen zum Enthalten von thierischer Nahrung bequemen wolle. „Ich zweifle," sagte er, „ob dies meine Konstitution zu ertragen vermag." Ich versicherte ihn aber, daß er sich im Gegentheil besser dabei befinden würde. Er war ein großer Schwelger, und ich versprach mir vielen Spaß davon, ihn recht auszuhungern. Er sagte es mir endlich zu unter der Bedingung, daß ich ihm Gesellschaft leistete, und wir setzten es in der That drei Monate lang fort. Eine Frau aus der Nachbarschaft bereitete und brachte uns unsere Speisen, und ich gab ihr ein Verzeichniß von vierzig Gerichten, unter denen sich weder Fleisch noch Fische fanden. Dieser Einfall kam mir um so mehr zu gut, als ich dabei meine Rechnung fand, denn die ganzen Kosten unserer Lebensweise überstiegen wöchentlich nicht 18 Pence. — Ohne die geringste Beschwerde setzte ich meine Pflanzenkost fort, während Keimer schrecklich darunter litt. Erschöpft von dem Versuche seufzte er nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten, er bestellte ein gebratenes Ferkel und lud mich und zwei unserer weiblichen Bekannten dazu ein; da aber das Ferkel ein wenig zu früh fertig wurde, so konnte er der Versuchung nicht widerstehen und aß es ganz allein auf, ehe wir ankamen."

Von Philadelphia schiffte Franklin nach England hinüber, und fand bald in den Druckereien von London willkommene Arbeit. Um sich die gehörige Körperbewegung zu verschaffen, arbeitete er zuerst als Drucker, obwohl er ein höchst geschickter Setzer war und als solcher auch mehr verdiente. Doch bei seiner großen Sparsamkeit erübrigte er viel mehr, als seine Mitgesellen, die ihn „das amerikanische Wasserthier" nannten, weil er gegen das unmäßige Biertrinken eiferte. Er trug zuweilen in jeder Hand eine große gesetzte Form Treppe auf und Treppe ab, und sprach dann zu den Biertrinkern, die ihm das nicht nachthun konnten: „Da habt ihr den Beweis, daß Bier keineswegs die Kräfte vermehrt. Wenn ich einen Pennylaib Brod esse und dazu ein Glas Wasser trinke, habe ich so viel Nahrungsstoff gewonnen, als in einer Pinte Bier enthalten ist." — So suchte er überall mit gutem Beispiel auf seine Mitmenschen zu wirken.

Bei einer so großen Fülle von körperlicher wie sittlicher und geistiger Kraft waren freilich manche Jugendverirrungen schwer zu vermeiden, und Franklin hat in seinen biographischen Notizen uns treulich davon Bericht erstattet. Der erste Fehltritt, den er bereute, war, daß er seinen Bruder in Boston zu einer Zeit verließ, wo derselbe seiner Hülfe sehr bedurfte. Freilich war er äußerst hart und oft ungerecht von diesem seinem Lehrherrn behandelt worden. In Philadelphia hatte er sich mit Miß Read, einem braven liebenswürdigen Mädchen, verlobt; als er aber nach England kam, gerieth er in die Gesellschaft eines schlechten Menschen, der ihn um alle seine Ersparnisse brachte, und da er der Miß Read nicht mehr schrieb, verheirathete sich dieselbe, aber höchst unglücklich. Dies war ein zweiter Fehltritt, den er aber dadurch verbesserte, daß er bei seiner Rückkehr die unterdeß Geschiedene zur Frau nahm. Mit ihr hat er eine lange und glückliche Ehe geführt.

Franklin bekam in London Wollastons Werk „über die natürliche Religion" zu setzen, aber mit manchen Lehrsätzen dieses Autors war er nicht einverstanden, und so schrieb er eine metaphysische Abhandlung, worin er Wollaston widerlegte. Er druckte die Schrift selber, aber der Inhalt fand wenig Beifall und man nannte sie „gotteslästerlich". *) Den Druck dieser Broschüre nennt Franklin seinen dritten Fehltritt.

Franklin hatte ein halbes Jahr in London verweilt, und kehrte im Jahr 1726 nach Philadelphia zurück. Unterwegs machte er die Bekanntschaft eines Kaufmanns Denham, der ihn sehr lieb gewann und zu seinem Buchhalter erwählte. Plötzlich ereilte aber diesen seinen Wohlthäter der Tod, und so sah sich der junge Franklin wieder auf die eigenen Mittel verwiesen. In Philadelphia nahm ihn sein alter Prinzipal Keimer wieder mit Freuden auf; bald aber merkte Franklin, daß die Lage dieses Mannes eine verzweifelte war und das Geschäft über kurz

*) Er suchte nachzuweisen, daß es eigentlich keine Sünde und kein Unglück in der Welt gebe, sondern Alles von Gott nothwendig so geordnet sei.

oder lang zusammensinken mußte. Dazu wurde sein Herr immer gröber und mürrischer, so daß er ihn freiwillig verließ und unter mancherlei Schwierigkeiten ein eigenes Buchdruckereigeschäft begann, indem er sich mit einem seiner Bekannten associirte. Der Erwerb war anfangs höchst gering, aber Franklins Fleiß unermüdlich; er legte noch einen Papierhandel an und hielt es nicht unter seiner Würde, die Papierballen selbst auf einem Schubkarren über die Straße zu fahren. Dabei vergaß er auch der geistigen Fortbildung nicht. Er stiftete eine literarische Gesellschaft junger strebsamer Bürger unter dem Namen „Junto"; jedes Mitglied mußte sich verpflichten, abwechslungsweise eine oder mehrere Fragen über irgend einen Gegenstand der Moral, Politik oder Philosophie vorzutragen, welche dann von der Gesellschaft besprochen wurden — und alle drei Monate einen Aufsatz über irgend ein selbstgewähltes Thema auszuarbeiten und vorzulesen. Die Debatten wurden von einem Vorsitzenden geleitet. Ferner gründete Franklin auch ein politisches Blatt, und die Aufsätze, die er selber für diese Zeitung schrieb, waren durch die Klarheit, Gründlichkeit und angenehme Schreibart so ausgezeichnet, daß die Zahl der Abonnenten von Tag zu Tage sich mehrte. Schon in Boston, als er noch bei seinem Bruder in der Lehre war, hatte er für dessen Zeitung mehrere Artikel geschrieben, aber mit verstellter Handschrift, und sie dann jeden Morgen vor die Druckerei gelegt, so daß der Bruder glaubte, sie kämen von einem Fremden. Schon damals hatte der junge Franklin großes Aufsehen erregt. Seine Schreibart war ein Muster von Einfachheit, und dabei verstand er es, den Gegenstand in allerlei Formen zu kleiden, bald als Erzählung, Fabel, Brief, Dialog, Gleichniß, wie es eben am besten sich fügte. Zuweilen war er beißend und spottend, öfters launig, nie steif und trocken, immer unterhaltend. Welche Fülle von Weisheit, gesunder Lebensanschauung und Menschenkenntniß steckt oft in einer simpeln Erzählung oder einem kurzen Briefchen.

Im Jahr 1732 begann Franklin einen Volkskalender, „der Almanach des armen Richard" genannt, worin er durchaus volksthümlich die trefflichsten Grundsätze zum Fleiße, zur Mäßigkeit und Einfachheit der Sitten entwickelte und zur Bildung seiner Landsleute außerordentlich viel beitrug. Er setzte diesen Almanach 25 Jahre lang fort, und im letzten Jahrgange stellte er alle seine Grundsätze in der Zueignungsschrift an den Leser zusammen unter dem Titel: „Der Weg zum Reichthum". Diese Zueignungsschrift wurde in verschiedene Sprachen übersetzt und in mehreren Zeitschriften abgedruckt, ja auf einem besondern Bogen herausgegeben, der unter Glas und Rahmen in den Stuben aufgehängt wurde. Sie enthielt vielleicht das beste praktische System der Wirthschaftlichkeit, das je bekannt gemacht worden ist.

Je mehr seine Mitbürger die ausgezeichneten Talente Franklins erkannten, desto mehr benutzten sie auch dieselben für das öffentliche Wohl. So erwählte ihn im Jahr 1736 die Versammlung der Generalstaaten

von Pennsylvanien zu ihrem Sekretär, und darauf zum Abgeordneten für die Stadt Philadelphia. Da es für emporblühende Städte keine größere Gefahr als die des Feuers giebt, richtete Franklin mit besonderem Takt das Institut der Nachtwächter ein, bildete dann die erste Feuerkompagnie in Philadelphia, nach deren Muster bald zahlreiche Gesellschaften in andern Städten in's Leben traten. Von der Grenze her geschahen von Indianern und Franzosen öfters Einfälle auf das Gebiet Pennsylvaniens; da setzte Franklin ein Milizgesetz durch, das die Landesvertheidigung ordnete und die Ruhe wieder herstellte.

Während er so für das gemeine Beste wirksam war, vernachlässigte er doch nie seine wissenschaftlichen Studien; besonders erregten die elektrischen Versuche seine Aufmerksamkeit. Er hatte zuerst bemerkt, daß die Spitzen fähig sind, die Elektrizität anzuziehen und abzuleiten; sodann machte er die wichtige Entdeckung von der positiven und negativen Elektrizität, und daß die Entladung einer mit elektrischer Materie gefüllten Flasche nur die Wiederherstellung des Gleichgewichts der beiden entgegengesetzten Pole sei. — Man hatte bisher geglaubt, daß die Elektrizität sich in dem Ueberzuge des Glases sammle; er zeigte, daß die Poren des Glases selber ihr Aufenthalt seien. Dann ging er weiter, und behauptete, daß der Blitz nichts anders als ein elektrischer Funken sei, dessen schnelle lufterschütternde Bewegung den Donner hervorbringe. Und von dieser kühnen Annahme ging er sogleich zur Anwendung über, indem er an die höchsten Stellen der Dächer, Schiffsmaste 2c. spitze Eisenstangen befestigte, die den elektrischen Strom entweder in die Erde oder in's Wasser leiten sollten. Noch war aber nicht der Beweis geführt, daß die kühne Hypothese von der Leitung der Wolkenelektrizität durch Metallspitzen begründet sei; sobald ein Versuch die Wahrheit jenes Satzes verbürgte, war ein unendlicher Fortschritt der Wissenschaft gesichert.

Franklin hatte zunächst im Sinn, auf einem hohen Thurm oder Berge ein Schilderhäuschen zu errichten, eine eiserne Stange aufzustecken, und nun bei einem heranziehenden Gewitter zu beobachten, ob elektrische Erscheinungen an dem Metall bemerkbar sein würden. In Philadelphia gab es aber damals noch keinen Thurm, und so erdachte der praktische Geist sich eine andere Auskunft. Es wurde ein Drache nach Art der Papierdrachen, womit sich die Jugend belustigt, angefertigt, aber nicht von Papier, sondern von Seidenzeug, das im Nothfall dem Regen widerstehen konnte. Eine Eisenspitze bildete den Kopf des Drachens; die Hanfschnur war ohnedieß ein guter Leiter, aber an ihrem Ende ward eine kurze Seidenschnur angebunden, um den Träger vor der etwa herabströmenden elektrischen Materie sicher zu stellen. Wo beide Schnüre zusammengebunden waren, ward ein Schlüssel angehängt, welchen Franklin gelegentlich mit dem Fingergelenk anrührte, während sein Sohn den in der Luft flatternden Drachen hielt. Die Gewitterwolken zogen heran, doch der Schlüssel ließ keinen elektrischen Funken springen. Schon gab Franklin den Versuch verloren, siehe, da richteten sich die Fasern der

Hanfschnur empor, es sprangen mehrere Funken aus dem Schlüssel und eine Flasche wurde mit der Wolkenelektrizität geladen. Eine der großartigsten Entdeckungen in der Physik war gemacht und gegen allen Zweifel sicher gestellt.

Franklin dehnte seine Forschungen weiter aus, und machte interessante Versuche z. B. mit dem Turmalin. Dieser Stein besitzt nämlich die sonderbare Eigenschaft, bloß durch Hitze und ohne Reibung auf der einen Seite positiv, auf der andern Seite negativ elektrisch zu werden. Ferner ward durch mancherlei Versuche festgestellt, daß die Verdampfung Kälte erzeuge. Franklin brachte Aether, der schon bei gewöhnlichem Luftdruck der Atmosphäre schnell verdunstet, unter den Rezipienten einer Luftpumpe, und in diesem fast luftleeren Raum ging nun die Verdampfung so schnell von Statten, daß das in einer Flasche hineingesetzte Wasser in Eis verwandelt wurde. Diese Entdeckung wurde nun sogleich auf mancherlei Erscheinungen angewandt, die von den Physikern bis dahin nicht zur Genüge erklärt werden konnten, nämlich daß die Temperatur des in gesundem Zustande befindlichen menschlichen Körpers nie 96 Grad Fahrenheit übersteige, wenn auch die ihn umgebende äußere Atmosphäre zu einem weit höheren Grade erhitzt würde. Dies Phänomen fand nun seine Erklärung in der durch die Hitze vermehrten Ausdünstung, die eine verhältnißmäßige Verdampfung erzeugt, also wiederum Wärme bindet und Kälte erzeugt.

Ferner stellte der fleißige Mann noch mancherlei Versuche mit der Glasharmonika an, die er aus gestimmten kleinen Glasglocken zusammensetzte. Veranlaßt durch den Ton, welchen ein Trinkglas hervorbringt, wenn man den Rand desselben mit einem nassen Finger reibt, war ein Irländer auf den Gedanken gekommen, ein förmliches Instrument mit harmonischen Tönen herzustellen, aber durch den Tod an der Vollendung desselben verhindert worden. Auch über die Luftströmungen und Winde auf dem amerikanischen Festlande gab Franklin neue Aufschlüsse, und sein Name ward nun in allen gebildeten Kreisen Europa's bekannt. Die oxforder Universität ernannte ihn 1762 zum Doktor der Rechte. Und er war ein wahrer Doktor der Rechte des Volkes, die er mit allen Mitteln aufrecht erhielt und sicher zu stellen suchte. Zu diesem Zwecke war es ihm besonders wichtig, einen bessern Jugendunterricht zu organisiren, und seine Landsleute der geistigen Rohheit zu entreißen. Er hatte bereits eine öffentliche Bibliothek gegründet, in der jeder Bürger Zutritt hatte. Doch war ihm bald genug klar geworden, daß es an tüchtigen Lehrern fehle, welche das Volk erst fähig machen mußten, die geistigen Schätze gehörig aufzunehmen. So entwarf er einen Plan zur Errichtung einer Akademie für Philadelphia, die vorerst aus drei Klassen bestehen sollte, einer englischen, lateinischen und griechischen. Dieser Plan ward genehmigt und bald zur Ausführung gebracht, und die Anstalt wuchs fröhlich empor.

Der Blick des praktischen Mannes umfaßte mit gleich sicherm Takt die Angelegenheiten seines Wohnortes, wie des großen Gesammtvaterlandes. Die Provinz Kanada gehörte damals noch den Franzosen, welche sie zuerst kolonisirt hatten, und die mit den Indianern nun einen höchst einträglichen Handelsverkehr unterhielten. Dagegen war das Verhältniß der Eingebornen zu den britischen Kolonieen ein überwiegend feindliches, und diese Feindschaft ward von den Franzosen genährt. Franklin hatte längst die politische Nothwendigkeit erkannt, daß England sich in den Besitz von Kanada setzen müsse, und da seine mündlichen Rathschläge nichts gefruchtet hatten, verfaßte er eine Flugschrift, die unter dem Namen des Kanada-Pamphlets viele Leser fand und auf die klarste Weise die Vortheile einer Erwerbung jenes großen Länderstrichs darlegte. Da entschloß sich die englische Regierung, eine Expedition auszurüsten, deren Leitung dem tapfern General Wolf übertragen wurde. Der glückliche Erfolg dieses Feldzuges war, daß im Jahr 1762 Frankreich das Land Kanada an England abtrat.

Dr. Franklin, in gerechter Anerkennung seiner Verdienste, ward zum General-Postmeister aller britisch-amerikanischen Kolonieen ernannt, und dies war ein höchst einträglicher Posten. Derselbe hinderte ihn jedoch nicht, gegen das englische Ministerium entschieden aufzutreten, als dasselbe seine ungerechten Angriffe auf die alten Rechte und Freiheiten der Amerikaner begann. Trotz aller Warnungen, die selbst im Schooße des englischen Parlaments erhoben wurden, dekretirte man die drückendsten Abgaben auf Glas, Leder, Papier, Malerfarben, Thee — Maaßregeln, welche den amerikanischen Handel und Gewerbefleiß zu Gunsten der englischen Kaufleute niederhalten sollten. Franklin reiste alsbald nach London, und machte sowohl mündlich als schriftlich die dringendsten Vorstellungen, wie ungerecht und unpolitisch zugleich ein solches Verfahren sei. Er hatte sich Briefe zu verschaffen gewußt, welche Hutchinson, der Statthalter von Massachusetts, an vornehme Engländer geschrieben hatte und in welchen der unpatriotische Beamte (Hutchinson war geborner Amerikaner) der englischen Regierung den Rath ertheilte, die Widersetzlichkeit der Kolonieen mit Gewalt zu unterdrücken und deshalb noch mehr Truppen nach Amerika zu schicken. Franklin machte diese Briefe seinen Landsleuten bekannt und der Haß gegen den Statthalter ward allgemein. Die Vertreter der Kolonie verfaßten eine an den König gerichtete Bittschrift, worin sie die sofortige Absetzung Hutchinsons verlangten, und sandten sie an Franklin, der sie überreichte. In Folge dessen ward aber der Bevollmächtigte der Kolonieen vor den Geheimen Rath geladen und vom Ober-Staatsanwalt heftig angefahren, als ob er an allen Unruhen schuld sei. Doch wagte man nicht, ihm als politischem Verbrecher den Prozeß zu machen, und seine ruhige würdevolle Haltung machte auf alle Unparteiische den besten Eindruck. Der Geheime Rath des Königs war jedoch zu sehr im englischen Hochmuth befangen, erklärte die Bittschrift für grundlos, ihre Fassung für unziemlich und auf-

reizend. Das Gesuch wurde abgewiesen und Franklin seiner Stelle als Oberpostmeister entsetzt.

Unterdessen waren die mit Thee beladenen Schiffe der englisch-ostindischen Handelsgesellschaft in den Hafen von Boston eingelaufen (December 1773). Der Stadtrath verbot den Kapitänen die Ausladung, der Statthalter befahl sie. Da bestiegen als Indianer verkleidete Bürger die Schiffe und warfen die ganze Theeladung (542 Kisten) in's Meer.

Als die Kunde von dieser Gewaltthat nach England gelangte, erließ das Parlament (März 1774) die Boston-Hafen-Bill, welche gebot, daß der Bostoner Hafen so lange gesperrt bleiben sollte, bis die Stadt zum Gehorsam gebracht worden sei. Die Verfassung von Massachusetts ward als zu frei aufgehoben, dem Statthalter unbeschränkte Vollmacht eingeräumt und sogar die Gewalt verliehen, nach Gutdünken amerikanische Bürger wegen politischer Vergehen nach England vor Gericht zu senden. Dem General Gage, der an Hutchinsons Stelle zum Statthalter der Kolonie ernannt worden war, sandte die englische Regierung mehrere Kriegsschiffe mit einer Truppenverstärkung von vier Regimentern.

Gage löste die Abgeordnetenversammlung in Boston auf, konnte es jedoch nicht hindern, daß nun alle Kolonieen Bevollmächtigte zu einem Nationalkongreß erwählten, der sich zu Philadelphia im September 1774 versammelte und jene merkwürdigen Erklärungen erließ, in welchen sich der Anbruch einer neuen Zeit ankündigte. Zuerst ward eine Rechtfertigung des Widerstandes der Kolonie Massachusetts wider die ihr aufgedrungene Verfassung bekannt gegeben. Sodann eine Erklärung und Verkündigung der Menschenrechte veröffentlicht, worin Leben, Freiheit und Eigenthum des Menschen als unantastbares Recht desselben aufgestellt und die Verletzung dieses Rechtes Seitens der englischen Regierung nachgewiesen wurde. Ferner ward in einer Bittschrift an den König es ausgesprochen, daß die Unterthänigkeit der Amerikaner nur unter der Bedingung zu hoffen sei, daß man ihnen die gleichen politischen Rechte wie den Engländern gewährleiste. Endlich wurden noch Adressen an das Volk von Kanada, das unlängst zum britischen Reiche hinzugefügt war, und an das europäische Mutterland selber erlassen. Schließlich wurde der Beschluß gefaßt, jeden Verkehr mit England abzubrechen, so lange die gerechten Forderungen der Kolonieen nicht befriedigt würden.

Franklin hatte noch immer in London ausgehalten, dem König die Bittschrift des ersten amerikanischen Nationalkongresses überreicht, dem freisinnigen Lord Chatam (Pitt) beachtenswerthe Vorschläge gemacht über die wirksamste Art, die Kolonieen wieder zu beschwichtigen, sogar den Lordmayor (Bürgermeister) von London und einen großen Theil der Londoner Bürgerschaft für die Sache der Freiheit gewonnen. Vergebens erhoben im Unterhause die berühmten Redner Fox und Burke ihre Stimme zu Gunsten der Kolonieen und vergebens brachte Lord Chatam-

Pitt seine Versöhnungsvorschläge im Oberhause ein. Sein Antrag ward vom Parlament verworfen und der König beharrte auf seinem Sinn.

So reiste denn Franklin im Frühjahr 1775 (3 Wochen vor dem Treffen bei Lexington*)) aus London ab mit dem Entschlusse, seine Landsleute zum beharrlichen Widerstande gegen eine Regierung, von der sie nichts zu erwarten hätten, anzufeuern. Er theilte diese Ueberzeugung mit den vorzüglichsten und einflußreichsten Männern des Kongresses, mit Adams, Hancock, Washington u. a.

Kaum in Amerika angelangt, wählte ihn das Volk zum Abgeordneten für den zweiten Nationalkongreß, der wiederum in Philadelphia (im Mai 1775) sich versammelte, ein Bundesheer rüstete und Washington zum Oberbefehlshaber desselben ernannte. Gleich den Eidgenossen auf dem Grütli gelobten sich alle Mitglieder des Kongresses feierlich, Gut und Blut für die Freiheit opfern zu wollen.

Mit Glück begann Washington seine Operationen und belagerte mit dem Bundesheere Boston, das General Howe im März 1776 räumen mußte. Nun zögerte der Kongreß nicht länger; er verkündigte im Namen der dreizehn vereinigten Staaten die Unabhängigkeit von England und fügte dieser Unabhängigkeitserklärung die Verkündigung der Menschenrechte hinzu. Franklin, Adams, Jefferson waren die Verfasser dieser Schriftstücke. Im Frühling des folgenden Jahres wurden die Grundzüge der neuen Bundesverfassung festgestellt, und damit ward der ganzen civilisirten Welt das erste Beispiel eines auf Grund der freisinnigen Ideen der Neuzeit aufgebaueten Staatswesens vor Augen gestellt.

Doch jede Freiheit will errungen sein. Gegen das mit aller Energie den Krieg fortsetzende England fühlte sich der junge Freistaat zu schwach; es fehlte an Geld, an Schiffen, an einem kriegsgeübten Heere, an Bundesgenossen. Vor Allem kam es nun darauf an, Frankreich, den Nebenbuhler des britischen Reichs, zu einem Bündniß mit den Vereinigten Staaten zu bewegen, und dies zu Stande zu bringen, ward (noch zu Ende des Jahres 1776) Franklin als Bevollmächtigter nach Paris gesandt.

Anfangs war am französischen Hofe wenig Neigung vorhanden, mit dem jungen Freistaate ein näheres Verhältniß anzuknüpfen; doch lagen die Vortheile, welche Frankreich aus einem Handelsverkehr mit Amerika erwachsen mußten, offen zu Tage und die Aussicht auf eine Schwächung der englischen Macht war zu verlockend für das französische Interesse, als daß man die Allianzvorschläge des amerikanischen Gesandten hätte von der Hand weisen können. Auch die Persönlichkeit Franklins wirkte günstig mit, den König (Ludwig XVI.) und seine Rathgeber für die amerikanische Sache zu gewinnen. Das einfache anspruchslose Auftreten des 70jährigen Greises, der sein weißes Haar frei auf die Schulter

---

*) 18. April 1775.

herabwallen ließ, ohne Puder und Perrücke, der in einem schlichten Tuchrocke einherging und ohne Ordensstern und Fuhrwerk die Prinzen und Minister zu Fuß besuchte, dem das Alter die Jugendfrische nicht hatte rauben können: er machte in seiner ehrwürdigen Schlichtheit einen tieferen Eindruck auf die Pariser, als der Prunk des Hofes mit den glänzenden Uniformen und Equipagen. Seine Schriften und physikalischen Entdeckungen hatten ihn schon längst mit den vornehmsten Gelehrten Europa's befreundet und es gehörte bald auch bei dem Adel zum guten Ton, sich mit Franklin zu unterhalten. Das Volk aber erblickte in dem ehrwürdigen Manne eine Verwirklichung sowohl der Träume Rousseau's von der unverdorbenen Natur des Menschen, wie der Freiheitsgedanken seiner Philosophen.

Ein Sieg, den die Bundestruppen im Sommer 1777 bei Saratoga über den englischen General Bourgoyne erfochten, brachte das von Franklin so geschickt und ausdauernd angebahnte Bündniß zu Stande; im Februar 1778 ward der Traktat unterzeichnet und Amerika alsbald mit Geld und Hülfstruppen unterstützt. Im folgenden Jahre (1779) ward auch von Spanien und 1780 von Holland der Krieg an England erklärt, das nun seine Kräfte zersplittert sah, wenn es auch mit seiner Seemacht den Spaniern und Holländern die Spitze bieten konnte. Aber einem fortgesetzten Kampfe auf dem amerikanischen Festlande war es nicht gewachsen, und als der allzukühn vordringende englische General Lord Cornwallis zu Yorktown von Washington umzingelt ward und sich mit 6000 Mann ergeben mußte (Oktober 1781): da brachte die Oppositionspartei im englischen Parlament das Ministerium North zum Sturz und das neue Ministerium war zum Frieden geneigt, der zu Versailles am 3. September 1783 definitiv abgeschlossen und von Franklin im Namen seines Vaterlandes unterzeichnet wurde. Die Kolonieen wurden als unabhängiger Freistaat von England anerkannt, das ein Gebiet von 20,000 □Meilen mit drittehalb Millionen Einwohnern und 600,000 Sklaven verlor und obendrein noch die Kriegskosten zahlte.

So bewährte sich der lateinische Vers d'Alemberts, welcher von Franklin sagte:

Eripuit fulmen coelo, sceptrumque tyrannis.

(Er entriß dem Himmel den Blitz, das Scepter den Tyrannen.)

Mit diesen Worten hatte er den bescheidenen Mann schon bei seinem Eintritt in die französische Akademie bewillkommnet.

Inmitten der verwickelten diplomatischen Geschäfte wurden die physikalischen Studien von Franklin eifrig fortgesetzt, und eine merkwürdige Episode bildeten die Verhandlungen über den thierischen Magnetismus, veranlaßt durch das Erscheinen des Dr. Mesmer in Paris. Auf Befehl des Königs trat eine Kommission von Gelehrten zusammen, unter denen sich auch Franklin befand, um zu untersuchen, was an der Sache sei, und trotz aller Bemühungen Mesmers wurde seine neue Lehre als eitel Marktschreierei erkannt.

Im Jahr 1785 kehrte Franklin, hochgeehrt von Freund und Feind, nach Philadelphia zurück, wo Alles wetteiferte, ihm Beweise der Hochachtung und Dankbarkeit zu geben. Der ehrwürdige Greis, jetzt im 81. Jahre, setzte auf heimischem Boden rastlos das Friedenswerk fort und war hauptsächlich bemüht, der Union Stärke und Festigkeit zu geben. Dabei sann er unaufhörlich auf Verbesserungen in den ökonomischen und gewerblichen Verhältnissen seiner Mitbürger. Im Jahr 1787 bildeten sich zu Philadelphia zwei höchst achtbare Gesellschaften, die beide Franklin zu ihrem Präsidenten erwählten. Die eine hieß „die Philadelphiagesellschaft für Erleichterung des Elends in den öffentlichen Gefängnissen", die andere „die Pennsylvaniagesellschaft zur Beförderung und Aufhebung der Sklaverei der Neger und zur Verbesserung des Zustandes der afrikanischen Race".

Die sonst so feste Gesundheit des Mannes sollte aber am Ende noch mancherlei Erschütterungen erfahren; seit mehreren Jahren hatten sich Gichtanfälle und höchst schmerzhafte Steinbeschwerden eingestellt. Im Frühling des Jahres 1790 kamen Brustkrämpfe dazu; sein Freund und Hausarzt Dr. Jonas berichtete über die letzte Krankheit des großen Mannes also: „Der Blasenstein, an dem er während mehrerer Jahre zu leiden hatte, hielt ihn die letzte Zeit fast ganz an's Bett gefesselt, und wenn seine Schmerzen den höchsten Grad erreichten, war er genöthigt, große Gaben Opium zu nehmen, um seine Marter einigermaßen zu lindern. In schmerzlosen Zwischenräumen jedoch unterhielt er sich nicht allein mit Lesen und freundlichem Gespräch mit seiner Familie und einigen Freunden, die ihn besuchten, sondern er besorgte auch öffentliche oder Privatgeschäfte für verschiedene Personen, welche deßwegen zu ihm kamen. Unter allen Umständen zeigte er nicht bloß jene Bereitwilligkeit und Geneigtheit Gutes zu thun, wodurch er sich während seines ganzen Lebens ausgezeichnet hatte, sondern er blieb auch ununterbrochen im vollsten Besitz seiner Geisteskräfte; ja nicht selten gab er sich gern Geistesspielen und der Erzählung unterhaltender Anekdoten hin."

Etwa sechzehn Tage vor seinem Hinscheiden befiel ihn ein Fieber, das jedoch keine besonderen Symptome mit sich führte; erst am dritten oder vierten Tage beklagte er sich über Schmerzen in der linken Brust, welche stets zum äußersten Grade von Heftigkeit zunahmen und einen schmerzhaften Husten hervorriefen. In diesem Zustande entfuhr ihm unter der Last der Schmerzen manchmal ein Seufzer oder eine Klage, er äußerte dann immer, es sei ihm leid, daß er seine Qual nicht so zu tragen vermöge, wie er wohl sollte, und drückte zugleich seine dankbaren Gefühle für das viele Glück aus, womit ihn das höchste Wesen gesegnet und von einem kleinen und niedrigen Anfange zu so hohem Range und Ansehen erhoben, so daß er nicht zweifle, daß seine gegenwärtige Krankheit väterlich darauf berechnet sei, ihn von einer Welt zu entwöhnen, auf der er den ihm beschiedenen Theil nicht mehr zu erfüllen im Stande sei. Dieser Körper- und Gemüthszustand dauerte bis fünf Tage vor seinem

Tode, wo ihn seine Brustschmerzen und Athmungsbeschwerden völlig verließen, und seine Familie bereits anfing, sich mit der Hoffnung seiner Wiederherstellung zu schmeicheln, als plötzlich ein Geschwür, das sich in der Lunge gebildet hatte, aufbrach und so lange entlud, als der Patient noch Kraft hatte. Sobald aber diese nachließ, hörten auch seine Athmungsorgane allmälig zu wirken auf. Es trat ein sanfter Schlaf ein, und am 17. April 1790, Nachts 11 Uhr, hauchte er seinen letzten Athemzug aus, mit dem er sein langes und nützliches Leben beschloß, das er auf 84 Jahre 3 Monate gebracht hatte, denn er war geboren den 17. Januar 1706.

Nie vorher gab es in den Staaten Amerika's ein so großartiges, würdiges und bedeutungsvolles Leichenbegängniß, als dasjenige Franklins war. Die Trauer um den großen Mann war allgemein, der Volkszulauf unermeßlich; alle Glocken der Stadt waren gedämpft und die Zeitungen wurden mit Trauerrändern ausgegeben. Der Kongreß verordnete eine zweimonatliche Trauer in den Vereinigten Staaten; die ausgezeichnetsten Männer des In- und Auslandes wetteiferten, dem Hingeschiedenen eine würdige Lobrede zu halten; die Bibliothekgesellschaft zu Philadelphia ließ ihm aus kararischem Marmor ein Standbild errichten.

Viele Jahre vor seinem Tode hatte er selber sich bereits folgende Grabschrift gesetzt:

Der Leib
des
Benjamin Franklin,
eines Buchdruckers
(gleich der Decke eines alten Buches,
aus dem der Inhalt herausgenommen
und das seines Titels und seiner Vergoldung beraubt ist)
liegt hier, eine Speise der Würmer;
doch wird das Werk selbst nicht verloren sein,
sondern es wird (wie er glaubt) einst wieder
erscheinen
in einer neuen
und schöneren Ausgabe,
durchgesehen und verbessert
von
dem Verfasser.

* * *

Wie diese Inschrift ganz den frommen und humoristischen, einfachen und anspruchslosen, so charakterisirt Franklins Testament ganz den sittlichen Mann, dessen Lebensodem die gemeinnützliche Wohlthätigkeit, die sittliche Hebung des Volkes auf realem praktischen Wege war. Hundert Pfund Sterling vermachte er den Vorstehern der Freischule zu Boston,

wo er seinen ersten Unterricht empfangen hatte. Diese Summe sollte auf Zinsen gelegt und mit dem Zins eine Anzahl silberner Denkmünzen beschafft werden zur Belohnung für fleißige Schüler. Alle die kleinen Posten, die man ihm seit 1757 für Druckarbeiten schuldig war, vermachte er den Vorstehern des pennsylvanischen Hospitals. Von seinem Präsidentengehalte hatte er stets einen Theil zur Unterstützung von Schulen und Erbauung von Kirchen verwandt. „Ich habe mich überzeugt," sagt er im Kodizill (Anhang) zu seinem Testamente, „daß unter den Handwerkern gute Lehrlinge am wahrscheinlichsten auch gute Bürger werden. Ich bin selbst in meiner Vaterstadt zur Handarbeit erzogen und später durch freundliche Gelddarleiher in den Stand gesetzt worden, mich als Buchdrucker in Philadelphia zu etabliren. Dies war die erste Grundlage meines Glücks und des ganzen Nutzens, den man meinem späteren Leben zuschreiben mag. Und deshalb wünschte ich, selbst nach meinem Tode, wo möglich zum Besten Anderer zu wirken, indem ich die Bildung und das Fortkommen junger Leute, die in Boston und Philadelphia ihrem Vaterlande nützlich zu werden versprechen, zu befördern trachte." So bestimmte er für genannten Zweck 2000 Pfund Sterling zum Ausleihen an junge Handwerker, die noch nicht 25 Jahr alt sind und guten Leumund haben. „Damit aber einerseits so viel Personen als möglich Unterstützung erhalten und andererseits die Rückzahlung der Hauptsumme mehr erleichtert wird, so soll jeder Schuldner verpflichtet werden, nebst dem jährlichen Zins (zu 5 %) den zehnten Theil von der Hauptsumme zurückzuzahlen; diese beiden Summen aber, Kapital und Zins, sollen gleich wieder an neue Anlehensuchende ausgeliehen werden. Da ferner anzunehmen ist, daß sich stets in Boston tugendhafte und wohlwollende Bürger finden werden, welche geneigt sind, einen Theil ihrer Zeit der Unterstützung junger Anfänger zu widmen, indem sie diese Anstalt umsonst beaufsichtigen und verwalten —: so steht zu hoffen, daß zu keiner Zeit ein Theil des Geldes todt daliegen oder zu andern Zwecken verwendet, vielmehr stets durch die anwachsenden Interessen vermehrt werden, also mit der Zeit der Grundstock so zunehmen wird, daß er die Bedürfnisse Bostons übersteigt; dann kann auch etwas für die benachbarten Städte erübrigt werden. Diese Städte haben sich aber verbindlich zu machen, den Einwohnern der Stadt Boston das jährlich an der Hauptsumme Entfallende nebst den Zinsen zu bezahlen. Wird dieser Plan so, wie er vorgeschlagen ist, ausgeführt, und hat es 100 Jahre lang guten Fortgang, so wird sich dann die Summe auf 130,000 Pfund belaufen, von denen ich die Verwalter dieser der Stadt Boston gemachten Schenkung nach ihrem Gutdünken 100,000 Pfund auf öffentliche Werke zu verwenden bitte, welche man für gemeinnützlich hält; wie etwa Festungswerke, Brücken, Wasserleitungen, öffentliche Gebäude, Bäder, Straßenpflaster, oder was immer dazu beitragen mag, das Leben in der Stadt den Bewohnern und Besuchern bequem und angenehm zu machen."

Am Schlusse heißt es: „Meinen hübschen Knotenstock, mit dem goldenen kunstreich in Gestalt einer Freiheitsmütze gearbeiteten Knopfe hinterlasse ich meinem Freunde und dem Freunde des Menschengeschlechts, General Washington. Wäre es ein Scepter, er hätte ihn verdient und würde ihn auch bekommen."

Washington.*)

Georg Washington wurde in der Grafschaft Westmoreland in Virginia am 22. Februar 1732 geboren. Er war der älteste Sohn aus der zweiten Ehe seines Vaters Augustin Washington und Urenkel des Johann Washington, der nach Amerika auswanderte. Sein Vater, ein ehrenwerther, sehr fleißiger und ordnungsliebender Pflanzer, zog bald nach der Geburt Georgs auf eine Besitzung in der Provinz Stafford, am östlichen Ufer des Flusses Rappahannoc gelegen, Fredericksburg gegenüber. Hier blieb er bis an seinen Tod; er starb nach kurzer Krankheit in einem Alter von 49 Jahren, am 12. April 1743.

Georg erbte das Grundstück und Wohnhaus, worin sein Vater gestorben war, der übrigens, in unbedingtem Vertrauen, das er in die sehr verständige und treue Mutter setzte, testamentarisch verordnet hatte, daß sie über alle Einkünfte von dem Vermögen der Kinder verfügen sollte, bis diese das mündige Alter erreicht hätten. Das älteste, unser Georg, war erst 11 Jahre alt, und zu der Sorge für die Erziehung ihrer fünf Kinder kam noch die Führung ziemlich verwickelter Geschäfte; aber die charakterfeste und gewandte Frau erfüllte mit bestem Erfolg ihre mannigfaltigen Pflichten, und sie hatte die Freude, daß alle ihre Kinder sich gut entwickelten und hoffnungsvoll ihre Laufbahn begannen. Sie erlebte noch die ruhmvollen Thaten ihres ältesten Sohnes, und sah ihn an die Spitze eines großen Volks gestellt, verehrt und gepriesen in der alten und neuen Welt.

Die Schulbildung war bei der damaligen Verfassung der Kolonieen, namentlich in den südlichen Provinzen, sehr mangelhaft, wie sie es noch jetzt großentheils ist. Es waren wohl einige öffentliche Schulen vorhanden, aber dabei blieb doch das Meiste dem Privatfleiß des Einzelnen überlassen, und wer eine höhere Bildung anstrebte, ging nach England.

---

*) Leben und Briefwechsel Georg Washingtons. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Fr. v. Raumer (2 Bde. Leipzig, 1839). Vergl. Marschalls Life of Washington (5 Bde. Philadelphia 1804; 2. Aufl. 2 Bde. 1832) und „Washington" von Guizot (Leipzig, 1849). Lebensgeschichte Georg Washingtons. Von Washington Irving. Aus dem Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescotts (Erster Band. Leipzig, 1856).

Georg Washington besuchte die Schule in Williamsburg, und zeichnete sich durch Fleiß und ein sehr gesittetes Betragen aus. Er gewann sich bald die Achtung seiner Mitschüler, welche ihn gewöhnlich zum Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten ernannten und immer mit seinen Entscheidungen zufrieden waren. In seinen Kinderspielen trat übrigens schon sehr entschieden seine Lust zum Kriege und zu kriegerischen Bewegungen hervor; er theilte seine Mitschüler in Kompagnien ein, zog mit ihnen auf die Wache und übte sie im Marschiren; dann lieferten sie kleine Schlachten, und immer war er Anführer der einen Partei. Er hatte eine große Freude an körperlichen Uebungen und erwarb sich eine große Geschicklichkeit im Laufen, Springen, Ringen, Stangen werfen und ähnlichen Fertigkeiten. Es gingen aber die Fortschritte im Erlernen der Wissenschaften nicht minder lebhaft von Statten. Washingtons Schulbücher sind von seinem 13ten Jahre an aufbewahrt worden, und geben uns merkwürdige Aufschlüsse über die Richtung seines Gemüths, namentlich über den Ernst, womit er so früh das Leben von seiner praktischen Seite erfaßte.

Viele Seiten des erwähnten Manuscriptes sind mit Abschriften angefüllt, die er „schriftliche Abfassungen" benennt, dahin gehören Verschreibungen, Wechsel, Empfangscheine, Abtretungsurkunden, Kontrakte und Testamente. Alles ist sauber und sorgfältig geschrieben. Dann kommen Verse, die nicht durch poetische Schönheit, wohl aber durch die Gesinnung und das darin ausgesprochene religiöse Gefühl sich auszeichnen. Ein Theil des Buches enthält, aus verschiedenen Quellen geschöpft, eine Sammlung von Grundsätzen und Vorschriften für's Leben*), unter dem Titel: „Regeln des Betragens in Gesellschaft und bei Unterhaltungen."

*) Einige Proben mögen die Haltung des Ganzen andeuten.

1) Wenn wir unter Menschen kommen, sollen wir nie etwas thun, wodurch wir die Achtung gegen irgend Einen in der Gesellschaft verletzen. 2) In Gegenwart Anderer singe nicht in brummenden Tönen für dich, und trommle nicht mit den Fingern oder Füßen. 3) Schlafe nicht, wenn Andre sprechen, sitze nicht, wenn Andre stehen, sprich nicht, wenn du schweigen solltest, und gehe nicht weiter, wenn die Andern stehen bleiben. 4) Kehre Niemand den Rücken, besonders wenn du mit ihm sprichst; lehne dich nie gegen irgend Jemand. 5) Sei kein Schmeichler, und scherze mit Keinem, der nicht gern mit sich scherzen läßt. 6) Lies in Gesellschaft weder Bücher, Briefe, noch andere Papiere; tritt aber ein dringender Fall ein, wo du es thun mußt, so bitte vorher um Verzeihung. Wenn ein Anderer schreibt oder liest, so tritt ihm nicht so nahe, daß du mit lesen kannst, wenn er dich nicht darum bittet, und sage deine Meinung über das Gelesene nur, wenn er dich danach fragt. 7) Dein Gesicht sei freundlich, bei ernsten Veranlassungen sei es aber ernst. 8) Zeige dich nie erfreut über das Unglück eines Andern, und wäre er auch dein Feind. 9) Wenn dir ein Vornehmerer begegnet, als du bist, so bleib stehen und mache ihm Platz. 10) Denjenigen, welche ein Amt oder Würde haben, gebührt bei jeder Gelegenheit der Vorrang; aber wenn sie jung sind, sollen sie denen, welche ihnen durch die Geburt oder andere Eigenschaften gleich stehen, Ehrfurcht bezeigen, wenn diese auch kein öffentliches Amt bekleiden. 11) Dein Gespräch mit Geschäftsmännern sei kurz und bündig. 12) Wenn du einen Kranken besuchst, so spiele nicht den Arzt, wenn du nichts davon verstehst. — Dies sind die 12 ersten der 56 Nummern.

Diese Regeln des Betragens standen nicht bloß auf dem Papiere, sondern gingen vollständig in's Leben über, und wurden Charakterzüge des Mannes. Washington hatte von Natur ein feuriges, leidenschaftliches Temperament, aber es war sein unausgesetztes Streben, dasselbe in seine Gewalt zu bekommen, was ihm auch vollkommen gelang. Sein Verkehr mit andern Menschen, sei es in öffentlichen oder vertraulichen Verhältnissen, war stets gleicherweis durch Festigkeit des Benehmens wie durch Fügsamkeit in die Verhältnisse, durch hellen Verstand wie durch richtiges Gefühl, durch sittliche Strenge wie durch zarte Beobachtung der Gesetze der Höflichkeit ausgezeichnet.

Er verließ die Schule im Herbst nach seinem funfzehnten Geburtstage. Auf die Sprachen hatte er wenig Fleiß verwendet, da seine Anlagen dafür gering zu sein schienen. Die alten Sprachen betrieb er gar nicht; vielleicht hatte er auch in der Muttersprache keinen grammatischen Unterricht erhalten, denn er schrieb sie nicht fehlerfrei, und erst nachher durch vieles Lesen und Aufmerken überwand er diesen Mangel, ja er schrieb später nicht nur in einer reinen Sprache, sondern auch mit vieler Klarheit und Kraft des Styls. Dagegen hatte er die drei letzten Jahre seiner Schulzeit fast ausschließlich dem Studium der Geometrie und Trigonometrie gewidmet, sowie auch dem Feldmessen, wozu er eine vorherrschende Neigung hatte. Seine Verwandten munterten ihn zu solchen Uebungen noch auf, da zu damaliger Zeit das Feldmessen ein sehr einträgliches Geschäft war. Im letzten Sommer seiner Schulzeit maß er die zum Schulhause gehörenden Felder nebst den angrenzenden Pflanzungen, und trug diese Messungen, Risse und Berechnungen mit großer Genauigkeit in seine Bücher ein. Er wußte sich dabei der Logarithmen zu bedienen, und die Richtigkeit seiner Arbeiten auf verschiedene Arten zu prüfen. Alles, was er zeichnete oder schrieb, war mit äußerster Ordnung und Sauberkeit gearbeitet. Und dies war ein Charakterzug, denn die geschäftlichen Papiere, Tagebücher, Hauptbücher und Briefe des späteren Generals und Präsidenten zeugten von derselben Ordnungsliebe und Pünktlichkeit.

Diese Ordnungsliebe war ihm, als er an der Spitze der Armee stand, von größtem Nutzen. Namen und Rang aller Offiziere, sowie den Wechsel der Adjutanten, Proviantmeister und Quartiermeister faßte er in geordneten Tabellen zusammen, die so eingerichtet waren, daß er sich die wichtigsten Punkte in's Gedächtniß prägte, ohne sich durch viele Einzelnheiten zu zerstreuen. Wenn das Heer vorrücken oder eine Stellung einnehmen sollte, welche eine Verbindung und Uebereinstimmung mit andern Truppentheilen nöthig machte, so zeichnete er einen Entwurf auf das Papier; und beim Beginn eines neuen Feldzuges oder den Vorbereitungen zu einer einzelnen Unternehmung machte er einen Riß von der Schlachtordnung, wies jedem Offizier seinen Platz an und schrieb den Namen des Regiments, das er kommandiren sollte, nebst der Zahl der Mannschaft dazu.

Als er Präsident war, führte er bei den Akten der Schatzkammer und den dazu gehörenden Dokumenten dieselbe Ordnung ein. Alles wurde mit unendlicher Geduld und Ruhe in Tabellen zusammengefaßt; er machte sich's aber dadurch möglich, der Ordnung nach eine Reihe einzelner Punkte herauszugreifen und im Gedächtniß zu behalten, sowie die Ergebnisse verwickelter Rechnungen leicht zu überschauen.

Sein Bruder Laurenz hatte den letzten Krieg als Seemann mitgemacht und sich das Vertrauen des Generals Wentworth und des Admirals Vernon erworben; er rieth, da er die Neigung Georgs zum Kriegsdienst bemerkte, diesem schon 1746, als Seekadett in englische Dienste zu treten. Die Verwandten fanden eine solche Laufbahn auch günstig, nur die Mutter widersprach auf das bestimmteste, da sie von ihrem Erstgebornen eine kräftige Unterstützung in ihrem Hauswesen mit Recht erwarten durfte.

Uebrigens begab sich der junge Washington, bald nachdem er die Schule verlassen hatte, zu seinem Bruder Laurenz, der das Landgut am Potomak bewohnte, das später dem Admiral zu Ehren Mount Vernon genannt wurde. Der Winter verging ihm unter seinen Lieblingsstudien der Mathematik und Feldmeßkunst. Da Laurenz eine Tochter des sehr angesehenen Gutsbesitzers William Fairfax geheirathet hatte und dadurch in Verwandtschaft mit Lord Fairfax gekommen war, der einen großen Strich Landes zwischen den Flüssen Potomak und Rappahannoc besaß, ward auch Georg in die Familie des Lord Fairfax eingeführt, und diese Bekanntschaft war von großem Einfluß auf sein späteres Leben.

Die große wilde Landstrecke, welche Lord Fairfax in den herrlichen Thälern des Alleghany-Gebirges besaß, war damals noch nicht vermessen. Ansiedler suchten sich stromaufwärts ziehend ihren Weg und nahmen ganz willkürlich von fruchtbaren Ländereien Besitz, ohne daß sie der Besitzer kontroliren konnte, weil das Land noch nicht vermessen war. Sobald der Lord den jungen Washington kennen gelernt hatte, bekam er eine so vortheilhafte Meinung von dessen Fähigkeiten, daß er ihm das wichtige Geschäft anvertraute.

Washington hatte eben sein sechzehntes Jahr vollendet. Nur von Georg Fairfax, einem Sohn des William Fairfax begleitet, machte er sich im März auf den Weg zur Lösung der schwierigen Aufgabe. Als sie die erste Bergkette der Alleghany's überstiegen, geriethen sie in eine Wildniß und brachten von nun an die Nächte unter freiem Himmel zu, oder in Zelten und Hütten aus Baumzweigen, die ihnen nur geringen Schutz gegen die Witterung gewährten. Auf den Spitzen der Berge lag noch der Schnee, in den Thälern brausten die hochangeschwollenen Bäche und die Furthen der Flüsse waren so tief, daß sie auf den schwimmenden Pferden hindurch mußten. Die zu vermessenden Grundstücke lagen am südlichen Arm des Potomak, 70 englische Meilen aufwärts von dem Punkte, wo die beiden Arme dieses Flusses sich vereinigen.

Washington besorgte das Geschäft zur größten Zufriedenheit seines Gönners und dieser erste glückliche Erfolg verschaffte ihm das Amt und die Bestallung eines öffentlichen Feldmessers und Landbeschauers. Er hatte eine Gegend gründlich kennen gelernt, auf der er später als Feldherr operiren sollte, hatte auch einem kriegerischen Tanze der Indianer beigewohnt und war mit einem Volke zusammengekommen, auf dessen Lage im Kriege und Frieden er später den größten Einfluß gewann. Endlich hatte er Vertrauen gewonnen zur eigenen Kraft.

Das Geschäft eines Feldmessers war höchst einträglich, und da man sich allerseits von der großen Redlichkeit des jungen Washington überzeugte, ward er mit vielen Aufträgen bedacht, wobei er mit den ausgezeichnetsten Männern Virginiens bekannt wurde. Drei Jahre blieb er in dieser Thätigkeit bei seinem Bruder auf Mount Vernon, besuchte jedoch fleißig seine Mutter und führte die Oberaufsicht über ihre Geschäfte.

Die Grenzen des Landes wurden damals durch die Franzosen und Indianer häufig bedroht, weshalb die Regierung die Miliz in Vertheidigungszustand setzte, die Provinz in Distrikte abtheilte und jedem einen Offizier vorsetzte, der mit dem Range eines Majors den Titel eines General-Adjutanten bekam. Der neunzehnjährige Washington genoß schon einer solchen Achtung, daß er gleichfalls einen Distrikt erhielt, mit einer Besoldung von 150 Pfund. Er studirte nun fleißig Kriegswissenschaften, übte sich in der Führung der Waffen und war im Dienst sehr eifrig.

Einstweilen mußte er jedoch seine Stelle wieder verlassen, da sein Bruder Laurenz erkrankte und die Aerzte diesem eine Reise nach Westindien verordneten. Da die Begleitung eines Freundes nöthig war und der Kranke nach seinem lieben Georg verlangte, reisten beide Brüder im September 1751 nach Barbados ab. Doch schon im folgenden Jahre starb der seit langem kränkliche Laurenz, und neue Pflichten und Beschwerden fielen auf Georg, der zum Testamentsvollstrecker ernannt worden war. Mount Vernon war der hinterlassenen Tochter vermacht, im Fall diese aber keine Erben hinterließ, sollte die Besitzung sammt andern Landgütern an Georg fallen, die Wittwe aber den Nießbrauch für ihre Lebenszeit haben.

Die pünktliche Besorgung dieser Privatangelegenheiten störte indeß keineswegs die Sorgfalt, mit welcher Washington seinen Pflichten als General-Adjutant genügte. Nachdem der Gouverneur Dinwiddie nach Virginia gekommen, ward die Kolonie in vier Bezirke getheilt und der nördliche und größte unter Washingtons Adjutantur gestellt. Da galt es denn die verschiedenen Milizkompagnien fleißig zu mustern, die Offiziere zu unterrichten und ein gleichartiges System der Uebungen und der Kriegszucht einzuführen. Eine solche amtliche Thätigkeit stimmte ganz zur Neigung Washingtons, und war ebenso vortheilhaft für seine Bildung wie für die der ihm untergebenen Offiziere, welche er durch sein Beispiel zum Eifer und zur frischen Thätigkeit anfeuerte.

Schon längere Zeit hatten die Franzosen auf einen Landstrich an der Westgrenze von Virginien Anspruch gemacht, den die Engländer sich zugeeignet hatten. Nun traf plötzlich die Meldung ein, französische Truppen seien in großer Anzahl über die Seen von Kanada geschifft und im Begriff, sich an den Ufern des Ohio festzusetzen. Von London kam zwar der Befehl, daß der Gouverneur von Virginia sogleich zwei Forts in der Nähe des Ohio bauen solle, um die Besitzung zu sichern, die Eindringenden zurückzutreiben und das Bündniß mit den Indianern aufrecht zu erhalten, aber ehe dieser Befehl in Amerika anlangte, hatten die Franzosen schon in dem streitigen Gebiete festen Fuß gefaßt.

Der Gouverneur Dinwiddie beschloß, zunächst einen mit hinlänglicher Vollmacht versehenen Abgeordneten als Unterhändler an den französischen Befehlshaber zu senden, der bei dieser Gelegenheit zugleich die Stellung und Stärke des Feindes beobachten sollte. Diese Sendung erforderte Geistesgegenwart und Kenntniß indianischer Sitten; da der Weg durch die Wälder ging, auch körperliche Rüstigkeit. Bei wem hätten sich aber diese Eigenschaften mehr vereinigt, als bei Georg Washington? Ihm wurde, obgleich er erst 21 Jahre alt war, das wichtige Geschäft anvertraut. Er führte dasselbe, trotz einer mühe- und gefahrvollen Reise, mit so viel Umsicht und Entschlossenheit aus, daß er nach seiner Rückkehr zum Befehlshaber der neuausgehobenen Milizen ernannt wurde; denn das war dem englischen Gouverneur nun klar genug, daß nur mit Gewalt etwas auszurichten sei.

Dinwiddie begann mit großer Thätigkeit zu rüsten, und berief sogleich eine Versammlung der Bürgerabgeordneten, um die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen, schrieb auch an die Gouverneure der übrigen Provinzen, ihren Eifer anzuregen. Die Kolonisten waren jedoch keineswegs so kriegslustig, als es Dinwiddie erwartete, und meinten, was denn der Gouverneur von Virginien damit zu schaffen habe, wenn sich die Franzosen am Ohio niederlassen wollten? Und wenn der König von England jenen Boden als sein Eigenthum beanspruche, warum er nicht seine eigenen Soldaten schicke, statt seine Kolonisten die Sache ausfechten zu lassen? Man bewilligte zwar endlich 10,000 Pfund zur Vertheidigung der Kolonie, aber die Art, wie solches geschah, verdroß den Gouverneur sehr, und er schrieb an einen Freund: „Sie können wohl denken, wie ich darüber in Eifer gerieth, daß eine englische Versammlung es wagen durfte, die Rechte Seiner Majestät an die innern Theile des Landes, diese Stützen seines Reiches, zu bezweifeln.“ Besonders ärgerte er sich über den Schritt der Versammlung, daß diese Bevollmächtigte ernannte, um die Aufsicht über die bewilligten Gelder zu führen. „Es thut mir leid,“ äußerte er sich darüber, „daß ich sehen muß, wie ihre Gesinnung eine sehr republikanische Richtung nimmt.“

Indessen wurde doch eine ziemlich bedeutende Miliz zusammengebracht, ein Engländer, Oberst Fry, zum ersten, und Washington mit dem Range eines Oberstlieutenants zum zweiten Befehlshaber derselben ernannt.

Es war ihm vorbehalten, das Kriegsschauspiel zu eröffnen. Als man nämlich meldete, eine französische Streifwache habe sich in der Nähe seines Lagers in Hinterhalt gelegt, nahm er 40 Mann seiner Soldaten, vereinigte sich mit befreundeten Indianern und ging in einer dunkeln Nacht unter strömendem Regen den Franzosen entgegen, die, 50 Mann stark unter Jumonville, sich tapfer wehrten, aber bald zurückgeschlagen wurden. Jumonville und 10 Mann blieben auf dem Platze, 22 wurden gefangen genommen; von den Soldaten Washingtons ward nur einer getödtet und wenige verwundet.

Die Franzosen wetzten jedoch diese Scharte bald wieder aus, indem sie den Zeitpunkt, wo Washington von einem anstrengenden Marsche ermüdet und an Vorräthen Mangel leidend sich verschanzte, um Verstärkungen abzuwarten, benutzten, und plötzlich mit überlegener Macht sein Fort angriffen. Er mußte kapituliren und sich nach Wills-Creek zurückziehen, benahm sich aber bei dieser Gelegenheit mit solchem Geschick, daß er und seine kleine Armee den Dank der Bürger-Repräsentanten erhielt.

Während bei den Franzosen Alles in guter Disziplin zusammenwirkte, waren auf Seite der Engländer soviel Zerwürfnisse, daß eine Einheit in den Operationen gar nicht möglich war. Gouverneur Dinwiddie machte zwar Pläne über Pläne und wollte organisiren, aber er war so unklug, die englischen Offiziere über die amerikanischen zu setzen, und auch den Sold der Truppen niedriger zu stellen, so daß die Miliz gegen das reguläre Militär sich in allen Stücken zurückgesetzt sah. Unwillig nahm Washington seinen Abschied, und brachte den Winter 1754—55 in stiller Zurückgezogenheit zu. Aber im Frühling 1755 landete General Braddok mit zwei wohlausgerüsteten englischen Regimentern in Virginien, und Washington ließ sich bewegen, als Adjutant am neuen Feldzuge Theil zu nehmen, da er wenigstens durch guten Rath sich nützlich machen konnte.

General Braddok war ein sehr tapferer Soldat, doch fehlte ihm die nöthige Umsicht; in seiner Hitze und seinem Stolz hörte er nicht auf das, was der besonnene Washington ihm rieth, und so geschah es, daß er mit seiner schönen und stolzen Schaar in einen Hinterhalt fiel, den ihm die Franzosen und Indianer gelegt hatten, die aus sicherem Versteck ein so wohlgezieltes Feuer auf das englische Militär richteten, daß die Vorhut, von Braddok selber geführt, zum größten Theil aufgerieben, der General selber getödtet wurde. Von den 86 Offizieren, welche sich in diesem Treffen befanden, wurden 26 getödtet, 37 verwundet. Washington eilte mit todesverachtender Tapferkeit, die Befehle des Generals überbringend, auf die bedrohtesten Punkte, die Kugeln des Feindes nahmen ihn wiederholt zum Ziel, ohne ihn zu treffen. „Die allwaltende Vorsehung," schrieb er nach der Schlacht an seinen Bruder, „hat mich beschirmt, so daß mir, gegen alles menschliche Erwarten, kein Leid geschah; denn vier Kugeln gingen durch meinen Rock, zwei Pferde

wurden unter mir erschossen, und dennoch entkam ich unverletzt, während der Tod die Gefährden an meiner Seite niederstreckte.“ *)

Die Niederlage Braddoks erhöhte den Ruhm Washingtons, der namentlich auch dazu gerathen hatte, indianische Streifwachen dem Heere vorauszuschicken. Seiner Geistesgegenwart und Tapferkeit verdankte man das Gelingen des Rückzuges und die Erhaltung des Restes der Truppen. Der junge Held ging auf sein Landgut Mount Vernon, das ihm nun durch den Tod der Tochter seines verstorbenen Bruders anheim gefallen war. Doch blieb er noch immer General-Adjutant bei der Miliz, und als solcher ließ er einen Befehl zirkuliren, nach welchem sich diese zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Plätzen versammeln mußte, um geübt und gemustert zu werden. Die unerwarteten Fortschritte der Franzosen hatten die Einwohner aus ihrer bisherigen Ruhe aufgeschreckt, ihren kriegerischen Geist erweckt und sogar veranlaßt, daß freiwillige Kompagnien sich bildeten. Von den Kanzeln wurde das Kriegsfeuer sehr eifrig angefacht, und der geistreiche wohlredende Samuel Davies sprach in einer Predigt, die er an eine Milizkompagnie hielt, mit besonderem Nachdruck über Washington: „Als Einen, der sich bei dieser Gelegenheit hervorgethan, muß ich noch einen heldenmüthigen Jüngling, den Oberst Washington, nennen, und ich bin überzeugt, die Vorsehung hat ihn auf eine so auffallende Weise beschirmt und erhalten, weil er seinem Vaterlande noch die bedeutendsten Dienste leisten wird.“ Dieß war nur ein Wiederhall der allgemeinen Stimme des Volks, das immer entschiedener für die neu organisirte Truppenmacht den Oberbefehl Washingtons verlangte. Der Gouverneur mußte sich dem allgemeinen Wunsch fügen, und Washington erklärte sich willig, dem Vaterlande ferner zu dienen, stellte jedoch folgende Punkte auf als unerläßliche Bedingung für seine Wahl: Eine Stimme bei der Wahl seiner Offiziere, eine bessere Ordnung in den militärischen Einrichtungen, größere Pünktlichkeit in Auszahlung des Soldes und eine gänzliche Umgestaltung in der Verpflegung des Heeres. Es ward ihm Alles bewilligt, aber die Macht eines Kriegsobersten blieb bei der republikanischen Einrichtung der Kolonieen und der Furcht der Bürger, durch zu große Gewalt eines Generals ihre eigenen Freiheiten gefährdet zu sehen, noch sehr beschränkt. Es war ein schwieriges Unternehmen, an der Spitze einer an schnellen Gehorsam nicht gewöhnten, zu Widerspruch geneigten und über jede

*) Funfzehn Jahre später, als Washington eine Reise an die Ufer des Ohio machte, begehrte ein alter Indianerhäuptling an der Spitze seines Stammes ihn zu sehen, indem er sagte, daß er einst in der Schlacht am Manongahelaflusse mehrmals seinen Karabiner auf den virginischen Anführer abgeschossen und seinen Leuten ein Gleiches zu thun befohlen hätte, daß aber zu ihrem großen Erstaunen ihre Kugeln ohne Wirkung geblieben wären. Ueberzeugt, daß der Oberst Washington unter dem Schutze des großen Geistes stände, hatte er aufgehört zu schießen und kam nun, dem Manne zu huldigen, der durch die Gunst des Himmels in der Schlacht nicht hatte sterben sollen.

strengere Maaßregel empörten Miliz kämpfen zu sollen; nur die Ausdauer eines Washington war einer solchen Stellung gewachsen, und so gelang es ihm doch, Virginien in den Jahren 1755—60 vor den Einfällen der Feinde zu schützen, so weit es ihm irgend möglich war.

Als der Hauptzweck des Krieges mit der Wiederbesetzung des Ohioforts Düquesne (Pittsburg) erreicht war, legte er seine Stelle nieder, und zog sich wieder nach Mount Vernon zurück, wo er sich am 6. Januar 1759 mit Mistreß Martha Custis, einer durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und Reichthum ausgezeichneten jungen Wittwe verheirathete. Durch diese Heirath erhielt Washingtons Vermögen einen Zuwachs von 100,000 Thalern. Er übernahm auch die Vormundschaft über die beiden Kinder seiner Frau und die Verwaltung ihres Vermögens; diesen Pflichten unterzog er sich mit der Treue und Sorgfalt eines Vaters. Seine 15jährige friedliche Thätigkeit, die nun folgte, war gleicherweis zum Segen seiner Familie wie seines Landes. Denn ohne sein Zuthun ward ihm bald die Ehre, zum Volksrepräsentanten erwählt zu werden. Als er in Williamsburg einer Sitzung der Abgeordneten beiwohnte, ward dem Sprecher, Herrn Robinson, aufgetragen, dem Oberst Washington im Namen der Kolonie für die ausgezeichneten Dienste zu danken, welche er im beendeten Kriege seinem Vaterlande geleistet hatte. Sobald Washington seinen Sitz eingenommen, entledigte sich Robinson seines Auftrages mit großer Würde, ließ sich aber durch den Drang seines Herzens zu so feurigen Ausdrücken hinreißen, daß er den bescheidenen Helden in die größte Verwirrung setzte. Dieser ward roth, stammelte, zitterte; der Sprecher kam ihm mit großer Gewandtheit zu Hülfe, indem er sagte: „Setzen Sie sich, Herr Washington! Ihre Bescheidenheit kommt Ihrem Werthe gleich, und der übersteigt jede Macht des Wortes, die ich besitzen kann.“

Washington wurde regelmäßig wiedergewählt; durch Reden wirkte er nicht auf die Versammlung, wohl aber durch sein am rechten Orte und zu rechter Zeit einfach und präcis ausgesprochenes Urtheil. Er war stets mit den Gegenständen der Berathung innig vertraut, und wenn er einmal sprach, so war dieß stets kurz und treffend. „Willst Du die Aufmerksamkeit der Anwesenden fesseln,“ sagte er einst zu seinem Neffen, „so kann ich Dir nur diesen Rath geben: Sprich selten und nur über wichtige Gegenstände, ausgenommen da, wo es Deine Wahlbürger betrifft; im ersteren Falle mache Dich zuvor ganz mit dem Gegenstande bekannt. Laß Dich nie von einem unanständigen Eifer hinreißen und setze kein zu großes Vertrauen in Dein eigenes Urtheil. Ein gebieterischer Ton, erzwingt er auch manchmal Ueberzeugung, erregt doch allemal Mißvergnügen.“

Die Geschäfte eines Pflanzers trieb Washington mit dem größten Behagen; dabei war er ein großer Freund der Jagd. Wenn er sich der Sitzungen wegen in Williamsburg aufhielt, hatte er lebhaften Umgang mit den ausgezeichnetsten Männern der Provinz, und wer ihn zu

Mount Vernon besuchte, erfreute sich der edelsten Gastfreundschaft. In seinen Tagebüchern zeichnete er die Namen dieser Gäste auf, unter welchen sich außer den Gouverneurs von Virginien und Maryland fast alle berühmten Männer der südlichen und mittleren Kolonieen finden, die später in der Geschichte von Amerika genannt werden.

Als die Streitigkeiten zwischen den Kolonieen und dem Mutterlande begannen, sprach sich Washington loyal, aber entschieden das Verfahren der englischen Minister mißbilligend aus. Das Grundgesetz der englischen Volksfreiheit, daß keine Auflage ohne Zustimmung der Volksabgeordneten gemacht werden dürfe, steckte zu tief im Blute der Amerikaner, als daß diese es sich hätten ruhig gefallen lassen sollen, die von König Georg III. in seinem Parlament einseitig beschlossenen Abgaben zu entrichten. Die Auflagen waren an sich nicht bedeutend, aber die Ehre und das Recht der Kolonisten forderten, nicht das geringste Zugeständniß zu machen. „Um was handelt es sich und worüber streiten wir?" schrieb Washington an Fairfax, „etwa über die Bezahlung einer Auflage von drei Pence auf das Pfund Thee, weil sie zu drückend sei? Nein, bloß das Recht dazu bekämpfen wir."

Die Amerikaner erhoben sich zum Kampf für ihr gutes Recht, aber an eine Losreißung von England dachte anfangs Niemand, diese war lediglich das Werk der falschen Politik der englischen Regierung selber. Der hellblickende Lord Crambdon (damals noch H. Pratt) sagte freilich schon 1759 zu Franklin bei dessen Anwesenheit in London: „Trotz Allem, was ihr von eurer Treue sagt, ihr Amerikaner, trotz eurer so oft gerühmten Liebe zu England, weiß ich, daß ihr die Bande, die euch mit jenem verknüpfen, einst abschütteln und das Banner der Unabhängigkeit erheben werdet." „Kein solcher Gedanke," antwortete Franklin, „existirt und wird je in die Köpfe der Amerikaner kommen, es sei denn, daß ihr uns schmählich behandelt." „Das ist wahr; und das gerade ist eine der Ursachen, die ich vorhersehe und die das Ereigniß herbeiführen werden," erwiederte Crambdon. Ja, noch im Jahr 1774 und 1775, kurz vor der Unabhängigkeitserklärung, schrieb Washington an den Hauptmann Mackenzie: „Man macht Sie glauben, das Volk von Massachusetts sei ein Volk von Rebellen, die sich für die Unabhängigkeit und für was noch sonst erhoben haben. Erlauben Sie mir, lieber Freund, Ihnen zu sagen, daß Sie im Irrthum, im groben Irrthum sind.... Ich kann Ihnen als Thatsache bezeugen, die Unabhängigkeit ist weder der Wunsch noch das Interesse der Kolonieen. Aber zugleich können Sie darauf rechnen, daß keine von ihnen je die Vernichtung jener Privilegien, jener kostbaren Rechte sich gefallen lassen wird, die für das Glück jedes freien Staates wesentlich sind, und ohne welche Freiheit, Eigenthum und Leben jeder Sicherheit entbehren."

Georg III., der sich in seinem Herrscherrecht bedroht sah, war gereizt und reizte auch das Parlament und seine Minister zu einem leidenschaftlichen Verfahren. Vergebens kamen ihm wiederholt sehr ehrerbietig

abgefaßte Bittschriften zu, vergebens wurde sein Name altem Gebrauche gemäß bei der kirchlichen Feier genannt und Gott empfohlen. Er nahm auf das Alles keine Rücksicht, und der Krieg ward auf seinen Befehl fortgesetzt, bis er ein Ende nahm, das er nicht erwartet hatte, das aber eine gerechte Vergeltung war für die hochmüthige rauhe Weise, mit welcher die Engländer die letzte Spur von Anhänglichkeit der Kolonieen selber zu vernichten sich bemüht hatten.

Der englische Minister Lord North hatte zwar am 5. März 1770 alle Steuern zurückgenommen, auch den Theezoll bis auf 3 Pence (30 Pfennige) das Pfund herabgesetzt; aber die Amerikaner beschlossen einmüthig, gar keinen Thee mehr von den Engländern zu kaufen. Die Regierung hob darauf auch den Ausgangszoll für den Thee auf, doch die Amerikaner waren nicht Willens, auch nur den Eingang des Thees zu bezahlen und beschlossen, ihren Widerstand fortzusetzen, um so mehr, als das englische Ministerium durch einen Befehl die Statthalter und Richter, welche bisher überwiegend vom Volke gewählt waren, von sich abhängig zu machen suchte. Nun kam es zu Gewaltschritten. Im Dezember 1773 liefen in den Hafen von Boston drei mit Thee beladene englische Schiffe ein. Das Volk verhinderte die Ausladung der Fracht und als der englische Gouverneur den Schiffen Schutz versprach, überfiel ein Volkshaufe, als Indianer verkleidet, die Theeschiffe, und warf die ganze Ladung, 18,000 Pfund, in's Wasser (18. Dezember).

Das englische Parlament, zur Strafe für diese That, ließ den Hafen von Boston sperren; das war Oel in die Flamme gegossen. Am 1. August 1774 kamen Abgeordnete von den verschiedenen Provinzen Virginiens in Williamsburg zusammen und konstituirten sich zu einem Konvent, der 7 Männer zu Repräsentanten der Kolonie Virginia für den zu haltenden Nationalkongreß ernannte, unter welchen auch Washington war. Am 5. September trat in Philadelphia der Kongreß zusammen, gebildet aus den Abgeordneten von Virginia, New-Hampshire, Rhode-Island, Konnektikut, New-York, New-Jersey, Massachusetts, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Nord- und Südkarolina (Georgien trat dem Bunde im folgenden Jahre bei). Der Nationalkongreß dieser dreizehn Provinzen entwarf eine Reihe von Proklamationen, die in ruhiger aber entschiedener und kräftiger Sprache abgefaßt der Welt zeigen sollten, was der Grund und Zweck der Erhebung der Kolonieen sei. Namentlich erfolgte eine Erklärung über den Zustand der Dinge in Massachusetts, dem Hauptsitz des Aufstandes; ein Brief von dem General Gage, welcher von England mit vier Schiffen und unbeschränkter Vollmacht nach Boston geschickt worden war; eine Erklärung über die Rechte der Amerikaner und der Menschen überhaupt*); eine Bitt- und Beschwerde-

*) In vier Hauptsätzen:

1) An Leben, Freiheit und Eigenthum hat jeder Mensch ein unveräußerliches Recht.

schrift an den König Georg III. von England; eine Adresse an die Bewohner von Großbritannien; eine Adresse an die Bürger der nordamerikanischen Kolonieen; eine Adresse an das Volk von Kanada. Alle diese meisterhaft abgefaßten Schriftstücke bildeten in ihrer Gesammtheit nicht bloß einen Halt für das Nationalbewußtsein, sondern für die Völker Europa's ein förmliches Evangelium des modernen Staatsrechts, das bei den aufgeklärten und freisinnigen Bewohnern Europa's einen lebhaften Eindruck machte. Man fühlte das Herannahen einer neuen Zeit.

Unter den Kongreßmitgliedern war natürlich Washington eins der hervorragendsten, obwohl er nicht wie der wackere Henry oder Rutledge feurige, begeisternde Reden hielt. Als Patrik Henry nach seiner Rückkehr vom Kongreß gefragt wurde, wen er für den ersten Mann des Kongresses halte, antwortete er: „Wenn ihr von Beredtsamkeit sprecht, so ist Herr Rutledge aus Südkarolina der größte Redner; aber wenn ihr von gediegener Kenntniß der Dinge und von gesundem Urtheil sprecht, so ist Oberst Washington unstreitig der größte Name der Versammlung."

Der zweite Kongreß (10. Mai 1775), an welchem auch Benjamin Franklin als Abgeordneter von Pennsylvanien Theil nahm, beschloß einstimmig, die Kolonieen schleunigst in Vertheidigungszustand zu setzen, und am 15. Juni ward mit gleicher Einhelligkeit Washington zum Obergeneral erwählt. Die Mitglieder des Kongresses gelobten jeder einzeln, mit Gut und Blut ihm beizustehen, und so übernahm der große Mann eine Arbeit, deren Gefahr und Schwierigkeit er sich nicht verhehlte, mit festem Muth und Vertrauen.

Mit Mühe hatte sich der englische General Gage im Treffen von Bunkershill (16. Juni) in Boston behauptet; er wurde abberufen, und Howe trat an seine Stelle, aber dieser ward während des Winters immer enger von Washington eingeschlossen und bei seinen Ausfällen stets zurückgeschlagen. England litt Mangel an Truppen, um deren Zusendung General Howe immer dringender bat. Die deutschen Fürsten trieben damals schändlich genug ihre Seelenverkäuferei; außer Anhalt-Zerbst, Waldeck, Braunschweig lieferte besonders der Landgraf von Hessen-Kassel das deutsche Blut in englische Häfen; hannöversche Mannschaft war auch zur Hand und so konnte denn zum Kampf gegen die Freiheit wieder ein ansehnliches Korps verwendet werden.

Im amerikanischen Heere sah es aber auch sehr mißlich aus, da hier schlechterdings keine strenge Disziplin durchzuführen war und es an allem Kriegsbedarf fehlte.

---

2) Die Bewohner der Kolonieen haben von ihren Vorfahren alle Rechte, Privilegien und Freiheiten freier und eingeborner Unterthanen der Krone Englands ererbt.

3) Sie haben ihre ursprünglichen Rechte durch die Auswanderung aus dem Mutterlande nicht verlieren können.

4) Der Grund und die Stütze aller englischen Freiheit und jeder andern Regierung ist das Recht des Volkes, an der Gesetzgebung so weit Antheil zu haben, als dieselbe den Staatsbürgern Leistungen und Beschränkungen ihrer Freiheit auferlegt.

Und doch gelang es am 4. März 1776 den Amerikanern, die Dorchester-Höhen zu besetzen, was zur Folge hatte, daß die britischen Truppen am 17. März Boston räumten. Die Kunde dieses glücklichen Erfolgs der amerikanischen Waffen erfüllte alle für die Freiheit begeisterten Patrioten mit neuem Muth. Der Kongreß sandte ein Danksagungsschreiben an Washington und ließ ihm zu Ehren eine goldene Denkmünze prägen. Und nun (im Juli 1776) ward die

Unabhängigkeitserklärung

erlassen, worin sich die Kolonieen feierlichst von ihrem Mutterlande lossagten, den Namen „Kolonieen" für immer abgeschafft wissen wollten und die dreizehn Provinzen sich als die „Vereinigten Staaten Amerika's" bezeichneten. Washington hatte zu diesem Akte entschieden gerathen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß eine Aussöhnung mit dem Mutterlande nicht mehr zu hoffen war.

Wie es überhaupt bei Revolutionen zu gehen pflegt, daß nämlich die Machthaber sich erst dann zur Nachgiebigkeit bereit finden lassen, wenn es zu spät ist: so entschlossen sich auch nun, da von den Amerikanern die Unabhängigkeitserklärung erlassen worden war, die englischen Minister zum Nachgeben, und Lord Howe, der Bruder des englischen Generals, kam im Namen des Königs von Großbritannien mit Friedensvorschlägen, die vielleicht ihren Zweck erreicht hätten, wenn sie früher gemacht worden wären.

England, von seiner Flottenmacht unterstützt, setzte nun mit Energie den Krieg fort und fortan wurde das größte und schwerste Stück Arbeit auf die Schultern des amerikanischen Feldhauptmanns Georg Washington gelegt. Kein Anderer wäre der großen Aufgabe gewachsen gewesen. Er aber löste sie zu seinem unsterblichen Ruhm. Nicht, als ob nun viele Siege, die er über die englischen Heere erfochten hätte, zu berichten wären! Im Gegentheil bestand seine Größe darin, daß er seine Landwehr nach jeder Niederlage, die sie erlitt, doch immer wieder zum Angriff bereit zu machen, mit neuen Erfolgen ihren Muth neu zu beleben verstand. Diese sogenannten „Milizen" (die Landwehr) gingen, wie sie freiwillig unter die Waffen getreten waren, auch freiwillig jedes Jahr wieder nach Hause, trotz Kongreß und Oberbefehlshaber. Einem Friedrich dem Großen oder Napoleon stand ein wohlgeschultes Heer zu Gebot, das wie eine Maschine jede Bewegung ausführte, welche der Führer ausgeführt haben wollte. Washington hatte mit dem Unabhängigkeitssinn der Gemeinen wie mit dem Stolz der Offiziere zu kämpfen, deren Eifersucht bei jeder Gelegenheit zum Vorschein kam. Seine Geldmittel waren sehr gering und in den Südstaaten, wo es noch viele „Loyale" gab, welche es mit England hielten, verweigerten die Pächter nicht selten die Abgabe von Lebensmitteln auch gegen Geldentschädigung. Washington hatte unabläßig mit dem Kongreß, mit den Oberhäuptern der einzelnen Landestheile, mit Kommunen, Komite's und Einzelbehörden zu korrespondiren. Der feindlichen Uebermacht gegenüber bestand dann seine größere Kunst

darin, ein Haupttreffen zu vermeiden, einem Fabius gleich den Krieg in die Länge zu ziehen und so den Feind zu ermüden. In diesem kleinen Kriege ward er trefflich durch seine ausgezeichnete Ortskenntniß unterstützt. Da er sich selber nie schonte, sondern allen Beschwerlichkeiten des Krieges aussetzte und nie den Muth und die Hoffnung auf ein endliches Gelingen der guten Sache verlor: so stand er auch bei allen ihm Untergebenen in hoher Achtung und es gelang ihm, was vielleicht einem als Heerführer noch talentvolleren General nicht gelungen wäre, alle Streitigkeiten zu schlichten und seine Krieger auch bei Schlappen und Unfällen bei gutem Humor zu erhalten.

Der Kampf entbrannte also auf's Neue und zwar unglücklich für die Amerikaner, die bei Brooklyn geschlagen wurden. Nach der Räumung von Boston hatte nämlich General Howe seine gesammte Truppenmacht auf die Schiffe gebracht, fuhr längs der Küste hin und schien einen Angriff auf New-York im Sinne zu haben, landete aber bei Sandy-Hook (Nordkarolina), und nahm seine Stellungen so gut, daß Washington, nachdem die Briten Long-Island genommen, New-York räumen und sich hinter den Delaware zurückziehen mußte. General Howe war nicht nur von Europa aus gut unterstützt worden, sondern hatte selbst aus den Provinzen New-York, New-Jersey, Nord- und Südkarolina, wo viele Englischgesinnte waren, beträchtliche Verstärkung erhalten, so daß Washington unter dieser Bevölkerung keineswegs sicher war. Man hatte sogar einen Anschlag gemacht, ihn den Engländern auszuliefern. Ungeachtet der Entmuthigung seines Heeres wußte der Feldherr während des Rückzugs die vereinzelten Stellungen der britischen Truppen zu benutzen, um schnell wieder zum Angriff überzugehen; er überfiel ein hessisches Korps bei Trenton und ein englisches bei Princetown, und machte dadurch den Amerikanern wieder Muth. Er drang wiederholt und mit größter Entschiedenheit in den Kongreß, daß ihm die Macht verliehen werden möge, die Armee umzugestalten. „Ich bin," schrieb er an den Präsidenten des Kongresses, „durchaus in der Meinung bestärkt, daß man nur auf solche Milizen oder Truppen sich verlassen könne, welche länger dienen, als unsere Reglements bis jetzt vorgeschrieben haben. Ich bin so vollkommen, als von irgend einer Thatsache, die sich ereignet hat, davon überzeugt, daß unsere Freiheiten nothwendig einer großen Gefahr ausgesetzt, wo nicht gänzlich verloren sind, wenn wir nicht ihre Vertheidigung einem bleibenden stehenden Heere, d. h. einem solchen, das die ganze Zeit des Krieges über bleibt, anvertrauen." Der Kongreß entschloß sich, dem Oberfeldherrn eine Art militärischer Diktatur einzuräumen, da die Brücke der Verständigung mit England abgebrochen, und inzwischen auch die Unabhängigkeitserklärung erfolgt war.

Im Sommer 1777 hatte Washington die Freude, den Marquis von Lafayette als Mitkämpfer für die Freiheit der Amerikaner an seiner Seite zu sehen. Lafayette war gleich beim Beginn des Aufstandes der Kolonieen die Triebfeder der französischen Bewegung zu Gunsten der

amerikanischen Freiheit gewesen; er opferte ihr sogar einen Theil seines Vermögens. Denn nachdem er sich entschlossen hatte, selbst nach Amerika zu gehen, um an dem Kampfe Theil zu nehmen, rüstete er auf seine Kosten eine Fregatte aus, warb eine Anzahl Soldaten und überredete besonders viele französische Offiziere zur Theilnahme. Die französische Regierung, obwohl damals noch nicht entschlossen, mit England zu brechen, ließ ihn gewähren und aus dem Hafen von Bordeaux absegeln. Dann, als er das offene Meer gewonnen hatte, sandte sie ihm aus Rücksicht auf England zwei Kriegsbriggs nach, die einen Verhaftsbefehl hatten, aber natürlich unverrichteter Sache wieder zurückkehrten.

Auch zwei ritterliche Polen, Pulawski und Kosciusko, ein preußischer Offizier, v. Steuben, u. A. mischten sich in die Reihen des amerikanischen Heeres, und diese Theilnahme von Seiten Europas trug viel zum Ausharren Seitens der Amerikaner bei. Washington, obwohl mit größerer Macht bekleidet, konnte aus seinen Milizen doch nicht so plötzlich tüchtige Soldaten machen; er wurde im Herbst 1777 zweimal geschlagen, am Brandywien-Fluß (13. Sept.) und bei Germantown (4. Okt.), die Briten rückten in Philadelphia ein und er mußte sich in die Winterquartiere bei Valey-Freye zurückziehen. Glücklicher focht das Nordheer unter Gates, der den englischen General Bourgoyne bei Saratoga schlug, und als derselbe über den Hudson setzen wollte, dessen auf 3500 Mann zusammengeschmolzene Heerhaufen gefangen nahm. — Es war für Washington eine harte Zeit der Prüfung; zu den Unglücksfällen des Krieges kamen noch Meutereien unter seinen eigenen Offizieren, die es auf seine Entfernung vom Oberbefehl abgesehen hatten und durch eine Partei im Kongreß unterstützt wurden. Auch war ein Band untergeschobener Briefe, die seinen Charakter in ein schlechtes Licht setzen sollten, veröffentlicht worden. Bald aber gewann der gesunde Verstand der Mehrheit des Volkes die Oberhand über solche Kabalen. Im folgenden Jahre ging Washington wieder zum Angriff über und zwang die Engländer, Philadelphia zu räumen. Und was noch glücklicher wirkte als eine gewonnene Schlacht, das war der Vertrag mit Frankreich, der endlich 1778 durch die Bemühungen Franklins zu Stande gekommen war. Hierdurch bekamen die Amerikaner eine französische Flotte zur Disposition; im Juli 1780 kamen acht Linienschiffe und zwei Fregatten unter dem Oberbefehl des Chevalier von Fernay mit 5000 Mann Landtruppen unter dem Grafen von Rochambeau ihnen zu Hülfe. Zwar schien das Kriegsglück sich abermals auf die Seite der Engländer zu neigen, aber am 19. Oktober 1781 ward der Marquis von Cornwallis, der im Vertrauen auf seine früheren Erfolge allzukühn vorgedrungen war, von dem vereinigten amerikanischen und französischen Heere unter Washington und Rochambeau bei Yorktown gezwungen, sich mit 7000 Mann zu ergeben.

Die englische Regierung sah sich durch die Unzufriedenheit des Volkes, auf welchem die unermeßlichen Kosten des Krieges drückend lasteten,

zur Nachgiebigkeit gezwungen; ein neues zum Frieden geneigtes Ministerium kam ans Ruder, und im Pariser Frieden vom 3. Sept. 1783 ward die Freiheit und Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten gewährleistet. Washington legte am 19. Dezember seine Befehlshaberstelle vor dem Kongresse zu Annapolis in New-York nieder, um sich auf sein Gut Mount Vernon zurückzubegeben, das er seit acht Jahren nur zwei Mal besucht hatte. Die Verehrung und der Dank seiner Mitbürger begleitete ihn in seine Zurückgezogenheit, die ihm nun ein stilleres, aber nicht minder thätiges Leben bieten sollte. Denn durch zahlreiche Freunde von nah und fern blieb er in reger Theilnahme an den Weltereignissen; er entwarf ferner den Plan jener großen inneren Schifffahrt durch die Verbindung des Hudson und der großen Seen zu einer Wasserstraße, stiftete Schulen und verbesserte seine Güter. Doch nur vier Jahre konnte er dieses glückliche Privatleben genießen. Die bedenkliche Lage der Vereinigten Staaten machte, namentlich bei der gewaltigen Umwälzung, die in Frankreich sich vorbereitete, eine fast einheitliche Leitung nothwendig; im September 1787 versammelten sich die Abgeordneten zu Philadelphia, und Washington ward einmüthig zum Präsidenten der Versammlung berufen, da er in der That auch der einzige Mann war, der so manche widerstrebende Richtungen in Eine der Republik heilsame Bahn zu lenken vermochte.

Unter dem 16. April 1789 heißt es in Washingtons Tagebuche: „Heute um zehn Uhr habe ich Mount Vernon, dem Privatleben, dem häuslichen Glücke Lebewohl gesagt, und das Herz überwältigt von schmerzlichern Gefühlen, als ich es auszudrücken vermag, bin ich nach New-York gereist, entschlossen meinem Lande zu dienen, indem ich seiner Aufforderung gehorche, aber mit wenig Hoffnung, seiner Erwartung zu entsprechen.“

Seine Reise war ein Triumphzug; auf seinem ganzen Wege lief die Bevölkerung herzu, indem sie zugleich ihm freudig zurief und für ihn betete. Auf einer zierlichen Barke, die festlich geschmückt dreizehn Piloten im Namen der dreizehn Staaten zu Ruderern hatte, kam er nach New-York, von Abgeordneten des Kongresses unter einem ungeheuern Zusammenlauf in den Hafen und an das Ufer geleitet. Washington war mehr unruhig über die Schwierigkeit der Aufgabe, die er zu lösen sich anschickte, als fröhlich über das Zujauchzen der Menge. Vor Allem ließ er es sich angelegen sein, einen klaren Ueberblick über die Lage der nationellen und Verwaltungs-Angelegenheiten zu bekommen; er ließ sich von den Sekretären der verschiedenen Departements genauen Bericht erstatten, las alle seit dem Friedensschluß entstandenen offiziellen Papiere und machte sich Auszüge daraus. Obwohl er selber sich mehr zu den aristokratischen Staatsideen bekannte und namentlich für eine föderative Konstitution war, die den einzelnen Staaten nicht zu viel Selbstständigkeit einräumte, sondern eine starke Centralgewalt möglich machte: so erkannte doch sein scharfer politischer Blick sogleich, daß er auch der be-

deutenden demokratischen Partei, welche die Macht der Bürger in ihren örtlichen Behörden zu erhöhen wünschte, Rücksicht schenken müsse, und so wählte er mit großem Takt die Chefs der Departements. Den berühmten Thomas Jefferson, das talentvolle Haupt der demokratischen Partei, erhob er zum Staatssekretär; Alexander Hamilton, seinen aristokratisch gesinnten Freund, zum Sekretär des Schatzes, und einen besseren Finanzmann hätte man nicht finden können. Es ward ihm oft schwer, die verschiedenen Ansichten der Mitglieder seines Regierungskollegiums zu versöhnen, aber bei seiner Ruhe und Selbstbeherrschung gelang es ihm doch meistentheils. „Die Verschiedenheit der Ansichten in politischen Dingen ist unvermeidlich und vielleicht in einem gewissen Grade nothwendig," — so äußerte er sich darüber — „aber ich fühle einen lebhaften Unwillen, wenn ich sehe, wie Männer von Talent, eifrige Patrioten, die im Allgemeinen denselben Zweck sich setzen und ihn mit gleich redlichen Absichten verfolgen, nicht mehr Nachsicht und Milde in ihren Urtheilen über ihre gegenseitigen Meinungen und Handlungen zeigen." So jeder Polemik persönlicher Leidenschaft sich entschlagend, setzte er seine ganze Politik darein, diese Stellung über den Parteien, die er selber die „richtige Mitte" nannte, sich zu bewahren.

Bald, nachdem Washington seine Präsidentschaft angetreten hatte, wurden schon die guten Früchte sichtbar. In die zerrütteten Finanzen kam Ordnung, der öffentliche, vorher gänzlich vernichtete Kredit lebte wieder auf, Ackerbau und Handel hoben sich, denn in die Gemüther war das Gefühl der Sicherheit zurückgekehrt, ohne welches keine Privatunternehmungen gedeihen. Die vom Kongreß entworfene Verfassung, zu welcher auch Washington und Franklin ihre Zustimmung gegeben hatten, „da für den Augenblick keine bessere zu erlangen war," bewährte sich im einmüthigen Zusammenwirken des Landes und der Regierung. In drei amtlichen Reisen suchte Washington das Land und seine Bedürfnisse möglichst kennen zu lernen, und in der liebevollen Bewunderung, die ihn überall empfing, fand er den schönsten Lohn seines staatsmännischen Wirkens. „Ich bin glücklich, diese Reise gemacht zu haben," schrieb er nach seiner Rückkehr — „das Land scheint in großem Fortschritt begriffen, Arbeit und einfache Sitten kommen auf. Im Volk herrscht Ruhe, in Verbindung mit einer der Gesammtregierung wohlwollenden Stimmung, die wiederum jene erhalten muß. Der Landmann findet für seine Erzeugnisse einen leichten Absatz, der Kaufmann rechnet mit größerer Gewißheit auf Bezahlung. Die Erfahrung jedes Tages scheint die Regierung der Vereinigten Staaten zu befestigen und sie immer populärer zu machen. Der pünktliche Gehorsam gegen die von ihr gemachten Gesetze beweist augenscheinlich das Vertrauen der Bürger zu ihren Vertretern und zu den redlichen Absichten der Männer, welche die Geschäfte verwalten."

Wären die Amerikaner nur auf der begonnenen Bahn in Einigkeit fortgeschritten! Aber noch hatte Washington sein viertes Jahr der

Präsidentschaft nicht zurückgelegt, als schon in bedenklicher Weise die Spaltung zwischen der föderativen und demokratischen Partei hervortrat. In einigen Theilen des Landes, namentlich im Westen Pennsylvaniens, hatte eine von den zur Abtragung der Staatsschuld bestimmten Auflagen den Geist des Aufruhrs geweckt; zahlreiche Versammlungen kündigten an, daß sie die Bezahlung verweigern würden, und Washington seinerseits sah sich veranlaßt, anzukündigen, daß er für die Vollstreckung der Gesetze Sorge tragen würde. Ja im Schooße des Kongresses selbst ward die Verwaltung nicht mehr so kräftig unterstützt, wie im Anfang, und besonders Hamilton ward der Gegenstand von immer lebhafteren Angriffen. Doch Washington ward einstimmig auf weitere vier Jahre zum Präsidenten erwählt, und gab den Bitten seiner vielen Freunde wie der Mitglieder des Kabinets nach, die Wahl anzunehmen.

Die französische Revolution war auf den Höhenpunkt gelangt; es kam der verhängnißvolle Tag, wo die Kriegserklärung zwischen England und Frankreich den großen revolutionären Kampf von ganz Europa eröffnete. Washingtons Entschluß war schnell gefaßt; er verkündete die Neutralität der Vereinigten Staaten.

„Meine Politik ist einfach. In freundschaftlichen Verbindungen mit allen Nationen der Erde zu leben, aber von keiner abzuhängen, uns der Streitigkeiten keiner anzunehmen; gegen alle unsere Verpflichtungen zu halten, für die Bedürfnisse aller durch unsern Handel zu sorgen, das verlangt unser Interesse und unsere Politik. Ich will eine amerikanische Stellung ... den Ruf einer amerikanischen Politik, damit die europäischen Mächte fest überzeugt sind, wir handeln für uns, nicht für einen andern. Der allgemeine Umsturz Europas ist keine durchaus chimärische Annahme. Die Klugheit räth, uns zu üben, nur auf uns selbst zu rechnen und mit unsern eigenen Händen das Gleichgewicht unsers Geschickes zu halten" — so schrieb Washington an seinen Freund Lafayette, und seine Landsleute stimmten ihm bei, das Kabinet erklärte sich einstimmig für das Prinzip der Neutralität. Aber die Nachrichten aus Europa erregten die Gemüther; die gegen Frankreich gebildete Koalition griff die Grundsätze der Freiheit an, auf welchen der amerikanische Staat beruhte; Englands Verordnungen über den Handel neutraler Staaten und das Pressen der Matrosen verletzten die Würde der Vereinigten Staaten, wie ihr Interesse. Als nun der französische Gesandte Genêt in Amerika anlangte und überall mit Jubel empfangen wurde, hatte Washington alle seine Besonnenheit und Festigkeit aufzubieten, um die Neutralität aufrecht zu erhalten und den Umtrieben des Franzosen Einhalt zu thun. Die Opposition erhob indeß immer kühner ihr Haupt; die Verhandlungen mit Großbritannien, die geeignet waren, den Frieden zu befestigen und von Washington bestätigt wurden, gaben neuen Anlaß zur Unzufriedenheit und zu Umtrieben der Gegner seiner Regierung. Die freie Presse griff ihn auf die schamloseste Weise an, und die aufgeregte Menge machte selbst seine republikanische Gesinnung

verdächtig. Die besonnenen wahren Patrioten blieben dem Präsidenten zwar nach wie vor treu, und wünschten nichts sehnlicher, als daß er zum dritten Male die höchste Würde übernehmen möchte, aber dazu war er nun durchaus nicht mehr zu bewegen. John Adams ward 1797 zum Präsidenten erwählt, gestützt durch ein immer noch vorhandenes Uebergewicht der föderativen Partei; Thomas Jefferson, das Haupt der demokratischen Partei, auf welchen die nächstgroße Anzahl von Stimmen fiel, ward zum Vizepräsidenten ernannt.

Washington zog sich nach Mount Vernon zurück. Als im folgenden Jahre der Krieg mit Frankreich wahrscheinlich ward, ernannte ihn die Regierung zum Oberbefehlshaber der Landmacht. Seine Tage waren aber gezählt; nur 2½ Jahr sollte er sich des so lieben Landlebens freuen, nachdem er seine öffentliche Laufbahn geschlossen. Als er am 12. Dezember 1799 nach seiner Gewohnheit ausgeritten war, um seinen Arbeitern die nöthigen Weisungen zu geben, ward er auf dem Heimwege von einem mit Schnee vermischten Regen überfallen, und kam ganz durchnäßt zu Hause an. Diese Erkältung, die er anfangs nicht achtete, brachte ihm den Tod. Er starb am 14. Dezember in einem Alter von 67 Jahren. Seine Gemahlin, die unten an seinem Bette saß, fragte die Umstehenden: „Ist er verschieden?“ Als man dies bejahte, sagte sie: „Es ist gut, nun ist Alles vorüber; ich werde ihm bald folgen und habe keine Prüfungen mehr durchzumachen.“ Sie hatte im Glück und Unglück als treue Freundin ihm zur Seite gestanden.

In seinem Testamente gab Washington seinen Sklaven die Freiheit, und vermachte beträchtliche Summen für die Gründung einer hohen Schule zu Kolumbia und einer Freischule für arme Kinder. Das Grab des großen Mannes in seinem Garten zu Mount Vernon ward weder durch einen Stein noch ein anderes Denkmal ausgezeichnet, doch ließ der Kongreß im Jahre 1830 die Asche des Helden nach Washington bringen und in dem dort errichteten Monumente beisetzen. Washingtons Statue, von Canova gearbeitet, steht in Raleigh, der Hauptstadt Nordkarolinas, eine andere von Chantrey in Boston, eine dritte in Baltimore. Dem Namen Washington und dem Bildniß des größten der amerikanischen Republikaner begegnet man überall in den Straßen, Kanälen, Gasthofszeichen, Kompagnieen und Taufregistern.

Ohne Washington wären die Vereinigten Staaten vielleicht geblieben, was sie waren, englische Kolonieen, denn die amerikanische Miliz wäre ohne solch einen Mann ganz unfähig gewesen, die Freiheit zu erkämpfen. Und wie der im Krieg und Frieden gleich große Held sein Vaterland vor den Gefahren rettete, die ihm von Außen drohten, so half er dem Staatsschiff auch über die Klippen hinweg, die im Innern sich zeigten, auch hier als echter Republikaner sich bewährend. Im Jahr 1782, da schon der Krieg seinem Ende nahe, die Unzufriedenheit der Offiziere und Soldaten mit den Maaßnahmen des Kongresses auf den Gipfel gestiegen war, gewann der Gedanke in der Armee immer mehr Raum, es könne

der schwankende Zustand der Regierung nur dadurch beseitigt werden, daß man dem verehrten Oberfeldherrn die unumschränkte Königsmacht verliehe. Eine Anzahl von Offizieren verfaßte eine Adresse an Washington, und ein alter Oberst überreichte sie. Washington antwortete darauf (d. d. 22. Mai 1782, Newburg):

„Sir! Mit einer Mischung von Schrecken und Bestürzung habe ich die Gesinnungen aufmerksam gelesen, welche Sie meiner Prüfung unterstellt haben. Seien Sie überzeugt, Sir, kein Vorfall im Laufe des Krieges hat schmerzlichere Gefühle in mir erweckt, als die Mittheilung, die Sie mir machten, daß Ideen in der Armee gehegt werden, wie Sie ausgesprochen haben, Ideen, die ich mit Abscheu betrachten und mit Strenge tadeln muß. Für diesmal wird die Mittheilung derselben in meinem Busen ruhen, es müßte denn eine fernere Anregung der Sache eine Anzeige nothwendig machen.

„Ich kann durchaus nicht begreifen, welcher Theil meines Benehmens zu einer solchen Zuschrift aufmuntern konnte, die mir das größte Unheil zu verhüllen scheint, das über mein Vaterland kommen könnte. Wenn ich mich nicht in der Erkenntniß meiner selbst täusche, so hätten Sie keine Person finden können, der Ihre Pläne mehr mißfallen hätten. Zugleich muß ich hinzufügen, um meinem eigenen Gefühl Gerechtigkeit zu erweisen, Niemand hegt einen aufrichtigeren Wunsch als ich, daß dem Heere Alles, was ihm gebührt, zu Theil werde; so weit meine Macht und mein Einfluß auf verfassungsmäßigem Wege reicht, werde ich Alles, was ich vermag, zu diesem Zwecke verwenden, sobald eine Gelegenheit sich bietet. Lassen Sie sich also beschwören, wenn Sie irgend eine Rücksicht auf Ihr Vaterland, auf sich selbst oder die Nachwelt, oder auf mich nehmen, solche Gedanken aus Ihrem Geiste zu verbannen und weder aus eigenem Antrieb noch aus Veranlassung eines Andern je wieder eine Gesinnung ähnlicher Art auszusprechen. Ich bin, Sir,

Ihr

George Washington.

Dieser Brief ist ein schönes Denkmal der edelsten republikanischen Gesinnung. Die dankbaren Nachkommen haben dem Helden aber auch ein würdiges Nationaldenkmal in Marmor errichtet. Der Amerikaner Crawford in Rom hat das große Werk glücklich beendet, dessen riesige Dimensionen noch das Friedrichsdenkmal von Rauch übertreffen. Es ist das größte Denkmal der Art, das wir jetzt kennen. Die Basis ist ein vollkommener Kreis, auf diesem ruht ein Stern mit sechs Spitzen, und erst über diesem erhebt sich die eigentliche Basis der Reiterstatue. Sechs Adler umgeben die Stufen am Kreise, sowie sechs kolossale Statuen ausgezeichneter Amerikaner: Henry, Lee, Mason, Marshall, Allen und Jefferson. Das Ganze ist 70 Fuß hoch.

William Pitt.*)

William Pitt, zum Unterschiede von seinem Vater auch wohl „der jüngere" genannt, war der Erbe der geistigen und politischen Größe Chatam Pitts, seines Vaters. Für mittelmäßig oder gering begabte Kinder ist es gewöhnlich von Nachtheil, wenn sie große berühmte Väter haben, da die Wechselwirkung zwischen den Geistern erschwert und durch den Gegensatz die Kleinheit des Einen durch die Erhabenheit des Andern noch mehr herabgedrückt wird. William, der zweite Sohn des Grafen Chatam Pitt, gehörte aber zu den Glücklichen, deren reiche Anlagen von Haus aus die beste Nahrung und Entwickelung empfangen. Er ward am 28. Mai 1759 auf dem Landsitz seines Vaters, zu Hayes in der Grafschaft Kent geboren, zur Zeit, wo der Ruhm Chatams den höchsten Punkt erreicht hatte. Bis in sein vierzehntes Jahr ward William im elterlichen Hause erzogen. Seine klassischen Studien wurden trefflich von Dr. Wilson geleitet, der später Kanonikus zu Windsor wurde. Da er der Liebling des Vaters war, dem die vortrefflichen Anlagen seines jüngeren Sohnes bald bekannt wurden, beschäftigte sich der große Staatsmann oft und gern mit ihm. Oft sagte Graf Chatam: Mein Sohn Wilhelm wird den Ruhm des Namens Pitt noch erhöhen. Solches Lob und solches Vertrauen fiel auf keinen unfruchtbaren Boden. Der Vater unterrichtete oft selber, am liebsten durch Gespräche; er ermunterte auch den Knaben, am Gespräche der Erwachsenen Theil zu nehmen. Dabei hielt er streng darauf, daß der Gegenstand der Unterhaltung erschöpft wurde; oberflächliches Hingleiten über die Sache oder unbegründetes Aburtheilen ward nicht geduldet. Dem geistvollen Staatsmann schien ein folgerichtiges Denken, das vor dem Ergebniß sich nicht scheuet und festen Schrittes vorwärts dringt, eine Hauptrücksicht in der Bildung der Jugend; darum mußte auch die Sprache stets klar, bestimmt und lichtvoll sein, so daß keine Zweideutigkeit oder Unklarheit mehr im Rest blieb. Zuweilen mußte sich auch wohl der kleine Pitt auf einen Tisch oder Stuhl stellen, um von diesem erhöhten Standpunkte aus Reden zu halten und mit seinem Vater zu disputiren. Hierdurch ward er früh an eine gewisse Dreistigkeit und jene Sicherheit und Gewandtheit gewöhnt, wodurch die englischen Parlamentsredner sich auszeichnen.

In seinem 15ten Jahre konnte der junge Pitt schon die Universität Cambridge beziehen, wo er unter der Führung des Dr. Prettyman, nachherigen Bischofs von Lincoln, klassische, mathematische und juristische Studien machte, und durch seinen Ernst und anhaltenden Fleiß sich die

*) History of the political life of the Right Hon. William Pitt etc. by Gifford (6 Bde. London 1809). Fox und Pitt von Prof. Hasse im I. Heft der Zeitgenossen. Vergl. Brougham, Staatsmänner zur Zeit Georgs III. 1841.

Achtung der gelehrten Körperschaft erwarb. Mit gleichstrebenden Jünglingen trieb er fleißig Uebungen im Disputiren, indem man aus dem Stegreif über eine Streitfrage eine Rede halten mußte. Im Studium der Geschichte und Verfassung der Staaten des Alterthums lernte er das politische Leben des eigenen Vaterlands verstehen und würdigen. Es war für England die kritische Zeit des Krieges mit seinen nordamerikanischen Kolonieen gekommen, und William hatte Gelegenheit, die großen parlamentarischen Debatten, besonders aber die echt liberale Politik seines Vaters im Stillen zu verfolgen. Man hatte den kühnen Parlamentsredner, um ihn von seiner einflußreichen Stellung im Unterhause zu entfernen, zum Pair erhoben mit dem Titel eines Grafen von Chatam, aber auch im Oberhause zeigte der edle Mann denselben Freimuth in Vertheidigung der Rechte des Volks. Als das Ministerium seine Gewaltmaßregeln gegen die Nordamerikaner beschlossen hatte, sprach er: „Mylords, ihr habt kein Recht über den Beutel, viel weniger über das Leben eures amerikanischen Mitbürgers. Nehmen die Amerikaner ihre Zuflucht zu den Waffen, so werdet ihr die ersten, vielleicht die einzigen sein, die darunter leiden. Ich bin ein alter Mann und in öffentlichen Geschäften grau geworden; mein Rath kommt aus Erfahrung, vielleicht ist er etwas werth. Ruft eure Truppen von dem abscheulichen Geschäft des Mordens zurück. Seid Amerika's Freunde; euer eigenes Interesse, ja eure eigene Sicherheit verlangt es!" Graf Chatam fand kein Gehör; erst 1776, als der amerikanische Krieg anfing Besorgniß zu erregen, suchte ihn das Ministerium zum Eintritt in die Verwaltung zu bewegen. Pitt aber wollte mit einem Lord North und seinem Anhange nichts zu thun haben, und erklärte, sich lieber mit der Pest assoziiren zu wollen, die damals in Konstantinopel wüthete. Als die Gefahr größer wurde, erhob er sich noch einmal von seinem Krankenlager (er litt an der Gicht) und erschien, ganz in Flanell gewickelt, in der Parlamentssitzung vom 8. April 1778; sein Schwager Lord Mahon und sein Sohn William stützten ihn. Am Ende seiner feurigen Rede sank er ohnmächtig zusammen; man brachte ihn auf sein Landgut Hayes, wo er am 11. Mai 1778 starb.

William war damals noch nicht zwanzig Jahr alt. Nachdem er eine Erholungsreise nach Frankreich unternommen, trat er 1780 in London als Sachwalter auf, fühlte jedoch bald, daß der Schauplatz seiner Thätigkeit im Parlamente und nicht im Gerichtshofe sein müsse. Durch den Einfluß des Herzogs von Rutland gelang es ihm schon 1781 (in seinem 22sten Jahre) einen Sitz im Unterhause zu erlangen. Gleich sein erstes Auftreten war glänzend; das Haus hörte mit gespannter Aufmerksamkeit dem jungen Redner zu, der mit schönem und würdevollem Ausdruck ebenso lichtvoll als verständig sprach und sich für die Meinung der Oppositionspartei erklärte, ohne zu dieser Partei zu gehören. Wie sein großer Vater war auch Pitt gegen den amerikanischen Krieg.

Als das neue Ministerium an's Ruder kam, boten ihm Rockingham,

Fox und Shelburne die Stelle eines Vizeschatzmeisters von Irland an; Pitt schlug die Stelle aus, weil er voraussah, daß das Ministerium sich bald ändern würde. Nach vier Monaten starb Rockingham, das Ministerium wurde neu gebildet, Lord Shelburne erster Lord, Fox, Burke u. A. traten aus. Jetzt nahm Pitt (10. Juli 1782) die Stelle eines Kanzlers der Schatzkammer an, und der 23jährige junge Mann benahm sich auf seinem Ministerposten mit dem Ernst und der Entschiedenheit eines gereiften Charakters, ohne andere Rücksicht, als die ihm die Pflicht und das Wohl des Vaterlandes gebot. Die Lage Englands und die Stimme des Volks verlangte gebieterisch den Frieden mit Amerika und Frankreich. In der vom König gehaltenen Rede bei der Eröffnung des Parlaments ward die friedliche Gesinnung bekannt gemacht und zugleich der Entschluß, die Finanzen zu verbessern. Gleichwohl widersetzte sich ein alter, oft bewunderter Redner, Mr. Burke, in einer meisterhaften Rede der Dankadresse; allein seiner Schlußfolge fehlte Grund und Bündigkeit, und Pitt widerlegte ihn mit männlicher Festigkeit und überlegener Klarheit. Sein ruhiger Ton, der eine tiefe Kraft der Ueberzeugung offenbarte, und die Bündigkeit seiner Darstellung machten auf das Haus den besten Eindruck; er sprach nach Giffords Ausdruck wie ein Mann, der ein gutes Gewissen hat (mens conscia recti).

Am 20. Januar 1783 ward der Friede mit Frankreich unterzeichnet. Lord North griff, wie zu erwarten war, das Ministerium wegen der den Amerikanern zugestandenen Unabhängigkeit an; daß auch Fox dieß that, mußte bei den sonstigen philantropischen und liberalen Grundsätzen dieses Mannes überraschen. Pitt nannte seine Verbindung mit North unnatürlich, „eine politische Abtrünnigkeit, welche nicht bloß einen jungen Mann, wie er sei, in Erstaunen setze, sondern selbst die ältesten Beobachter des menschlichen Herzens überrasche." Um die Opposition zu verstärken, hatten sich — wie das in konstitutionellen Staaten zu geschehen pflegt — Männer der verschiedensten Richtung verbunden, aus dem überwiegenden Grunde, das Ministerium zu stürzen. Pitt sprach, ganz im antiken Sinne, treffliche Worte über die wahre, politische Freundschaft; als die Verhandlungen stürmischer wurden, ließ auch er sich von der Leidenschaft fortreißen und seine Empfindlichkeit brach in große Hitze aus. Da ward er ausgelacht; man nannte ihn den „hitzigen Knaben" (angry boy), und dieß war eine treffliche Lehre für den Steuermann, der berufen war, das englische Staatsschiff im Sturm- und Wogendrang der französischen Revolution durch Klippen und Brandung zu lenken.

Die Opposition siegte mit einer Mehrheit von 17 Stimmen, das Ministerium trat zurück, und Lord North, Fox, Burke traten auf's Neue die Regierung an. Pitt suchte seinen Verdruß durch eine Reise zu zerstreuen, die er nach Deutschland und Italien unternahm; er kehrte jedoch noch im selben Jahre zurück. North und Fox hatten nicht umhin gekonnt, im September mit Amerika Frieden zu schließen und dessen Unabhängigkeit anzuerkennen. Bald darauf legte Fox dem Parlament die

India=Bill vor; er wollte, da die ostindische Kompagnie schlecht gewirthschaftet hatte, dieser ganz die Regierung Ostindiens entziehen und ihre Rechte dem Staate übergeben. Dieß war ein kühner Eingriff in die Rechte der englischen Handelsaristokratie; man wußte im Könige die Furcht rege zu machen, daß die Maßregel bloß die Macht der Minister vermehren würde; Pitt sprach im Unterhause lebhaft dagegen, aber hier ging sie durch, doch im Oberhause ward sie verworfen, und als nun die Minister das Haus der Gemeinen zu dem konstitutionswidrigen Beschlusse zu bewegen suchten: „es sollte hinfort kein Pair dem Könige ungefragt Rath ertheilen," erhob sich abermals Pitt, die gefährlichen Folgen eines solchen Beschlusses scharf hervorzuheben, so daß die ministerielle Vorlage auch im Unterhause durchfiel. Nun mußten die Minister ihre Entlassung abermals einreichen, und Pitt gelangte noch am Ende des Jahres 1783 als erster Lord der Schatzkammer und Kanzler der Finanzverwaltung an die Spitze der Regierung.

Pitts Stellung war schwierig, und nur einem staatsmännischen Genie, wie er es besaß, war es möglich, sich zu halten. Er hatte eine große Opposition im Unterhause, die größten Redner gegen sich; einen Fox mit der erschütternden Kraft des Wortes und der bestechenden Gewalt großer Ideen; einen Burke und Sheridan, in allen parlamentarischen Kämpfen erfahren, einen North mit aller Bitterkeit eines unerschöpflichen Tadels gerüstet. Indeß konnte Pitt auf die Mehrheit des Oberhauses, auf die Gunst des Königs und das Vertrauen der Nation rechnen, welche erkannt hatte, daß der Minister den Muth und den Willen habe, die Rechte des Engländers zu schützen. Alle Kapitalisten und Kaufleute waren seine Freunde.

Da das Unterhaus in seiner Opposition gegen das Ministerium beharrte und soweit ging, die Befugniß des Königs, sein Parlament während der öffentlichen Sitzungen, wenn wichtige Fragen noch nicht erledigt seien, aufzuheben, entspann sich ein heftiger Kampf, der von Seiten der Opposition mit maaßloser Leidenschaft geführt wurde. Als Pitt mit seiner India=Bill hervortrat, welche die Handelsfreiheit der Kompagnie schonte, letztere aber der Staatsoberaufsicht unterwarf, griff Fox die Bill mit solcher Heftigkeit an, daß er durch eine Mehrheit von 8 Stimmen den Sieg davon trug (1784, 23. Jan.). Nun wandte er sich drohend gegen den Minister: „wie er es noch wagen wolle, auf seinem Posten zu verharren, da er das Vertrauen des Volkes verloren. Durch geheimen Einfluß und mancherlei Ränke habe er sich seine Stelle erschlichen. Ob er denn nun noch länger eine Puppe der Privatgunst, ein konstitutionswidriger Minister der Krone sein wolle?" — Mit ruhiger Fassung antwortete Pitt: „je länger man ihn prüfe, desto mehr sehe er das Vertrauen des Hauses und des Volkes gegen sich zunehmen; er wisse nicht, worin er von der Konstitution abgewichen; der König habe ihn zum Minister ernannt, weil er das Recht dazu habe; das Bollwerk der Konstitution sei Freiheit im Handeln und Reden; das Parlament könne

nicht das Recht antasten, nach freien Ansichten sich und sein Verfahren zu bestimmen; er handle mit reinem vaterländischen Sinne; man solle gegen ihn Thatsachen, nicht bloße Beschuldigungen vorbringen; kein Geschrei werde ihn in seinem Entschlusse, Minister zu bleiben, je wankend machen; gäbe er jetzt seine Stelle auf, so müßte er sie Männern einräumen, die kürzlich erst entlassen das Vertrauen des Königs und der Nation verloren hätten; doch sei er einer Vereinigung der Parteien nicht abgeneigt, nur müsse sie fest sein."

Auf dieser Vereinigung bestand ein Theil des Unterhauses, vorzüglich vom Landadel, aber als Bedingung ward gestellt, Pitt müsse zuvor abtreten, und Fox stellte geradezu die Behauptung auf, das Unterhaus könne bei Ernennung der Minister ein Veto einlegen. Zwar erklärte sich die Stimme des Volks immer lauter für das Ministerium, allein die Opposition wußte es im Unterhause durchzusetzen, daß die Bewilligung der Gelder unterblieb. Da legte sich das Oberhaus in's Mittel und erklärte öffentlich, die „Gemeinen" handelten den Grundsätzen der englischen Konstitution zuwider. Nun gab das Unterhaus nach und entschloß sich zur Bewilligung. Jedoch wollte es sein Recht behaupten, die Entfernung der Minister zu fordern, auch ohne eine Thatsache ihnen zur Last zu legen, und richtete auf Foxens Betrieb deshalb eine Vorstellung an den König, um ihn zu warnen, „nicht durch eine Günstlingsregierung die Liebe des Volks zu verscherzen." Auch dieser Schritt blieb fruchtlos, und die Berathungen in beiden Häusern wurden fortgesetzt bis zum 24. März, wo das Parlament sich vertagte. In der Thronrede erklärte der König, daß er es der Verfassung und dem Lande schuldig sei, sobald als möglich die Gesinnung des Volks zu vernehmen, weshalb er ein neues Parlament zusammenrufe, damit die Spaltung ein Ende nehme und die Staatsgeschäfte ungestörter betrieben werden können.

So ward denn nach dem merkwürdigsten Kampfe, der je über die wichtigsten Punkte der englischen Verfassung entbrannt war, das Parlament am 25. März aufgelöst, weil Pitt auf keine andere Weise die Mehrheit der Stimmen für die Regierung erlangen und die mächtige Whigpartei besiegen konnte. Das monarchische Prinzip in der Konstitution hatte über das demokratische den Sieg davon getragen — wenige Jahre vor dem Ausbruch der Revolution in Frankreich. Pitt hatte in der Krisis eine Festigkeit und eine Seelenstärke gezeigt, welche gerade unter den Briten die höchste Bewunderung für den jungen Helden erwecken mußte.

Die Berufung eines neuen Parlaments war eine Appellation an's Volk, und dies entschied durch seine Wahlen (fast ein Drittel der Oppositionsmänner ward nicht wieder gewählt) zu Gunsten des Ministers, der nun mit neuer Kraft seine Thätigkeit fortsetzte. Seine Hauptthätigkeit wandte Pitt auf die innere Verwaltung, namentlich der Finanzen, und auf die Vermehrung des britischen Nationalreichthums. Der Kredit war unter Norths Verwaltung während des amerikanischen Krieges sehr

gesunken; Pitt stellte ihn wieder her und errichtete Fonds zur Verminderung der Nationalschuld. Zugleich schloß er 1786 den für Englands Fabriken so vortheilhaften Handelsvertrag zwischen Frankreich und Großbritannien, unbekümmert um das, was die Opposition von „natürlicher Feindschaft" beider Staaten redete. „Wenn der Krieg nöthig sei," entgegnete er mit Recht, „werde gerade der Handel die Mittel bereiten, ihn mit Nachdruck zu führen." Pitts gründliche Kenntniß der nationalökonomischen und finanziellen Fragen mußte selbst von der Opposition anerkannt werden.

Im Jahr 1787, ehe der französische Revolutionskrieg das Parlament beschäftigte, kam noch der Antrag zur Sprache, die Korporations- und Testakte aufzuheben, damit auch die sogenannten „Dissenters", oder die von der herrschenden Staatskirche abweichenden Bekenntnisse freien Zutritt zu Staatsämtern bekämen. Pitt wollte der Gewissensfreiheit durchaus keine Schranken setzen, aber er sagte, Gewissensfreiheit und Zulassung zu öffentlichen Aemtern sind zwei verschiedene Dinge, und jeder protestantische Staat hat das Recht, den politischen Einfluß der kirchlichen Sekten festzustellen. England war durch den Protestantismus groß geworden, die Verfassung war aus dem protestantischen Geiste hervorgegangen. Immerhin blieb es aber ein schreiendes Unrecht, wenn in Irland wenige englische Gutsherren Millionen hungernder Katholiken aussogen; so wie das Verhältniß Irlands (und Schottlands) zu England war, konnte es nicht bleiben. Aber es muß auch in Anschlag gebracht werden, daß die katholischen Priester in Irland das Volk, anstatt es zu bilden und dem betriebsamen Engländer zu nähern, lieber aufhetzten, und es in seiner Rohheit und Unwissenheit ließen.

Es mochte vielleicht jener Egoismus und die kluge Berechnung, welche der englischen Politik eigen ist, obwalten, als man die ersten Regungen der französischen Revolution ruhig sich abwickeln ließ; nur um Holland, auf welches die Franzosen ein Auge geworfen hatten, war man besorgt und schloß am 25. April im Haag mit dieser Macht, und am 13. August zu Berlin mit Preußen eine Konvention, worin der gegenwärtige Besitzstand gewährleistet wurde.

Ein heftiger Parteienkampf entbrannte aber im englischen Parlament, als im November 1788 der König (Georg III.) von einer Krankheit des Gehirns ergriffen wurde, die ihn zur Regierung unfähig machte. Fox trug nun darauf an, daß dem (zur Whigpartei sich neigenden) Thronerben die volle Ausübung der königlichen Gewalt zu übertragen sei. Doch Pitt widersprach und entwickelte aus den Grundzügen der Konstitution, daß der Prinz von Wales kein Recht auf die Regentschaft habe, vielmehr das Parlament darüber zu verfügen habe. Nun erhob sich die Opposition in leidenschaftlichen Reden, Burke sagte dem Premierminister geradezu, er strebe nach der Regentschaft. Pitt fuhr ruhig in seiner Darlegung fort, und sein Regentschaftsplan, welcher die Gewalt des Regenten einschränkt, ward von beiden Häusern angenommen und

von ihm dem Prinzen vorgelegt. Da sich der Zustand des Königs (und dessen Ansehen im Falle einer Wiederherstellung zu sichern, war ja im Grunde der Kern des Entwurfs) besserte, so blieben die Dinge beim Alten, obschon Pitts Einfluß immer mehr wuchs.

Wir sind nun auf den Punkt gelangt, von welchem aus Pitts politischer Charakter zu beurtheilen ist. Wir haben gesehen, mit welcher Energie er den Parteien Stand hielt, aber auch mit welcher Zähigkeit er auf die „alleinseligmachende" Konstitution sich steifte und die Toriespartei auf alle Weise stützte, obwohl er einst den Whigs gehuldigt und liberalen Maßregeln das Wort geredet hatte. War er von dem Geiste des Vaters abtrünnig geworden; war der, welcher Wilberforce's Rede und Schrift zu Gunsten der Befreiung der Neger feurig unterstützt hatte, ein Anderer geworden? Mit nichten. Derselbe englische Vortheil, welcher gebot, den Krieg mit den nordamerikanischen Kolonieen zu vermeiden, konnte auch der humanen Bestrebung der Emanzipation der Neger Vorschub leisten, nachdem Amerika sich von England getrennt hatte. Philantropische Grundsätze schiebt der Engländer gern vor, wenn sie seinen realen Zwecken dienen; es mochte dem edlen Fox bei aller Ueberschwenglichkeit Ernst sein mit seinen Bestrebungen für größere Volksfreiheit, aber er war insofern mehr Deutscher, Franzose, mehr Mensch als Engländer. Pitt war durch und durch Engländer.

Als nun die französische Revolution sich immer größer entfaltete, und der Weltbürger Fox die aufgehende Sonne politischer Freiheit des Volkes jubelnd begrüßte und dem frohen Glauben sich hingab, dieses neue Licht der Volksfreiheit werde bald alle Länder Europa's erleuchten: da stellte sich Pitt abermals auf den engherzig britischen Standpunkt, der von Frankreich nichts wissen wollte, der einem Talleyrand wie einem Spion mißtraute, der das neue Evangelium der Demokratie für eine politische Irrlehre, die zum Verderben der Nationen führte, erklärte.

Die französischen Revolutionsmänner hatten stark auf die Unterstützung Englands gerechnet, dessen freie Verfassung sie stets als Muster gepriesen; sie ergriffen jede Gelegenheit, ihre englischen Sympathien kund zu geben, die von den Freiheitsmännern in England selber mit großem Enthusiasmus erwidert wurden. Volksgesellschaften oder Whigklubs entstanden aller Orten, in London bildete sich eine eigene Revolutions-Sozietät, welche die Vorgänge in Paris durch Reden und Trinksprüche verherrlichte und sogar eine eigene Deputation zur pariser Nationalversammlung sandte, die höchst ehrenvoll aufgenommen wurde. Das Bundesfest am 14. Juli 1790 wurde auch in London durch ein großes Gastmahl gefeiert, und Lord Stanhope brachte einen Toast aus auf ein Bündniß zwischen Frankreich und Großbritannien zur Stiftung eines ewigen Friedens. Ganz besonders ergossen sich die beiden großen Oppositionsredner Fox und Sheridan in begeistertes Lob der Revolution. Um so mehr überraschte es, als bald darauf Burke, der früher die Freiheit der Nordamerikaner so warm vertheidigt hatte, im Parlament feier-

lichst erklärte, diese neufranzösische Freiheit sei vom Uebel, und er sage sich von ihren Anhängern, seinen ehemaligen Freunden, auf immer los. Pitt äußerte sich bei dieser Gelegenheit würdevoll, ohne Ausfälle auf Frankreich; doch drückte er Burke seinen Dank aus für das der britischen Konstitution gespendete Lob. Dieser schrieb seine „Betrachtungen über die französische Revolution", worin er allen Zorn und alle Bitterkeit auf die Bewunderer der Franzosen ausschüttete, und ein Extrem durch das andere zu beseitigen meinte. Seine Schrift fand bei den Engländern eine glänzende Aufnahme; dennoch durfte sich kein Unbefangener verhehlen, daß manches Mittelalterliche, Verrottete und Verfaulte in der aristokratischen Verfassung fortbestand, wodurch die Wahlen verfälscht, dem Parteitreiben aller Vorschub geleistet, die Stimme des Geld- und Machtlosen zum Schweigen gebracht wurde. Sollte aber in dem Augenblicke, wo die Franzosen alles Bestehende über den Haufen stürzten, und dem historischen Recht kühn das Vernunftrecht entgegenstellten, die Grundveste der englischen Verfassung, die durch und durch eine aristokratische ist, erschüttert werden? Pitt, in seinem glühenden Hasse gegen die französische Umwälzung und ihre Träger, verkannte das Berechtigte in der großen Bewegung, aber er handelte im Geiste des englischen Volks, wenn er am Hergebrachten fest hielt. Er irrte, indem er das Gleichgewicht Europa's durch englisches Geld und durch Verbindungen der Kabinete herstellen wollte, die mit Soldheeren und abgelebten Einrichtungen gegen die überströmende Volkskraft der Neufranken kämpfen sollten. Aber man muß den Mann bewundern, der, wenn eine Koalition auf dem Festlande gescheitert war, eine zweite herstellte, und nachdem diese unterlegen, eine dritte in's Leben rief; der, unbeirrt von den Finanzwirren im eigenen Lande, diese schnell löste, die Zahlkraft des Volks bis in's Aeußerste steigerte, selbst bis zur Härte die armen Unterthanen drückte, um Alles, was gegen Napoleon Krieg führte, mit Geld und Subsidien zu unterstützen; der dieselbe Energie, Klugheit und Ausdauer wie Napoleon, wenn auch auf andere Weise, entfaltete, und der vielleicht der einzige Charakter war, vor welchem Napoleon sich fürchtete.

Das war nicht zu loben, daß die englische Regierung gar nichts that, um den unglücklichen König Ludwig XVI. zu retten; erst dann, als die Nachricht von der schmählichen Hinrichtung des Königs nach London kam, rührte man sich, und Pitt sah die Nothwendigkeit ein, sein System eines thatenlosen Drohkrieges, wie er es bisher gegen Spanien und Rußland durchgeführt hatte, zu verlassen. Pitt erklärte in einer gründlichen Rede, daß, wenn Frankreich in die Schranken der Mäßigung zurückkehren wollte, England nichts lieber wolle als Frieden; beharre es aber in seiner Feindschaft gegen alles Monarchische und in seinen Vergrößerungsplänen, so müsse England auf seine Sicherheit denken. Nunmehr erklärte Frankreich am 1. Februar 1793 an den König von Großbritannien den Krieg, und Pitt sprach geradezu es aus, daß mit den französischen Jakobinern nie und nimmer an Frieden zu denken sei.

Diesem Grundsatz ist er bis zum Ende seines Lebens treu geblieben. Er ließ es sich wenig kümmern, als der Konvent ihn „für den Feind des Menschengeschlechts“ erklärte. Um den demokratischen Ideen im Lande selber die Verbreitung unmöglich zu machen, griff Pitt zu Gewaltmitteln: er setzte die Fremdenbill durch, wodurch zeitweilig die Gastfreundschaft Englands in Bezug auf Flüchtlinge aufgehoben wurde; selbst das Palladium der englischen Freiheit, die „Habeaskorpusakte“, wodurch jeder Engländer vor willkührlicher Verhaftung geschützt ist, wurde gleichfalls zeitweilig außer Wirksamkeit gesetzt, die Presse in ihrer Freiheit beschränkt, das Gesetz gegen aufrührerische Umtriebe geschärft, das stehende Heer vermehrt. Die Schuldenlast wuchs in schreckhafter Weise, am Ende des Jahres 1795 belief sie sich schon auf 322 Millionen Pfund Sterling. Im Jahr 1797 stellte die Bank ihre Zahlungen ein; auf den Flotten entbrannte ein höchst gefährlicher Aufruhr. Pitt ließ sich durch nichts irre machen, das Parlament mußte die zeitweilige Zahlungseinstellung für gesetzlich erklären, so daß die Banknoten gleich klingender Münze galten. Der Aufstand der Seeleute auf den Flotten von Portsmouth, Plymouth und in der Nore wurde theils durch Solderhöhung und Bestrafung der Schuldigen, theils durch Isolirung der aufständischen Schiffe beigelegt. Die Zusammenrottungen des Volkes in London konnten Pitt auch nicht von seinem Wege abbringen. Als ihn einst der Pöbel auf der Straße mit harten Schimpfreden verfolgte, wandte er sich, sobald er die Hausthür erreicht hatte, um, verbeugte sich und sagte ruhig: „Es ist wahr, das Volk muß ungeheure Lasten tragen.“

Frankreich suchte England mit einer Landung zu schrecken; es hatte am katholischen Irland einen gefährlichen Bundesgenossen, aber der Plan mißlang. Der Aufstand in Irland ward mit blutiger Strenge unterdrückt; durch ein kolossales Bestechungssystem und glänzende Vorspiegelungen suchte man das aufgeregte Volk an England zu ketten; im Jahr 1799 erhielten die Irländer mit den Schottländern das Recht zur Beschickung des englischen Parlaments. Die Opposition widersetzte sich auch dieser Vereinigung, doch Pitt setzte sie durch, und erfüllte das Wort Bacons: „England, Schottland und Irland zu Einem Staate verbunden, werden ein Kleeblatt sein, wie es kein König in seiner Krone trägt.“ Irland blieb freilich fort und fort die schwache Seite des Staats Großbritannien, aber es war mit der Einverleibung dieser Insel in die gemeinsame Verfassung doch viel gewonnen.

Die erste Koalition gegen Frankreich, vornehmlich gebildet durch Preußen, Oesterreich und das deutsche Reich, war gescheitert; das Schreckensregiment hatte in Frankreich die Armeen aus der Erde gestampft, und die Revolutionsgenerale hatten mit todesverachtender Kühnheit gekämpft und gesiegt. Das linke Rheinufer ging verloren, Pichegru eroberte Holland; Preußen schloß den unheilvollen Baseler Separatfrieden (1795). Aber zur See waren die Engländer desto glücklicher gewesen; sie schlugen überall die französischen und spanischen Flotten, eroberten die Ko-

lonieen in Ost- und Westindien, und da Holland sich mit Frankreich verbunden hatte, ging der ganze Erwerb dieser einst so blühenden See- und Handelsmacht auf England über.

Die zweite Koalition, geschlossen von Oesterreich und Rußland, brachte Anfangs die Franzosen sehr in's Gedränge, sie verloren ganz Italien bis auf Genua, und Nelson vernichtete bei Abukir die französische Seemacht. Bonaparte, der bis St. Jean d'Acre in Syrien vorgedrungen war, kehrte nach Frankreich zurück und sein Genie gab allerdings dem Gange der Dinge eine andere Wendung, doch wünschte er mit England den Frieden. Nach dem Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. November 1799) schrieb er an den König von England; Pitt rieth, daß ihm gar nicht geantwortet wurde. Er gedachte, Frankreich total abzusperren und auszuhungern, da die englischen Flotten auf allen Meeren geboten; aber eben diese zu furchtbarer Höhe gestiegene englische Seemacht drückte gleich sehr den Freund und Feind und lähmte den Handel der Neutralen. In England selber entstand Getreidetheuerung, das Volk, müde der immer mehr wachsenden Lasten, die es tragen mußte, und der Opfer, die es bringen sollte, murrte, und da Pitt nach seinen Grundsätzen keinen Frieden schließen konnte und wollte, legte er am 14. März 1801 sein Ministerium nieder, worauf Addington das Ruder übernahm und mit Frankreich den Frieden von Amiens schloß. Zwar klagten Grey und Francis Burdeff den freiwillig abgetretenen Minister wegen seiner Verwaltung, die das Unglück von ganz Europa verschuldet habe, an, und namentlich ward seine Finanzverwaltung angegriffen, aber das Haus beschloß mit einer Majorität von 211 Stimmen gegen 52, Pitt den Dank der Nation auszusprechen. Sir Robert Peel, ein reicher unabhängiger Kaufmann, obwohl nicht zur Pitt'schen Partei gehörig, sprach mit edlem Feuer für den großen Minister. „Seine Uneigennützigkeit," äußerte er sich u. A., „ist ebenso offenkundig, als seine Einsicht; er ist der Wohlthäter unsers Vaterlandes gewesen, er hat keines Mitbürgers Interesse vernachlässigt, außer sein eigenes." Achtzehn Jahre lang — ein seltener Fall in konstitutionellen Staaten — hatte er seinen hohen Posten behauptet und den Angriffen der Opposition männlichen Widerstand geleistet.

Wie sehr ein starker Charakter vonnöthen sei in schwierigen Zeitläuften, merkte man bald genug an der Führung des Lord Addington. Die Riesenpläne Napoleons, der seinen tiefen Haß gegen England nicht verbergen konnte und sich immer noch mit Gedanken einer Landung trug, ließen das englische Volk nicht zur zuwartenden Unthätigkeit herabsinken; als ein neuer Bruch mit Frankreich unvermeidlich schien, ward Pitt abermals (12. Mai 1804) mit dem Beifall der Nation an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt. Als man im Jahr 1803 in England allgemein von Seiten Frankreichs einen Ueberfall befürchtete und Alles zu den Waffen eilte, hatte Pitt selber eine kleine Freischaar eingeübt, und mit Fox, der nun von manchen früheren enthusiastischen Ideen

zurückgekommen war, sich ausgesöhnt. Er wünschte jetzt seinen großen Nebenbuhler und Gegner mit in's Ministerium zu nehmen, aber dem widersetzte sich der König, welcher es Foxen nicht verzeihen konnte, daß er einst einen Toast „auf die Souveränetät des Volkes von England" ausgebracht hatte.

Pitt ordnete nun mit seiner unermüdlichen Kraft die Rüstungen im größten Maßstabe an und brachte die dritte Koalition (Oesterreich, Rußland, Schweden, Neapel — Preußen in unseliger Verblendung isolirte sich) zusammen. Nelson hatte zwar bei Trafalgar den glänzendsten Sieg errungen (den er mit seinem Leben erkaufte), aber Oesterreich unterlag bald den sieggewohnten französischen Waffen, und die große „Dreikaiserschlacht" bei Austerlitz gab der Hoffnung der britischen Patrioten, den allgewaltigen Napoleon niederzuwerfen, den Todesstoß. Der für Oesterreich so unglückliche preßburger Friede beugte den an der Gicht schwer erkrankten Staatsmann vollends nieder; die jahrelangen Sorgen und Kämpfe, die er hatte durchmachen müssen, hatten seine physische und moralische Kraft erschöpft; er starb — man kann wohl sagen — gebrochenen Herzens, aber mit Ergebung in Gottes wunderbare Rathschlüsse; in den Armen seines früheren Mentors, des Bischofs Prettyman, hauchte er am 23. Januar 1806 seine große Seele aus.

Das Parlament bewilligte dem in Armuth gestorbenen Minister 40,000 Pfund zur Bezahlung seiner Schulden, und das Haus der Gemeinen beschloß, daß William Pitt auf öffentliche Kosten bestattet und ihm ein Denkmal in der Westminster-Abtey errichtet wurde. Auf einer Denkmünze, die sein Andenken ehren sollte, standen die Worte aus Shakespear: „Er war ein Mann, dessen Gleichen wir Alles in Allem genommen, nicht wieder sehen werden."

Pitt war unverheirathet; er lebte und webte in seinen politischen Arbeiten, und arbeitete bis tief in die Nacht. Von größern Gesellschaften war er kein Freund, weßhalb er auch sein Aeußeres vernachlässigte. Die wenigen Stunden seiner Muße verlebte er gern mit seinen vertrauteren Freunden, und in ihrem Kreise konnte er sehr witzig und heiter sein. Sonst war ein ruhiger Ernst ein vorwiegender Charakterzug. Sein kühler Verstand ließ es schwer zum Ueberwallen des Gefühls kommen; eben dieser scharfe Verstand zerstörte aber auch unerbittlich alle Phantasiesprünge und bloß ideale Anschauungen in den Reden eines Fox und Anderer, die vielleicht für den Augenblick mehr blendeten, aber an der Praxis des Staatslebens nicht Stich hielten. Pitt war auch ein gründlicher Kenner der griechischen und römischen Literatur. Einst war in einer Gesellschaft gelehrter Männer von einer Verbesserung im Text des Theokrit die Rede, und es fand eine vorgeschlagene Veränderung wegen ihres Witzes allgemeinen Beifall. Pitt beschämte aber die gelehrten Sprachkenner durch die einfache Bemerkung, daß diese Variante gegen die Regeln der Metrik verstoße. Die Klarheit und der harmonische Fluß wohlgeordneter Gedanken zeichneten ganz vorzüglich seine Parla-

mentsreden aus; es war ein anziehender Gegensatz, den leidenschaftlichen Fox zu sehen, der mit seiner imponirenden Gestalt und wahren Stentorstimme das Haus erschütterte, und den langen hagern Pitt, der kalt und fast unbeweglich auf seinem Platze stehend die kühnen Angriffe zurückschlug, indem er, auf alle Bestechung der Phantasie verzichtend, nur auf die Ueberzeugung wirkte. Er war stets objektiv, nur die Sache im Auge behaltend. Es war verzeihlich, wenn bei dem fortwährenden Widerspruch der Opposition ihm doch zuweilen die gewohnte Ruhe zu behaupten schwer ward. Als während des irländischen Aufstandes von Pitt strengere Maßregeln für die Matrosenwerbung empfohlen wurden, widersetzte sich Tierney der Bill, obwohl er ihre Zweckmäßigkeit anerkannte. Pitt entgegnete: Wenn Sie die Ausführung einer Maßregel nicht wollen, von der Sie selbst sagen, daß sie dem Vaterlande heilsam sei, so hindern Sie die Vertheidigung Englands. Diesen persönlichen Angriff wies Tierney mit der Aufforderung an den Sprecher des Hauses zurück, er sollte Pitt zur Ordnung rufen. Da dies nicht geschah und Pitt seine Aeußerung wiederholte, forderte Tierney den Minister auf einen Zweikampf. Zur bestimmten Zeit und am bestimmten Orte erschienen die Duellanten, um mit Pistolen ihren Streit auszufechten. Tierney hatte den ersten Schuß und fehlte; darauf schoß Pitt sein Pistol in die Luft ab, und die Sekundanten erklärten die gegebene Genugthuung für vollständig. Zum Aergerniß der kirchlich gesinnten Engländer war das Duell an einem Sonntage während des Gottesdienstes ausgefochten worden. Die Liebe zum Vaterlande, der Stolz auf die britische Ehre und Macht, war seine einzige Leidenschaft. „Diese Liebe für sein Vaterland" — urtheilt Bredow — „machte gewissermaßen sein Genie. Sie gab ihm Pläne ein, deren Umfang und Kühnheit man nicht ohne Bewunderung betrachten kann."

Die Franzosen behaupten zwar, Pitt habe Napoleons Größe erst herbeigeführt, da er dem Kaiser gegenüber stets in seinen Plänen verunglückt sei; dies ist aber eine sehr oberflächliche Ansicht der Dinge. Denn Pitt stärkte in dem Riesenkampfe vor Allem die Kräfte Englands zur See, Frankreichs Seemacht wurde gänzlich aufgerieben, und die Gegenmaßregeln Napoleons, den englischen Handel zu lähmen, zeigten die Federkraft der Hülfsquellen Pitts erst im vollen Glanze. Pitt häufte allerdings die Schuldenlast seines Vaterlandes zum Ungeheuren, aber er gab der Nation auch jenen Schwung, der sie befähigte, immer größere Opfer zu bringen. Er führte gleich von vornherein die englische Nation wider die auflösenden Richtungen der französischen Revolution in den Kampf; Napoleon stieg nur darum so rasch, weil er auf dem Kontinent bloße Soldheere und schwankende Kabinetspolitik sich gegenüber fand. Die Ermannung und Erhebung des Volksgeistes konnte hier erst später erfolgen. Den Egoismus und die Härte der englischen Handelspolitik, die keine „moralischen" Rücksichten kennt und alle Mittel gebraucht, die zum Zwecke führen, dem englischen Minister zum Vorwurf

machen, hieße ihm vorwerfen, Engländer zu sein. Wir Deutsche sind den andern Völkern gegenüber leider nur zu wenig egoistisch und zu sehr human, für welche Tugend wir oft genug Schläge bekommen haben und auch wohl noch bekommen werden. Daß es übrigens Pitt an einer edlen praktischen Humanität nicht mangelte, bewies er durch die Gründung einer Ackerbaukolonie zu Sidney-Cowe an den entlegenen Küsten Australiens (Neu-Südwales), wodurch er Verbrechern und sittlich Verwilderten Mittel bot, wieder Menschen und Bürger zu werden.

Das Denkmal, welches die englische Nation ihrem großen Staatsmann errichtet hat, steht in der Westminster-Abtei und wurde am 15. August 1815 feierlichst enthüllt. Die Statue ist von weißem Marmor mit dem Gewande des Lord Kanzlers der Schatzkammer bekleidet; sie streckt den rechten Arm aus, an den großen Redner im Unterhause erinnernd. Zur Seite steht die Muse der Geschichte, welche die Thaten Pitts in ein Buch schreibt. Am Fußgestell seiner Statue liest man die Inschrift: „Dieses Monument ist errichtet vom Parlament zu Ehren William Pitts, Sohnes von William Grafen von Chatam, zum Zeugnisse der Dankbarkeit für die großen Dienste, die er dem Staate geleistet, und des Schmerzes über den unersetzlichen Verlust dieses großen Ministers. Er starb 1806 im 47sten Jahre seines Alters."

Im Jahre 1829 ließ auch die Stadt London Pitts Statue in Bronce, 12 Fuß hoch, von Chantrey anfertigen. William Pitt war nicht populär, wie sein Vater Chatam; wie durch und durch national er aber gewesen, das ward erst nach seinem Tode recht offenbar.

Nelson.*)

Ein Jahrzehnt früher als Wellington ward der britische Seeheld Nelson geboren, welcher durch seine glorreichen Siege auf's Neue die Uebermacht des englischen Dreizacks bewährte und dem stolzen Inselvolke den Einfluß in der alten und neuen Welt sicherte.

Horatio Nelson, der dritte Sohn eines Predigers zu Burnham, einem Dorfe in der Grafschaft Norfolk, ward den 29. September 1758 geboren. Er empfing den ersten Unterricht auf der öffentlichen Schule zu Norwich und ward dann nach North Walsham geschickt, machte jedoch

*) Nelsons Leben nach dem Englischen des John Charnock, 2 Thle. (Bremen, 1807). Lebensbeschreibung des Horatio Lord Viscount Nelson von Josua White (Hamburg, 1806). Nelson und die Seekriege von 1789 bis 1815 von Jürien de la Gravière (Leipzig, 1847).

so geringe Fortschritte, daß sein Vater ihn für eine wissenschaftliche Laufbahn untauglich hielt und zum Seedienst bestimmte, obwohl der sehr träumerische und träge Knabe auch für dieses Fach keine Lust bezeigte. Mit sehr mangelhaften Schulkenntnissen und kaum zwölf Jahre alt ward er an Bord des Linienschiffes „Raisonnable“ gebracht, das sein Oheim mütterlicher Seits Moritz Suckling befehligte. Dieser Mann scheint trotz der augenscheinlichen Schlaffheit seines Neffen doch den energischen Geist bald erkannt zu haben, und verstand es, den Thätigkeitstrieb zu erwecken und anzufeuern. Das genannte Kriegsschiff hatte 64 Kanonen und wurde nebst mehreren andern ausgerüstet, weil man wegen der Falklandsinseln einen Bruch zwischen den Höfen von London und Madrid besorgte. Die bei einer solchen Rüstung sich entwickelnde Thätigkeit verfehlte nicht, bei dem Knaben Nelson die Lust zum Seedienst zu erwecken. Doch da noch in demselben Jahr die politischen Mißhelligkeiten wieder beigelegt wurden, ward die Mannschaft des Schiffes entlassen. Um nun seinen Neffen nicht wieder in träge Unthätigkeit zurücksinken zu lassen, gab ihn der Oheim an Bord eines Westindienfahrers, der eben in See gehen wollte. Mit dem Kauffahrteischiff machte der Knabe seine erste Seereise, von welcher er 1772, mit mancherlei Kenntniß bereichert, zurückkehrte.

Unterdessen war Kapitän Suckling zum Befehlshaber eines Schiffes von 74 Kanonen, zum Dienst an der Küste von Chatam bestimmt, ernannt worden und verschaffte seinem Neffen eine Stelle als Kadett auf seinem Schiffe. Als im folgenden Jahre, 1773, jene Expedition unter Kapitän Konstantin John Phipps, nachherigen Lord Mulgrave's, ausgerüstet wurde, welche so weit als möglich nach dem Nordpol vordringen und wo möglich eine nordwestliche Durchfahrt in die Südsee entdecken sollte, wirkte dieß Unternehmen so mächtig auf den Geist des jungen Nelson, daß er Alles aufbot, die ebenso beschwerliche als gefahrvolle Reise mitmachen zu können. Es gelang ihm, eine Stelle auf dem Beischiffe der „Karkaß“ zu erhalten, dessen Kapitän Lutwidge war. Als Cokswain (Führer des Beischiffs) zeigte er einen so ausgezeichneten Fleiß und so große Begeisterung für den Dienst, daß er sich die Achtung und Zuneigung der älteren Offiziere erwarb. Am 28. Juni bekamen die Schiffe Spitzbergen zu Gesicht, umsegelten dann die lange Küste und die ungeheuren Eisfelder, von denen sie begrenzt ist, um irgendwo eine Stelle zu finden, wo ein Durchgang sich öffnete. Zuweilen sahen sie sich rings von Eisbergen umgeben und entrannen kaum der Gefahr des Untergangs. Der junge Nelson aber zeigte, je größer die Gefahr, desto kühneren Muth und leitete mit größter Sicherheit sein Boot, das nach einem Kanal oder irgend einer Durchfahrt suchte.

Eines Morgens ward er von seinen Gefährten vermißt; endlich sah man ihn, wie er auf den Eisfeldern einen großen Bären verfolgte. Er war bloß mit einer Flinte bewaffnet, die ihm nur als Knittel dienen konnte, da das Schloß derselben unbrauchbar geworden war, und doch

wagte er es in dieser schwachen Rüstung, dem wilden Thiere nachzusetzen. Bei seiner Rückkehr machte ihm der Kapitän harte Vorwürfe, und fragte ihn, wie er doch so unbesonnen habe eine solche Jagd unternehmen mögen? „Ich hoffte," antwortete der junge Held ganz naiv, „meinem Vater einen Pelz zu verschaffen."

Als Nelson wohlbehalten wieder zurückgekehrt war, verschaffte ihm sein Oheim eine Stelle unter Kapitän Farmes, der ein Schiff in dem nach Ostindien bestimmten Geschwader des Sir Edw. Hughes führte. Das heiße Klima wirkte aber so nachtheilig auf seine Gesundheit, daß man für nöthig fand, ihn 1776 nach England zurückgehen zu lassen. Die Luft des Vaterlandes stellte ihn bald wieder her, und da nun die erforderliche Dienstzeit als Kadett (Midshipman) abgelaufen war, unterwarf sich der achtzehnjährige junge Mann im April 1777 der Prüfung für den Offiziersdienst, die so ehrenvoll ausfiel, daß er sogleich als Unterlieutenant bei der Fregatte Lowestoffe von 32 Kanonen angestellt wurde, welche Kapitän William Locker, der nachherige Gouverneur-Lieutenant des Invalidenhauses zu Greenwich, und Nelsons vertrautester Freund, befehligte. Der Lowestoffe war zu einer dreijährigen Station nach Jamaika bestimmt, und unter dem sehr einsichtsvollen Kapitän hatte Nelson die beste Gelegenheit, seine seemännische Tüchtigkeit auszubilden. Einst zwang die Fregatte ein amerikanisches Schiff, die Segel zu streichen; die See war hoch und stürmisch, und es war schwierig, an Bord des eroberten Schiffes zu kommen. Der erste Lieutenant versuchte vergebens, es zu entern; er kam unverrichteter Sache zurück. Unwillig rief Locker: Habe ich denn keinen Offizier, der die Prise besteigt? Sogleich erhob sich der Steuermann, und war schon im Begriff, sich in das Boot zu werfen, als ihm Nelson den Weg versperrte und rief: „Halt! erst ich, wenn ich wieder da bin — Du!" Seine Geschicklichkeit und besonnene Ruhe überwand alle Schwierigkeit.

Als Kapitän Locker wieder nach England zurückkehrte, nahm Sir Peter Parker den jungen Nelson als dritten Lieutenant an Bord seines eigenen Flaggenschiffs und beförderte ihn in kurzer Zeit zum ersten Lieutenant. Noch vor Ablauf des Jahres gab er ihm eine bewaffnete Brigg, mit welcher er zur Beschützung der Hondurasbai und der Mosquitoküste kreuzte. Im folgenden Jahr (1779) ward Nelson zum Postkapitän befördert und erhielt den Befehl des Hinchinbrookes, eines Schiffes von 20 Kanonen. Die Unternehmung gegen die spanischen Besitzungen in Südamerika, welche 1780 von Jamaika ausging, gab ihm die erste Gelegenheit, sich kriegerischen Ruhm zu erwerben. Durch eine kühne Fahrt in den Fluß St. John, der in den mexikanischen Meerbusen mündet, trug er am meisten zur Eroberung des Forts St. Juan bei, und Kapitän Polson, der zu Lande kommandirte, gab ihm in seinem amtlichen Bericht das ehrenvolle Zeugniß: „Kapitän Nelson auf Hinchinbrooke kam mit 34 Seeleuten, einem Unteroffizier und 12 Seesoldaten zu Hülfe. Es fehlt mir an Worten, die Verbindlichkeit auszudrücken, die ich ihm schul-

dig bin. Er war bei Tage und bei Nacht immer der Erste im Dienst, und beinahe kein Stück wurde abgefeuert, ohne von ihm gerichtet worden zu sein."

Die große Anstrengung und dazu das ungesunde Klima, das auf seinen schwächlichen Körper doppelt nachtheilig wirkte, würden ihn bald aufgerieben haben, wäre er nicht nach Jamaika zurückberufen worden, um daselbst den Befehl des „Janus" von 44 Kanonen zu übernehmen. Er war aber so schwach, daß er den ehrenvollen Posten nicht vertreten konnte und abermals zur Rückkehr nach England gezwungen war. In den warmen Bädern von Bath stellte er sich wieder her, und konnte schon im August 1781 auf dem „Albemarle" von 20 Kanonen wieder eine Kapitänsstelle übernehmen. Das Schiff ward 1782 auf den Stockfischfang nach Neufoundland beordert; in der Nähe von Boston sah es sich plötzlich von drei französischen Linienschiffen und einer Fregatte verfolgt. In dieser verzweifelten Lage entschloß sich Nelson zu dem einzigen, obwohl sehr gefährlichen Versuch der Rettung; er segelte sogleich an die St. Georgsbucht, in der Hoffnung, die Feinde zwischen die Sandbänke zu verwickeln, oder sie wenigstens von weiterem Nachsetzen abzuschrecken. Wirklich mußten auch die Linienschiffe ihre Segel kürzen; die Fregatte aber, welche nicht so tief ging, setzte die Verfolgung fort, und als sie Abends dem Albemarle ganz nahe war, gab Nelson den Befehl, auf das feindliche Schiff nun loszugehen. Diese unvermuthete Kühnheit eines so schwachen Gegners machte den Feind stutzig, und er kehrte um, ohne dem englischen Schiffe ein Leids zu thun.

Das Jahr 1783 brachte den Frieden (von Versailles), worin England seinen nordamerikanischen Kolonieen Freiheit und Unabhängigkeit zusichern mußte. Da Nelson seines Dienstes entledigt wurde, benutzte er die Muße zu einer Reise nach Frankreich, besonders um seine stets leidende Gesundheit wiederherzustellen. Es ist immerhin merkwürdig, daß der Mann, der so ganz von der Natur für einen Seehelden bestimmt war, doch körperlich vom Aufenthalte zu Schiffe stets und viel von der Seekrankheit zu leiden hatte. Oeftere Rückkehr auf's Land war ihm nothwendig.

Im folgenden Frühjahr kehrte er wieder nach England zurück, und erhielt eine Anstellung auf dem „Boreas", einer Fregatte von 28 Kanonen, die nach den „Inseln unter dem Winde" bestimmt war, um dort die Bestimmungen des abgeschlossenen Friedens aufrecht zu erhalten. Die amerikanischen Schiffe wollten noch die früheren Privilegien, die das Mutterland seinen Kolonieen bewilligt hatte, benutzen, fanden nun aber besonders an Nelson einen sehr strengen Wächter, dessen Wachsamkeit keine verbotene Ladung entging. Seine Strenge verwickelte ihn sogar in einen Prozeß, in welchem er aber losgesprochen wurde.

Im Juni 1787 ward Nelson nach England zurückberufen, und er war froh, eines sehr lästigen Dienstes frei geworden zu sein. Im März desselben Jahres hatte er sich mit der Wittwe des Dr. Nesbit, Tochter

des Oberrichters Herbert auf der Insel Nevis, verheirathet, und der Prinz William, welcher als Kapitän auf derselben Station diente, war der Führer seiner höchst liebenswürdigen Braut gewesen. „Gewiß," schrieb Nelson seinem Freunde Locker, „ich wußte nicht eher, was Glück ist, bis ich sie heirathete."

Bald nach seiner Ankunft in England ward der „Boreas" abgetakelt und Nelson außer Thätigkeit gesetzt. Er genoß fünf Jahre der ungestörtesten Ruhe; in Burnham Thorpe hatte ihm der Vater das Pfarrhaus zur Wohnung eingeräumt, und so konnte er im Genuß eines zwar zurückgezogenen, aber glücklichen häuslichen Lebens seinen Gedanken nachhängen, die noch ahnungsvoll in seinem Gemüthe sich bewegten. Endlich ward ihm aber das unthätige Leben zum Ueberdruß; auf die Nachricht, daß zwischen England und Spanien ein Bruch bevorstünde, eilte er nach London, um sich eine Befehlshaberstelle zu erbitten. Sein Gesuch blieb ohne Erfolg, weil noch viele Offiziere vorhanden waren, die ihm im Range vorgingen, überdieß auch der Krieg mit Spanien nicht zum Ausbruche kam. Dagegen führte bald darauf der rasche Entwicklungsgang der französischen Revolution doch zum Kriege, und am 30. Januar 1793 erhielt Nelson seine Bestallung als Kapitän des „Agamemnon" von 64 Kanonen. Er nahm den Sohn eines Freundes als Midshipman bei sich auf, und gab ihm folgende Ermahnungen: „Drei Dinge mußt Du beständig im Sinne haben: erstlich mußt Du stets blindlings den Befehlen gehorchen, ohne eine eigene Meinung über ihre Zweckmäßigkeit haben zu wollen; zweitens mußt Du Jedermann als Deinen Feind ansehen, der schlecht von Deinem Könige spricht; drittens mußt Du jeden Franzosen gerade so hassen wie den Teufel!"

Nelson segelte in's mittelländische Meer unter dem Befehl des Admirals Hood, dessen Aufträge er mit größter Pünktlichkeit erfüllte. Lord Hood setzte aber auch unbedingtes Vertrauen in den tapferen Kapitän, und wo es eine gefährliche Unternehmung und einen schwierigen Angriff galt, mußte Nelson die Ausführung übernehmen. Er führte neapolitanische Truppen nach Toulon, segelte dann nach der Insel Corsika, wo er zur Einnahme von Bastia und Calvi thätig mitwirkte. Bei der Belagerung von Calvi hatte er aber das Unglück, den Gebrauch des rechten Auges zu verlieren. Ein Schuß von einer feindlichen Batterie schlug in seiner Nähe ein und warf ihm den aufgewühlten Sand in's Gesicht. Sein Vater, ein ernster, gottesfürchtiger Mann, für den Nelson stets eine große Verehrung hegte, schrieb ihm damals: „Eine unfehlbare Hand, eine allweise und allgütige Macht hat die Stärke des Stoßes gemildert, von dem Du getroffen bist. Gebenedeiet sei diese Hand, die Dein Leben gerettet hat, damit Du, wie ich überzeugt bin, noch viele Jahre für das Gute, das sie bewirken will, zum Werkzeug und Deinen Genossen als Vorbild und Muster dienest! Du brauchst nicht zu besorgen, lieber Horaz, daß je von mir eine gefährliche Schmeichelei an Dich gerichtet werde: aber das gestehe ich, eine Freudenthräne tritt mir zuweilen in's Auge,

wenn ich Deinen Namen so ehrenvoll nennen höre. Möge der Herr Dich fortwährend beschützen, Dich leiten und Dir beistehen in allen Deinen Bemühungen für Das, was heilsam und billig ist! Ich weiß wohl, daß Militärpersonen in der Regel Fatalisten sind. Dieser Glaube kann auch ohne Zweifel nützlich sein, er darf aber nicht das Vertrauen ausschließen, das jeder Christ in die Vorsehung setzen muß, die alle irdischen Vorfälle leitet. Dein Schicksal, das glaube mir, liegt in Gottes Hand und alle Haare Deines Hauptes sind gezählt. Ich für meine Person kenne keine stärkendere Lehre."

Im Oktober 1794 verließ Lord Hood das mittelländische Meer und der Oberbefehl ward nun dem bisherigen Vizeadmiral Lord Hotham zu Theil, welcher Nelson die Führung eines Geschwaders von Fregatten übertrug, womit dieser so ausgezeichnete Dienste leistete, daß er zum Obersten ernannt wurde. Hotham war übrigens seinem Posten nicht gewachsen und ward bald durch Sir John Jervis (Lord St. Vincent) abgelöst, der Nelson zum Commodore beförderte und in den ganzen ihm untergebenen Flotten schnell die nöthigen Reformen vornahm, denn es galt, zugleich der französischen und der spanischen Flotte die Spitze zu bieten. Mit der letzteren kam es am Kap St. Vincent zur Schlacht am 14. Februar 1797, in welcher sich Nelson auf das glänzendste hervorthat und viel zum Siege beitrug. Er eroberte ein Schiff von 64 und ein anderes von 112 Kanonen und empfing auf dem Verdeck des letzteren den Degen des spanischen Kontreadmirals, der ihn, vor Nelson auf ein Knie sich niederlassend, überreichte. Sir John Jervis ward zum Pair von England und Grafen v. St. Vincent ernannt, Nelson zum Kontre-Admiral. Als solcher befehligte er das „innere Geschwader" bei der Blokade vor Cadix. Am 3. Juli machte er einen Angriff auf die Kanonenböte der Spanier und verfolgte sie bis an die Wälle von Cadix, wobei er ihnen mehrere Fahrzeuge abnahm.

Wenige Tage nach diesem Gefecht ward Nelson mit 3 Linienschiffen und einigen Fregatten nach St. Cruz, der Hauptstadt auf der Insel Teneriffa, gesandt, wo ein reiches spanisches Schiff von der Silberflotte vor Anker lag, um den festen Platz zu nehmen. Ungeachtet der Dunkelheit der Nacht und des Steigens des Wassers ging die Landung doch gut von Statten. Die Stadt wurde genommen, aber die Citadelle war so gut besetzt und so wohl auf jeden Angriff vorbereitet, daß der Sturm mißlang. Die Engländer waren im Ganzen nur 1000 Mann stark, und diese Anzahl war viel zu gering. Sieben Stunden lang dauerte der blutige Kampf. „Nie ist," sagte Nelson in seinem Bericht an den Grafen St. Vincent, „mehr Kühnheit und Unerschrockenheit an den Tag gelegt worden, als von den Kapitäns, Offizieren und Matrosen, die ich zu kommandiren die Ehre hatte." Gleich nach geschehener Landung traf ein Kanonenschuß Nelsons rechten Arm, und warf ihn selber zu Boden. Sein Stiefsohn, Lieutenant Nesbit, kehrte sogleich um, sobald er den Anführer vermißte, und fand ihn, nach einigem Suchen im Dunkeln, im

Blute schwimmend auf der Erde, mit ganz zerschmettertem Arme, ohne Merkmale des Lebens. Er band sogleich sein Halstuch um den Arm seines braven Stiefvaters und trug ihn auf dem Rücken nach dem Strande, wo er ihn mit Hülfe einiger Matrosen in ein Boot brachte, worin er unter dem heftigsten Feuer der feindlichen Batterie nach dem „Theseus" fuhr. Am Bord des Schiffes ward die Amputation vorgenommen, doch in der großen Eile und Verwirrung bei der Verbindung der Pulsader ein Versehen begangen, wodurch der Admiral mehrere Monate die schrecklichsten Schmerzen litt. Das hinderte ihn übrigens nicht, gleich nach geschehenem Verbande schon um 10 Uhr derselben Nacht den amtlichen Bericht zu beginnen, der um 11 Uhr vollendet war. Nicht weniger als 246 tapfere Männer waren umgekommen.

Am folgenden Tage schrieb Nelson an Lady Nelson einen Brief, in welchem er die tragische Begebenheit erzählt, und unter Anderem sagt: „Ich weiß, es wird Ihnen Freude machen, zu erfahren, daß Ihr Sohn Josiah, unter Gottes Vorsehung, das Werkzeug meiner Rettung war." Er kehrte, durch seine sehr erschütterte Gesundheit gezwungen, auf einer Fregatte nach England zurück, um die Herstellung abzuwarten. Daß die letzte Expedition mißlungen war, that der allgemeinen Theilnahme und Verehrung keinen Abbruch, womit Hoch und Niedrig den Helden empfing.

Es ist Sitte in England, daß die Person, der eine Pension zugedacht ist, dem Könige eine Bittschrift überreichen muß, in welcher die Gründe entwickelt sind, die zu Ansprüchen auf eine Pension berechtigen. So reichte denn auch Sir Horatio Nelson folgende Bittschrift ein:

„Sr. Majestät dem Könige."

Bittschrift Sir Horatio Nelsons, Ritter des Bathordens und Kontre-Admirals in Eurer Majestät Flotte.

„Während des gegenwärtigen Krieges bin ich in 4 Aktionen mit den Flotten des Feindes gewesen, nämlich den 13. und 14. März 1795, den 13. Juli 1795 und den 14. Februar 1797. Ferner in 3 Bootsgefechten, bei Herausholung feindlicher Schiffe aus den Häfen, bei deren Zerstörung und bei der Einnahme dreier Städte. Auch habe ich 4 Monate lang mit den Landtruppen Dienste gethan, und die Batterien bei den Belagerungen von Bastia und Calvi kommandirt. Ich habe während des Kriegs 7 Linienschiffe, 6 Fregatten, 4 Korvetten und 11 Kaper von verschiedener Größe nehmen helfen; ich habe gegen 50 Kauffahrteischiffe genommen und zerstört. Ueberhaupt bin ich etwa 120 Mal mit dem Feinde engagirt gewesen. In diesem Dienste habe ich mein rechtes Auge und meinen rechten Arm verloren und bin an meinem Körper schwer verwundet und gequetscht worden. Eure Majestät werden die angezeigten Dienste und Wunden in gnädige Erwägung ziehen.

Oktober 1797. Nelson."

Noch in demselben Monate ward dem verdienten Seehelden eine jährliche Pension von 1000 Pfund bewilligt. Als er zum ersten Mal bei Hofe erschien, empfing ihn sein König mit außerordentlicher Huld und Herzlichkeit; mit der innigsten Theilnahme bedauerte er den edlen Admiral wegen des erlittenen Verlustes und wegen des schlechten Zustandes seiner Gesundheit, der vielleicht das Vaterland seiner ferneren Dienste beraube; aber mit nachdrucksvoller Begeisterung erwiederte Nelson: „Ew. Majestät verzeihen, ich kann mich schlechterdings nicht überreden, daß das ein Verlust sei, was durch die Ausübung meiner Pflicht herbeigeführt ward; so lange ich einen Fuß habe, auf dem ich stehen kann, werde ich mich für meinen König und mein Vaterland schlagen.“

Am 13. Dezember erklärten ihn die Aerzte wieder für dienstfähig, und alsbald empfing er den Befehl, seine Flagge wieder aufzuziehen und in's mittelländische Meer zu gehen. So ging er am 19. Dezember am Bord des „Vanguard“; doch bis dieses Schiff gehörig ausgerüstet und das dazu gehörige Geschwader in Bereitschaft war, vergingen noch mehrere Wochen, und erst am 29. April konnte Nelson zu dem Grafen St. Vincent, dem Oberbefehlshaber von Cadix, stoßen, der ihn sogleich mit 3 Linienschiffen, 2 Fregatten und 1 Kriegsschaluppe ausschickte, die Bewegungen der großen französischen Flotte zu beobachten, die im Hafen von Toulon ausgerüstet war, das nach Aegypten bestimmte Heer überzuführen. Während Nelson durch einen Sturm genöthigt wurde, seine Station zu verlassen, lief die französische Flotte aus, nahm durch einen Handstreich Malta, segelte dann kluger Weise nicht direkt nach Alexandria, sondern zuvor nach der Insel Candia. Am 8. Januar 1798 war Kapitän Trowbridge, den Lord St. Vincent zu Nelsons Verstärkung abgesandt hatte, zu Nelsons Geschwader gestoßen mit Ueberbringung des Befehles, die französische Flotte anzugreifen, wo man sie fände. Nelson machte sich alsbald auf, sie zu treffen; die an der Küste von Sicilien eingezogenen Nachrichten wiesen ihn nach der ägyptischen Küste. Nelson eilte dorthin, kam aber früher an, als die Franzosen und kehrte, da er den Hafen von Alexandria leer fand, wieder nach Sicilien zurück. Dort erfuhr er nun mit Gewißheit, daß die französische Flotte nach Aegypten gesegelt sei, eilte zum zweiten Mal dahin und traf sie auf der Rhede von Abukir vor Alexandria. Es war am Abend des 1. August 1798, als Nelson zu seiner großen Freude die dreizehn französischen Linienschiffe im Innern der Bucht vor Anker erblickte und sogleich anzugreifen beschloß. Die Franzosen hatten weder die plötzliche Ankunft noch den augenblicklichen Angriff Seitens der Engländer erwartet und waren nicht vorbereitet. Admiral Brüeyes beschloß indeß, im Vertrauen auf seine sichere Stellung, den Angriff vor Anker zu bestehen. Die französische Flotte schloß sich in einem Bogen ziemlich nahe an eine kleine Insel, die durch eine Batterie von Kanonen und Mörsern gedeckt war; aber Nelson ließ mit unerhörter Verwegenheit die Hälfte seiner Flotte zwischen der Insel und der französischen Schlachtlinie durchbrechen und an der

Landseite, im Rücken derselben, hinuntersegeln, während die andere Hälfte auf ihre Fronte zog und einen Pistolenschuß nahe vor Anker legte, so daß die französischen Schiffe zwischen zwei Feuer kamen. Mit Sonnenuntergang, Abends halb sieben Uhr, hatte die Schlacht begonnen, und nach einer Stunde waren schon fünf französische Schiffe entmastet und genommen. Der französische Admiral Brüeyes ward durch eine Kanonenkugel getödtet, sein Schiff l'Orient setzte das Feuer mit Lebhaftigkeit fort, gerieth aber in Brand und um 10 Uhr flog das prächtige Gebäude von 120 Kanonen in die Luft. Von 1000 Menschen wurden kaum 70 gerettet. Bei dem gewaltigen Blitz und Knall entstand plötzlich eine stille erwartungsvolle Pause, bis nach wenigen Minuten das Geräusch der in's Meer zurückfallenden Trümmer die Stille wieder unterbrach und der Kanonendonner auf's Neue tobte. Der Kampf dauerte bis zum andern Morgen; die Niederlage der französischen Flotte war vollständig: neun Linienschiffe waren genommen, eins in die Luft geflogen, ein andres nebst einer Fregatte von den Franzosen selbst verbrannt und eine Fregatte in den Grund gebohrt worden. Der Kontre-Admiral Villeneuve entkam mit zwei Fregatten und zwei Linienschiffen nach Malta und Korfu. Das mittelländische Meer war in der Gewalt der Engländer, die französische Armee in der Mitte eines empörten Volkes eingeschlossen und von der Verbindung mit Frankreich abgeschnitten, die Pforte ward ermuthigt, sich gegen Frankreich zu erklären und so Ostindien vor Bonaparte's kühnem Vordringen gesichert.

Selten mag aber auch mit so williger Hingabe Seitens der Matrosen und Offiziere, mit so großer Einheit und Folgerichtigkeit gekämpft worden sein, als in der Seeschlacht von Abukir. Nelson hatte seine Kapitäne bereits zuvor über die für jeden Fall vorzunehmenden Bewegungen in Kenntniß gesetzt, Jeder wußte, was er zu thun hatte, und der kühne Muth und sichere Blick des Oberanführers schien alle Krieger zu beleben, die mit Freuden seinem Befehle gehorchten.

Es war der glänzendste Sieg der englischen Seemacht seit der Niederlage der spanischen Armada. Während der Schlacht ward durch das Donnern und Blitzen der Kanonen, das nur durch kurze Zwischenräume unterbrochen wurde, die ägyptische Küste meilenweit rings umher erschüttert, und die bestürzten Einwohner, sowohl fremde als einheimische, waren in banger Erwartung. Die französischen Transportschiffe im Hafen von Alexandria und die Besatzung in dieser Stadt schwebten in Ungewißheit sowohl über ihr eigenes Schicksal, als über das Loos der französischen Flotte. Selbst in Rosette, das doch ungefähr 30 englische Meilen von Abukir entfernt ist, sahen französische Offiziere von den Thürmen der Stadt mit bewaffneten Augen, wiewohl etwas undeutlich, das gräßliche Schauspiel, und die Explosion des Orient war von einer Erderschütterung begleitet, die sogar in jener Ferne gespürt wurde. Arabische Horden, die der schreckliche Donner und Blitz an das Gestade rief, fühlten, als sie das Geschick der Verwüster ihres Vaterlandes wahr-

nahmen, ihren Zorn neubelebt; sie zündeten am Ufer mehrere Feuer an, um ihre Freude über den Sieg der Engländer zu erkennen zu geben, und den Flüchtlingen, die ihre zertrümmerten und brennenden Schiffe verlassen hatten, um in den Dörfern der Küste ihr Heil zu suchen, stellten sie sich feindlich entgegen. Sie unterbrachen eine Zeit lang die Kommunikation der Franzosen zwischen der Bai und den benachbarten Städten, bis Bonaparte sie durch Uebermacht wiederherstellte.

Von großem Interesse ist der Bericht Nelsons an den englischen Gouverneur zu Bombay in Ostindien über den bei Abukir erfochtenen Sieg. Wir theilen das Dokument hier mit.

„Vanguard, an der Mündung des Nils
den 9. August 1798.

„Sir,

„Obschon ich hoffe, daß die englischen Konsuln, die in Aegypten sind, einen Expressen wegen der Lage der hiesigen Angelegenheiten werden an Sie abgeschickt haben: so wäre es doch, da Mr. Balduin vor einigen Wochen Alexandria verlassen hat, leicht möglich, daß Sie noch nicht gehörig unterrichtet sind. Ich melde Ihnen daher in aller Kürze, daß ein französisches Heer von 40,000 Mann in 300 Transportschiffen mit 13 Linienschiffen, 11 Fregatten, Bombardiergallioten, Kanonenbooten &c. am 1. Juli zu Alexandria angekommen ist. Den 7ten setzte es sich nach Kairo in Bewegung, wo es den 22ten ankam. Auf dem Marsche dahin hatte das Korps verschiedene Gefechte mit den Mameluken, welche von den Franzosen für große Siege ausgegeben werden. Da ich Bonaparte's Depeschen, die ich gestern auffing, vor mir habe, so ist das, was ich sage, zuverlässig. Er sagt: „Ich bin nun im Begriff, zur Eroberung von Suez und Damiette zu schreiten.“ Sein Urtheil über das Land und dessen Bewohner ist für beide sehr ungünstig; übrigens sind seine Briefe so beschaffen, daß es schwer hält, hinter die Wahrheit zu kommen; aber Sie können versichert sein, er ist nur Herr desjenigen Distrikts, der von seinen Truppen besetzt ist. Aus allen Erkundigungen, die ich einzuziehen im Stande war, geht nicht hervor, daß sich bei Suez französische Schiffe befänden, die bestimmt wären, Truppen nach Indien an Bord zu nehmen.

Bombay ist, wenn sie anders dahin kommen können, ganz vorzüglich ihr Augenmerk; ich vertraue aber zu dem Allmächtigen, daß er sie in Aegypten zu Grunde richten werde. Es ist mir gelungen, 12,000 Mann zu Genua am Auslaufen zu hindern, und 11 Linienschiffe und 2 Fregatten zu nehmen. 2 Linienschiffe und 2 Fregatten sind mir entwischt. Dieser glorreiche Sieg wurde an der Mündung des Nils, vor Anker, erfochten. Die Schlacht begann bei Sonnenuntergang, und war um 3 Uhr des folgenden Morgens noch nicht beendigt. Sie war mörderisch, doch krönte Gott unsere Anstrengungen mit einem herrlichen Siege. Ich bin nun zwischen Alexandria und Rosette vor Anker, um dem Feinde

die Kommunikation zur See abzuschneiden, und zu Lande darf sich kein Trupp, der geringer als ein Regiment ist, erdreisten zu marschiren. Beinahe hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß 4000 Franzosen zu Rosette postirt sind, die Mündung des Nils offen zu erhalten. Die Stadt Alexandria sowohl als die vielen Schiffe in dem dortigen Hafen leiden den drückendsten Mangel an Lebensmitteln, die sie nur zu Wasser auf dem Nil bekommen können; es kann daher nur ersprießliche Folgen haben, wenn ich meine jetzige Stellung behalte. Denn Bonaparte klagt in seinen Briefen ebenfalls über Mangel an Proviant, Artillerie und Erfordernissen für das Hospital. Alle für ihn vortheilhafte Kommunikation zwischen Alexandria und Kairo ist aufgehoben. Sie können sich darauf verlassen, ich werde hier so lange bleiben als irgend möglich ist.

„Dieß ist Alles, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Ich versichere Sie, daß alle möglichen Vorsichtsmaßregeln genommen werden sollen, um zu verhindern, daß in Zukunft keine Schiffe nach Suez gehen, die dazu dienen könnten, Truppen nach Indien zu transportiren. Wenn mein Brief in Absicht auf Korrektheit Ihren Erwartungen nicht entspricht, so erbitte ich mir Ihre Nachsicht; denn mein Gehirn ist von meiner Kopfwunde noch so sehr erschüttert*), daß ich zu meinem großen Verdruß in meinem Ausdruck nicht immer so deutlich bin, als zu wünschen wäre. Aber so lange nur ein Lichtstrahl von Vernunft in mir vorhanden ist, wird mein Herz für meinen König und mein Vaterland schlagen, und meine Hand dem Dienst derselben gewidmet sein. Ich habe die Ehre rc. Horatio Nelson."

Das englische Parlament votirte eine Dankadresse für den Sieg bei Abukir, dem Sieger war eine Leibrente von 2000 Pfund für „Lord Nelson und dessen zwei nächste männliche Erben", auf die der Titel „Baron Nelson vom Nil und Burnham-Thorpe" übergehen sollte, zugesichert. Der Tribut der Stadt London bestand in einem kostbaren Degen; Nelson hatte den Degen des kommandirenden französischen Kontre-Admirals Blanquet dem Lordmayor übersandt „als ein Denkmal der Oberherrschaft Britanniens zur See", und der Stadtrath ließ diese Trophäe im Rathszimmer an einem vorzüglich in die Augen fallenden Orte in einem eleganten gläsernen Futterale auf einem Marmortischchen mit folgender Inschrift aufstellen:

„Dieß der Degen, den der kommandirende französische Admiral Blanquet in dem glorreichen Siege am Nil den 1. August 1798 trug, diesem Gerichtshofe zum Geschenk geweiht von dem Admiral Lord Nelson."

Der nationale Sinn des englischen Volkes feiert die Waffenerfolge seiner Heere auf eine viel begeisterungsvollere Weise, als solches bei uns Deutschen der Fall ist. Auch unter den Privaten wetteiferte Alles, dem

*) Ein Streifschuß hatte ihm die Stirnhaut aufgerissen.

Sieger von Abukir Zeichen dankbarer Verehrung zu geben. Ein Herr Davison gab mit fürstlicher Freigebigkeit nicht nur dem Lord Nelson und allen unter ihm stehenden Kapitäns eine goldene Medaille zum Geschenk, sondern dehnte seine Freigebigkeit auch auf jedes Individuum der Flotte aus, indem er jedem nach seinem Range entweder eine Medaille von Silber oder eine von vergoldetem Metall verehrte. Die unter Nelsons Befehle stehenden Schiffsoffiziere selber machten ihrem Anführer ein Geschenk mit einem prächtigen Degen, dessen Gefäß ein Krokodil vorstellte. Das eigenthümlichste Geschenk aber brachte Kapitän Hallowell, der in der Schlacht den „Swiftsure" kommandirte. Er ließ aus dem großen Maste des „Orient" einen Sarg verfertigen und übersandte denselben mit folgendem Briefchen:

„Swiftsure, August 1798.

„Sir,

„Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen einen aus dem großen Maste des Orient gemachten Sarg zu verehren, damit, wenn Sie Ihre militärische Laufbahn in dieser Welt geendigt haben, Sie in einer Ihrer Trophäen eine Ruhestätte finden. Daß aber dieser Zeitpunkt noch sehr fern sein möge, dieß ist der eifrigste Wunsch

Ihres aufrichtigen Freundes
B. Hallowell."

Diese merkwürdige Gabe ward vom Admiral mit größtem Wohlgefallen aufgenommen; er behielt den Sarg eine geraume Zeit in seiner Kajüte und willigte nur mit Widerstreben in seine Entfernung.

Auch von dem Sultan, vom Kaiser Paul und von dem König von Neapel erhielt Nelson reiche Geschenke. Als er am 22. September mit dem Vanguard in Neapel eintraf, wetteiferte die königliche Familie mit dem Volke, den ruhmgekrönten Seehelden wie einen Erretter zu feiern. Schon früher, als er mit Aufträgen des Lord Hood nach Neapel geschickt wurde, hatte er Lord Hamilton, den englischen Gesandten, und dessen Gemahlin kennen gelernt, die sich durch ihre Schönheit und Gewandtheit vom Stande eines gemeinen Dienstmädchens und einer Landstreicherin zur Busenfreundin der Königin von Neapel (an deren Hofe freilich die Sitten locker genug waren) aufgeschwungen hatte. Nun bot Lady Hamilton Alles auf, den Sieger von Abukir durch ihre Reize zu fesseln, und es gelang ihr nur zu gut. Der zwar leidenschaftliche, aber bisher in seinen Sitten einfache und unverdorbene Held erlag den Schmeicheleien des Hofes und den Verführungskünsten der Lady Hamilton, so daß er nicht allein seine ehrenwerthe Frau, die in allem Glück und Unglück ihm mit so viel Liebe und Treue ergeben blieb, und ihren Sohn aus erster Ehe, der ihm einst das Leben gerettet, gänzlich vergaß: sondern auch zu politischen Mißgriffen sich hinreißen ließ. Es war ganz löblich, daß er die königliche Familie vor den siegreich vordringenden

Franzosen, welche Neapel in die „parthenopeische Republik" verwandelten, nach Sicilien rettete. Als nun aber eine Gegenrevolution sich vorbereitete und die neapolitanischen Royalisten wieder siegten, wobei Nelson mit seinen Kriegsschiffen energisch mitwirkte, ließ er sich auf Antrieb der Lady Hamilton zu grausamen Maßregeln verleiten, indem er einen billigen von Kardinal Ruffo mit der französischen Partei geschlossenen Vertrag für null und nichtig erklärte. Sogleich wurden die noch nicht nach Frankreich entflohenen „Patrioten" gefangen genommen, großentheils gehenkt oder durch's Schwert hingerichtet.

Nachdem Lord Keith den Oberbefehl im mittelländischen Meere erhalten hatte, reiste Nelson mit Lord und Lady Hamilton über Triest durch Deutschland nach Hamburg, und kam am 6. November nach dreijähriger Abwesenheit an der Küste seines Vaterlandes an. Seine Reise von Yarmouth nach London war ein einziger Triumphzug. Die Menge begrüßte mit ihrem Jubelruf und ohne Nebengedanken den verstümmelten Helden, der seit 8 Jahren der englischen Seemacht so reichen Glanz verliehen hatte. Der vaterländische Sinn der höheren Stände zollte dem Helden zwar gern den schuldigen Dank, aber die Begleitung des Lords und der Lady Hamilton wirkte wie ein Dämpfer auf den Enthusiasmus. Lady Nelson und des Admirals ehrwürdiger Vater sahen dieß widerwärtige Paar in demselben Hôtel ihre Wohnung nehmen, in dem sie sich vereinigt hatten, die Wiederkehr des Gatten und Sohnes zu feiern. Und kaum waren drei Monate verflossen, als der von seiner Leidenschaft verblendete Nelson seine Gemahlin verstieß, und die zwar ehrlichen, aber auch grausamen Worte ihr schrieb: „Ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß in Ihnen oder in Ihrem Verhalten durchaus nichts liegt, was ich tadeln könnte oder ändern möchte!"

Zu Anfang des Jahres 1801 ward Nelson zum Vizeadmiral der blauen Flagge ernannt, und er zog seine Flagge auf dem San Jose von 112 Kanonen auf, den er selbst erobert hatte. Das englische Kabinet hatte beschlossen, zur Trennung des Bündnisses, das Dänemark, Schweden und Rußland gegen die Uebergriffe Englands geschlossen hatten, eine große Flotte unter Sir Hyde Parker in die Nordsee zu schicken; Nelson, der dem inneren Unfrieden durch neue Arbeit zu begegnen hoffte, willigte ein, als der Zweite im Befehl der Unternehmung beizuwohnen. Die Flotte segelte ohne Aufenthalt durch den Sund und kam vor Kopenhagen an, wo 19 Linien- und Blockschiffe nebst ausgedehnten Batterieen die dänische Hauptstadt deckten. Nelson erhielt Befehl, mit 13 Linienschiffen und einigen Fregatten den Angriff zu machen, und es gelang ihm, nach einem heißen fünfstündigen Kampfe die ganze Linie der dänischen Schiffe zu schlagen; aber noch hielten die Kronbatterieen und die Schiffe am Eingange des Hafens Stand und feuerten sehr wirksam auf die Engländer, denen bereits zwei Schiffe gestrandet waren, während andere nur noch mit Mühe den Kampf fortsetzten. Die Dänen schlugen sich mit ausgezeichneter Tapferkeit. In diesem

kritischen Momente sandte Nelson einen Parlamentär an den Kronprinzen mit dem Anerbieten, den Kampf einzustellen zur Schonung vieler braven Krieger, denn er sähe sich bei längerem Kampf gezwungen, die genommenen Batterieen in Brand zu stecken. Der Vorschlag ward angenommen; Nelson kam an's Land, besprach sich mit dem Kronprinzen und es kam ein Vergleich zu Stande, der den Streit mit Dänemark beilegte und auch eine Verständigung mit Rußland und Schweden herbeiführte. Als Nelson nach England zurückkehrte, erhob ihn der König zur Würde eines Viskount.

Unterdessen hatten die Franzosen stark gerüstet, und man fürchtete allgemein eine Landung in England; Nelson ward zum Oberbefehlshaber eines Geschwaders und der dazu nöthigen Flotille von Kanonenböten ernannt, um in die französischen Häfen einzudringen. Am 16. August 1801 machte er den Angriff auf Boulogne, aber das Unternehmen mißlang. Bald darauf ward der Friede eingeleitet, der im März 1802 zu Amiens zu Stande kam — um bald darauf wieder gebrochen zu werden. England, vom Geiste Pitts geleitet, konnte mit einer Republik, die einen Bonaparte an der Spitze hatte, auf die Dauer nicht Frieden machen. Die Feindseligkeiten begannen auf's Neue und Nelson ward zum Oberbefehlshaber im Mittelmeer ernannt. Er richtete sein Hauptaugenmerk auf die Bewegungen der touloner Flotte, vermied jedoch eine engere Blokade, um dem Feinde zum Auslaufen Gelegenheit zu geben. Die zwanzig Monate, welche er zum Kreuzen auf der See verwenden mußte, benutzte er trefflich zur Uebung seiner Mannschaften, die an Wind und Wetter gewöhnt wurden, während die Franzosen ruhig im Hafen vor Anker lagen. Endlich, im März 1805, verließ der französische Admiral Villeneuve mit seiner ganzen Flotte, ohne bemerkt zu werden, Toulon, und segelte, nachdem er sich mit einem spanischen Geschwader vor Cadix vereinigt hatte, nach Westindien. Nelson, der erst spät Kunde erhielt, daß der Feind sich nach dieser Richtung gewandt habe, segelte ihm nach; Villeneuve war jedoch zeitig wieder umgekehrt und Nelson verfehlte ihn. Erst im Oktober traf er die vereinigte spanisch-französische Flotte bei Trafalgar, dem Vorgebirge zwischen Cadix und der Meerenge von Gibraltar, in der imposanten Zahl von dreißig Linienschiffen und sieben großen Fregatten. Nelson hatte, wie er's gewohnt war, schon vorher seine Offiziere in seinen Plan eingeweiht und durch seine klare und wahrhaft geniale Taktik die Begeisterung gesteigert. Nun befahl er sogleich den Angriff; sein letztes Signal vor dem Beginn der Schlacht lautete: „England erwartet, daß Jedermann seine Pflicht thue!" Es wurde von der Flotte mit jubelndem Zuruf empfangen.

Nelson, der in Vorahnung seines Todes noch ein Gebet in sein Tagebuch geschrieben und sein Testament zu Gunsten der für seine Ehre so verderblichen Lady Hamilton ergänzt hatte*), stieg ernst und gefaßt

*) England wies dieses Kodizill zurück, gab dagegen den rechtmäßigen Erben des

auf das Hinterdeck seines Schiffes, auf einen erhöhten, sehr gefährlichen Punkt. Er hatte seine Schiffe in zwei Säulen vorrücken lassen, durchbrach mit ihnen die feindliche Mitte und richtete sein wirksames Feuer auf Pistolenschußweite. Der Kampf ist blutig und das Kleingewehrfeuer der Franzosen fährt mörderisch unter die auf dem Verdeck des Victory befindliche Mannschaft. Ruhig geht Nelson mit seinem Freund Kapitän Hardy in dem Tumult auf und ab; da trifft ihn eine wohlgezielte Flintenkugel aus dem Besanmast des „Redoutable" in die linke Schulter, dringt durch die Brust und in's Rückgrat. Es heißt in dem Auszug aus dem Supplement zu der Chronik von Gibraltar, d. d. 2. November 1805 über Nelsons letzte Augenblicke:

„Seit der Ankunft des „Victory", an dessen Bord während der ganzen letzten Schlacht Lord Nelsons Flagge wehete, haben wir uns bemüht, alle möglichen Nachrichten darüber einzuziehen. Es war die Absicht des Lords gewesen, die feindliche Linie zwischen dem 10ten und 11ten Schiffe des Vordertreffens zu durchbrechen, indessen Admiral Collingwood bei dem 12ten Schiffe des Hintertreffens durch dieselbe drang. Da der Lord aber die feindliche Linie an jener Stelle so dicht geschlossen fand, daß nicht durchzukommen war, so ließ er den Victory an Bord des ihm gegenüber gestandenen Schiffes rennen; ebenso rannte der „Temeraire", der unmittelbar dem Victory folgte, an Bord des nächsten Schiffes der feindlichen Linie, so daß diese 4 Schiffe auf eine geraume Zeit gleichsam in Einer Masse und so gedrängt mit einander engagirt waren, daß die Flammen fast jedes aus dem Victory auf dem gegenüberstehenden „Redoutable" gethanen Schusses auf letzterem einen Brand anrichtete. Indeß waren unsere Matrosen, trotz dem heißesten Feuer der Schlacht, mit der größten Unbefangenheit damit beschäftigt, zu verschiedenen Malen Wasser aus Eimern hinüber zu schütten, um die Flammen am Bord des feindlichen Schiffes zu löschen, damit sie nicht durch weiteres Umsichgreifen beide Schiffe in's Verderben stürzen möchten.

„Lord Nelson fühlte, als er die Wunde empfing, gleich, daß sie tödtlich sei, und sagte lächelnd zu dem Kapitän Hardy, mit dem er so eben gesprochen hatte: „Sie haben mich endlich bekommen!" Er mußte bald vom Verdeck gebracht werden, und als man ihn nach unten führte, bemerkte er, daß das Steuerrudertau zu schlaff war, welches er dem Kapitän Hardy anzuzeigen befahl, damit es straffer angezogen wurde. Seine Besorgniß über den Erfolg dieses Tages war so groß, daß er darüber alle Schmerzen des Todes und alle andern Gedanken vergaß. Er ließ sich zu wiederholten Malen erkundigen, welche Wendung das Treffen nehme, und äußerte die lebhafteste Freude, wenn er hörte, daß

Siegers von Trafalgar glänzende Beweise seiner Dankbarkeit. Das Parlament bewilligte der Wittwe Lord Nelsons eine lebenslängliche Pension von 14,000 Thalern; für den ältesten Bruder des Admirals wurde die Grafenwürde nebst einer ewigen Rente von 35,000 Thalern bestimmt, und dazu noch ein Landgut angekauft. Die beiden Schwestern Nelsons erhielten jede 105,000 Thaler.

es eine günstige Wendung nehme. Die unteren Theile seines Körpers wurden kalt und unempfindlich und der Blutverlust aus der Lunge drohete öfter, ihn zu ersticken; aber seine Augen schienen jedes Mal zu glänzen und seine Lebensgeister sich wieder zu erholen, wenn er das Jauchzen des Schiffsvolkes auf dem Victory hörte und dadurch erfuhr, daß wieder ein feindliches Schiff gestrichen hätte. Gegen 4 Uhr verlangte er sehr ängstlich, seinen Freund Hardy zu sehen; er schickte einige Mal nach ihm, aber dieser tapfere Offizier hielt es nicht für gut, in einem so wichtigen Augenblicke das Verdeck zu verlassen. Gegen 5 Uhr endlich, als er sah, daß der Sieg vollkommen entschieden und die Schlacht fast geendet sei, war er im Stande, die letzten Wünsche des sterbenden Helden zu erfüllen. Lord Nelson fragte ihn sehr begierig, wie viel Schiffe genommen seien. Als ihm der Kapitän Hardy sagte, daß er 12 habe streichen sehen, daß aber vermuthlich noch mehrere sich würden ergeben haben, sagte der Lord: „Was, nur 12? nach meiner Rechnung mußten es wenigstens 15 bis 16 sein,“ und nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: „doch 12 ist noch so ziemlich!“ Bald darauf sagte er: „Ich fühle, daß der Tod herannaht und daß ich nur noch wenige Minuten zu leben habe; ich hätte gewünscht, noch etwas länger zu leben, um die Flotte in Sicherheit zu sehen. Da das aber unmöglich ist, so danke ich Gott, daß er mich die Schlacht überleben ließ und mich in den Stand setzte, die Pflichten gegen mein Vaterland zu erfüllen.“ Um diese Zeit wurde er noch einmal durch das Freudengeschrei des Schiffsvolkes aufgeweckt; als er erfuhr, daß wieder einige feindliche Schiffe gestrichen hätten, gab er seine größte Freude darüber zu erkennen, und verschied kurz darauf — ohne einen Seufzer. Der Franzose, durch dessen Hand dieser Held ohne Gleichen fiel, wurde bald nachher durch Mr. Pallard, Midshipman auf dem Victory, erschossen, und man sah ihn aus dem Besanmast fallen.

„Der Lord würde, seinem Plane zufolge, das Schiff des französischen Befehlshabers, den „Bucentaure“, zuerst engagirt haben, wenn er es hätte unterscheiden können; allein so sonderbar es auch scheinen mag, Niemand am Bord konnte während des ganzen Tages die französische Admiralitätsflagge entdecken, obgleich der Victory geraume Zeit nur auf Pistolenschußweite von dem Admiralschiffe entfernt war, und dasselbe so zurichtete, daß es außer Stand gesetzt wurde, nachher am Gefecht theilzunehmen.“

Der Vize-Admiral Collingwood sagte in seinem amtlichen Berichte an die Lords der Admiralität: „Ich muß mit der britischen Nation und ihrer Seemacht den Tod des Oberbefehlshabers beweinen, eines Helden, dessen Name unsterblich und dessen Andenken seinem Vaterlande ewig theuer sein wird. Mein Schmerz ist gedoppelt; ich beweine zugleich den Tod eines Freundes, mit dem ich durch vieljährigen vertrauten Umgang und durch eine genaue Bekanntschaft mit seinen Tugenden auf's innigste verbunden war; meinen Schmerz wegen seines Verlustes vermag selbst

der Gedanke an die glorreiche Schlacht, in der er fiel, nicht so zu mildern, als er vielleicht sollte." Siegend war der Held in der größten Seeschlacht gefallen, welche die neuere Zeit kennt.

Nelsons Körper ward in Spiritus gesetzt; Admiral Collingwood wollte die Leiche in einer Fregatte nach England schicken, aber das Volk des „Victory" bat, daß es nicht geschehen möchte. Sie sagten, der brave Admiral habe mit ihnen gestritten und sei auf ihrem Verdeck geblieben; wenn seine Leiche auf eine Fregatte gebracht würde und diese dem Feinde in die Hände fiele, würde ihr Verlust doppelt groß sein. Sie wollten also insgesammt den Leichnam nach England geleiten oder mit ihm in den Wellen begraben werden. Lord Collingwood gab seine Einwilligung und die Leiche ward in Gibraltar einbalsamirt. Darauf ward der aus dem Mast des „Orient" verfertigte Sarg auf den „Victory" geschickt, dieser dann in einen zweiten aus Ulmenholz gemachten und mit Blei gefütterten größeren Sarg gesetzt, über welchen endlich der Prachtsarg kam. Dieser bestand aus starkem Mahagonyholz und war mit schwarzem genuesischen Sammet überzogen. Die Platten waren alle doppelt vergoldet, sowie die Nägel, deren man nicht weniger als 10,000 brauchte. Die Hauptplatte stellt ein Monument vor. Zwei Adler, Sinnbilder des Sieges, tragen ein Brustbild des Helden. Oben steht ein Aschenkrug; eine weinende Gestalt lehnt sich daran. Unten legt der britische Löwe ein Bein auf den gallischen Hahn, auf Sphinxe und andere Trophäen, zum Andenken seines Sieges in Aegypten. Außerdem symbolische Verzierungen sämmtlicher Orden und Würden. Im Saale des Invalidenhospitals zu Greenwich stand die Leiche drei Tage auf Parade. Am 8. Januar 1806 ward sie auf der Themse nach London gebracht; die lange Reihe von Barken und Booten bewegte sich mit wahrhaft majestätischer Ruhe, und einen feierlicheren und prachtvolleren Zug erinnerte sich Niemand in London je gesehen zu haben. Sieben Prinzen von Geblüt waren im Gefolge des Leichenzuges nach der St. Paulskirche, die mit verschwenderischer Pracht für die Trauerfeier ausgeschmückt war. In derselben Kirche erhielt der Seeheld ein schönes Monument, ein noch großartigeres ward ihm später auf Trafalgar-Square errichtet; auch mehrere Provinzialstädte Englands errichteten Monumente.

Nelsons Taktik war exzentrisch, man könnte sagen tollkühn, aber bei dem Zustande der feindlichen Streitkräfte mußte sie zum Siege führen; war sie auch grundverschieden von Napoleons mathematischer Regelmäßigkeit und sicherer Berechnung, die nichts der Willkür der Unterbefehlshaber anheim stellte: so war sie doch darin ganz gleichartig, daß Nelson Alles daran setzte, die feindliche Schlachtlinie zu durchbrechen und ihre Theile zu isoliren, um sie nacheinander aufzureiben. Dieselbe Revolution in der Taktik, welche der „Eroberer Italiens" an den Ufern der Etsch und des Po begründete, ward durch Nelson am Ausfluß des Nil ein-

geleitet, und die französischen und spanischen Admiräle standen zu letzterem etwa in demselben Verhältniß, wie die Generäle des Kontinents zu Napoleon.

Sehr interessant ist auch eine Parallele Nelsons mit Wellington. Welch ein Gegensatz — bemerkt Jurien de la Gravière — zwischen Nelsons leidenschaftlichen Mienen und den eindruckslosen Gesichtszügen Wellingtons, jenes kaltblütigen und systematischen Mannes, der sich nur vermittelst der Ordnung und der Umsicht auf der pyrenäischen Halbinsel behauptete. Gehören beide wirklich derselben Nation an, befehligten sie in der That denselben Menschenschlag — dieser Admiral voller Begeisterung und von dem Bedürfniß gestachelt, sich auszuzeichnen, der mit seinen Angriffen so rasch und ungestüm ist, und jener phlegmatisch-hartnäckige General, der, in dem Lager bei Torres-Vedras verschanzt oder auf dem Schlachtfelde von Waterloo seine zersprengten Quarrés ruhig wieder bildend, den Gegner nicht sowohl zu besiegen als ermüden zu wollen scheint, und dem nur seine geduldige und unerschütterliche Energie zum Triumph über ihn verhilft? Und doch mußte der Wille der Vorsehung gerade auf solche Weise erfüllt werden. Sie ließ bei dem General, welcher Truppen von unbestreitbarer Ueberlegenheit auf dem Schlachtfelde, deren erstes Losbrechen unwiderstehlich war, bekämpfen sollte, jenen Geist der Regelmäßigkeit und des Abwartens vorwalten, woran der Eifer der französischen Soldaten sich allmählig abstumpfen mußte, und dagegen bei dem Admiral, der eben aus dem Hafen kommende Schiffe, die durch einen plötzlichen Angriff leicht in Verwirrung zu bringen waren, vor sich hatte, das Aufbrausen und den Uebermuth.

Wellington.*)

Im Herzog von Wellington — in dem Feldherrn nicht bloß, sondern auch in dem Diplomaten und Menschen — erscheinen die englischen Nationaltugenden in vollster Energie, und man kann es seinen Landsleuten nicht verdenken, wenn sie auf den Helden von Waterloo stolz sind, oder den Stolz sogar etwas übertreiben. Wenn auch nicht so

*) Arthur, Herzog von Wellington. Sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach englischen Quellen, vorzüglich nach Elliot und Clarke (Leipzig 1817). The dispatches of field-marshall the duke of W. etc. by Gurwood (französisch, Paris 1840). Ueber den Feldzug von 1815 vergl. Gourgaui: „Campagne de 1815“ mit den Noten eines deutschen Offiziers (Berlin 1819). Ueber die Todtenfeier und „Nachrufe Seitens der englischen Journale“ enthält die A. A. Z. genügendes Material in 1852. Nr. 261—67, 308, 21. 27. 28. 30. 31.

glänzend und genialisch, wie der berühmte Marlborough, der Held von Blenheim, überragt er doch diesen durch den scharfen sicher berechnenden Verstand, durch die unermüdliche Ausdauer im Kampf mit Hindernissen, durch bewundernswerthe Sicherheit und Folgerichtigkeit in allem Thun und Lassen, durch die gediegene Freund und Feind imponirende Persönlichkeit, wie sie nur aus der sittlichen Strenge des Charakters hervorgeht. Trotz seines edlen Großmuthes und seiner Gerechtigkeitsliebe ist er aber auch darin ganz Engländer, daß er dem englischen Interesse rücksichtslos Bahn bricht, als Feldherr wie als Diplomat nur diesem huldigt. So ist der „eiserne Herzog" nebst dem Seehelden Nelson und dem Staatsmann Pitt ein Mauerbrecher geworden, der nicht nur Napoleons stolzen Bau zertrümmern half, sondern auch die Größe Englands im Rath der europäischen Mächte zu sichern und mit neuem Glanz zu umgeben verstand. Wohl kein Held hat so wie Wellington eine thatenreiche Laufbahn mit ungestörter Konsequenz vom Lieutenant bis zum ersten Minister und Rath der Krone zurückgelegt! Nachdem er in Indien zuerst dem stolzen Bau des britischen Thrones die feste Grundlage gegeben, dann in den Niederlanden sich mit dem Terrain vertraut gemacht hatte, auf welchem er den letzten Hauptschlag wider Napoleon führen sollte, begann er auf dem Wege des Völkerkriegs, auf dem allein der Uebermächtige zu bezwingen war, die hispanische Halbinsel zu bewaffnen, schritt von Sieg zu Sieg, klug wie Hannibal, edel wie Scipio, über Gebirge und Flüsse, bis es ihm gelang, von den Pyrenäen herab in die Ebenen der Garonne das Panier der Lilien zu tragen und als der Erste den Feind im eigenen Lande zu bekämpfen. Paris sah ihn als den Gesandten des Friedens, Wien unter den Gesetzgebern Europa's: da rief ihn die plötzliche Wiederkunft Napoleons an die Spitze des Heeres, mit dem er unter dem Beistande unsers Blüchers sich den schönsten Lorbeerkranz errang. Fortan war er in allen Kongressen der gefeiertste Diplomat und im eigenen Vaterlande der entscheidendste Rath im Kabinet. Ueberhäuft mit Ehren, Titeln und Besitzthum konnte er in seinem Alter ruhig die Früchte eines Lebens genießen, das, unterstützt von einer großen entwicklungsreichen Zeit, doch erst durch seine freie schöpferische Thatkraft zum Heldenleben geadelt ward.

Arthur Wellesley ward den 1. Mai 1769*) zu Dungancastle in Irland geboren, als dritter Sohn des Earl (Grafen) von Mornington. Seine Kindheit scheint durch keinen hervorstechenden Zug die künftige Größe des Mannes bezeichnet zu haben, nur war eine frühe Vorliebe für das Waffenhandwerk nicht zu verkennen. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf der hohen englischen Schule zu Eton; aber er vollendete nicht den ganzen Kursus, denn er wurde bald auf die Militärschule zu Angers in Frankreich gebracht, deren praktische Richtung ihm besser zusagte. Er benutzte mit Eifer den vortrefflichen Unterricht

*) Mit Napoleon in gleichem Jahre!

Pignerols, des berühmten Vorstehers jener Schule, den man den neuen Vauban nannte; achtzehn Jahr alt trat er als Fähnrich in's 41ste Regiment.

Die Muße, welche die Friedenszeit bot, benutzte der junge Wellesley nach Kräften, um seine militärischen Kenntnisse zu vermehren. Ziemlich rasch ward er zum Lieutenant, Hauptmann und Oberstlieutenant befördert, und machte als solcher 1794 den niederländischen Feldzug mit, den Herzog York befehligte. — Das Yorksche Heer wurde schlecht geführt, auch vom Volke schlecht unterstützt, während die republikanischen Heere unter Moreau und Pichegrü, von einem schwärmerischen Eifer für Freiheit beseelt, ohne Kleider, Löhnung und Verpflegung, sogar ohne strenge Zucht doch die altgedienten Soldaten der verbündeten Mächte in die Flucht schlugen. Das gab dem Oberstlieutenant Wellesley Manches zu denken und zu beobachten, aber auch schon damals Gelegenheit, sich durch die kaltblütige Besonnenheit, womit er den Rückzug an der Spitze von drei Bataillonen deckte, auszuzeichnen.

Als die Truppen nach England zurückkehrten, erhielt der zum Oberst beförderte Wellesley Befehl, sich mit seinem Regiment nach Indien einzuschiffen (1795), wo sein Bruder bereits als Gouverneur in hohem Ansehen stand. Tippo Saib, der Beherrscher von Mysore, konnte es nicht verschmerzen, daß er 1792 der englischen Kompagnie die Hälfte seines Landes hatte abtreten müssen; er sann seitdem auf Rache, nahm französische Offiziere in seinen Dienst und bot Alles auf, die Eindringlinge — wie er die Engländer nannte — aus Indien zu vertreiben und ihren Ränken mit gleicher List zu begegnen; die Engländer kamen ihm aber zuvor, stürmten seine Hauptstadt Seringapatam (4. Mai 1799) und der unbesonnene aber tapfere Tippo Saib starb den Heldentod. Oberst Wellesley hatte bei der Belagerung und Erstürmung von Seringapatam so ausgezeichnete Dienste geleistet, daß er vom Obergeneral öffentlich Dank erhielt und zum Gouverneur der Stadt ernannt wurde. Durch seine besonnenen Veranstaltungen wurde die Fortschaffung der Sultans-Familie auf die zu ihrem Empfang bestimmte Festung Vellore nicht nur ohne alles Geräusch und Aufsehen, sondern auch so bewerkstelligt, daß das Gefühl der verbannten Fürsten sehr geschont wurde. Unnöthige Strenge war nicht Wellesley's Sache, und doch gebot seine Festigkeit Achtung und gewann sich Gehorsam. Als er später seine Heere nach Frankreich führte, zeigte sich noch mehr dieser Verein von Humanität und Strenge; seine Menschlichkeit erwarb ihm die Liebe der feindlichen Bürger, seine Tapferkeit die Ehrfurcht der Krieger.

Wellesley, zum Generalmajor ernannt, drang weiter vor gegen die Mahratten-Häuptlinge, welche ihren Peiswah (das Oberhaupt) aus seiner Hauptstadt vertrieben hatten. Durch eine ebenso schnelle als überraschende Bewegung nahm er die Residenz des Peiswah und schlug das verbündete Mahrattenheer bei Assyn (24. September 1803). An der Stirn der feindlichen Stellung war ein Fluß. General Wellesley ging durch

und stellte sein Fußvolk in zwei Linien auf, die britische Reiterei, als dritte Linie, im Rückhalt. Seine Absicht war, den rechten Flügel der Mahratten anzugreifen, indem er ihr Geschütz auf dem linken Flügel vermied; aber der Offizier, der die Pickets zur Rechten der ersten Linie befehligte, rückte, vielleicht in Folge eines Mißverständnisses, gegen des Feindes linken Flügel. Dieß machte sogleich in der ersten Linie eine Lücke. Das 74. Regiment, welches auf der Rechten der zweiten Linie stand, folgte natürlich den Pickets und Wellesley mußte also seine ganze Macht auf Eine Linie bringen. Der Erfolg war, wie zu erwarten. Der rechte Flügel, dem Feuer von etwa 100 Kanonen bloßgestellt, ward fast aufgerieben. Doch mit bewundernswerther Schnelligkeit suchte der Feldherr den Fehler wieder gut zu machen. Sein ohnehin geringes Geschütz konnte nicht gebraucht werden; er befahl, die Kanonen zu lassen und handgemein zu werden. Der Oberst Maxwell mit der Reiterei mußte seinen rechten Flügel decken, links war er durch die Natur des Bodens und den Stand der Feinde gedeckt, und so begann ein unwiderstehlicher Bajonettangriff, welcher die erste Linie der Mahratten durchbrach.

In diesem Augenblick machte die Mahrattenreiterei einen wüthenden Angriff auf das 74. Regiment, das zum Theil den rechten Flügel und die Nachhut decken sollte. Sogleich kam ein Theil von Maxwells Reiterei zu Hülfe, die Andringenden wurden zurückgeschlagen und unter blutigem Gemetzel bis hinter ihre Stellung geworfen. Nun ward der Angriff auf die zweite Linie des Feindes gemacht, auf die sich die in Verwirrung gebrachte erste Linie zurückgezogen hatte. Auch diese ward durchbrochen. Aber die Engländer drangen zu hitzig vorwärts; mehrere Haufen der Mahratten hatten sich listiger Weise zu Boden geworfen, sprangen plötzlich auf, richteten die Kanonen gegen die Sieger, und da zugleich das Fußvolk sich wieder gesammelt hatte, wurden diese zwischen zwei Feuer genommen. Die ganze Schlacht mußte noch einmal gefochten werden. Wellesley stellte sich an die Spitze des 78. Regiments und eines Bataillons von Seapoy's (indischer Miliz), griff die Mahratten, welche die Kanonen genommen hatten, an, und nach einem blutigen Kampf, in welchem ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, schlug er sie in die Flucht. Zu gleicher Zeit hatte Oberst Maxwell an der Spitze eines Dragonerregiments das feindliche Fußvolk zurückgeworfen, den Sieg jedoch mit seinem Leben bezahlt. Die Briten, trotz ihrer geringen Zahl, hatten einen vollständigen Sieg errungen.

Wir haben dieser ersten Schlacht des großen Feldherrn ausführlicher Erwähnung gethan, weil darin drei charakteristische Umstände hervortraten: 1) die Schnelligkeit, womit Wellesley seinen Angriffsplan ändern mußte, nachdem er schon in Ausführung gewesen; 2) die Entschiedenheit, womit Wellesley zum Angriff überging, ohne die Macht des hinter ihm ziehenden Nizam, der zu ihm stoßen wollte, abzuwarten; 3) der schnelle Entschluß, ohne die Kanonen zu wirken, die an der erforderlichen Schnelligkeit des Vorgehens hinderten.

Kalkutta errichtete ein Denkmal des für Englands Stellung in Ostindien so entscheidenden Sieges, schenkte dem Feldherrn einen kostbaren Säbel von 1000 Pfund Sterling an Werth, und seine eigenen Offiziere verehrten ihm eine kostbare goldene Vase als Ausdruck ihrer persönlichen Dankbarkeit.

Im Jahre 1805 kehrte Sir Arthur nach Europa zurück, mit dem Ruhm, daß er durch Einsicht und Tapferkeit ebenso sehr als durch kalte Besonnenheit und große Gewandtheit zu den großen Erfolgen, die seines Bruders Verwaltung auszeichneten, mitgewirkt habe. Er ward im folgenden Jahr zum Mitglied des Unterhauses gewählt, bald darauf dem Herzog von Richmond, der zum Statthalter von Irland ernannt war, als Sekretär beigegeben und nach Dublin gesandt. Die Kriegsereignisse ließen ihn aber nicht lange in Ruhe. Er erhielt Befehl, an dem Zuge des Lord Cathcart gegen Kopenhagen Theil zu nehmen. Die Engländer, nicht verlegen über die Mittel, wenn sie nur zum Zweck führen, führten plötzlich die dänische Flotte von Kopenhagen fort, um sie der Disposition Napoleons zu entziehen; Wellesley führte die Unterhandlungen und schloß die Kapitulation ab.

Da Napoleon bereits Deutschland, Italien, die Niederlande unter seiner Botmäßigkeit hatte, und nun auch die spanische Halbinsel zu unterjochen im Begriff war, boten die Engländer Alles auf, dem Gebieter des Kontinents entgegenzuwirken. Im Sommer 1808 hatte sich unter dem Befehl Arthur Wellesley's ein Heer versammelt, das am 12. Juli von Cork absegelte, am 20. desselben Monats in Coruña eintraf, wenige Tage nach der Schlacht von Medina del Rio seco, als die Spanier vor den Franzosen sich nach allen Seiten zurückzogen. Nach erhaltener Anweisung bot Arthur Wellesley den Spaniern zuerst seinen Beistand an, doch vergeblich. Die asturische Junta entgegnete, sie brauche von England nichts als Geld, Waffen und Schießbedarf. Die Staatsbehörden waren noch so verblendet, daß sie es mit den geübten Legionen Napoleons aufnehmen zu können meinten; riethen jedoch zu einer Landung in Lissabon. Wellesley segelte also nach Portugal, und fragte in Oporto an, wo das Volk sich auch schon erhoben und einen französischen Feldherrn sammt seinem Stabe gefangen genommen hatte. Der Bischof von Oporto, der an der Spitze der Vaterlandsfreunde stand, sprach wie die Junta in Galizien: es wäre Macht genug vorhanden, um die Franzosen zu vertreiben. Diese zweite Abweisung verminderte durchaus nicht Sir Arthurs guten Willen; er schiffte sein kleines Heer vor Oporto dennoch aus und berieth sich mit Sir Cotton, dem Admiral der englischen Flotte auf dem Tajo, wie dieser Strom der Gewalt der Franzosen entzogen werden könnte, welche sich um Lissabon ziemlich stark befestigt hatten. Vor Allem that Verstärkung Noth. Wellesley zog den Truppenkörper des General Spencer, der mit 6000 Mann vor Cadix lag, an sich, und hatte nun schon 13,300 Mann. Dann kamen Staatsbriefe von England, die noch sehr bedeutende Unterstützung versprachen.

Sogleich ward der Feldzug begonnen; es galt zunächst, die Franzosen aus ihren festen Stellungen, die sie in den Bergen genommen, zu vertreiben. Durch den Besitz der Gebirgspässe beherrschte der Feind Lissabon. Die erste Schlacht geschah bei dem Dorfe Rolissa (18. August 1808), wo sich General Delaborde verschanzt hatte; die Franzosen wurden geworfen. Gleich darauf trafen die Hülfstruppen aus England ein, und Wellesley nahm seine Stellung bei Vimeira, wo er den Feind erwartete. Delaborde hatte sich mit Junot und Loison vereinigt, so daß nun die ganze französische Macht auf die Engländer eindrang. Diese, 17,000 Mann stark (mit 1600 Portugiesen vereint), gewannen am 21. August unter der ausgezeichneten Anführung des unübertrefflichen Wellesley einen so entscheidenden Sieg, daß die Franzosen ganz Portugal räumten.

Das englische Ministerium, nach einer höchst verkehrten Ansicht, die Befehlshaber öfters zu wechseln, hatte Sir Henry Dalrymple mit dem Oberbefehl betraut, der nun nach der Schlacht von Vimeira jene Uebereinkunft mit den Franzosen abschloß, wonach deren Truppen auf Kosten der englischen Regierung nach Frankreich gebracht und all' ihr Geschütz und Gepäck einbegriffen auf englischen Schiffen transportirt werden sollten. Mit Recht ward dieser Vertrag im Parlament hart getadelt, und Wellesley ging nach England, um Dalrymple zu vertheidigen. Doch schon am 22. April 1809 landete er wieder in Lissabon, zur großen Freude der Portugiesen, die drei Nächte hintereinander illuminirten. Denn ein französisches Heer unter Marschall Soult war wieder vorgedrungen, hatte Oporto genommen und bedrohete die Hauptstadt. Kein anderer englischer Feldherr war der Gefahr gewachsen, außer Wellesley, dessen Werth man erst nach seiner Entfernung recht erkannt hatte. Er ward sogleich zum Generalfeldmarschall der portugiesischen Kriegsmannschaften ernannt, ging dann nach Coimbra, die vereinigten Heere zu mustern und am 7. Mai ward der Zug nach Oporto in's Werk gesetzt. Der meisterhafte Uebergang über den Duero am 11. Mai, mit ebensoviel Kühnheit unternommen, als mit Tapferkeit durchgeführt, zwang Soult zu eiligem Rückzuge. Ein Offizier, der unter Wellesley diente, schildert diese glänzende Waffenthat in folgender Erzählung:

„Alles wohl überlegt, ist der Uebergang über den Duero eine der glänzendsten und denkwürdigsten Thaten. Die Soldaten hatten einen Einzug von 80 (engl.) Meilen von Coimbra in 3½ Tagen gemacht; alles Geschütz war da, obwohl die Straße theilweise so außerordentlich schlecht war, daß es ein Wunder schien, Kanonen herbeizuschaffen. Durch die Hitze und die lange Zeit, die wir wegen des behindernden Geschützes auf verschiedenen Zügen zubringen mußten, war die Beschwerde des Marsches außerordentlich. Der Dueroſtrom ist sehr reißend, die jenseitigen sehr hohen und steilen Ufer waren im Besitz des Feindes und wir kannten seine Macht und Wehrkraft nicht. Es blieb kein Mittel über den Fluß zu kommen, als in kleinen portugiesischen Kähnen, wie

sie uns das begeisterte Volk mit eigener Gefahr von der französischen Flußseite zuführte; die zuerst übergesetzten Schaaren mußten warten, bis diese Kähne wieder hin und zurückkamen und die übrigen nachholten. Des Anführers Muth und Geistesgegenwart unterstützte den Muth seiner Krieger. Die feindlichen Batterien wurden bald genommen, viele Franzosen gefangen, der Feind selbst auf allen Punkten geschlagen. Leider waren von unsern Dragonern erst 60 übergesetzt und die Verfolgung mußte unterbleiben, wiewohl die Verwirrung unter den Franzosen groß war, denn sie waren völlig überrascht worden und hatten nichts von unseren Bewegungen erfahren. Soults Mittagsmahl war bereitet und Arthur verzehrte es. General Delaborde's Gepäck wurde am Stadtthore genommen. Die Portugiesen waren hocherfreut. Als wir durch die Straßen zogen, waren die Hausthüren noch verschlossen, weil man von den abziehenden Franzosen Plünderung befürchtete; aber die Balkone wimmelten von Menschen, und von einem Ende der Küste zum andern weheten uns in ununterbrochener Reihe weiße Tücher entgegen."

Nachdem Wellesley die Franzosen ganz aus Portugal vertrieben, zog er sein Heer südwärts und nahm sein Quartier in Lissabon, wo er Anstalten traf, in Verbindung mit den Spaniern dem Feinde das Feld abzugewinnen. Er verabredete mit dem spanischen General Cuesta einen Zug nach Madrid, und nachdem sich die englischen mit den spanischen Truppen vereinigt hatten, kam es bei Talavera (28. Juli 1809) zur Schlacht, in welcher Wellesley zwar die Franzosen unter Marschall Viktor schlug, wegen Ungeschicklichkeit der spanischen Truppen aber seinen Sieg nicht verfolgen konnte, so daß er sich zum Rückzuge nach Portugal genöthigt sah. Als die Nachricht von der Schlacht bei Talavera nach England kam, wurde nicht nur dem Heere für seine Tapferkeit der gewöhnliche Dank votirt, sondern die Krone gab Sir Arthur noch ein besonderes Zeichen ihrer Gunst, indem sie ihn zum Burggrafen (Viscount) von Talavera, von Wellington und Freiherrn Douro von Wellesley in der Grafschaft Sommerset erhob. Er hatte seine Pflicht mit solcher Anstrengung gethan, daß er von einem Fieber niedergeworfen ward, das ihn zwang, einige Zeit nach Lissabon zu gehen, um dort die gesunde Luft zu genießen. Aber kaum wiederhergestellt, übernahm er schon im Oktober 1809 den Oberbefehl des Heeres.

In Spanien hatte Unkenntniß und Eifersucht der Heerführer, Eigennutz und Ränkesucht unter den Mitgliedern der Junta's es dahin gebracht, daß fast die ganze Halbinsel wieder von den französischen Heeren überschwemmt wurde; außer Cadix waren alle festen Plätze gefallen und Massena konnte wieder mit Uebermacht nach Portugal vordringen. In der blutigen Schlacht bei Busaco (27. 28. September), in der auch die Portugiesen mit rühmlichster Tapferkeit fochten, behauptete Lord Wellington seine Stellung; um Lissabon zu schützen, hielt er es jedoch für gerathen, die Linien von Torres Vedras zu besetzen (vom 14. Oktober 1810 bis 5. März 1811). Sobald er nach der Schlacht von Busaco die

Nothwendigkeit erkannte, sich zurückzuziehen, entwarf er einen Plan, sein Heer zu sichern, und die Franzosen zum Rückzuge zu zwingen, der wohl von Seiten der Menschlichkeit zu beklagen, aber von Seiten der Kriegführung vollkommen gerechtfertigt war. In allen Orten, durch welche das Bundesheer zog, mußten die Einwohner ihre Wohnungen räumen, Alles, was sie von Lebensmitteln und beweglichem Eigenthum fortbringen konnten, mitnehmen, das Zurückbleibende vernichten. Ein ganzer Landstrich ward zur Wüste. Massena schrieb an Berthier: „Der Feind verbrennt und verheert Alles, sowie er das Land räumt. Er zwingt die Einwohner, ihre Heimath bei Todesstrafe zu verlassen. Coimbra, eine Stadt von 20,000 Einwohnern, steht wüste. Wir finden keinen Mundvorrath. Das Heer lebt von Wälschkorn und einigen Pflanzen, die wir noch in der Erde finden." Die Straße nach Lissabon war mit Wägen, Karren, Maulthieren, Pferden und Ochsen voll gepfropft. Weinende Mütter stürzten fort mit ihren schreienden Kindern, Mädchen und Frauen, Knaben und Greise zogen unter Verwünschungen ihres Geschicks im langen Trauerzuge dahin. Doch die portugiesische Regierung that alles Mögliche, um das Loos der Unglücklichen zu mildern, und die Einwohner von Lissabon wetteiferten in Opfern der Gastfreundschaft für die Flüchtigen.

Wellingtons Thätigkeit entsprach ganz der Wichtigkeit dieser Krisis. Er war äußerst mäßig bei Tische, schlief angekleidet, war jeden Morgen um 4 Uhr wach, ritt um 5 Uhr umher und beobachtete. Die edle Begeisterung, die ihn erfüllte, theilte sich Allen mit. Das ganze Land stand unter Waffen. Da die Besatzung von Lissabon zur Verstärkung des Heeres entsendet war, das noch durch 10,000 Mann unter dem Marquis Romano sich verstärkte, ward die Stadt von englischen Matrosen besetzt. Südlich vom Tajo ward zur Deckung der Schifffahrt eine Reihe von Verschanzungen aufgeworfen.

Massena, nachdem er 5 Wochen lang dem drückendsten Mangel Trotz geboten hatte, mußte den Rückzug antreten. Mit Nachdruck verfolgte ihn Wellington (nunmehr auch „Marquis de Torres Vedras") Schritt vor Schritt, zwang die Besatzung von Almeida den Ort zu räumen und behauptete seine Stellung im Treffen bei Fuentes de Onora 5. Mai 1811. Massena brachte von mehr denn 80,000 Mann kaum 40,000 nach Spanien zurück, wo er sich mit den Streitkräften von Soult und Mortier vereinigte. Gegen diese überlegene Macht verhielt sich Wellington nur beobachtend; sobald aber Napoleon die besten Truppen aus Spanien nach Rußland abrief, überschritt Wellington die portugiesische Grenze und nahm Ciudad Rodrigo nach lebhafter Belagerung mit Sturm (12. Febr. 1812). Diese Heldenthat erwarb ihm durch Beschluß der Kortes die Ehre eines spanischen Granden und Herzogs von Ciudad Rodrigo; der Prinz-Regent von England ernannte ihn zum Grafen von Wellington. Am 7. April erfolgte die Einnahme von Badajoz, darauf, am 22. Juli, der große Sieg bei Salamanca, wo der

Oberbefehlshaber der Franzosen, Marschall Marmont, schwer verwundet wurde. Wellington hatte sich, ein zweiter Fabius, vor Marmonts überlegener Kraft zurückgezogen, aber gleich sein Gepäck und Geschütz so geordnet, daß, wenn der Feind eine Blöße gab, sogleich zum Angriff übergegangen werden konnte. Kaum sah der scharf beobachtende Wellington, daß Marmont durch Ausdehnung seines linken Flügels einen Fehler beging, so stand sein Heer in kürzester Zeit zum Angriff bereit und ein glorreicher Sieg ward errungen. Die Folge war die Einnahme von Madrid (13. August). Nun rückte Wellington nach Burgos vor, das der tapfere Dubreton vertheidigte; allein der Sturm mißlang, die Franzosen sammelten neue Streitkräfte und zwangen das alliirte Heer zum Rückzuge. Wellington gab nie eine Blöße, benutzte aber jeden Fehler des nachsetzenden Feindes, ihm eine Schlappe beizubringen.

Hatten auch die großen Heere der Franzosen in Spanien meistens Glück, so war doch, weil das spanische Volk selber mit Krieg führte, das Land nie in ihrem Besitz; der kleine Krieg (die Guerilla's) that ihnen auf allen Punkten empfindlichen Abbruch und schwächte sie mehr, als der Kampf im Großen.

Der für Napoleon so verderbliche Feldzug nach Rußland hatte zur Folge, daß der französische Kaiser seine besten Truppen und Feldherren nach Deutschland rief; ganz Spanien jenseits des Ebro wurde freiwillig geräumt! Wellington nahm vorsichtig vorrückend das verlassene Land sogleich in Besitz; bei Vittoria erreichte er das französische Heer unter Marschall Jourdan und Josephs, „des Königs von Spanien", Oberbefehl. Am 21. Juni 1813 ward der glänzende Sieg erfochten, der mit wilder Flucht der Franzosen endete, die all' ihr Gepäck, ihre Kanonen, 151 an der Zahl, Josephs Schatz und selbst den Marschallsstab Jourdans im Stich ließen. Auch die Kriegskasse ward genommen und den Soldaten preisgegeben.

Der Prinz-Regent, sobald er den amtlichen Bericht über die Schlacht von Vittoria empfangen hatte, schrieb dem Sieger folgenden verbindlichen Brief:

„Mein theurer Lord! Ihr ruhmvolles Verhalten ist über alles menschliche Lob und meine Belohnung. Ich kenne keine Sprache in der Welt, die es würdig aussprechen könnte. Ich fühle, daß mir nichts bleibt, als mein Dankgebet zur Vorsehung zu senden, welche mit allmächtiger Güte mein Land und mich mit solch einem Heerführer gesegnet hat. Unter den Siegeszeichen Ihres unerreichten Ruhms haben Sie mir einen französischen Marschallsstab gesendet, ich sende Ihnen dagegen den von England. Das britische Heer wird ihn mit Jauchzen begrüßen und die ganze Welt wird die Tapferkeit anerkennen, welche so gebieterisch ihn forderte. Daß ununterbrochene Gesundheit und immer mehr Lorbeeren Sie auf ruhmvoller langer Lebens-

bahn krönen mögen, ist der stete und aufrichtige Wunsch Ihres aufrichtigen und treuen Freundes

Georg, P. R."

Die dankbaren Kortes schenkten dem „Herzog von Ciudad Rodrigo" ein im Thal von Granada schön gelegenes Gut Solo de Roma.

Der Feind flüchtete sich über die Pyrenäen nach Frankreich, und hatte nur noch die festen Plätze Pamplona und St. Sebastian im Besitz. Napoleon, der in Sachsen den letzten verzweifelten Kampf für seine blutige Herrschaft zu kämpfen sich anschickte, sah die Gefahren, womit jetzt Frankreich von den Pyrenäen her bedroht war und wählte unter seinen Marschällen den einzigen, der fähig schien, das Unglück wieder auszugleichen — den kriegserfahrenen, gleich besonnenen und schlauen Soult. Dieser sammelte die Reste des französischen Heeres, bildete schnell ein neues und drang in die Pyrenäen vor, um Pamplona und St. Sebastian, welche Festungen von Wellington eingeschlossen waren, zu entsetzen. Der Held von Vittoria schlug ihn aber vom 24. Juli bis zum 1. August aus den Gebirgen zurück, nahm am 8. September St. Sebastian mit Sturm und überschritt am 7. Oktober die Bidassoa. Während er nun den Feldzug auf französischem Boden begann, fiel auch Pamplona (31. Oktober) und Spanien war von der französischen Herrschaft befreit!

Wellington hatte, bevor er sein Heer nach Frankreich führte, Soldaten und Offizieren die strengste Zucht anbefohlen, indem er darauf hinwies, wie es unbillig sei, dem Volke entgelten zu lassen, was eigentlich die Kriegsobersten verschuldet hätten. Es solle daher Privateigenthum geachtet, die Einwohner freundlich behandelt werden. Zugleich möge man aber stets wachsam und auf Ueberfälle gerüstet sein. Langsam und sicher rückte er zu Anfang 1814 gegen Bayonne vor, nahm im Auftrage des Herzogs von Angoulème, der seit dem Februar in seinem Hauptquartiere sich befand, im Namen Ludwigs XVIII. von Frankreich Besitz, und nahm seine Stellungen so geschickt, daß Soult die Ufer des Adour verlassen mußte. Bei Orthez kam es am 27. Februar abermals zur Schlacht, die Soults Rückzug in eilige Flucht verwandelte. Am 12. März ward schon in Bordeaux die weiße Fahne aufgepflanzt. Soult ward von einer Stellung zur andern geworfen; bei Toulouse nahm er die letzte Schlacht an und verlor sie (am 10. April). Gleich nach seinem Einzuge in Toulouse erhielt Wellington die frohe Botschaft, daß Paris von den verbündeten Mächten genommen sei und begab sich nun selber nach der französischen Hauptstadt, wo er am 5. Mai anlangte. Sein Empfang war höchst ehrenvoll, von Seiten der Monarchen wie der Offiziere und des Volks. Der Heldengreis Blücher empfing ihn mit Kriegers Willkommen und ehrte ihn mit Kriegers Bewunderung. Bei der Einfachheit seines Wesens vermied Wellington den Beifall mehr, als daß er ihn suchte. Aber trotz seinem anspruchslosen Aufzug begrüßte ihn, wenn er einmal erkannt war, das Zujauchzen der Menge.

Am 9. Mai verließ er Paris und ging nach Madrid, wo ihn Ferdinand VII. in seinen von den Kortes erhaltenen Würden als Herzog von Ciudad Rodrigo, Grand von Spanien der 1. Klasse, Herzog von Vittoria und Ritter des goldenen Vließes bestätigte. Von Madrid begab sich der Gefeierte nach London. Als er in Dover landete, begrüßten ihn die Kanonen von den Schiffen und Batterieen. Er fuhr in seinem offenen Reisewagen nach London; hier ward er in der Parlamentstraße erkannt, und wären seine Pferde nicht so schnell gewesen, so hätte ihn das Volk in Triumph gezogen. Das Unterhaus bewillkommnete ihn durch Abgeordnete. Als hierauf Wellington dem Hause persönlich dankte, erhoben sich alle Parlamentsmitglieder und empfingen den Helden mit begeistertem Zuruf. Der Sprecher hob in einer trefflichen Anrede die Eigenschaften hervor, welche den Charakter des Feldherrn auszeichneten, und der Herzog dankte der Nation für die standhafte und außerordentliche Anstrengung, mit der sie den großen Kampf geführt und den Sieg ermöglicht hätte. Nach einer Zusammenkunft mit seiner Familie ging Wellington nach Portsmouth, um sich dem Prinzregenten vorzustellen, der sich dort aufhielt. Dieser suchte auch noch dadurch seine dankbare Anerkennung zu beweisen, daß er in Wellingtons Wappen ein Feld mit dem Georgs- und Andreaskreuz, verbunden mit denen von Georg und Patrick, als Zeichen der vereinigten Königreiche England und Irland setzte. Schon im Mai desselben Jahres hatte er ihm den Hosenbandorden und die Würde eines Herzogs von Wellington ertheilt, während das Parlament, das bereits für den Sieg bei Salamanca 100,000 Pfund bewilligt hatte, noch 300,000 Pfund zum Ankauf von Ländereien hinzufügte.

Am 5. Juli ward der Herzog zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Botschafter am französischen Hofe ernannt, und trat am 8. August seine Reise an in Begleitung seines ältesten Sohnes, des Marquis von Douro. Er besuchte zuerst die Niederlande und besah fast alle Hauptfestungen daselbst in Gesellschaft des Prinzen von Oranien, seines ehemaligen Adjutanten und Waffengenossen. Am 20. August traf er in Paris ein, und überreichte am 24. Ludwig XVIII. seine Beglaubigungsschreiben. Sein scharfes Urtheil, verbunden mit großer Besonnenheit und Ruhe, befähigten den Feldherrn auch zum Diplomaten. Doch gab es für ihn in Paris wenig zu thun; der Blick aller Regierungen und Staatsmänner war auf den Wiener Fürstenkongreß gerichtet. Wellington wirkte aus der Ferne auf die Verhandlungen, die dort gepflogen wurden. Er unterstützte vorzüglich durch militärische Gründe den Plan des britischen Kabinets, Belgien mit Holland zu vereinigen. Als nun die Eröffnung des britischen Parlaments den englischen Gesandten in Wien, Lord Castlereagh, nöthigte, nach London zu gehen, trat als erster Bevollmächtigter Englands der Herzog von Wellington an seine Stelle, im fünften Monate des Kongresses, am 1. Februar 1815.

„Die Ankunft von Wellington," schrieb der russische Generallieutenant v. Nostitz, „ist die neueste interessante Kongreßerscheinung. Er soll Castlereagh ablösen, weil dieser das neue Parlament eröffnen muß, und man erwartet auch von diesem Umstand eine Beschleunigung in den Geschäften, weil der right honourable Lord doch mit einigen Nachrichten im Parlament auftreten möchte. Es thut mir leid, den Herzog von Wellington als Diplomaten zu sehen. Wer als Krieger so hoch gestanden, erniedrigt sich jetzt als Politiker; er sollte das Schwert nur führen, um den schlechten verwirrten Knoten zu durchhauen. Britannien sollte mit dem Sieger der Welt nicht so freigebig sein; mir scheint es aber auch, er wolle mehr imponiren, als wirken.

„Das erste Auftreten des edlen Lords war bei seinem Banquier Herz, wo er sich den Tag nach seiner Ankunft zum Essen bat. Da bei jenen Geldmännern sich jetzt alle Großen der Erde zusammenfinden, so war es kein Wunder, bei dieser Gelegenheit die ganze hohe Diplomatie vereinigt zu sehen. Metternich, Talleyrand, Löwenhielm, Castlereagh, Cathcart, Palmella, Gentz, General Koller, Czernitschef und einige wenige Artigkeitsgäste, zu denen auch ich gehörte.

„Wellington trat auf mit allen ersten Orden, weil er von dem Diner zu einer Soiree bei Castlereagh ging. Er ist von großer Statur, seine Haltung ist zuverlässig, einfach und fest, er trägt Kopf und Brust frei, hat eine sehr bestimmte römische Nase, eine hohe Stirn und frische, doch weder sehr glänzende noch strahlende Augen. Er läßt die Leute ruhig sprechen und hört aufmerksam zu; seine Antworten sind kurz, sein Widerspruch artig. Es liegt in dem ganzen Wesen des Mannes mehr Ruhe als vorspringende Größe und ein Ernst, der viel Gefälliges hat. Weniger angenehm ist sein sonst gehaltener und adeliger Blick, wenn er anfängt zu sprechen; er zeigt dann einen Mund, dessen schiefstehende Zähne die Harmonie des Ganzen stören. Doch ohne Zergliederung des Einzelnen ergreift einen das ganze lebendige Bild des Mannes durch den Ausdruck der Sicherheit und Einfachheit.

„Den Abend war Alles gespannt, den Lord auf der Redoute zu sehen; ein gedrängt voller Saal, in dem nur mühsam sich die dampfende Menge durchzog, bezeichnete diesen Tag als eine brillante Redoute. Da meine Größe mich das Gewühl übersehen läßt, so blieb ich oft stehen, sah den Leuten über die Köpfe und rief dann meinen Bekannten zu: „Da ist Lord Wellington!" Hunderte faßten gleich auf, was ich sagte, und es wogte nun die Menge ungeduldig hin nach der Richtung, die ich angegeben."

Es war gut, daß Wellington nach Wien gekommen war, denn schon am 1. März traf die Meldung ein, Napoleon habe Elba verlassen und sei in Frankreich gelandet. Der Herzog, ohne weitere Anfrage in London, unterzeichnete sogleich die von den Mächten abgegebene Erklärung vom 13. März, welche gegen Buonaparte die Acht aussprach, und den darauf folgenden Allianztraktat vom 25. März zwischen Oestreich, Preußen,

England und Rußland, worin sich jede Macht verpflichtete, 150,000 Mann wider den Feind Europa's in's Feld zu stellen.

Sofort begannen die Rüstungen und Wellington eilte nach Brüssel, dem Mittelpunkte des neuen Feldzugs. Das Heer, an dessen Spitze der Herzog trat, bestand freilich nur zur Hälfte aus Kerntruppen; es zählte 33,000 Mann Engländer, die 7000 Mann starke deutsche Legion, gleichfalls aus tüchtigen Kriegern bestehend; dazu kamen 20,000 Hannoveraner, zum Theil erst geworben, aber binnen zwei Monaten im Waffendienste wohl geübt; dann 10,000 Braunschweiger, treu und brav wie ihr heldenmüthiger Anführer, Herzog Wilhelm; ebenso stark mochten die Belgier und Holländer sein, doch weniger erprobt.

Napoleon, der am schnellsten sein wohlgerüstetes Heer von 170,000 Mann zusammengebracht hatte, warf sich zuerst auf das preußische Heer unter Blücher, das er ungeachtet des tapfersten Widerstandes bei Ligny schlug; der greise Feldmarschall lag unter seinem verwundeten Rosse, Freunde und Feinde setzten über ihn weg, er ward aber wie durch ein Wunder gerettet. Kämpfend zogen sich die Preußen vor der Uebermacht zurück. Auch Wellington war bis an den Wald von Soigne zurückgegangen und hatte eine vortheilhafte Stellung auf einer Anhöhe. Blücher hatte ihm versprochen, mit seiner ganzen Macht zu Hülfe zu eilen, falls Napoleon angreifen würde. Dies geschah am 18. Juni Mittags 12 Uhr mit einem Angriff des zweiten französischen Korps auf den Pachthof Hougomont. Das dortige Wäldchen ward von den Franzosen genommen, das Vorwerk hingegen von der englischen Garde und den Nassauern behauptet. Gegen zwei Uhr rückten vier verschiedene Infanteriekorps von Belle-Alliance, einem Meierhofe, gegen das britische Centrum vor. Von der Reiterei unterstützt durchbrachen sie das erste englische Treffen; die britische Kavallerie warf jedoch die französische, und das gut gezielte Feuer des ersten englischen Treffens trieb auch die französische Infanterie zurück. Darauf machte die ganze englische Reiterei einen kräftigen Angriff, ward jedoch bald zurückgetrieben und Marschall Ney rückte mit neuen Infanteriemassen auf der Straße von Brüssel gegen das britische Centrum vor. Napoleon setzte Alles daran, dieses zu durchbrechen. Schon hatte die französische Garde mehrere englische Kanonen genommen, als eine herbeieilende Batterie kongrevescher Racketen Tod und Verderben unter den überraschten Feinden verbreitete. Sie flohen, und mit einem Kartätschenhagel rächte die englische Artillerie den augenblicklichen Verlust ihres Geschützes. Aufgebracht über den geringen Erfolg seiner Anstrengungen warf Napoleon seine Kürassiere auf die englische Linie zwischen den beiden Chausseen; sie sprengten zwischen den Quarré's durch, wurden aber von der englisch-niederländischen Reiterei wieder zurückgeworfen. Während dieses Reitergefechts hatte Napoleon schnell seine zahlreichen Feuerschlünde ganz nahe vor die englische Front auffahren lassen, und diese richteten große Verwüstungen an.

Wellington war überall, wo Gefahr drohte, sein nicht zu verwirrender Blick wußte stets das Rechte zu treffen, aber seine Linie war schon bedeutend geschwächt, der Sieg begann sich auf Seite der Franzosen zu neigen; er seufzte nach der Ankunft Blüchers. Der preußische Feldmarschall, nicht achtend der Strapazen seines Heeres und der eigenen Unfälle (es waren erst zwei Tage seit der Niederlage bei Ligny), war schon am Morgen aufgebrochen, aber auf manche Hindernisse gestoßen, die seinen Marsch hemmten! Erst Nachmittags halb fünf Uhr kamen zwei Brigaden von Bülow zur Stelle, und drangen durch den Wald von Soigne. Buonaparte, als er die Schaaren erblickte, fragte seinen Adjutanten, wer sie wären? Als dieser, mit dem Fernglase sie erkennend, antwortete, es schienen ihm preußische Truppen zu sein, erblaßte er, schüttelte den Kopf und sprach kein Wort. Bülow griff sogleich an; das sechste französische Korps, bisher als Reserve des rechten Flügels aufgestellt, rückte vor und es entspann sich ein blutiger Kampf. Napoleon verdoppelte seine Anstrengungen auf die Mitte der englischen Linien; das zweite Korps, die Reiterei und sämmtliche Garden setzten sich in Bewegung, um mit unwiderstehlichem Stoße durchzubrechen. Ruhig erwartete Wellington ihre Ankunft, brach dann mit sechs Bataillonen in Linie hinter der Höhe hervor, und erst, als diese dichtgedrängten Säulen ganz nahe waren, ließ er feuern und zwang den Feind, sich selber zu vertheidigen und auf den Rückzug zu denken. Unterdessen hatte der rechte französische Flügel über den linken englischen, der am schwächsten war, große Vortheile erlangt, wodurch auch die Verbindung mit den Preußen für den Augenblick aufgehoben war. Auf diesem Punkte schien also dem Feinde das Glück zu lächeln, als plötzlich die ersten Brigaden des ersten preußischen Korps unter dem General Ziethen vordrangen; in Sturmschritt und unter Trommelschlag griffen sie den französischen rechten Flügel an, und trennten das sechste französische Korps vom übrigen Heere, während 24 im Rücken des Feindes aufgefahrene Geschütze so gut wirkten, daß Alles floh. Die Flucht dieser Truppen traf gerade bei Belle-Alliance mit dem von der englischen Reiterei bei la Haye geworfenen Fußvolke zusammen, so daß die Unordnung unter den französischen Reihen immer allgemeiner ward. Vergebens stellte sich Napoleon an die Spitze seiner Garden, man hörte von allen Seiten den Ruf: Rette sich, wer kann! Infanterie und Kavallerie, Generale und Trainknechte stürzten in chaotischem Gemisch auf die Rückzugslinie, Geschütz und Gepäck verlassend. Mit Gewalt mußte man Napoleon vom Schlachtfelde wegreißen; kaum entging er der Gefangennahme. Denn Fürst Blücher war sogleich bereit, alle seine verwendbaren Truppen unter Gneisenau's Leitung zur Verfolgung aufzubieten, und der Feind floh, wo sich Preußen zeigten. In Gemappe fiel der Reisewagen Napoleons mit seinen Edelsteinen, seinem Silberzeug und andern Kostbarkeiten, sowie die Kriegskassen und das noch übrige Gepäck der Franzosen nebst 50 Kanonen den Siegern in die Hände. Im Ganzen waren 200 Ka-

nonen, 2 Adler und 6000 Gefangene die Trophäen eines Sieges, zu dem in schöner Eintracht (belle-alliance) Engländer und Deutsche zusammengewirkt, dessen Entscheidung aber unstreitig die Preußen herbeigeführt hatten.

Wellington sagt in seinem Schlachtberichte, Waterloo, den 19. Juni 1815, in seiner gewohnten Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe: „Ich würde meinen eigenen Empfindungen und dem Marschall Blücher und der preußischen Armee nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich nicht den glücklichen Erfolg dieses heißen schwierigen Tages (arduous day) dem herzlichen und zeitigen Beistand zuschriebe, den ich von ihnen erhielt. Die Bewegung des Generals Bülow gegen die Flanke des Feindes war sehr entscheidend, und hätte ich mich nicht selbst in einer Lage befunden, den Angriff zu machen, der das endliche Resultat hervorbrachte, so würde jene Bewegung den Feind zum Rückzug genöthigt haben, wenn seine Angriffe fehlgeschlagen wären, und würden ihn verhindert haben, selbige zu benutzen, wenn sie unglücklicher Weise von Erfolg gewesen wären.“

Die ganze französische Heeresmacht war zersprengt; Napoleon brachte am 20. Juni die erste Nachricht nach Paris von seiner Niederlage, von dem Anzuge Blüchers und Wellingtons. Nous sommes ecrasés! (wir sind vernichtet!) war das Urtheil der Freunde Napoleons selber.

Die Freude über den Sieg bei Waterloo, wie die Engländer ihn nannten, bei Belle-Alliance, wie die Preußen ihn nannten, war außerordentlich; in ganz Europa wurden die Namen Wellington und Blücher gefeiert! Vor allen war England stolz auf seinen Helden, der mit dem Tage von Waterloo den Glanz aller seiner frühern Siege noch überstrahlte. Wie aber der Sieg bei Trafalgar die Klage über Nelsons Tod in den Volksjubel mischte, so auch nun der Fall des tapfern Picton, des ritterlichen Ponsonby und so vieler blühender Männer und Jünglinge, die bei Waterloo gefallen. Alle Adjutanten des Herzogs, einer nach dem andern, wurden getödtet oder verwundet, bis auf seinen alten Freund, den spanischen General Alava, der allein unverletzt ihm stets zur Seite blieb. Der Herzog selber hatte sich kühn in's Feuer gewagt und einem Adjutanten, der ihn auf die Gefahr aufmerksam machte, geantwortet: „Immerhin, aber ich will fallen oder wissen, was sie vorhaben!“ Nur das große glücklich errungene Ziel vermochte ihn über die großen Opfer zu trösten. Es waren so viele Freunde um ihn her gefallen, daß man ihn am folgenden Tage fast stets in Thränen sah.

Man war in England verlegen über ein neues Zeichen der Dankbarkeit und der Belohnung. Von der Ritterwürde bis zum Herzogshute hatte er bereits alle Ehren empfangen; indeß fügte man der langen Reihe seiner Titel noch den Ehrennamen Fürst von Waterloo, und das Parlament legte noch 200,000 Pfund St. zu den früheren Gaben hinzu, um dafür eine Prachtwohnung wie Blenheim dem Helden zu errichten, welcher Marlborough übertroffen! Auch dem tapferen Heere bewilligte

man freigebig Ehre und Lohn. Jedes Regiment, das in der Schlacht gefochten, sollte den Namen Waterloo in seinen Fahnen führen und jeder Gemeine sollte den einen Tag als „Mann von Waterloo" wie für eine Dienstzeit von 2 Jahren in Anrechnung bringen, sei es bei seiner Solderhöhung oder seinem Jahrgelde. Unter dem Vorsitz des Lord Sommerville bildete sich ein Privatverein, der zu Ehren des Herzogs von Wellington auf dem Blackdown-Hügel bei Wellington in Sommersetshire eine Denksäule errichtete, worauf die Worte standen: „Dem, durch dessen hervorragendes Talent unsere tapferen, gut disziplinirten Krieger bei jeder Gelegenheit zum Siege geleitet wurden; dem Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, ist diese Säule von seinen Landsleuten errichtet, als ein Denkmal ihrer Dankbarkeit und Bewunderung." Am Fußgestell: „Er schützte Indien, rettete Spanien und Portugal, siegte bei Vimeira, Torres Vedras, Salamanca, Badajoz und Vittoria, bei Bayonne und Toulouse; er diente der Nation und befreite Europa bei Waterloo." Endlich ward der „Waterloo-Verein" gebildet zur Versorgung der Wittwen und Waisen der bei Waterloo Gefallenen. — Die Monarchen Europa's wetteiferten in Verleihung von Titeln, Orden und Geschenken, und nie ist wohl ein Feldherr so glänzend belohnt worden als Wellington.

Auf die kriegerische Laufbahn folgte nun die überwiegend diplomatische. Wellington führte am 8. Juli Ludwig XVIII. in seine Hauptstadt ein, und das Volk bewillkommnete ihn mit Tanz und Gesang in gleicher Weise, wie es vor hundert Tagen den Einzug Napoleons gefeiert hatte. Dieser hatte schon am 28. Juni bei dem Herzoge von Wellington um Pässe nach Amerika gebeten, aber von ihm die Antwort erhalten, daß er hierzu von seiner Regierung keine Vollmacht habe. Bonaparte machte darauf den vergeblichen Versuch, mit zwei Fregatten aus Rochefort auszulaufen, bis er sich endlich am 12. Juli gezwungen sah, sich an einen der englischen Kreuzer, an den Kapitän Maitland von der Fregatte Bellerophon, auf Gnade und Ungnade auszuliefern.

Man hat Wellington beschuldigt, bei der Zurückgabe der von den Franzosen geraubten Kunstschätze sich sehr lau benommen zu haben. Doch war er ganz mit der Ausführung dieser gerechten Maßregel einverstanden und sprach sich auch ganz entschieden dafür aus. So schrieb er am 23. Sept. an Lord Castlereagh:

„Als der Traktat von Paris geschlossen worden, wünschten die verbündeten Monarchen auch in Rücksicht des Museums der französischen Armee eine Gefälligkeit zu erweisen, um dadurch noch mehr die Wiederaussöhnung mit Europa zu befestigen. Die Umstände sind aber jetzt ganz andere geworden. Die französische Armee hat den Erwartungen der Welt nicht entsprochen, sondern die erste Gelegenheit ergriffen, sich gegen ihren Souverain zu erklären. Da diese Armee jetzt geschlagen und nach dem gemeinschaftlichen Beschluß aufgelöst ist, würde es unbillig sein, wenn die Souveraine nun ihre Unterthanen benachtheiligen wollten, um diese Armee wieder zu befriedigen, welche in dieser Hinsicht bloß National-

Arroganz besitzt. Die Franzosen möchten die Kunstwerke gern behalten, nicht weil Paris der beste Platz für dieselben ist, sondern weil sie Trophäen ihrer ehemaligen Siege sind. Aber eben weil jetzt andere Nationen Sieger geworden sind, müssen jene Kunstwerke an die rechtmäßigen Eigenthümer zurückkehren. Zugleich müssen die Franzosen einsehen lernen, daß Europa für sie zu stark ist, und daß, wenn sie auch einmal Vortheile über eine oder die andere Nation erlangt haben, der Tag der Vergeltung doch wieder kommt. Meiner Meinung nach würde es daher eben so ungerecht als unpolitisch sein, wenn man den Franzosen die geraubten Kunstwerke ließe, und wenn man diese Gelegenheit nicht benutzte, ihnen eine gute moralische Lektion zu geben."

Als Oberbefehlshaber über das Besatzungsheer, welches über die Ruhe Frankreichs wachen sollte, übte er einen großen Einfluß auf die innere Politik des Königs, den er für gemäßigt-konstitutionelle Grundsätze zu gewinnen suchte. In seiner Stellung hätte er sich aber entschiedener der von fanatischen Katholiken im Gard-Departement verfolgten Protestanten annehmen sollen; mit Recht ward er wegen dieser Gleichgültigkeit auch in England getadelt. Desto entschiedener betrieb er aber die Befestigungsarbeiten an der niederländischen Grenze, und desto thätiger zeigte er sich, die Forderungen der verschiedenen Mächte an Frankreich möglichst herabzustimmen, um so das Ausgleichungsgeschäft möglichst zu beschleunigen. Es war vorzüglich Wellingtons Stimme, welche 1817 die Verminderung des Besatzungsheeres und im folgenden Jahre den Beschluß zu Wege brachte, es ganz aus Frankreich zurückzuziehen. Wie ihm diese Verwendung für Frankreich das Vertrauen Ludwigs XVIII. und seiner Minister gewann, so konnte auch die französische Nation nur mit Dank die gute Disziplin, welche der Herzog mit eiserner Strenge aufrecht erhielt, anerkennen; aber trotzdem war der Mann, welcher der französischen Eitelkeit eine so blutige Wunde beigebracht und der nun als Beherrscher kalt und streng vor ihnen dastand, dem Volke ein Dorn im Auge, und der französische Witz konnte es sich nicht versagen, den Helden von Mont St.-Jean (wie die Franzosen die Schlacht bei Waterloo bezeichnen) vilain-ton zu nennen.

Nachdem Wellington England auf dem Aachner Kongreß vertreten hatte, nahm er seinen Sitz im Oberhaus und gehörte bald zu den bedeutendsten Führern der Tories. Auf dem Kongreß zu Verona erklärte er Englands Neutralität in der spanischen Sache, und begab sich noch zu Ende 1822 nach Paris, um den mit Spanien bereits begonnenen Krieg durch friedliche Vermittelung zu hindern, welche Vermittelung aber von dem französischen Kabinete abgelehnt ward. In der griechischen Angelegenheit ward er unter dem Ministerium Canning nach Petersburg geschickt, um, zugleich von Frankreich, Oesterreich und Preußen bevollmächtigt, dem russischen Kaiser zu eröffnen, daß die großen Mächte in der Absicht übereinstimmten, die Griechen gegen die Gewaltthätigkeit

der Pforte zu schützen. Leider verließ Wellington, als er 1828 selbst erster Minister geworden war, Cannings freisinnige Politik und ward in der griechischen Angelegenheit lau. Dagegen setzte er, trotz dem Widerspruch der Tories, die Emanzipation der Katholiken, die er als das einzige Mittel zur Beruhigung Irlands erkannt hatte, durch, obwohl ihm seine Partei solchen Abfall nicht verzeihen konnte. Graf Winchelsea beleidigte ihn öffentlich und er mußte sich mit diesem auf Pistolen schlagen. Wellington verstärkte darauf sein Kabinet durch einige Whigs, besonders aber ward Sir Robert Peel seine Stütze, der später als liberaler Tory den Herzog sogar für seine Grundsätze des Freihandels zu gewinnen wußte. So wußte Wellington unbeschadet seiner Charakterfestigkeit doch seine Politik den Umständen anzupassen; wenn er auch zuweilen politische Fehlgriffe that, so bleibt immer sein redliches Bemühen, dem Vaterlande zu dienen, anerkennenswerth. Am 14. April 1832 protestirte er feierlichst im Hause der Lords gegen die Reformbill und die dritte Lesung war nicht zu erzwingen; da erhielt er den Auftrag, eine neue Verwaltung zu bilden, doch nun erhob sich das Haus der Gemeinen, die Stimmung des Volkes, besonders in London, ward so aufgeregt, daß Wellington nicht durchdrang und sein Gegner, Graf Grey, am 7. Junius die Reformbill glücklich durchsetzte.

Im November 1834 übernahm Wellington abermals die Bildung eines Kabinets, doch wurde dasselbe schon im folgenden Jahre wieder gestürzt. Im Jahr 1841, als Peel nach dem Sturz der Whigs sein Ministerium bildete, übernahm Wellington das Oberkommando über die gesammte Landmacht, zog sich dann 1846 bei der Auflösung des Kabinets wieder zurück, doch Lord John Russel bat ihn, trotz der politischen Gegnerschaft, seine Stellung zu behalten. Freunde und Gegner mochten nicht wohl den besonnenen Rath des „eisernen Herzogs" entbehren, besonders aber war er eine Stütze für die Krone, und wie früher König Georg IV. seinem vertrauten Rath die Ehre bewies, zwei Mal bei ihm zu speisen (was er sonst bei keinem Unterthanen that), so ehrte ihn Königin Viktoria dadurch, daß sie ihrem jüngsten Prinzen den gefeierten Namen des Siegesherzogs gab. Als Generalissimus der britischen Armee, als Oberaufseher der fünf — Frankreich gegenüberliegenden — Häfen („Lord Warden of the Cinque Ports"), als Konstable des Tower und des Dover-Schlosses und als Kanzler der Universität Oxford blieb er bis an sein Lebensende in höchstem Rang, Ansehen und Einfluß. Das Glück blieb ihm treu bis an den Tod, der rasch und schmerzlos am 14. September 1852 auf Walmerschloß bei Dover erfolgte, nachdem der Held ein Alter von 83 Jahren 4½ Monaten erreicht hatte.

Das Leichenbegängniß fand am 18. November Statt; es übertraf noch weit an Größe, Pracht und Glanz das immerhin sehr großartige des Seehelden Nelson im Jahre 1806. Die Straßen der ungeheuren Weltstadt waren schon Tags zuvor — denn das Volk strömte aus allen Gegenden des Vereinigten Königreichs herbei — so mit Fußgängern und

Fuhrwerk aller Art angefüllt, daß es schwer, ja gefährlich war, die Straßen längst der Themse in der Altstadt und in Westminster zu passiren. Mitten in diesem Gedränge sah man Arbeitsleute in mannigfachster Beschäftigung, Gerüste aufführend, Fahnen und Kränze aufsteckend, schwarze Tücher befestigend. Die Ausstellung der herzoglichen Leiche auf dem Paradebett in dem mit kriegerischen Trophäen aller Art geschmückten großen Oktogon des Chelsea-Hospitals endigte erst am 17. November, Abends 5 Uhr; während dieses Tages hatten sie noch 65,073 Personen besucht. Vor dem Publikum hatten an diesem Tage die fremden Abgesandten Zutritt; nach ihnen schritten — wie einst die macedonischen Krieger an der Leiche Alexanders zu Babylon — 2000 britische Soldaten-Deputationen der verschiedenen im Mutterland anwesenden Regimenter, Reiter, Fußvolk und Kanoniere, langsam durch den Saal am Sarg ihres Generalissimus vorbei; ein ergreifender Anblick, denn mancher grauhaarige Unteroffizier, der noch in Spanien und Belgien gefochten, vergoß heiße Thränen. In später Abendstunde ward der Sarg nach dem Generalitätsgebäude gebracht. Für die Beschreibung des am folgenden Tage sich großartig entfaltenden Trauerzuges ist hier nicht der Ort; unter dem Geläut aller Glocken und dem Donner der Kanonen wurden die irdischen Ueberreste des Nationalhelden Mittags zwischen 1 und 2 Uhr in der Paulskirche in die Gruft gesenkt. In Preußen und selbst in außerpreußischen Städten, wo preußische Garnisonen lagen, wurden in den Kirchen beider Konfessionen zu Ehren Wellingtons Todtenfeiern veranstaltet und die Erinnerungen an die Freiheitskriege wieder lebendig.

Die „Times" sagte in ihrem Nachruf von Wellington: „Durch die Dankbarkeit Europa's und seines Volks auf die höchste Stufe von Rang und Macht erhoben, die ein Unterthan der britischen Monarchie erreichen konnte, trug er diese Würden und gebrauchte er diesen Einfluß in den strengsten Grenzen der Unterthanenpflicht. Kein Gesetz wurde je nach seinem Willen gedreht, kein Recht auch nur haarbreit zu seiner Vergrößerung aufgeopfert. Kein Mensch, weder unter seinen Landsleuten noch unter seinen Gegnern, konnte sagen, dieser große Herzog habe ihm ein Unrecht zugefügt; denn sein ganzes Dasein war der Sache gesetzlicher Autorität geweiht. Obschon frei von jeder Spur von Scheinheiligkeit war seine Seele dem erhabenen Einfluß religiöser Wahrheit nicht verschlossen, und er beobachtete sogar mit Eifer den öffentlichen Ritus der englischen Kirche. Seine Wohlthätigkeit war prunklos, aber ausgedehnt; er unterstützte sein ganzes Leben hindurch eine unglaubliche Anzahl von Personen und nützlichen Anstalten. — Er hätte mehr Enthusiasmus entzünden können, besonders in den ersten und zweifelhaften Tagen seiner Feldzüge auf der Halbinsel; aber in seinem erfolg- und triumphreichen Streben nach Ruhm kam das Wort Ruhm nie über seine Lippen, selbst nicht in seinen Anreden und Tagesbefehlen an seine Soldaten. Sein ganzes Naturell war ein realistisches; er sah

die Dinge, wie sie waren. Sein scharfer Blick und sein kühles Urtheil durchdrang alsbald die Oberfläche, an der sich so oft die Phantasie verwirrt und die Sympathie entzündet. Die Wahrheit, wie er sie liebte, ist nur auf einem rauheren Pfad und von strengeren Geistern zu erreichen. Im Krieg, in der Politik und im Alltagsleben hielt der Herzog unbeugsam fest an der sittlichsten Korrektheit in Wort und That." Und die (radikalen) Daily-News: „Man kann von ihm noch wahrer als von seinem großen politischen Freund Sir Robert Peel sagen: er hat das Glück gehabt, so lange zu leben, daß die Welt Zeit hatte, alle ungünstigen Urtheile über gewisse Züge seines politischen Lebens zu versenken in einem einhelligen Wahrspruch über die wundervolle Größe des Mannes. Wenn er durch Geburt, durch Erziehung und Ueberzeugung ein Tory war, so war er wenigstens ehrlich, hochherzig und zugänglich für eine unbefangene Erörterung seiner Grundsätze. Er behauptete seine Meinungen wie er eine Festung vertheidigt haben würde, nämlich gerade so lange, als sie haltbar waren, und nicht länger. Er gab seine Stellung zeitig genug auf, um einen ehrenvollen Rückzug zu machen, und während seine Freunde sich nicht über ihn beklagen konnten, waren seine Feinde ihn zu achten gezwungen. — Der Herzog war so zu sagen ein Institut für sich selbst. Wenn er sprach oder schrieb, so gut als wenn er handelte, prägte er sein Bild auf das Werk wie auf eine Schaumünze. — Er besaß alle die Eigenschaften, welche die Engländer vielleicht nicht zu dem persönlich anziehendsten Volke beim ersten Anblick, aber die sie vorzugsweise zu einem historischen Volke machen und die ihren Namen noch in den letzten Jahrbüchern der Geschichte lebendig erhalten werden."

Wellingtons Depeschen und Tagesbefehle sind von Oberst Gournay in zwölf Bänden gesammelt, wie die Briefe und Depeschen Nelsons in sieben Bänden — zwei Nationaldenkmale von höchstem Werth. Engländer selber haben das Urtheil abgegeben, daß Wellingtons Schreibart viel besser sei, als die des Pfarrersohns Nelson, der doch eine sorgfältigere Schulbildung vor ihm voraus hatte. Dagegen waren die Reden Wellingtons im Oberhaus keineswegs glänzend oder im Ausdruck auch nur korrekt; dafür wirkten sie durch ihren schmucklosen Nachdruck. „Es waren Hammerschläge", wie Chronicle sagt.

Palafox. Augustina von Saragossa.*)

Große Ereignisse bringen plötzlich große Charaktereigenschaften zum Durchbruch und in's glänzende Licht der Geschichte, die ohne den weltgeschichtlichen Anstoß im Dunkel des Alltagslebens begraben worden wären.

Es ist wohl nie einer Königsfamilie größere Schmach zugefügt worden, als es durch Napoleon den spanischen Bourbonen geschah. Freilich gab der sittlich verdorbene, durch und durch faule Madrider Hof dem kühnen Gewaltherrscher Veranlassung genug zu gewaltthätigem Intriguenspiel. Der „Friedensfürst" Godoy, der verschmitzte Minister Karls IV., früher Offizier in der königlich spanischen Leibgarde, hatte durch die Schönheit seiner Gestalt die Aufmerksamkeit der Königin auf sich gezogen und war durch deren Einfluß zum Range des ersten Ministers und anerkannten Günstlings des Königs erhoben worden. Der bejahrte und verstandesschwache Monarch stand gänzlich unter der Botmäßigkeit der Königin, und diese war ihrerseits wieder ein Werkzeug in der Hand des listigen Godoy. Der Thronfolger Ferdinand, „Prinz von Asturien", verabscheute den Günstling, der Alles daran setzte, den Zwiespalt in der königlichen Familie zu nähren und den König wider seinen Sohn einzunehmen; aber der Kronprinz war zu schwach, um die Verhältnisse beherrschen zu können. Jede Partei suchte bei Napoleon Hülfe, bei Dem, der bereit war, sie Alle zu verderben. Ferdinand ließ sich nach Bayonne locken; nach freundlichem Empfange führte ihn Napoleon zum Bankett, das zum Todtenmahl bestimmt war für die bourbonische Monarchie. Denn wenige Stunden, nachdem die Souveräne sich auf gleichem Fuße umarmt hatten, ward dem Prinzen eröffnet, die Bourbonen in Spanien hätten aufgehört zu regieren, und fortan müsse das Scepter der spanischen Monarchie in die Hände Dessen gelegt werden, der allein im Stande sei, der Krone Ansehen zu verschaffen.

Das spanische Volk, wenn auch durch Schuld der Regierung tief gesunken, war doch nicht so weit herabgekommen, um nicht zu fühlen, daß in der Schmach, die seinem Herrscherhause von einem fremden Eroberer angethan ward, ihm selber, seiner nationalen Würde und Selbständigkeit die größte Schmach bereitet werde. Das Unglück fachte den Funken des alten Heldensinnes wieder zur Flamme an. Es waren Anfangs nur die Heldenthaten einzelner Patrioten, die sich hervorthaten; aber sie zeigten dem Volke seinen wahren Charakter, erhoben das allgemeine Nationalgefühl und rissen endlich auch die Scheuen und Schwankenden mit sich fort.

*) Leben und Feldzüge des Herzogs von Wellington. Nach W. H. Maxwell, G. N. Wright und Alexander, von Bauer (Quedlinburg und Leipzig, 1840), 6 Bände. Arthur, Herzog von Wellington 2c. Nach Elliot und Clarke (Leipzig, 1817). Chronik des 19ten Jahrhunderts (5ter und 6ter Band) von Dr. Venturini (Altona, 1811).

Einer der wackersten Patrioten war Don Jose de Palafox y Melzi. Er war 1780 geboren, der Sprößling einer vornehmen aragonischen Familie. Früh zum Soldaten bestimmt, hatte er auf wissenschaftliche Bildung gar keinen Fleiß verwandt, sich's vielmehr in Madrid wohl sein lassen und an allen Zerstreuungen und Vergnügen der Residenz Theil genommen. Als Gardeoffizier begleitete er den Prinzen Ferdinand nach Bayonne, entfloh aber, als Bauer verkleidet, sobald er sah, daß es auf seines Fürsten Gefangennehmung abgesehen war. Er gelangte glücklich in Saragossa an, erfuhr hier aber zu seinem nicht geringen Schreck, daß der Generalkapitän von Aragonien sich auf Seite der Franzosen neigte. Dieser wollte das Volk entwaffnen, während die Patrioten am 25. Mai 1808 die Landleute von Saragossa aufforderten, sich der Sache des Vaterlandes anzuschließen und wider die Franzosen die Waffen zu ergreifen. In dieser Krisis ward schneller Prozeß gemacht, der schlechtgesinnte Generalkapitän sofort ergriffen, in's Gefängniß geworfen und an seine Stelle Don Joseph Palafox gewählt.

Ueber diesen Mann war auf Ein Mal ein neuer Geist gekommen. Er erließ sogleich eine beredte Proklamation, worin er seine Landsleute aufforderte, ihm zur Wiederherstellung der Freiheit behülflich zu sein.

Er erklärte, daß der französische Kaiser, daß alle Mitglieder seiner Familie, daß jeder französische General und Offizier für die Sicherheit Ferdinands VII., seines königlichen Bruders und Oheims persönlich verantwortlich sein sollte. Man war übereingekommen, für den äußersten Nothfall einen österreichischen Prinzen auf den spanischen Thron zu erheben, aber keinen Franzosen im Lande zu dulden.

Es war freilich schwer, aus ungeübten Landbauern und dem Kriegshandwerk völlig entfremdeten Stadtbewohnern ein Heer zu bilden, das sich den französischen Kriegsschaaren entgegen stellen konnte. Alle Hülfsmittel waren unzureichend. Das in Saragossa befindliche Militär war kaum 230 Mann stark, der Staatsschatz konnte nicht mehr als 2000 Realen aufbringen. Aber unerschreckt durch diese Schwierigkeiten, durch die Gefahren, die ihm droheten, kündigte er den Franzosen selber den Krieg an. Mit unglaublicher Schnelligkeit wurden Waffen geschmiedet, Pulver bereitet und die nothwendigsten Rüstungen in's Werk gesetzt. Spanische Regimenter in Pamplona und Madrid lösten sich auf und eilten nach Saragossa, wohin aber auch bereits General Lefebvre schon mit einem starken Truppenkörper sich in Bewegung gesetzt hatte.

Die Hauptstadt von Aragonien liegt in einer fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des Ebro, über den eine steinerne, 600 Fuß lange Brücke führt. Von einer Kolonie des Augustus Caesar Augusta oder auch Caesarea genannt, empfing sie den spanischen Namen Zaragoza. Unterhalb der Stadt geht der aragonische Kanal in den Ebro. Eine Anhöhe, Monte Torrero genannt, auf welcher verschiedene den Schiffern gehörige Magazine und Werkstätten sich befinden, beherrscht die Stadt. Die massiven Häuser derselben sind gewöhnlich zwei Stockwerk hoch, mit starken

Gewölben und Mauern versehen; auch die vielen Kirchen und Klöster sind alle von massiver Bauart und sehr hoch. Die Kirche Nuestra Sennora del Pilar (Unserer Lieben Frau zum Pfeiler) ist in ganz Spanien berühmt; man wallfahrtet zu dem wunderthätigen Bilde der heiligen Jungfrau, das auf einer Säule von feinem Jaspis steht. Die Mauern und Thore sind schlecht und auf eine Belagerung nicht berechnet. Die zahlreichen engen und unregelmäßigen Gassen führen nach den Marktplätzen und dem Kosso, der einzigen breiten und schönen Straße. Als die Franzosen zum ersten Mal vor Saragossa erschienen, belief sich die Bevölkerung auf 50,000 Seelen.

Palafox, der dem anrückenden Lefebvre mit seinen Truppen entgegenging, ward am 16. Juni geschlagen, seine Mannschaft versprengt, und er selber entkam mit Mühe in die Stadt. Sogleich verschanzten sich die Einwohner, und binnen 24 Stunden war das bisher offene Saragossa vor einem Ueberfall gesichert. Die Stadt ward eingeschlossen. Nach mehreren Angriffen erstürmten die Franzosen zwei Klöster und den Monte Torrero. Der Verlust des letzteren wurde der Feigheit eines Artillerieoffiziers zugeschrieben, von dem es hieß, er habe die Batterien zu schnell verlassen. Er wurde deshalb verurtheilt, sechs Mal Spießruthen zu laufen, wobei ihn die Soldaten mit ihren Ladestöcken schlugen und nach dieser Grausamkeit erschossen.

Die spanische Artillerie ward sehr mangelhaft bedient, da sich kein reguläres Militär in der Stadt fand; doch jeder Bürger oder Bauer griff wacker zu, so daß eine fortdauernde, obwohl unregelmäßige Kanonade unterhalten wurde. Die Landleute neckten ohne Unterlaß das Belagerungsheer und störten seine Belagerungsarbeiten. Aber bereits waren die französischen Werke auch so nahe gerückt, daß das Feuer der feindlichen Kanonen immer zerstörender wirkte. Auf dem Kosso flog das Pulvermagazin in die Luft und verbreitete ringsum Vernichtung. Der Platz wurde nochmals zur Uebergabe aufgefordert; der General Palafox wies alle Versuche zur Unterhandlung streng zurück. Seiner Weigerung folgte ein noch zerstörenderes Feuer und lebhafterer Angriff. Die Sandsack-Batterie am Portillothor ward der Schauplatz eines schrecklichen Gemetzels, da sie wiederholt durch das feindliche Feuer zerstört und ebenso häufig unter der heftigsten Kanonade wiederhergestellt wurde.

An diesem Punkte war es, wo die Jungfrau Augustina von Saragossa, ein Mädchen von zwanzig Jahren, gleich einer Jeanne d'Arc, den sinkenden Muth ihrer Landsleute wieder belebte und durch eine heroische That das dem Untergange geweihete Saragossa rettete. Sie trug den Kämpfenden Erfrischungen zu; als sie aber bei dem Portillothore ankam und sah, wie Alle, welche die Kanonen bedient hatten, zu Boden geschmettert waren und ein panischer Schrecken sich der Reserve bemächtigt hatte: stürzte sie über die Haufen Erschlagener, riß ihrem Geliebten eine noch brennende Lunte aus den leblosen Händen und feuerte damit sogleich eine Kanone ab. Dann sprang sie auf das Geschütz, mit welchem

sie Verderben auf den Feind geschleudert zu haben glaubte, und that einen feierlichen Schwur, nicht lebendig vom Platze zu weichen, bis die Feinde ihres Vaterlandes vernichtet oder zurückgeschlagen seien.

Solcher Heldenmuth eines weiblichen Herzens verfehlte nicht seine Wirkung auf die Männer. Augenblicklich wurde die Batterie bemannt und ein wirksameres Feuer als vorher auf die Feinde gerichtet.

Die Wuth und Ungeduld der Belagerer steigerte sich mit jedem Angriff; Saragossa ward immer enger umzingelt. Oberhalb der Stadt war der Ebro durch eine Furth zu passiren, und unterhalb hatten die Franzosen, trotz dem Widerstande der Aragonier, eine Brücke geschlagen. Da sie auf diese Weise ihre Reiterei an's jenseitige Ufer bringen konnten, zerstörten sie die Mühlen, welche die Stadt mit Mehl versorgten, brandschatzten die Dörfer und schnitten so den Belagerten ihren Zufluß von Mundvorrath und Schießbedarf ab. In dieser mißlichen Lage legte der kluge und thätige Palafox in mehreren Theilen der Stadt Pferdemühlen an, und ließ von den Mönchen unter erfahrenen Aufsehern das nöthige Pulver bereiten. Aller Schwefel, der noch an Ort und Stelle war, mußte zusammengebracht werden; die Straßenerde ward sorgfältig ausgewaschen, um den Salpeter zu gewinnen, und Kohlen wurden aus Hanfstengeln gemacht, die in Aragonien zu ungewöhnlicher Höhe und Dicke aufschießen. Bald war eine Pulvermanufaktur in Stand gesetzt, die täglich 15 kastilische Arrobas lieferte.

Vom 2. zum 3. August ward das öffentliche Hospital genommen und in Brand gesteckt; Kranke und Blödsinnige, Verwundete, die kaum sich bewegen konnten, stürzten schreiend und wehklagend auf die Straße. Da eilten, nicht achtend der Bomben und Kugeln, die ohne Unterlaß flogen, die mitleidigen Frauen herbei, um die Unglücklichen aufzusuchen und wo möglich zu retten. Am 4. August ließen die Franzosen eine furchtbare Batterie auf das Stadtviertel San Engracia spielen. Im Nu sanken die schwachen Lehmmauern ein und der Feind stürzte in die Stadt; das herrliche Kloster San Engracia selber ward angezündet und stürzte in Trümmer. Bis zum Kosso drangen die wüthenden Soldaten vor. Der französische General forderte nun die Uebergabe mit folgenden lakonischen Worten: „Quartel general — Santa Engracia — la capitulacion“ („Hauptquartier San Engracia, Kapitulation“). Es erfolgte mit gleicher lakonischer Kürze die Antwort: „Quartel general — Zaragoza — guerra al cuchillo“ („Hauptquartier Saragossa, Krieg auf's Messer“). „Palafox.“

Diese kräftige, für die Franzosen selbst überraschende Weigerung war der Ausdruck des Geistes, der alle Einwohner von Saragossa beseelte. Die Priester feuerten durch Gelübde und Beifall den Muth an zum Todeskampfe. Die Frauen pflegten nicht bloß die Verwundeten, sondern traten auch wohl mit in die Reihen der Streiter, wenn's noth that. Man rief zur heil. Jungfrau vom Pfeiler und das Heiligthum schützte die Stadt, da es den Muth ihrer Bewohner aufrecht hielt. Die

Aragonier behaupteten ihre Stellungen, warfen an den Straßeneingängen, wenige Schritte vor den französischen Kanonen, ihre Batterien auf, und der Zwischenraum ward bald mit Todten ausgefüllt.*) Da vorzüglich die Häuser selber zu Festungen dienten, häuften sich in diesen auch die Leichname und wurden dann aus dem Fenster auf die Straße gestürzt. Die Ausdünstung der vielen Todten ward immer unerträglicher; man fürchtete die Pest. Wer sollte sie aber beerdigen? Jeder, der sich auf der Straße sehen ließ, ward alsbald das Opfer einer Kugel. Da schickte Palafox an einen langen Strick gebundene Franzosen unter die Todten und Sterbenden, die Leichname ihrer Landsleute wegzuschaffen; eine Dienstleistung, die beiden Theilen erwünscht war.

Am 5. August, als die Franzosen mit aller Macht ihre Anstrengungen erneuerten, war den Aragoniern die Munition fast gänzlich ausgegangen. Als der tapfere General unter dem Volke einherritt, rief man ihm allerseits zu: „Wenn es an Schießbedarf fehlt, so haben wir noch Messer, den Feind anzugreifen." Doch kam noch, wo die Noth am höchsten stieg, unerwartet Hülfe; kurz vor Einbruch der Nacht zog unter dem Befehl des Don Franzesko Palafox, des Bruders des Generals, eine Verstärkung von 3000 Mann mit Munition und Lebensmitteln in die Stadt ein. Die Vertheidigung ward mit neuem Eifer fortgesetzt. Ein am 8. August gehaltener Kriegsrath faßte folgende denkwürdige Beschlüsse: „Die Theile der Stadt, welche die Aragonier noch behaupten, sollen mit der bisher so ruhmvoll bewiesenen Festigkeit vertheidigt werden. Sollte der Feind am Ende die Oberhand gewinnen, so wird sich das Volk über die Ebrobrücke in die Vorstädte zurückziehen, und nachdem es die Brücke abgeworfen, die Vorstädte auf Tod und Leben vertheidigen." Dieser Entschluß des Heerführers und seiner Hauptleute wurde vom Volk mit dem lautesten Beifall aufgenommen. Elf Tage lang war der blutigste Kampf von Straße zu Straße, von Haus zu Haus fortgesetzt worden, und die Franzosen hatten während der Zeit kaum ein Achtel der Stadt gewonnen. Die Frauen und Jungfrauen, Knaben und Mädchen wetteiferten mit den Männern. Die Gräfin Burita hatte einen Frauenverein gestiftet zur Pflege der Verwundeten, und mit Erstaunen sahen die Krieger ihre zarte Gestalt mitten im Kugelregen zu den Verwundeten eilen. Es sollen aber auch eben so viel Knaben und Frauen als Männer auf dem Platze geblieben sein.

Die Flucht Josephs, des von Napoleon eingesetzten „Königs von Spanien", aus Madrid, der Rückzug des französischen Heeres auf Vittoria und das Anrücken der Heerschau von Valencia zum Entsatz der Stadt

*) „Die feindlichen Batterien waren einander so nahe, daß ein Spanier unter dem Schutz der todten Körper, welche den Zwischenraum zwischen denselben gänzlich ausfüllten, nach einer französischen Batterie kroch und an einer der französischen Kanonen ein Seil befestigte. In dem hierauf folgenden Kampfe riß das Seil und die Saragossaner verloren ihre Beute gerade in dem Augenblicke, wo sie sich derselben sicher glaubten." Southey.

nöthigten den General Verdier, der an Lefebvres Stelle getreten war, in der Nacht des 15. August die Belagerung aufzuheben. Die Franzosen warfen ihr schweres Geschütz in den Kanal und zogen eilig ab. Saragossa war für dies Mal gerettet; jubelnd rief das Volk: Es lebe unsere l. Frau vom Pfeiler und General Palafox!

Doch nicht zu lange sollte die Freude der armen Saragossaner dauern! Die Franzosen hatten schnell genug wieder die Oberhand gewonnen, und nachdem die Patrioten bei Tudela eine große Niederlage erlitten hatten, schlugen die Flüchtlinge den Weg nach Saragossa ein, überall, wohin sie kamen, Schrecken und Verwirrung verbreitend. Die langsame Verfolgung gestattete die Ankunft der Kassen, des Gepäcks, der Kranken, Verwundeten und erschreckten Bauern, die sämmtlich mit den fliehenden Soldaten zugleich in die Stadt drangen. Belebt durch die Erinnerung an seinen früheren Ruhm forderte Palafox seine Mitbürger auf, den Gefangenen Gnade widerfahren zu lassen, ihr Leben zu schonen und sie nach entfernteren Gegenden zu schaffen; er wies die Nonnen an, sich von dem unmittelbaren Schauplatze der Gefahr zu entfernen und ihre Andachtsübungen da zu verrichten, wo sie nicht gestört werden könnten; er deutete den Reichen an, daß er keinen Unterschied der Person kenne, daß von Stund an Jedermann mit seiner Person und seinem Eigenthum dem Vaterlande geweiht sei, daß, wenn der Arme sein Leben und seine Kräfte opfere, der Reiche seine armen Mitbürger mit Nahrung und Kleidung versehen müsse; er erklärte, daß Diejenigen, welche die Preßfreiheit zum Nachtheil der Patrioten mißbrauchten, dem neuen Polizeirichter überantwortet werden sollten, und stellte es endlich Jedem frei, binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen. Von dieser Freiheit machte jedoch kein einziger Einwohner Gebrauch. Da die Bürger schon bei der ersten Belagerung dem Schutz „Unserer lieben Frau vom Pfeiler", die Saragossa zum Sitze erwählt hatte, ihre Rettung zuschrieben, so erklärte Palafox in seiner Proklamation, daß die Opfer, zu denen sie aufgeopfert würden, Gott und der jungfräulichen Mutter Gottes, ihrer himmlischen Beschützerin, angenehm sein würden; er suchte ihnen aber zugleich begreiflich zu machen, daß sie zu ihrer Rettung selbst mitwirken müßten, daß Gebete, um erhört zu werden, Aufrichtigkeit erforderten, und diese durch Werke bewiesen werde, und daß die Arbeit der Gläubigen auch stets vom Segen des Himmels begleitet sei.

Nach diesen Grundsätzen begann Palafox zu handeln. Um neue Mauern aufzuführen und kunstmäßig eine Festung zu schaffen, dazu war die Zeit zu kurz. Aber man benutzte das, was man hatte. Man schuf die Klöster in Citadellen um, besserte die alten Mauern aus, legte Schulterwehre an, bauete Schanzen, zog Umpfählungen und einen 15 Fuß tiefen und 21 Fuß breiten Graben um die Stadtmauer. Das von den maurischen Königen erbaute, später von den Fürsten von Aragonien bewohnte, dann als Gefängniß des schändlichen Inquisitionstribunals benutzte und zuletzt von Philipp V. in eine Festung umgeschaffene Schloß

Aljaferia wurde bedeutend ausgebessert und die Zahl seiner Kanonen vermehrt; auch die Verbindung mit der Stadt durch eine doppelte Caponnière gesichert. In der Stadt selber wurden Thüren und Fenster in der Fronte der Häuser vermauert, die Wände aber mit Schießlöchern durchbrochen. Durch Oeffnungen in den Giebelmauern wurden zwischen den Wohnhäusern selber Verbindungen bewirkt; jede zusammenhängende Häuserreihe ward zu einer Schanze. In den wichtigsten Straßen zog man Querwälle (Traversen), hinter denen Geschütz aufgestellt ward.

Die Besatzung bestand aus 30,000 Mann nur wenig disciplinirter Truppen, und aus 20,000 Bauern, die durch ihren Muth ihre Unwissenheit in der Vertheidigungskunst ersetzen sollten. Pulver wurde in der neu angelegten Salpetersiederei angefertigt, so viel man für den Augenblick brauchte, um die Nothwendigkeit eines Magazins und damit die Gefahr einer Explosion zu vermeiden.

Um dem Muthe der Zaghaften etwas nachzuhelfen, machte Palafox bekannt, daß jeder Feige, der von Uebergabe spräche, an den Galgen kommen würde. Selbst die Frauen waren freudigen Muthes; unter der Leitung der ehrenwerthen Gräfin Burita wurden sie in Kompagnieen abgetheilt, von denen jede einen Distrikt überkam, um die Kranken in den Hospitälern zu pflegen, den Kämpfenden Lebensmittel und Munition zuzutragen und durch ihre Gegenwart das Heer zur Vertheidigung zu ermuthigen.

Der britische Generalmajor Sir Charles William Doyle half dem General Palafox bei seinen Rüstungen, und noch als die Stadt zum Theil schon berennt wurde, warf er Tag und Nacht Lebensmittel und Munition hinein, so wie auch 11,000 vollständige Soldatenrüstungen. Dieser zeitgemäßen Hülfe verdankte hauptsächlich, wie Palafox in seinem Bericht an die Regierung sagte, die Stadt ihre so lange und rühmliche Vertheidigung.

Am 20. Dezember 1808 erschien das 30,000 Mann starke Belagerungsheer unter Marschall Moncey vor dem Platze; mit Moncey hatte sich Marschall Mortier vereinigt. Schon am folgenden Tage begannen die Franzosen ihren Angriff auf den Monte Torrero. Die Spanier, die Wichtigkeit dieses Platzes erkennend, hatten hier eine Batterie aufgeführt und 5000 Mann unter dem General St. Mark, einem geborenen Franzosen, zur Vertheidigung desselben aufgestellt. Durch einen unerwarteten Sturm ward in aller Frühe am 21. die Batterie genommen, und St. Mark gezwungen, sich nach der Stadt zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit griff General Gazan die Vorstadt an, St. Mark eilte ihm jedoch entgegen und der Plan des Feindes wurde gänzlich vereitelt. Durch die Entsetzung der Vorstadt machte St. Mark sein Versehen auf M. Torrero wieder gut, ein für ihn persönlich glückliches Ereigniß, da es ihn vor der Volkswuth schützte und Palafox in den Stand setzte, die Einwohner von seiner Treue zu überzeugen.

Am 24. Dezember hatten die Franzosen die Einschließung von Saragossa vollendet; am 29. wurden schon die Laufgräben eröffnet, und der Oberst vom Geniekorps, Lacoste, der Adjutant des Kaisers, welcher die Belagerungsarbeiten leitete, hoffte die Vorstadt mit Sturm zu nehmen. Der Marschall Moncey schickte jetzt dem General Palafox eine Aufforderung, ungefähr in diesen Ausdrücken: „General! Das dritte Armeekorps umringt Saragossa auf dem rechten Ufer; das fünfte Armeekorps unter meinem Oberbefehle hat die Einschließung auf dem linken Ufer beendigt; Madrid hat kapitulirt und Seine Majestät der Kaiser geht an der Spitze einer zahlreichen Armee vor, um die Engländer zu verjagen und die übrigen Provinzen zu unterwerfen. Es würde mir schmerzhaft sein, eine reiche und mächtige Stadt und die wegen ihrer Tapferkeit so achtungswerthen Einwohner den Schrecknissen einer Belagerung preisgeben zu müssen." Das Schreiben schloß mit dem Vorschlage zu einer Kapitulation, welche die Sicherheit des Eigenthums und die Achtung der Religion verbürgen sollte. Der General Palafox antwortete: „daß Madrid, wenn es kapitulirt habe, verkauft sein müsse; was ihn betreffe, so seien die Vertheidigungswerke noch unberührt, und würden sie auch zerstört, so würden das Volk und die Garnison von Saragossa sich eher unter den Trümmern der Stadt begraben lassen, als sich ergeben. Was die Hülfsquellen des Marschalls und den überlegenen Muth der Franzosen betreffe, so zeugten die derzeit vor den Thoren von Saragossa verfaulenden Leichen seiner Landsleute vom Gegentheil. Es sei unglaublich, daß sich elf Millionen Spanier feige dem Verlust der Freiheit unterwerfen sollten; sie, die sich entschlossen hätten frei zu sein, wären es auch. Der Marschall möge nicht davon sprechen, das Blut der Spanier schonen zu wollen; es sei rühmlicher für sie, es für eine solche Sache zu vergießen, als ehrenvoll für die Franzosen, sie dazu zu zwingen."

Da auf diese Art die Unterhandlung abgebrochen war, so traf man auf beiden Seiten alle möglichen Anstalten, um die gegenseitigen Drohungen und Versicherungen wahr zu machen. Palafox machte wiederholte Ausfälle, von denen einige mit Erfolg gekrönt wurden, andere jedoch mißlangen und zurückgeschlagen wurden. Aber mit demselben unerschütterlichen Patriotismus proklamirte und vergrößerte er sein Waffenglück, ermuthigte die Belagerten zur Ausdauer, zur Verdoppelung ihrer Anstrengungen, und erklärte, wenn er Saragossa befreit habe, auch Madrid dem französischen Joche entreißen zu wollen.

Noch vor Ablauf des alten Jahres ward Marschall Moncey nach Madrid berufen, und bald darauf erhielten Mortiers und Suchets Divisionen Befehl, sich nach Calatayud zu begeben. Dieser unerwartete Abmarsch schwächte das Belagerungsheer um 9000 Mann und das in einem kritischen Moment. Junot übernahm den Oberbefehl über das dritte Korps, und sein Rang, hoffte man, würde die Gefühle der Eifer-

sucht beschwichtigen, die gerade damals unter den französischen Generälen aufkeimten und für den Erfolg ihrer Operationen so nachtheilig waren.

Am 10. Januar 1809 fingen acht französische Batterien auf das Kloster San Joseph und die Redoute des Pilar zu spielen an; das Kloster ward zwei Tage lang gegen den wüthendsten Angriff vertheidigt, am dritten aber mit dem Geschütz durchbrochen, erstürmt und die wenigen noch am Leben befindlichen Vertheidiger niedergemetzelt. Nun begann der Krieg gegen die Häuser, und diese waren die stärksten Festungen, da jeder Schritt vorwärts mit Blut erkauft werden mußte.

Auf dem linken Ebroufer begann die Lage der Franzosen schwierig zu werden. In den aragonischen Bergen hatten sich zahlreiche Rotten gebildet, welche, ehe sich's die Feinde versahen, die französischen Zuzüge überfielen. Der Marquis von Lazan und Franzisko Palafox wiegelten die Dörfer auf, bewaffneten die Bauern, zogen die Linientruppen von Valencia und Catalonien an sich und bildeten aus allen diesen Bruchstücken eine nicht unbedeutende Hülfsarmee. Alle waffenfähige Mannschaft stieß zu ihren Fahnen.

Die Belagerer litten oft an Mundvorrath Mangel, und die französischen Soldaten wurden öfters auf halbe Rationen Brod gesetzt; an Fleisch fehlte es zuweilen gänzlich, denn kein Dorf gehorchte den Lieferungsbefehlen und doch durfte das Belagerungsheer keine zu großen Abtheilungen entsenden.

In dieser zweifelhaften und schwierigen Lage erschien der Marschall Lannes, der sich eben von einer langwierigen Krankheit wieder erholt hatte, am 22. Januar 1809 vor Saragossa, und übernahm den Befehl zugleich über das dritte und fünfte Armeekorps, wodurch größere Einheit und Energie in die Belagerungsarbeit kam. Seine Gegenwart beschwichtigte das Murren der Soldaten, die Eifersucht der Offiziere. Dem Marschall Mortier, welcher seinen Aufenthalt zu Calatayud verlängerte, schickte er Befehl zur Rückkehr. Mortier ging sogleich auf das linke Ebroufer und griff das Hülfsheer unter Franz Palafox an, das er zersprengte; er ließ die Division Suchet im platten Lande, um feindliche Zusammenrottungen zu verhindern und die Transporte zu schützen. Nun entstand in Saragossa selber Mangel.

Die Franzosen schlugen über die Huerba, welche vor dem Kloster San Engracia vorbeifließt, verschanzte Brücken; bis zum 27. Januar hatten 50 Feuerschlünde 3 große Sturmlücken geöffnet, und am Mittag dieses Tages ergriff die ganze französische Armee die Waffen zum Sturme. Das Kloster Engracia wurde genommen, auch das Kapuzinerkloster, aber nur mit vielem Blutvergießen, und die Häuser rechts und links vor San Engracia blieben noch immer von den Belagerten besetzt.

Das Bombardement hatte drei Wochen ununterbrochen fortgedauert; die Zahl der Todten stieg auf 350 täglich, ohne diejenigen, welche im Kampfe fielen, denn die ansteckenden Krankheiten nahmen reißend überhand. Die Häuser, welche man zu diesem Zweck bestimmt hatte, füllten

sich mit Fieberkranken; aus Mangel an Matratzen verschmachteten die Sterbenden auf Stroh, und die ungesunde Luft wie der Mangel an Arznei und Erquickungen brachten auch den Verwundeten sicheren Tod, da selbst leichte Wunden in Brand übergingen. Es fehlte an Platz, die Todten zu begraben; man grub weite Löcher auf den Straßen und in den Höfen, vor allen Kirchen waren Leichname in großen Haufen aufgeschichtet und nur leicht mit Tüchern bedeckt. Wenn dann eine Bombe in diese Leichenhaufen fuhr und sie auseinanderriß, war das in der That ein furchtbarer Anblick.

Noch einmal forderte Lannes zur Uebergabe auf; mit den Worten: „Hasta la ultima tapia!“ („bis zur letzten Lehmwand!“) verließ Palafox den Kriegsrath. Der Häuserkrieg dauerte Tag und Nacht fort, es ward um jede Wand gekämpft. Zwei kleine Häuser von einem Stockwerk wurden erst nach zweitägigem heftigem Kampfe vom Feinde erobert. Oft, wenn man von den Kellern bis unter das Dach und vom Dache bis in den Keller sich mit abwechselndem Erfolg geschlagen hatte, sprengte der eine oder andere Theil das Haus in die Luft, um sich noch auf den Trümmern zu behaupten.

Zu den gefährlichsten Angriffen erboten sich Freiwillige von der Besatzung sowohl, als von der Bürgerschaft, und oft sah man darunter Mönche und Frauen. Jene trugen Munition herbei, gaben mitten im Feuer den Sterbenden ihren geistlichen Beistand und munterten die Soldaten nicht allein durch ihre Reden, sondern auch durch ihren Beistand auf. Diese brachten den Fechtenden, unter welchen sie ihre Söhne oder Männer fanden, in ihren Schürzen Erfrischungen und Packete mit Patronen; man sah vornehme Frauen ihre schwachen Arme mit der Muskete beladen zum Kampfe eilen und die Offiziere zum kriegerischen Muthe anfeuern.

In dem unterirdischen Kriege machten die Franzosen bald große Fortschritte, da es den Belagerten an geschickten Minenarbeitern fehlte. Die Spanier zündeten, wenn aller Widerstand vergeblich war, das Haus an; deßhalb überzogen sie die Wände mit Theer. Da jedoch wegen der massiven Bauart die Häuser nur langsam brannten, gewannen die Einwohner Zeit, sich hinter ihnen zu sammeln und auf die Eindringenden zu feuern. So konnten die Franzosen erst am 7. Februar ihren Angriff gegen den Mittelpunkt der Stadt richten; der Kampf entbrannte aber nun heftiger denn je. Die französischen Mineurs hatten eine Gallerie vom Krankenhause nach dem Franziskanerkloster geführt. Die Belagerten gruben ihnen entgegen, wodurch die ersteren gezwungen wurden, ihren Ofen, noch ehe sie unter die Mauern des Klosters gekommen waren, zu sprengen. Da sie denselben aber mit 3000 Pfund Pulver überladen hatten, war die Wirkung ebenso groß, als hätte die Mine weiter vorwärts gelegen. Die Spanier verloren 16 Mann und 1 Pionieroffizier; im Kloster war eine Bresche geschossen, die sogleich genommen wurde. Die Franzosen setzten sich in der Klosterkirche fest, indem sie hinter der

Thür eine Brustwehr von Sandsäcken bildeten. Nun drang der spanische Oberst Fleury mit einigen Bauern, welche die Dächer des Klosters kannten, über die Dächer der benachbarten Häuser und besetzten den Glockenthurm, die Emporkirche und die Gesimse des Domes. Von dort ließen sie einen Hagel von Granaten und Kleingewehrfeuer auf die Soldaten regnen, die den Tag in der Kirche erwarteten und überrascht durch diesen unerwarteten Angriff die Kirche verließen, die von den Spaniern wieder eingenommen wurde.

Am 17. gelang es den Franzosen, einen Theil des Universitätsgebäudes durch Minen zu sprengen; aber auch hier noch, unter einstürzenden Mauern und brennenden Balken kämpften selbst die Kranken mit Wuth gegen den anstürmenden Feind. Fieberkranke übernahmen die Wachtposten in ihren freien Augenblicken, bis der Anfall der Krankheit sie wieder ergriff. In einem Hause hatte der Feind das Erdgeschoß erobert; die Spanier vertheidigten den ersten Stock; eine Mine warf die Wandmauer um und der Fußboden stürzte mit 12 Spaniern auf die Feinde herab. Beide Theile wurden unter den Trümmern begraben.

Am 18. bemächtigte sich der Feind der eingeschlossenen Vorstadt am linken Ufer des Ebro. Dieß entschied den Fall der Stadt, denn nun konnte von allen Seiten das Feuer auf ihre Mitte gerichtet werden. Auch war der Versuch des Don Franzisko Palafox, in die Stadt zu kommen, mißlungen, und damit alle Hoffnung auf Unterstützung abgeschnitten. Die Franzosen hatten aber doch nur erst 13 Kirchen und Klöster erobert und 40 waren noch zu nehmen. Es waren binnen 42 Tagen 16,000 Bomben in die Stadt geschleudert. Nun wurden 6 neue Stollen unter dem Kosso hindurch getrieben. Aber von den 30,000 Mann, die Palafox anfangs kommandirte, waren kaum 9000 Mann übrig, und diese unterlagen fast unter der Last ihrer Anstrengung. Mit jedem Tage verschlang die Pest mehr Opfer; Palafox selber lag krank seit vier Wochen in einem engen Keller und hatte den Oberbefehl an St. Mark übertragen müssen, der als Fremder mit Mißtrauen angesehen wurde. Die Besonnenen fühlten, es sei Zeit zur Uebergabe und die Junta von Saragossa knüpfte Unterhandlungen an. Lannes verlangte unbedingte Uebergabe, mußte sich aber doch zu einer milderen Uebereinkunft verstehen.

„Die Garnison streckt am 21. Februar acht Uhr am Portillothor das Gewehr, ist dann kriegsgefangen und wird nach Frankreich abgeführt. Offiziere und Soldaten von der Linie, welche dem König Joseph*) den Eid der Treue schwören und in dessen Dienste treten wollen, können aufgenommen werden. Jedoch sind sie kriegsgefangen und werden nach Frankreich abgeführt, wenn ihre Aufnahme von dem Kriegsminister des Königs von Spanien nicht bewilligt werden sollte.

*) Der Name Ferdinand VII. durfte nicht erwähnt werden.

Die in den Regimentern stehenden Bauern sollen nach ihrer Heimath zurückgeschickt werden. Die Offiziere behalten ihre Degen, Pferde und Bagage, die Soldaten ihre Tornister. Achtung gegen das Eigenthum und freie Ausübung des Gottesdienstes werden zugesichert. Die französischen Truppen besetzen am 21. um Mittag das Schloß. Alles Geschütz und alle Art von Munition wird ihnen übergeben; die Gewehre werden vor den Thüren jedes Hauses niedergelegt und von den Alkalden eingesammelt. Die Gerechtigkeit wird im Namen des Königs Joseph ausgeübt."

Am 21. Februar Mittags marschirten ungefähr 15,000 schwache, blasse, hinsterbende Menschen von allen Waffengattungen aus der Asche und den Trümmern und übergaben ihren muthigen Feinden 40 Fahnen, und die Waffen, die sie selbst nicht mehr zu tragen im Stande waren. Der von den Franzosen eroberte Raum war, die Vorstadt ausgenommen, der vierte Theil des Flächeninhaltes der Stadt. Ueber 54,000 Menschen hatten binnen 60 Tagen das Leben eingebüßt, viel mehr durch die Seuchen, als durch das feindliche Feuer. Am Tage der Uebergabe lagen in der Stadt 6000 Todte unbegraben.

So endete die zweite Belagerung von Saragossa; in der Vertheidigung wie im Fall dieser Stadt wurde die Welt an die Zeiten Sagunts und der alten Numantia erinnert und den Völkern ein mit unvergänglichem Glanze strahlendes Beispiel gegeben, was Liebe zum Vaterlande und Hingebung an die Nationalität vermag. Die patriotische Regierung Spaniens erließ ein Dekret zu Ehren der heldenmüthigen Stadt, und dieses besagte ausdrücklich, daß die Nation Palafox, sobald er seine Freiheit wieder erlangt habe, eine solche Belohnung verleihen werde, welche seiner unbesiegbaren Standhaftigkeit und seiner glühenden Vaterlandsliebe am würdigsten scheine.

Lannes, obwohl er sonst die Kapitulation ziemlich genau einhielt, brach doch sein dem Präsidenten der Junta, Don Pedro Maria Ric, mündlich gegebenes Ehrenwort, daß Palafox sich dahin begeben könne, wohin er nur irgend verlangte. Er ließ ihn zu Wagen nach Frankreich bringen, wo der tapfere Held bis 1813 im Kerker zu Vincennes gefangen blieb. Erst nach dem Abschluß des Vertrags von Valencay (vom 11. Dezember 1813) durfte er nach Spanien zurückkehren, und ward dann im folgenden Jahre nebst dem General Giron zum Oberbefehlshaber über die Armee ernannt, die damals in Aragonien nach der Rückkehr Napoleons von Elba zusammengezogen wurde. Als Generalkapitän der Provinz that Palafox den in Saragossa und andern Orten von der Bürgermiliz erregten revolutionären Umtrieben kräftig Einhalt, verlor aber durch die spanische Revolution von 1820 seine Würden, und zog sich in's Privatleben zurück. Seit 1823 lebte er als General in Madrid.

* * *

Dem Vorstehenden fügen wir noch folgende Nachrichten aus John Corr's Reise durch Spanien bei.

„Brigadegeneral Doyle, ein irländischer Offizier in spanischen Diensten, führte mich bei der berühmten Augustina Saragossa ein, die im Juni 1808 durch ihren Muth sich zur größten Heldin erhob.

Bei der zweiten Belagerung überbot sie noch ihre ersten Heldenthaten. Augustina schien, als ich sie sah, etwa 23 Jahr alt. Sie war sehr nett mit der schwarzen Mantilla bekleidet. Ihre Gesichtsfarbe war lichtgelb, ihre Züge sanft und gefällig, ihre vollkommen weibliche Sitten leicht und verbindlich. Auf einem Aermel hatte sie drei gestickte Abzeichen, welche an drei ihrer kühnsten Thaten erinnerten. General Doyle sagte mir, sie spräche nie von ihren Heldenthaten, immer aber und sehr lebhaft von den vielen, welche andere Tapfere bei diesen merkwürdigen Belagerungen gethan. Die drei genannten kriegerischen Abzeichen hatte ihr berühmter Anführer, General Palafox, ihr ertheilt. Ich lernte dies außerordentliche Weib den Tag vorher kennen, ehe ihr Admiral Purvis an Bord seines Flaggenschiffs (in Cadix) ein Tafelfest gab. Ein Offizier, der auch geladen war, erzählte mir, daß sie einen Jahrgehalt von der Regierung, nämlich die volle Artilleristenlöhnung bekomme, und daß sie demgemäß vom Admiral auch als ein militärischer Charakter betrachtet würde. Sie wurde auf dem Schiffe auch mit allen kriegerischen Ehren empfangen. Als sie das Verdeck bestieg, stellten sich die Seeleute vor ihr auf und manövrirten; sie schien ganz einheimisch, sah sie mit festem Blick an und sprach mit Bewunderung von ihrem kriegerischen Aussehen. Als sie die Kanonen untersuchte, bemerkte sie eine mit so großer Freude, wie andere Frauen etwa über einen neuen Kopfputz äußern würden. „Meine Kanone," sagte sie, „war nicht so schön und rein wie diese." Sie wollte eben Kaffee trinken, als die Abendkanone gelöst wurde; es schien der Knall sie ganz mit Wonne zu erfüllen, sie sprang auf das Verdeck und lauschte dem Widerhall. Abends tanzte sie mit der Gesellschaft, zeigte viel natürliche Anmuth und viel Sinn für Musik.

Verdienst erregt jederzeit so viel Neid, daß in Cadix auch viele Männer waren, die diese junge Heldin kalt „das Artillerieweib" nannten, dazu bemerkend, sie würden nun bald nichts als Weiberbataillons im Felde haben, wenn jedes romantische Weib wie Augustina belohnt würde. Meine Bekanntschaft mit ihr wurde mir durch folgenden Umstand noch anziehender. Brigadegeneral Doyle erzählte ihr den bedauernswerthen Zustand, in welchen Palafox vor und nach seiner Gefangenschaft gerathen sei. Sie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. „Ach, Augustina," sagte er, „nun merken Sie auf die letzten Briefe Ihres Freundes, Helden und Generals, er wird durch sie mit Ihnen sprechen." Hierauf las er einige kurz vor der Uebergabe an Doyle geschriebene Briefe, also lautend:

Saragossa, den 7. Februar 1808.

Mein theuerster Freund und Bruder,

Eben erhalte ich Ihren Brief — aber Niemand kommt mir auf irgend einer Seite zu Hülfe. Doch Sie kennen mich, Sie wissen, daß ich lieber sterbe, als mich mit Schande bedecke. Wenn Sie mir aber nicht helfen, was soll ich thun? Ach, mein Freund, dieser Gedanke bekümmert mich zwar, dennoch fehlt es mir nicht an Muth, zur Rettung meiner Ehre zu sterben. — Kommen Sie nicht schnell, sehr schnell, so empfangen Sie jetzt die letzte Umarmung Ihres Freundes und Bruders. Ich habe genug gesagt. Ueberbringer*) dieses wird Ihnen sagen — ach, mein Freund und Bruder!

Es ist hier zu bemerken, daß Doyle vorzüglich ausersehen war, die Bewegungen des Feindes zu erkunden und den spanischen Schaaren Hülfe zu senden. Er bot alle seine Thätigkeit auf, aber vergebens. Zum Mangel gesellte sich Krankheit. Augustina bekam die Seuche, mit deren Opfern die Straßen bedeckt waren. Sie hatte sich zu sehr ausgezeichnet, um von den Franzosen nicht bemerkt zu werden. Sie wurde gefangen und in ein Militärlazareth gebracht, wo sie als vom Fieber todtkrank angesehen und deßhalb von ihren Wachen wenig beachtet wurde. Aber ihre gesunde Natur besiegte die schreckliche Krankheit, und sobald sie wieder zu Kräften kam, wußte sie die Wache zu täuschen und entging auf eben so außerordentliche Weise, wie sie Alles gethan, dem Feinde. Sie floh zu einigen Freunden und ging mit diesen zum Heer der Patrioten.

Hierauf las Doyle den letzten Brief, den er von Palafox bekommen, aus Pamplona datirt, wohin er auf seinem Wege nach Paris von den Franzosen eskortirt worden war.

Pamplona, am 3. März 1808.

Mein theuerster Doyle — mein Freund, mein Bruder! Um Gotteswillen senden Sie mir durch Ueberbringer, oder brieflich über Bayonne etwas Geld. Sie wissen, welche lange Reise ich vor mir habe, und es wird der Augenblick kommen, wo ich um Almosen betteln muß. Dieß ist der einzige Trost, den ich jetzt von Ihrem guten Herzen erhalten kann. Mein theuerster Freund, man hat mich bis auf's Hemd ausgeplündert. Adieu! Adieu!

Augustina's Gesicht, welches seiner Milde und Sanftmuth willen merkwürdig ist, gewann nun den gemischten Ausdruck von Mitleid mit ihrem Helden und von Rache gegen die Feinde. Ihre von Natur sanften Augen funkelten von Feuer und Leben, Thränen rollten von ihren Wangen, und ihre Hände zusammenschlagend rief sie: O, diese nichtswürdigen Räuber meines Vaterlandes, diese Unterdrücker seiner besten

*) Ein Priester, der mit Lebensgefahr Saragossa verließ, um Doyle den Brief zu überbringen.

Patrioten! sollte mir einst das Kriegsgeschick einen von ihnen in die Gewalt geben, ich würde ihn sogleich an's Messer liefern!

General Doyle ward ergriffen von der Art, wie sie dieß aussprach; man fühlte, daß sie Wort halten würde, wenn die Gelegenheit sich böte. Bald darauf trat Augustina's Mann herein, der während der Belagerung schwer verwundet worden war, begleitet von einem Jüngling, Palafoxens Vetter. Bei der zweiten Belagerung war dieser Jüngling auf der hohen Schule, die er auf die erste Nachricht vom Einbruch der Franzosen verließ, um unter seinem edlen Ohm tapfer zu streiten.

Augustina nennt sich selber das Weib von Saragossa; sie trägt zuweilen die Zeichen des Artilleriedienstes, behält aber bescheiden ihren Frauenrock. Eines Abends, als sie allein in dieser Tracht, den Säbel an der Seite, auf einer Straße in Cadix ging, folgte ihr ein Mann, von ihrer Schönheit angezogen, in einiger Entfernung eine ziemliche Strecke. Ueber diese Unart entrüstet wandte sie sich um, zog ihren Säbel und sagte ruhig aber entschlossen, wofern er ihr noch einen Schritt folgte, werde sie ihn niederhauen. Die Liebe dieses wenig beherzten Lothario schlug augenblicklich in Furcht um; er floh, so weit ihn seine Füße trugen."

Romana.

Don Pedro Caro y Sureda, Marquis de la Romana, war im Jahr 1762 zu Palermo auf der Insel Majorka geboren, von Geburt Grand von Spanien und durch seine Dienste Großkreuz des königlich spanischen Ordens Karls III. und Generalkapitän der spanischen Armeen. Nach einer sorgfältigen Erziehung, die auch gründliches Studium der alten Sprachen nicht vernachlässigte und den Knaben schon früh mit den Hochbildern der Helden des Alterthums erfüllte, begann er seine Laufbahn in der spanischen Marine, mit dem Entschluß, sich dem Ruhme seines Vaters würdig zu zeigen, der 1775 in der Expedition gegen die Algierer fiel. In dem Kriege, der auf die französische Revolution folgte, erhielt er das Kommando einer Fregatte, ging aber dann zum Landdienst über und ward zum Obersten in der Armee von Navarra ernannt, die damals sein Oheim, der Generallieutenant Don Ventura Caro befehligte. Seine ausgezeichneten Talente empfahlen ihn bald noch mehr als seine Verwandtschaft; im Jahre 1801 wurde er zum Generalkapitän von Katalonien und zum Präsidenten der Audienzia jener Provinz ernannt, in welcher Stellung er häufig Gelegenheit fand, seine umfassende

Gelehrsamkeit und seine gesunden politischen Ansichten zu zeigen. Der Ruf, den er sich in dieser Stellung erwarb, bewirkte seine Ernennung zum Generaldirektor der Ingenieurs und zum Kriegsrath.

Im Jahr 1807, als Napoleon seine Pläne zur Absetzung und Vertreibung der spanischen Königsfamilie vorbereitete, wurde Marquis de la Romana mit 10,000 Mann spanischer Truppen nach Dänemark entsendet und dem Oberbefehl des General Bernadotte untergeben. Am 10. August erschien in pariser Blättern ein (zum Schein) aus Hamburg datirter Artikel, daß die spanischen Schaaren unter Marquis von Romana aus freiem Antrieb gekommen wären und dem neuen Herrscherstamm mit großem Eifer Lehnstreue geschworen, sogar einen Theil ihrer Lanciers als Ehrenwache für den König Joseph angetragen hätten. Dies war napoleonische Lüge. Denn kaum waren jene wackeren Krieger von der erzwungenen Abdankung und Gefangennehmung ihrer Königsfamilie benachrichtigt, so sammelten sie sich um das spanische Banner und leisteten in Gegenwart ihres Generals auf den Knieen einen feierlichen Schwur, nie von der Sache des Vaterlandes abzulassen oder ihre Treue gegen das angestammte Herrscherhaus zu vergessen.

Man hatte den Marquis und seine Soldaten absichtlich über Alles, was in Spanien vorging, in Unkenntniß gelassen; auch der britischen Regierung war es nicht gelungen, ihm Nachrichten mitzutheilen und Mittel zur Flucht an die Hand zu geben. Zum Glück fand sie ein willkommenes Werkzeug in einem schwedischen Geistlichen von schottischer Abkunft, auf dessen Redlichkeit und Unternehmungsgeist sie bauen konnte. Dieser, wie ein Handelsjude gekleidet, ging über Helgoland in das Standquartier des spanischen Generals. Da derselbe von Spionen umgeben war, hielt es schwer, an ihn zu kommen, ohne die Aufmerksamkeit der Franzosen zu erregen. Der Handelsmann stieß ihn von ungefähr auf der Straße an, stellte ihn mit ausgezeichneter Höflichkeit mehrere Proben seiner Waare zu und empfahl namentlich seinen vorzüglichen Kaffee. Der Marquis behandelte den Antrag verächtlich und so, als ob er mit einem Schleichhändler spräche. Dieser rühmte jedoch immer eifriger seinen Kaffee, ließ aber im Gespräch merken, daß er kein Schmuggler, sondern ein Mann von Bildung sei. „Das wollen wir bald sehen,“ erwiderte Romana und fragte, ob er lateinisch spräche? Nun erfolgte ein etwas leiser gehaltenes Gespräch in lateinischer Sprache, worin der General von dem, was in Spanien sich zugetragen und von der Bereitwilligkeit der englischen Regierung, jede Maßregel zu unterstützen, die zur Rettung Spaniens dienen könnte, unterrichtet wurde.

Romana theilte alsbald seinen Offizieren Alles mit, und verhehlte nicht, was er sich vorgenommen. Bei allen fand er willige Herzen, und ein spanischer Offizier erbot sich sogleich, mit dem englischen Kontreadmiral Keats das Nöthige zu betreiben. Das englische Geschwader kreuzte im Belt; jener Offizier gelangte glücklich zu Keats und dieser leitete nun auf der Höhe von Soroe eine Korrespondenz mit Romana

ein, wodurch der Plan genau verabredet und dessen Ausführung auf den 9. August bestimmt wurde.

Die Spanier auf der Insel Fühnen, 6000 Mann stark, bemächtigten sich an diesem Tage des Hafens von Nyborg. Die dänische Garnison war zu schwach, um Widerstand leisten zu können; aber eine bewaffnete dänische Brigg von 18 Kanonen und ein Kutter von 12 Kanonen legten sich quer vor den Hafen und feuerten sowohl auf die spanischen Truppen, die in diesem Augenblicke noch durch 1000 Mann von Jütland verstärkt wurden, als auch auf die englischen Kriegsfahrzeuge, welche die Spanier an Bord zu nehmen suchten. Die Spanier schossen aber wacker vom Lande, die Engländer von der See auf die dänischen Schiffe, bis diese die Flagge strichen und sich ergaben.

Es wurden nun auf 57 Sloops in der Nacht vom 9. zum 10. August die Artillerie, Bagage und Vorräthe von Nyborg nach Slipshaven geschafft und von da nach der Insel Langeland übergeschifft, wo man die spanischen Truppen erst hinlänglich versorgte, dann auf englischen Transportschiffen 7000 Mann nach England überführte. Die Begierde zu entkommen war auch bei den Spaniern in Jütland so groß gewesen, daß das Regiment Zamora in 21 Stunden einen Marsch von 18 dänischen Meilen gemacht hatte. Nur zwei Regimenter, die auf Seeland standen, waren nicht so glücklich; unterrichtet von dem Vorhaben ihrer Waffenbrüder, hatten sie bei Rothschild einen gefährlichen Aufruhr gegen ihre französisch gesinnten Offiziere erregt, wobei der französische Kapitän Mirabel erschossen wurde, aber sie wurden bald darauf von einer überlegenen Zahl dänischer Truppen umzingelt, entwaffnet und vorerst nach Kopenhagen in Verwahrung gebracht.

In den Herzogthümern verbreitete die Nachricht des außerordentlichen Vorfalls, den man vergebens zu verheimlichen suchte, allgemeine Bestürzung. Alle französischen und holländischen Divisionen in Hamburgs Umgebungen brachen schnell nach Jütland auf, und man erwartete noch blutige Szenen zwischen diesen und den zurückgebliebenen spanischen Truppen, die verhindert worden waren, sich an ihre Waffenbrüder anzuschließen. Der zurückgebliebene spanische Generallieutenant Kindelan erließ daher eine Proklamation, worin er die spanischen Soldaten einlud, nach Flensburg zu kommen, indem er versprach, es würde Jedem die Erlaubniß zu Theil werden, nach Spanien zurückzukehren. Bernadotte bestätigte dies Versprechen in einer besondern Proklamation, die (sehr charakteristisch) also lautete:

„Spanische Soldaten! Ein Mann, der mit seinen Grundsätzen von Ehre und Rechtschaffenheit prahlte, dem ihr euer Zutrauen schenktet, da ihr ihn als jenen Mann von Ehre achtetet, hat damit geendet, daß er eine selbst unter Tataren unerhörte Treulosigkeit beging, indem er den schändlichsten Handel mit euren Personen, eurem Eigenthum, euren Kindern trieb. Dieser Mann ist der Marquis de la

Romana! Er hat euch als spanische Thiere an die Feinde eures Ruhmes, eures Vaterlandes, eurer Ehre und eurer Religion verhandelt! Dieser Elende! Er hat seine Heuchelei bis zu der Höhe getrieben, daß er die unsinnigsten Gerüchte ausstreute; er schildert euch euer Vaterland als in die größten Unordnungen versunken; es giebt keine List, keinen Trug, der nicht von ihm ersonnen ward, um sein Ziel zu erreichen; denn er wußte sehr gut, daß keiner von euch jemals sein Vaterland oder die Gegenstände seiner innigsten Liebe wieder erblicken würde; er machte das Anerbieten, euch nach Kanada oder Indien zu führen, wo ihr ewig unter dem Joche der Engländer werdet weinen können. Soldaten! Diejenigen unter euch, denen diese Proklamation vor ihrer Einschiffung in die Hände kommen sollte, werden verpflichtet, an dem Orte zu bleiben, wo sie sich befinden und mit Abscheu die Befehle zu verachten, die ihnen von Jemand anders als dem General Kindelan zukommen möchten. Ich nehme euch in meinen Schutz und biete einem Jeden an, der es wünscht, ihn zu seiner Familie zurückzusenden. Ihr könnt euch dann selbst von dem freudigen Enthusiasmus des ganzen Spaniens für den Bruder des unsterblichen Napoleon des Großen überzeugen. Soldaten! So lange ich lebe, habe ich noch Niemand betrogen. Das Urtheil der Truppen, die ich kommandirte, muß euch Bürge für die Wahrheit sein!"

Diese Proklamation that jedoch keineswegs die gewünschte Wirkung. Man mußte sämmtliche zurückgebliebene Spanier entwaffnen, der Reiterei ihre Pferde nehmen und so, nur mit Wanderstäben versehen, die ganze Schaar in einzelnen Haufen als Gefangene unter starker Bedeckung in's Innere von Frankreich abführen, während la Romana in England hoch geehrt und gepriesen am 28. September dem Könige Georg III. feierlich vorgestellt, huldreichst aufgenommen und mit allen seinen Truppen neu gekleidet und beschenkt, in Gesellschaft des außerordentlichen englischen Gesandten nach Spanien gesandt wurde, dessen Küste man schon am 30. September erreichte, an welchem Tage auch sogleich die Ausschiffung bei Coruña erfolgte. Der obersten Insurgenten-Junta übersandte König Georg sein köstlich mit Edelsteinen eingefaßtes Bildniß und er ließ die Versicherung ertheilen, daß er die Wiederherstellung Spaniens zur nothwendigen Bedingung jeder Friedensunterhandlung machen würde.

Fortan war Romana unermüdlich, seine Landsleute in den Kampf zu führen gegen ihre Unterdrücker. Er gab zuerst die Idee an, die Bauern zu bewaffnen und die unter dem Namen der „Guerillas" bekannten Banden zu bilden, welche, aus ihren Schlupfwinkeln in den Gebirgen hervorbrechend, sich auf einzelne Heerhaufen der Franzosen stürzten, ihre Verbindungen abschnitten und durch diesen kleinen Krieg sie auf allen Punkten beunruhigten. Romana's Scharfblick sah wohl,

daß sein Volk, der Kriegszucht entwöhnt, schlecht disciplinirt und auch schlecht angeführt, sich auf solche Weise am besten seiner eigenthümlichen Kraft bedienen und auf eigenen Füßen stehen lernen könnte. Die landschaftlichen Behörden der „Junta's", die sich in allen Provinzen bildeten, unterstützten eifrig die Thätigkeit der Guerillas. Leider waren eben diese Junten der Stein des Anstoßes für die spanische Einigkeit, denn jede wollte befehlen, sich keiner obersten Leitung unterordnen und bloß ihr spezielles Interesse befriedigen. An dieser Uneinigkeit und Selbstsucht ging ein edler Charakter, wie der des Marquis Romana, zu Grunde.

Zwar hatten die Vaterlandsfreunde schnell genug ein großes Heer auf die Beine gebracht, mit dem sich die Schaaren Romana's vereinigten; aber die spanischen Generale waren den französischen gegenüber rohe Anfänger, die Fehler über Fehler begingen, und doch von großem Eigendünkel eingenommen waren. Auch Palafox war in offenem Felde kein sonderlicher Held und konnte gegen die französischen Heerhaufen nie Stand halten. Romana ward in das Nordwestheer unter Blake, 55,000 Mann stark, eingereiht. Ohne von den Bewegungen des Feindes Kunde zu haben, faßte Blake den übereilten Entschluß, Bilbao anzugreifen, und den Versuch zu wagen, sich mit Palafox und der Armee von Aragonien im Rücken der französischen Armee zu vereinigen. Während er diesen Plan ausführen wollte, hatte schon ein französisches Korps seinen rechten Flügel umgangen, während zwei andere, 50,000 Mann stark, in der Front gegen ihn vorrückten. Am 10. November 1808 ward er vom Marschall Viktor angegriffen und gänzlich geschlagen. Romana floh mit seiner Abtheilung nach St. Andres, Soult war ihm aber so auf den Fersen, daß er am 11. November auch diesen Platz räumen und sich nach Asturien werfen mußte.

Unterdessen hatte Wellington seine ruhmvolle Heldenlaufbahn in Portugal begonnen. Romana, nach vielen Unfällen und vereitelten Hoffnungen, setzte auf die englische Mitwirkung das größte Vertrauen, und fand in Wellington den Feldherrn, der ihn zu würdigen wußte. Er schloß sich an die Linie an, die Lord Wellington vor Lissabon in fester Stellung eingenommen hatte. Als er aber im Januar 1811 von dem Anrücken des Feindes auf Badajoz hörte, befahl er seinem Korps, nach den Grenzen unter General Mendizabals Leitung zu ziehen. Am 20. Januar traten die Spanier ihren Zug an; eine Abtheilung von 3000 Mann war von ihrem Befehlshaber in das schlecht befestigte, wenig mit Mundvorrath versehene Olivenza geworfen worden. Diesen Platz umzog der Feind mit etwa 7000 Mann Fußvolk und 1500 Mann Reiterei, nahm am 23. den Ort, und die spanische Mannschaft ward gefangen genommen. Den Tag darauf starb zu Cartaxo im britischen Hauptquartier der Marquis Romana nach kurzem Uebelbefinden, allgemein vom spanischen Heere betrauert. Lord Wellington sagt von ihm in seinem Bericht vom 26. Januar: „Seine Tugenden und seine Vaterlandsliebe waren der Regierung Sr. Majestät wohl bekannt. In ihm

hat das spanische Heer seine glänzendste Zier, sein Vaterland den rechtschaffensten Freund, die Welt den ernstesten, eifrigsten Verfechter der Sache, die wir übernommen, verloren; und stets werde ich dankbar den Beistand anerkennen, den er mir, seitdem er sich an dies Heer geschlossen, durch Unternehmungen wie durch Rath geleistet."

Auch die französischen Offiziere sprachen mit dem größten Lobe von la Romana, und nannten ihn le seul général Espagnol digne de son grade.

Steffens, der Romana in Hamburg kennen lernte, hat uns in seinem „Was ich erlebte" ein freundliches Charakterbild gezeichnet, das hier folgt.

„In der Stadt fand man außer der französischen Besatzung eine spanische. Das Regiment Prinzessa, eines der vorzüglichsten Regimenter des spanischen Volks, ward von Napoleon aus Spanien nach dem Norden gebracht und gehörte einem Armeekorps zu, welches von dem General Romana kommandirt aus den besten spanischen Truppen bestand, deren nationale Gesinnung dem neuen französisch-spanischen Könige Joseph verdächtig schien. Diese Spanier waren in Hamburg sehr beliebt, zum Theil wohl, weil sie ihren Haß gegen die Franzosen nie verbargen. In den Dörfern des hamburger Gebietes, wo sie anfänglich zusammenlagen, fanden nicht selten heftige Streitigkeiten Statt, die oft von Seiten der Spanier mit einem Dolchstoß endigten. Man war genöthigt, sie sorgfältig von den Franzosen entfernt zu halten. In den Häusern von Hamburg dagegen, in welchen sie einquartiert waren, erschienen sie freundlich, vertraulich, und waren mit Wenigem zufriedenzustellen. Sie wußten sich meist bei den Familien einzuschmeicheln, ja selbst durch Hülfsleistungen aller Art sich nützlich zu machen. Die Mißverständnisse, zu welchen die fremde Sprache zum Theil Anlaß gab, endigten, so viel ich erfuhr, jederzeit auf eine freundliche Art. Wenn sie auf ihren Mauleseln seitwärts (nach der Frauen Art) sitzend die Straßen durchzogen, gaben sie sich freiwillig und ohne sich beleidigt zu fühlen, den Späßen der jubelnden Knaben Preis. Besonders ergötzlich war es den Einwohnern, ihr Erstaunen zu betrachten, als die Elbe und Alster sich in dem ziemlich strengen Winter mit Eis belegten, und nun das bunte Leben auf den stark gefrorenen Flüssen begann. Schlitten mit Masten und Segeln versehen bewegten sich nach dem Winde, Zelte, in welchen Lebensmittel allerlei Art angehäuft waren, wurden hier und da errichtet, und die Spanier betrachteten das mit unverholener Freude und äußerten ihre Verwunderung auf die naivste Weise. Viele ließen sich Schlittschuhe anbinden, stürzten aber sogleich hin und schienen sich zu ergötzen, wenn die Umstehenden ihr Ungeschick belachten.

Besonders aber erwarben sie sich die Zuneigung der Familien durch die rührende Liebe zu den Kindern des Hauses. Sie waren die sorgfältigsten Kinderwärter, und wenn sie auf solche Weise vertraulich am Familienleben Theil nahmen, brach das Heimweh hervor, das, obgleich

man ihre Sprache nicht verstand, die Zuschauer tief erschütterte. Ueberhaupt zeigte sich neben der südlichen Gluth und leichten vorübergehenden fröhlichen Beweglichkeit dieser Männer, bei vielen ein tiefer Gram, der sich vor Allem in ihren Nationalliedern aussprach, die sie oft hören ließen, bald einzeln, bald im Chor.

Perthes besaß auf dem Jungfernstiege ein Bücher-Assortiment von seltener Güte. Er versorgte das nördliche Deutschland nicht allein, sondern ganz Skandinavien und Rußland, besonders mit Werken der ausländischen Literatur. Ich besuchte seinen Buchladen sehr fleißig, nicht bloß der Werke wegen, sondern weil Perthes zu meinen bedeutendsten Freunden gehörte. Seine Gespräche waren stets belehrend und inhaltsreich, seine Vaterlandsliebe in dieser bedenklichen Zeit entschieden und warm.

In Perthes Buchladen fand ich oft einen kleinen Mann, in einen einfachen Ueberrock gekleidet, der uns besonders auffiel. Er war ein Ausländer, das hörte man wohl an seiner Sprache, obgleich er ziemlich fertig deutsch sprach; seine Physiognomie verrieth den Südländer und war höchst bedeutend. Obgleich freundlich, erschien er vornehm, gebieterisch, und seine Freundlichkeit hatte etwas Herablassendes. Was uns in Erstaunen setzte, war seine genaue Bekanntschaft mit der deutschen Literatur, obgleich nicht mit der neuesten. Dieser Mann war uns beiden lange ein Räthsel.

Einst traten ein paar spanische Offiziere herein, die, als sie ihn erblickten, sich ehrerbietig hinstellten und Front machten. Er ging bei ihnen vorbei, mit der entschiedenen Miene des Gebieters, und verließ den Laden. Wir erfuhren nun, wer dieser Mann war. Wir hatten den General Romana kennen gelernt. Er erschien öfter, und als ich einst den Laden verließ, sprach er mich als einen Bekannten an. Als ich gegen ihn meine Verwunderung über seine Bekanntschaft mit der deutschen Literatur äußerte, erfuhr ich, daß er in seiner Jugend einige Jahre in Leipzig studirt habe, wo ihm der bekannte Schriftsteller Garve Unterricht ertheilt hatte. Unsere Ansichten über die Literatur waren freilich sehr verschieden, aber diese Bekanntschaft interessirte mich dennoch sehr, obgleich er in seinen Aeußerungen äußerst vorsichtig war, und jedes Gespräch, wenn es politische Gegenstände berührte, plötzlich abbrach. Romana hatte offenbar die stolze Absicht, sich durch spanische Großmuth auszuzeichnen und in dieser Hinsicht den französischen Befehlshaber Bernadotte zu überbieten. Seine Wohnung war bei einem reichen Handelsherrn der Stadt. Diesem bot er eine ansehnliche Entschädigung an, die jener natürlich ausschlug, indem er ihn versicherte, daß die Stadt die Unkosten der Einquartierung trage. Jetzt wandte er sich an die Frau des Hauses und forderte sie auf, einen Schmuck zu besorgen. „Er ist,“ sagte er, „für eine Dame bestimmt, die ich in hohem Grade verehre. Ich überlasse Ihrem Geschmack die Wahl des Gegenstandes, und bitte das Geld nicht zu schonen.“ Als der Schmuck fertig war, zeigte er sich sehr zufrieden, dankte für die Mühe, welche die Frau sich gegeben und

bezahlte die bedeutende Summe. Wie überrascht war aber die Frau, als Romana am Weihnachtsabend ihr selbst dieses ansehnliche Geschenk überreichte, welches sie zwar in Verlegenheit setzte, das sie aber doch nicht wohl ausschlagen durfte.

Die spanischen Truppen wurden nachher, wie bekannt, nach Dänemark verlegt, und in Jütland und auf den Inseln vertheilt. Ich habe bei meinen Besuchen in Dänemark viele Jahre nachher Manches über diese den Dänen so seltsamen Gäste gehört, besonders aber von der schlauen und geheimen Art, mit der sie ihre Unterhandlungen mit den Engländern, durch welche die Küsten des Landes beunruhigt wurden, einzuleiten verstanden, und wie erstaunt man war, als die kühne Entweichung der Truppen fast zu derselben Zeit vor sich ging.

Bekanntlich hat General Romana nach seiner Zurückkunft vorzüglich dazu beigetragen, den den Franzosen so gefährlichen Guerillakrieg in Spanien zu organisiren. Durch Romana wurde nun zuerst mein Interesse für das spanische Volk erregt, und erreichte nachher den höchsten Grad, als der Widerstand gegen die Feinde, die das Land besetzten, immer entschiedener und großartiger wurde. Wenn man sich erinnert, wie lebhaft die vorzüglichsten Geister Deutschlands sich damals für die glänzende Epoche der spanischen Literatur interessirten; wie Cervantes und Calderon mit Shakespeare, Dante, Ariost und Tasso eine Zeit bezeichneten, die einen lichten Glanz über alle Völker warf, in welchen sie gelebt und gedichtet hatten: so wird man wohl begreifen, wie ein Jeder, der für das vornehm Geistige in der Geschichte lebte, eben dieses vor der rohen Gewalt eines Volkes retten wollte, das durch die starre Einseitigkeit seiner flachen Bildung keine Ahnung hatte von dem Werthe der Schätze, die es zu vernichten drohete; und wie ein Jeder sich hingezogen fühlen mußte zu einem Volke, in welchem die kühne Kraft vergangener Zeiten wieder aufzuleben schien. Es war, ich will es nicht leugnen, als müßte der alte verschwundene Geist durch diesen mächtigen Kampf wieder erstehen, als sollte ein wunderbares Gebilde der Vergangenheit, zwar uns fremd, räthselhaft, aber in seiner Eigenthümlichkeit von unergründlicher Tiefe, wieder lebendig werden, und fast unwillkürlich erschienen mir die kühnen Heere, die rastlos kämpfenden Banden der Guerillas, die belagerten Städte, wenn sie sich verzweiflungsvoll wehrten, nicht allein die Wälle, sondern auch die Straßen gegen die eingedrungenen Feinde vertheidigten —: wie ein mythisches Volk, welches allen übrigen unterjochten Völkern in Europa streng strafend, aber auch ermunternd gegenüber trat. Und in der That, wie viel hat Deutschland den Spaniern zu verdanken! Die Kämpfe auf der Halbinsel, von den Engländern unterstützt, kann man als die erste Niederlage des kühnen Eroberers betrachten; und kein echter Deutscher, welcher jene Periode durchlebte, wird es leugnen, daß Spanien als mahnendes Muster im höchsten Sinne ihm vorschwebte, und die Gesinnung, welche Deutschlands Befreiung herbeiführen sollte, förderte und stärkte."

Aus dem Leben

von

Heinrich Steffens.*)

In Steffens kämpft und verbindet sich auf merkwürdige Weise der wissenschaftliche und religiöse Geist, eine Naturseligkeit und nordische Phantastik mit nordischer Kraft der Forschung, Schärfe des Urtheils und der Kritik, deutsche Weichheit und Empfänglichkeit des Gemüths mit skandinavischer Festigkeit und insbesondere dänischer Schroffheit. Sein Vater, ein Holsteiner, als Chirurgus in verschiedenen Gegenden der dänischen Monarchie wirksam, war ein sehr leidenschaftlicher, unruhiger Charakter, aber dabei von edler Gesinnung, ein großer Verehrer der Wissenschaft und freiester Forschung, nur oft von seinen beschränkten Verhältnissen in seinem kühnen Streben gehemmt; die Mutter war eine Dänin, aus sehr wohlhabender Familie, zart und sinnig, von tiefer Religiosität, aber zu weich und zart für die rauhen Lebensverhältnisse, fast immer bettlägerig und dennoch mit ihrer Sanftmuth das Herz des wilden Knaben noch leichter lenkend, als die Strenge des Vaters vermochte.

Von sechs Geschwistern, vier Söhnen und zwei Töchtern, war Heinrich der zweite Sohn. An Körperschönheit stand er seinen Brüdern nach, aber durch große Beredsamkeit und lebhaften Geist zeichnete er schon früh sich aus, und die Eltern bestimmten ihn für die theologische Laufbahn. Doch erwachte bereits in der Seele des Knaben eine überwiegende Lust an der Naturbeobachtung, ein reger Trieb, die Geheimnisse des natürlichen Lebens zu ergründen. Trotz aller Gefahr für seine äußere Existenz, trotz aller Ermahnung der Eltern (die Mutter drückte noch auf dem Sterbebette den Wunsch ihres Herzens aus, der begabte Sohn möchte sein Talent zum Dienst der Kirche verwenden) blieb der studirende Jüngling der Stimme seines Genius getreu und ergab sich dem Naturstudium — zunächst ohne alle Aussicht auf Versorgung. Und dieser Stimme folgend kam er endlich nach Deutschland, ward ein Schüler des berühmten Philosophen Schelling, einer der bedeutendsten Vertreter der damals aufblühenden Naturphilosophie, Professor an der Universität Halle, dann Breslau, ein echter Preuße und deutscher Patriot, der selber den Soldatenrock anzog und den Degen umschnallte, als es galt, Deutschland vom Joch der französischen Zwingherrschaft zu befreien; und endlich sein Leben in Berlin beschließend, hochgeehrt von seinem König, von den Männern der Wissenschaft, und berühmt als deutscher Schriftsteller, dessen Werke (poetische, religiöse, politische und philosophische) ihm einen

*) „Was ich erlebte." Aus der Erinnerung niedergeschrieben von Heinrich Steffens. 10 Bände. (Breslau 1840.)

ehrenvollen Platz sichern in der deutschen Literatur, und in Bruchstücken schon der Jugend durch Lesebücher und Chrestomathien zugänglich gemacht worden sind.

Aus seiner bändereichen Selbstbiographie, die auch für die Jugend manches Beherzigenswerthe enthält, obwohl sie in ihrer Ganzheit nur von der reiferen Erfahrung des Mannes gewürdigt werden kann, möge hier nur Zweierlei eine passende Mittheilung finden: Erstlich die Schilderungen der nordischen Naturscenen, wie sie dem empfindlichen Gemüth des Kindes, des Knaben und Jünglings sich einprägten, und zweitens die geschichtliche Scene des Befreiungsjahres 1812—1813, wo der deutsche Professor den Ruf des Freiheitskampfes an alle Studenten ergehen ließ. Beide Partieen haben neben dem biographischen Interesse noch einen bedeutenden selbstständigen Werth als geographische und historische Charaktergemälde.

* *
*

Stavanger.

Zu Stavanger in Norwegen (wohin der Vater versetzt worden war) bin ich*) den 2. Mai 1773 geboren, und schon in meinem dritten Jahre verließen meine Eltern diesen Ort wieder, und ich machte in diesen frühen Jahren die erste Seereise längst der rauhen Küste des westlichen Norwegens. Im Jahre 1794, als ich Norwegen auf einer Reise nach Bergen wiedersah, mußte das Schiff seine Zuflucht in dem südwestlichen Hafen Siriwaag suchen. Wir blieben, durch widrigen Wind aufgehalten, acht Tage lang in diesem einsamen Hafen. Stavanger ist nur sechs Meilen davon entfernt. Aber auf die Wimpel lauernd, durften wir den Hafen nicht verlassen. Ich kam seitdem meinem Geburtsort nie so nahe. Wie ein Traumbild lag die Gegend vor meinem Blick. Die Kirche zu Stavanger ist eine der ältesten im Norden. Die Stadt selber ist jedoch nur bedeutend durch den Fischfang. Wie auf den Universitäten halbjährig auf die wachsende Zahl der Studirenden und in den Bädern auf die Badegäste gewartet wird, so lauern die Einwohner meines Geburtsortes auf die Heringszüge. Die Stadt ist mit Hull in lebhaftem Verkehr den ganzen Sommer hindurch; Dampfböte mit Ladungen von frischem Lachs und Hummer gehen nach England, reiche Engländer eilen hierher, um einige Gerichte Lachs für ihre schwelgerische Tafel selbst zu angeln; mir aber schweben Häuser, nackte Felsen und Meer in nebelhafter Mischung vor der Seele, und ich weiß nicht zu sondern, was sich aus eigener Erinnerung erhalten hat, was ich durch frühe Ueberlieferung innerhalb der Familie erfuhr, und was ich später erworbenen Kenntnissen verdanke.

Trondhiem (Drontheim).

Die Erinnerung an Trondhiem, diese in der norwegischen Geschichte

*) Der lebendigen Darstellung zu lieb behalten wir die direkte Rede bei.

so wichtige Stadt, tritt schon bestimmter hervor. Als meine Eltern die Stadt verließen, war ich im siebenten Jahr. Die Umrisse der Stadt sind mir im Gedächtniß geblieben. Die Eltern wohnten in einer Häuserreihe, die offen nach dem felsigen Meerbusen zu lag. Und gegenüber lag die Felseninsel Munkholmen, auf deren Spitze eine Festung, die häufig für Staatsgefangene benutzt wurde.

Die sorgsame Mutter hütete ängstlich die Kinder, so daß wir nur selten in die Umgegend hinausziehen durften. Um so überraschender war mir eine Erscheinung, die ohnedieß zu den Seltenheiten gehört. Die Heerschaaren der Lemminge, dieser wandernden hamsterartigen Thiere, erschienen in einer Gegend, in deren Nähe wir uns aufhielten, erfüllten Scheuern, Hof und Feld und setzten uns in großen Schrecken; aber der Heereszug, wahrscheinlich nur eine Abtheilung eines größeren, verschwand nach wenigen Stunden.

Helsingör (auf der dänischen Insel Seeland, am Sunde).

Hier erst fängt die zusammenhängende Geschichte meines Lebens an. Klar liegt vor mir die erste Wohnung meiner Eltern in Helsingör. Eine kleine Nebenstraße lief nach dem Sunde zu, es war das letzte Haus am Strande, eine hohe Treppe führte zum ersten Stock; in den wüsten Räumen richteten sich die Eltern nothdürftig ein; Möbel wurden allmälig angeschafft und in den leeren Stuben vertheilt. Der Winter verging höchst traurig; die Sorgen der Einrichtung quälten die Eltern. Ich kam indessen in die Schule. Wie froh war ich, als der Frühling kam! Vor dem Hause nach dem Strande zu war ein Fischerplatz; Netze waren ausgespannt, Böte lagen am Ufer, die Fischerfamilien, Männer, Frauen, Kinder, welche die kleinen Wohnungen in der Nähe einnahmen, trieben sich da herum, die Männer bestiegen die Böte, ruderten, segelten weit weg, verschwanden vor unsern Augen und kamen mit Fischen beladen zurück. Die wilden Fischerknaben wurden unsere Spielgenossen. Die Mutter wünschte es zwar nicht, aber sie konnte es nicht verhindern. Dem Vater schien es eben recht zu sein. Es war eine Zeit, in welcher die strenge äußere Erziehung etwas galt, das Leben in der Luft, das frühzeitige Baden und Schwimmen, das ernsthafte Balgen der Knaben unter einander.

Die Eltern bezogen eine andere Wohnung, die eine höchst günstige Lage hatte. Die Knaben wurden älter, und allmälig schloß sich immer bedeutungsvoller der natürliche und geschichtliche Reichthum der Gegend auf.

Wenn man von Kopenhagen kommt, entdeckt man Helsingör erst ganz in der Nähe, und unter sich sieht man dann die Häuser fast wie im Meere schwimmend. Die Dächer sind dicht an einander gedrängt, in die Länge gezogen, denn zwei Hauptstraßen, mit dem Meeresufer und unter sich parallel (Strandgaden und Steengaden), ziehen sich fast von dem einen Ende der eigentlichen Stadt bis zum andern von Süden nach

Norden. Vom nördlichen Ende der erstgenannten Straße ragt die Brücke in das Meer hinein. Hier biegt sich das Ufer der Insel Siaelland plötzlich nach Westen. Der Strand, der hier in das wilde Kattegat hineinsieht, ist wie allenthalben um Helsingör herum ganz flach, und eine lange Straße, ein Fischerdorf, bildet die Vorstadt Lappen. Dort ist der neue Hafen angelegt. Am Ende dieser Vorstadt liegt ein großer Garten mit dem königlichen Lustschloß Marienlyst.

Helsingör hatte damals noch keinen Hafen, alle Schiffe mußten auf der offenen Rhede ankern. Durch die Meerenge des mittelländischen Meeres mag eine viel größere Anzahl Schiffe durchgehen, aber Gibraltar und Ceuta liegen vier Meilen auseinander, und die durchgehenden Schiffe verlieren sich in diesen weiten Räumen. Der Sund ist nur eine halbe Meile breit, nach Schweden zu seicht, daß die durchgehenden Schiffe genöthigt sind, sich näher an das dänische Ufer zu halten. Hier, nicht dicht gedrängt wie in den großen Häfen von Bordeaux und Marseille oder auf der Themse bei London, auf der Elbe bei Hamburg, vielmehr in freien Räumen ankernd, liegen sie da. Jenseit erheben sich die hohen Ufer der schwedischen Küste. Gegen Südwesten liegt frei und stolz die Insel Hween, jener berühmte Sitz des Astronomen Tycho Brahe mit den Ruinen des Schlosses und des Observatoriums Oranienburg.

Ein schöner ruhiger Sommertag schenkte uns von unsern Fenstern aus einen reizenden Anblick. Die Sonne erhob sich des Morgens über die schwedischen Hügel; Helsingborg lag dann, obwohl die Häuser erkennbar, dennoch im Dunkeln. Die Sonne spielte auf den leicht bewegten Wellen; gerade vor uns ankerte in majestätischer Ruhe die königliche Fregatte als Wachtschiff; die Masten ragten stolz in die Höhe; der lange schmale Wimpel hing von dem mittleren größten Mast herunter; die dänische Flagge fiel in Falten um die Stange. Wir erkannten die Matrosen, die sich auf dem Verdeck bewegten. Rund um dieses Wachtschiff herum lagen Schiffe jeder Größe und aller Völker, ebenso ruhig auf der wenig bewegten Wasserfläche. Der durchsichtige Morgenduft warf einen leichten Schleier auf das Ganze. Allmälig regte sich auf allen Schiffen die Mannschaft, es war eine Stille, eine verhängnißvolle Ruhe, die das mannigfaltigste Leben zauberhaft festhielt und band. Dann tönten von allen Schiffen die Morgenglocken und mitten drin ließ sich der Kanonendonner der königlichen Fregatte als Morgengruß hören. Wir sahen den Blitz früher, als wir den Schuß hörten; der Rauch drängte sich hervor, bog sich theilweise in kreisförmigen Ringen, die sich oft verlängerten und krümmten, ohne zu zerreißen, indem sie in der Luft fortgetrieben wurden. Es war etwas so Großartiges und doch so Anmuthiges, etwas so Stilles und doch so mannigfach Bewegtes — wie ein Morgen der Völker, der über den sonnenbeglänzten Wellen aufging. Jedes Mal, wenn ich später die Sonne heiter aufgehen sah von Hügeln über eine flache Gegend, vom hohen Gebirg' über ganze Landschaften, war es mir,

als entdeckte ich die Schiffe mit ihren Masten in dem Morgennebel, ich glaubte die Glocken zu hören, ich lauerte auf den Schuß.

Den Tag über war Alles auf den Schiffen beweglich, Böte kamen und gingen, und wenn wir nach der Schule gehend durch die Stadt wanderten, sahen wir die fremden Reisenden, Franzosen, Engländer, Russen, Spanier, Portugiesen, Nord- und Südamerikaner, die, während die Schiffe vorübergehend auf der Rhede verweilten, die Stadt nur auf kurze Zeit besuchten. Auf der Rhede kamen und gingen die Schiffe, je nachdem der herrschende Wind es erlaubte. Durch mäßigen Wind fortgetrieben, ganz mit schwellenden Segeln bedeckt, traten die Schiffe bei Hween hervor und näherten sich immer mehr und mehr dem Sunde, während andere Schiffe die Anker lichteten — nicht selten hörten wir das taktvolle Schreien der Mannschaft — die Segel wurden ausgespannt, die Schiffe setzten sich in Bewegung und verschwanden nach dem Kattegat zu. Einige Male, wenn auch nicht häufig, gingen mächtige große Kriegsschiffe vorbei; kleine Escadren, russische, schwedische, dänische, englische, sehr selten französische. Die königliche Fregatte, die als Wachtschiff uns imponirte, erschien dann neben den mächtigen Zwei- und Dreideckern unbedeutend und klein. Wenn sie aus dem Kattegat erschienen oder nach Norden segelnd die Festung passirten, ward diese mit Kanonenschüssen begrüßt, und die Festung antwortete auf dieselbe Weise. So bewegten sich die Völker durch würdige Repräsentanten vor unsern Augen.

Gegen Abend bei der sinkenden Sonne glänzte Hween in hellem Sonnenlichte. Die schwedische Küste lag vor uns; wir konnten die Häuser in dem dicht am Ufer liegenden Helsingborg unterscheiden, durch mäßige Fernröhre die Fenster zählen; die Sonne vergoldete die Spitzen der Masten, und während sie sank, ließen sich die Abendglocken auf den Schiffen hören; der Kanonenschuß als Abendgruß erscholl von der königlichen Fregatte, der Rauch wirbelte über die Meeresfläche und Alles versank in Dunkelheit und Ruhe. Es geschah wohl, daß durch konträren Wind, der lange anhielt, mehrere hundert Schiffe sich anhäuften. Wenn dieser sich nun änderte und günstig ward, entstand auf allen diesen Schiffen eine lebhafte Bewegung. Nach wenigen Augenblicken waren die Tausende von Masten mit schwellenden Segeln belastet, und im gedrängten Gewimmel segelte die mächtige Flotte ab und verlor sich in der Ferne. Plötzlich war dann der eben belebte Sund von allen Schiffen entblößt, das Wasser bewegte sich in ruhiger Einsamkeit. Ein oder ein paar Schiffe, die auf der weiten Fläche zurückblieben, ließen die plötzlich eintretende Stille erst recht wahrnehmen.

Wir Knaben hatten auf der Stube eine Flaggenkarte. Bei einer so lebhaften Aufforderung waren uns diese Flaggen, und selbst die öfter wechselnden derselben Nation, bald bekannt. Aber bald wetteiferten wir darin, die Schiffe verschiedener Völker aus dem bloßen Bau ohne Hülfe der Flagge zu erkennen, sowie aus der weiten Ferne die Gattung der Schiffe zu unterscheiden. So lebten wir in lebhafter Verbindung mit

allen Handelsstädten der Erde. Landkarten lagen auf den Tischen umher, und wenn wir erkannt hatten, zu welchem Volk das Schiff gehörte, verfolgten wir den Weg, den es gehen mußte, wenn es nach der Ostsee segelte oder wieder heimkehrte. Während ich in der Schule die neun Kreise Deutschlands und die Unzahl der Kurfürsten-, Herzog- und Bisthümer, Grafschaften und freien Ritterschaften mit Mühe im Gedächtniß zu behalten suchte, ohne daß es mir jemals gelang, versetzte die lebendige Phantasie mich hier in die verschiedensten Gegenden der Erde. Ich lebte in den Handelsstädten, ich besuchte alle Küsten, ich sah das Gedränge der Schiffe in den Häfen, ich durchschnitt mit den segelnden Schiffen das Meer, und daß unter solchen Verhältnissen Reisebeschreibungen unsere Lieblingslektüre bildeten, versteht sich.

Zuweilen war es uns vergönnt, dieses oder jenes Schiff zu besteigen. Wir erfuhren, wo es herkam und wo es hinging; wir waren bald mit allen Räumen des Schiffs bekannt; wir lernten die Masten, das Takelwerk, die Segel kennen und machten uns die technischen Ausdrücke eigen. Mit den Matrosen, die an den lebhaften Knaben ihren Gefallen hatten, schlossen wir Freundschaft. Besonders war es uns wichtig, genauere Bekanntschaft mit den Schiffen der ostindischen Kompagnie zu machen. Ihre Ankunft, durch das Gerücht schon im Voraus verkündet, erwarteten wir mit Ungeduld. Wir ließen dem Vater keine Ruhe oder wandten uns zudringlich an die Freunde des Hauses, daß sie uns auf die Schiffe begleiteten. Wir wußten mit einem den Kindern eigenen Instinkt bald den mittheilsamsten Mann zu erkennen, der uns dann sagte, ob das Schiff von der dänischen Besitzung Friedrichs Nagor bei Kalkutta, oder von Tranquebar bei Madras oder von Kanton kam; dann mußte man uns ausführlich von der Pracht der mächtigen Hauptstadt der ostindischen Kompagnie erzählen, von den Wundern der Gegend, von den seltsamen Thieren, von den räthselhaften Bewohnern — und wenn sie auch Manches erdichten mochten, wir hörten es doch gern. Doch lernte ich bald aus dem Tone der Erzählung das wirklich Erlebte von dem bloß Erdichteten unterscheiden.

Roeskilde.

In meinem zwölften Jahre wurde der Vater als Regimentsarzt von Helsingör nach Roeskilde — jene alte, jetzt zu einem unansehnlichen Landstädtchen herabgesunkene Residenzstadt der alten dänischen Könige — versetzt. Die Gegend von Roeskilde ist gegen Osten schön, ein Meerbusen des Kattegat schneidet tief in das Land hinein; in alten Zeiten fähig, größere Schiffe zu tragen, endigt er jetzt bei einem Dorfe in der Nähe der Stadt so seicht, daß er nur für kleine Jachten fahrbar bleibt; die Ufer sind mit Waldungen bedeckt. Wir Kinder konnten 18 Kirchthürme von dem elterlichen Garten aus zählen, die in der fruchtbaren Gegend zerstreut lagen, und die stille idyllische Anmuth der Umgebung

hatte für uns, die wir bisher an das Ufer eines tobenden Meeres und sein Gewühl gewöhnt waren, einen ganz eigenen Reiz; auch für mich schien eine Zeit des ruhigen Genusses eingetreten. Was mir früher geworden war, hatte ich nicht verloren, aber neue Schätze boten sich mir dar, und ich genoß sie in vollem Maaße.

Aus diesem innigen, freudigen, einsamen Naturleben entsprang meine Liebe für die Naturforschung; ich wollte die Schätze, welche die liebende Mutter noch verbarg, mir zu eigen machen. Die fernen Gebirge Norwegens und ihre gepriesenen Bewohner beschäftigten mich unaufhörlich. Daß die Felsblöcke, welche in der flachen Gegend umherlagen, jenen Gebirgen ursprünglich angehörten, hatte ich erfahren — ich weiß nicht mehr, durch wen, und von jetzt an waren sie mir Gegenstände der sorgfältigsten Untersuchung. Bald unterschied ich mehrere Gebirgsarten; ich wußte sie nicht zu nennen, aber ich ordnete sie nach ihrer Verwandtschaft, und konnte jubeln, wenn ich ein reines, weißes durchsichtiges Quarzgeröll am Ufer des Meeres fand. Es brachte mir Grüße von dem fernen Geburtslande, dieses selbst schien mir durch meine Geburt in seinen Gebirgen das Mysterium meines Daseins zu verhüllen.

Die Bibliothek meines Vaters enthielt meist medizinische und chirurgische Schriften; Gellert, Hagedorn, Klopstock und Haller, jene gepriesenen Dichter einer vergangenen Zeit, waren da. Aber unter allen Schriften waren zwei — Tabernamontani Kräuterbuch und Krügers Naturlehre — die mir wichtig wurden. Das große alte botanische Foliowerk mit seinen rohen Holzschnitten hatte für mich einen unendlichen Reiz. Ich sammelte Pflanzen, untersuchte ihren Bau, ich versuchte sie nach dem alten Tabernamontanus zu bestimmen und freute mich über jede neue Pflanze, mit ihren barbarisch lateinischen Namen, wie über einen gewonnenen Schatz.

Wichtiger noch ward mir Krügers Naturlehre. Mit welchem mühseligen Fleiß suchte ich mir Newtons Gravitationslehre begreiflich zu machen, wobei ich wohl merkte, daß einige mathematische Vorkenntnisse nöthig waren. Die Schule ertheilte gar keinen mathematischen Unterricht, und in der Bibliothek des Vaters fand sich kein Lehrbuch der Art; ich ruhte nicht eher, bis ich im Besitz eines solchen Buches war, und bald verstand ich wenigstens so viel von den Elementen der Geometrie und Arithmetik, daß ich Krügers Lehrbuch fassen konnte. Der mechanische Theil der Physik ist darin ausführlich abgehandelt. Die Schrift war in jener Zeit erschienen, als die Erscheinung der Elektrisirmaschine die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf die gewaltigen Aeußerungen der Elektrizität hinlenkte. Muschenbroek hatte eben die Wirkung der leydener Flasche empfunden und die Erzählung dieser merkwürdigen Erscheinungen traf mich, jetzt einige dreißig Jahre später, als wenn sie eben Statt gefunden hätten. Schon in Helsingör hatte mir ein Knabe, welcher ein paar magnetische Stäbe besaß, das Spiel der Anziehungen und Abstoßungen gewiesen und wie die schwebenden Stäbe nach Norden

zeigten. Wie geheimnißvoll erschien mir diese inhaltsschwere, stumme Sprache der Natur, wie beneidete ich den glücklichen Knaben um diesen herrlichen Besitz! Ich konnte, was ich dort zum ersten Mal gesehen, nicht vergessen, und als Krüger mich jetzt von den magnetischen Kräften unterrichtete, suchte ich jene früheren Erfahrungen wieder recht lebhaft in mir hervorzurufen. Mit welcher Ungeduld erwartete ich die erste Gelegenheit, die größern Wirkungen der Elektrizität kennen zu lernen, und dennoch wie glücklich war ich, wenn die geriebene Siegelstange Papierschnitzel anzog, wenn ich ein Glas so lange reiben konnte, bis ich das Knistern hörte!

Diese Beschäftigung erhielt einen eigenen Reiz durch ihre Heimlichkeit. Die unscheinbaren Gegenstände, welche ich sammelte, hatten für die Brüder nichts Merkwürdiges. Was ich im Stillen trieb, blieb dem Vater verborgen; die vertrauten Unterhaltungen mit der kranken Mutter waren ganz anderen Inhalts, weder Mitschüler noch Lehrer hatten eine Ahnung von meinen kindlichen Naturstudien, und in der ganzen Stadt war mir keiner bekannt, der mich leiten, belehren, meine Zweifel lösen konnte. So besaß ich ein eigenes, tiefes Geheimniß, ich sah mich durch diese Beschäftigung schon frühzeitig an eine genußreiche Einsamkeit getrieben, und Alles, was mich mit der Natur verband — jenes tiefe Gefühl, mit welchem ich ihr Leben zu umfassen suchte, und jene stillen Bemühungen, sie im Einzelnen zu ergründen, schlossen mich von der Umgebung aus.

Kopenhagen.

Was bis in meine alten Tage eine Gewohnheit geblieben ist, setzte mich auch in der ersten Zeit meines Aufenthalts in Kopenhagen in lebhafte Bewegung. Ich suche auch jetzt noch mit den Oertlichkeiten der Stadt, in welcher ich wohne, schnell und genau vertraut zu werden. Ich fühle mich erst heimisch, wenn ich die Stadt kennen gelernt; und wenn die nähere Umgebung mir bekannt geworden, mache ich mich mit den entfernteren Gegenden, ja mit den versteckteren, vielen Einwohnern selbst unbekannten, bekannt. Die Vorstädte, die stillen Nebengassen, wo die letzten Häuser liegen, ziehen mich vorzüglich an. Daß in der früheren Jugend dieser Trieb noch zerstreuender war und mich gewaltsamer in Bewegung setzte, ist begreiflich. Ich trieb mich in den Straßen, in den Häfen, in den Vorstädten und schönen Gegenden herum, und selbst wenn das strengste Gebot des Vaters mich im Hause festhielt, war ich von den neuen Bildern, die mich erfüllten, in eine Zerstreuung gerathen, die mich alles Frühere vergessen ließ. Das Gewühl der Stadt, das Summen in der Luft, das dumpfe Rollen der Wagen auf den Straßen, aus der Ferne vernommen, bildete dann ein eben solches Gewühl in meiner Seele, in welcher das Verschiedenartigste sich bunt durchkreuzte, ohne sich zu verwirren. Und als Gegensatz gegen dieses große Ganze diente mir dann das enge Leben der stilleren Umgebung. Kinder, welche im Sonnen-

schein spielten, kleine Gärten, die in die Felder hinausliefen, arme Familien in ihrem mein Herz rührenden Mangel zogen mich an. Die Pflanzen, die ich pflückte und untersuchte, das Gewühl der Insekten zwischen den schwimmenden Wasserpflanzen in einem Teiche, wurden mir Mittel der Beruhigung und Versöhnung.

Zu den ersten Schriften, die mir in die Hände fielen, gehörte Raffs Naturgeschichte für Kinder. Sie gewährte mir großen Genuß. In Kopenhagen, noch innerhalb der Wälle, ist ein königlicher Garten (Kongehaven), an das alte Schloß Rosenborg sich anschließend; ein Wald mit ansehnlichen Bäumen, von Gängen und Alleen durchzogen. Dieser Garten ist dem Publikum preisgegeben. Besonders gegen Abend, an schönen Tagen, an Sonn- und Festtagen war er mit Spaziergängern aller Klassen gefüllt. Am Tage aber, besonders des Vormittags, war der Garten ziemlich leer, und da unser Lehrer Nachmittags seine Lehrstunden gab, gelang mir es nicht selten, mich an schönen Sommervormittagen mit meinem geliebten Raff in den Garten zu schleichen. Hier, ganz einsam, von den Bäumen und Gebüschen umgeben, in der Nähe eines Teiches, unter dem Schatten eines Baumes, ergriff mich nun das Bild der unendlichen Natur. Eine bestimmte Thiergestalt, ein Insekt, wie ein Säugethier, in seiner bestimmten Form, in seiner beschränktesten Lebensweise, war mir wie ein geheimnißreicher Schlüssel, der zauberisch mir das Innerste, Verborgenste der lebendigen Natur erschloß.

Neben der Kinderschrift wirkte aber noch ein bedeutenderes Buch, Büffons Naturgeschichte, die mir in der alten Hallerschen Uebersetzung in die Hände fiel. Das Deutsche machte mir keine Schwierigkeit, aber der Inhalt war doch nicht so schnell gefaßt, als ich dachte. Ich hatte zwar von großen Ueberschwemmungen, von Erdbeben und vulkanischen Eruptionen gehört. Der Schrecken, welcher durch das Erdbeben von Lissabon erregt wurde, war noch in frischem Andenken, als die schauderhafte Erschütterung Calabriens im Jahre 1787 ganz Europa entsetzte. Doch klang nur das Alles noch wie ein Mährchen; erst durch Büffons geistreiche Darstellung lernte ich eine gewaltsame Zeit kennen, eine gährende Bildung der Erdoberfläche in sich selbst, wo ganze Länder sich hoben und senkten, sich bildeten und wieder zerstört wurden, um andern Bildungen Platz zu machen. Daß die Erde ganze Geschlechter von Thieren und Pflanzen in sich verbarg, wurde mir erst jetzt bekannt. Nun eröffneten die Versteinerungen, die mir zu Gesicht kamen, den Blick in eine neue Welt.

Die Liebe zum Bücherlesen wurde durch die reiche und schöne Naturscenerie der Insel (Scaelland, Seeland) stets erfrischt. Seeland ist eine reizende Insel. Zwar, wer auf dem Landwege durch Holstein, Schleswig, Fühnen und zuletzt Seeland nach Kopenhagen reist, wird dieses kaum glauben. Er bleibt fast fortdauernd auf dem hohen kahlen Rücken, der das Festland und die Insel durchschneidet. Hier und da trifft er vorübergehend eine lieblichere Gegend wie im Fluge; die eigentlich reizen-

den Gegenden liegen aber in Holstein und Schleswig gegen Osten und Westen, in Fühnen und Seeland gegen Süden, und auf der letzten Insel zum Theil gegen Norden. Hier trifft man die Majestät der Buchenwaldung, die auf diesen Inseln ihren königlichen Sitz hat. Was den Deutschen auf der Insel Rügen ergreift, ist nur die schwache Andeutung jener eigenthümlichen Pracht, die besonders in der ersten Hälfte des Sommers, so lange die Blätter der Buchen die frische, helle saftige gelblich grüne Farbe behalten, einen unendlichen Zauber besitzt. Frische Wiesen, fruchtbare Aecker schließen sich den Waldungen an, große Seen werden geheimnißvoll von dicht stehenden Buchen umschlossen und wie verborgen gehalten. Milde Hügel wechseln mit den sanften Vertiefungen, die freilich nur höchst selten eigentliche Thäler bilden. Und wenn die tiefen, mannigfaltig gekrümmten Meerbusen sich durch die fruchtbaren Aecker, durch die dichten Buchenwaldungen, durch die waldbedeckten Höhen, durch die frisch grünenden Wiesen, die lustigen Dörfer und Höhen berührend, hindurchdrängen, erhält die Gegend den höchsten Reiz. Ein stiller dichterischer Zauber ruht auf ihr und milde idyllische Sagen, das Glück und die Wehklagen der Liebe scheinen wie heimathliche Naturtöne aus Buchen und Wald, aus Meer und Luft laut zu werden.

Bergen.

Der kopenhagener Student konnte dem Studium der Theologie keinen Geschmack abgewinnen; bald waren Botanik, Zoologie, besonders aber Mineralogie diejenigen Fächer, die er mit dem größten Eifer ergriff und fleißig studirte. Die Naturwissenschaft war freilich eine brodlose Kunst, doch die Verwandten ließen den Sonderling gewähren. Nach glücklich überstandener Prüfung erhielt der 20jährige Student von der naturforschenden Gesellschaft den Auftrag, die Westküste von Norwegen geognostisch zu untersuchen, und so machte sich der junge Mann, obwohl mit sehr geringen Mitteln ausgerüstet, auf die Reise.

Die ersten Eindrücke bei der Ankunft schildert Steffens also: Norwegens Westküste ist mit keiner andern in Europa zu vergleichen; das mittelländische Meer hat freilich Reize, die dieser rauhen Gegend fremd sind, aber die kühne großartige Verbindung, mannigfaltig wechselnd, zwischen einem grenzenlosen Meere und Gebirgen, die in ihrem Innern zerrissen, oft mit einer Höhe von 4 bis 5000 Fuß sich in das Meer hineinstürzen, findet man nirgends. Die Felseninseln an der Küste sind selbst durchwühlt und zerrissen. Vorgebirge treten durch niedrige Landengen, von den Inseln getrennt, in die Wasserfläche hinein, und die schroffen Wände, die fast lothrecht hinunterstürzen, halten, auch wenn die untere Gegend im Sonnenschein liegt, die Wolken fest.

Wir segelten dicht an einer schroffen Felsenwand vorüber, die in einer unermeßlichen Höhe aufzusteigen schien; die Meeresfläche war völlig ruhig, wellenlos und spiegelglatt, wir blickten durch das klare Wasser

in eine bedeutende Tiefe, wie in einen Abgrund hinein, in welchem sich die Felsenwand schroff nach unten zu verlieren schien, wie nach oben in der grenzenlosen Atmosphäre; wir sahen Austern über- und nebeneinander an der Felsenwand kleben; wir entdeckten ein Gewimmel mannigfaltiger Fische; hoch über uns erblickten wir einen krummen, durch den Sonnenschein erhellten Faden, der von dem höchsten Rande des Gebirges sich in die Luft hineinbog, ein unerklärbares Räthsel für den, welcher zum ersten Mal von diesem Anblick überrascht war. Es ist ein Wasserfall, der sich von dem Gebirge herabstürzt; man entdeckt in der Höhe keine Spur von Bewegung der herabstürzenden Fluthen. Es scheint ein ruhender glänzender Bogen zu sein, das Wasser zerstäubt in bedeutender Höhe, jede Spur von feuchtem Wasserdunst verschwindet in der Atmosphäre; wir segelten unter dem Wasserfalle hindurch. Plötzlich verlassen uns die Inseln, wir entdecken sie in weiter Ferne wieder, der Meerbusen erweitert sich immer mehr, und vor uns liegt in seiner ganzen Größe das atlantische Meer, welches sich mit seinen mächtigen Wellen in den Meerbusen hineinwälzt.

Wir hatten zwei Tage und helle Nächte auf der Fahrt zwischen den Inseln hindurch zugebracht; der beständige Wechsel der Gegenstände hatte mich fortdauernd in Spannung erhalten. Am Morgen des dritten Tages entdeckten wir auf der Höhe eines hervorspringenden Vorgebirges eine Reihe großer weißer Gebäude; es waren Packhöfe, die auf die Nähe von Bergen schließen ließen. Indem wir das Vorgebirge umsegelten, sahen wir eine Menge von Schiffen im Hafen und über diese weg die weitläufige, hell erleuchtete Stadt mit ihren Thürmen, die, eng von hohen Gebirgen umgeben, einen großartigen Eindruck machte.

Nordwestküste von Norwegen.

Ich habe in der Zeit anderthalb Breitengrade auf der Westküste von Norwegen befahren und kennen gelernt; ich drang in die innersten Tiefen der beiden großen Fjorde (Meerbusen) Hardanger und Sognefjord hinein, und die großartige in Europa einzig kühne Gebirgsnatur umgab mich allenthalben. Es war ein seltsames Leben, welches ich nun meist in der Einsamkeit, umgeben von den schmutzigen Fischbauern, den sogenannten Striglern, führte. Den größten Theil des Tages brachte ich anfangs zwischen den Inseln zu, meist ohne zu wissen, wo ich in der Nacht ausruhen würde; oft führten mich meine Bootsleute nach einigen Fischerhütten, die keineswegs einladend waren. Man fand schon vor dem Hause die Spuren eines unerträglichen Geruchs — ekelhafte Reste verfaulter Fische umgaben die Hütten; ich mußte mich bücken, um durch die Thür, die ohne Schloß von selbst hinter mir zuklappte, in den dunkeln engen Raum hineinzutreten. Das einzige Licht fiel durch die Oeffnung des spitz zulaufenden Dachs; brannte auf dem Herde ein Feuer, so war die ganze Stube voll erstickenden Rauchs, so daß man die ge-

schwärzten Wände nicht mehr sah. Und doch mußte ich, vom Regen gezwungen, öfters ein Nachtlager in solchem Striglerhause nehmen.

Für manche Entbehrung gewährte indeß meine Beschäftigung stets neuen Ersatz. Wenn das große Netz mit dem starken eisernen Rande, auf der einen Seite mit einer Schneide beschwert, allmälig in die Tiefe des Meeres hinabgelassen wurde, verfolgte ich es mit den Augen, bis es verschwand; dann lauerte ich auf den Augenblick, in welchem es auf den Boden des Meeres aufstieß. Langsam ward nun das Boot in Bewegung gesetzt, während die scharfe Kante des Instrumentes, auf dem Meeresgrunde fortgleitend, was sich in der Tiefe vorfand, in das Netz warf. Mit einer großen Spannung erwartete ich dann jedesmal, was der Fang mir schenken würde. Das wahrhaft phantastische Gewühl von Schnecken, Muscheln, Seegräsern, Korallen, die neben einander da lagen, an- und aufeinander gewachsen waren, während ganz seltsam gestaltete gallertartige Mollusken sich zwischen ihnen bewegten, eröffnete mir eine Welt der seltsamsten Art.

Bekanntlich haben auch die Norweger den Glauben, es lebe im atlantischen Meere ein Riesenpolyp, der, wenn er aus dem Grunde des Meeres aufsteige, die Meeresfläche in Wallung setze und mit seinen ungeheuren Fangarmen Alles verschlinge, was sich ihm nahe. Einst verweilte ich auf einer der westlichsten Inseln. Da stürzten eines Morgens, als ich auf dem dürftigen Lager noch schlief, meine Begleiter herein und riefen ganz erschrocken: „Der Kraken läßt sich sehen!" Ich sprang schnell auf, und entdeckte in der That, etwa in der Entfernung einer halben Meile, eine heftige Wallung des Meeres, auf einer bestimmten Stelle, die offenbar von einem oder mehreren aufgetauchten Thieren entstanden sein mußte. „Wir wollen den Kraken in der Nähe besehen," sagte ich und lief zum Boote. Meine Begleiter sahen mich erstaunt und erschrocken an. — „Das ist eine Tollheit, eine Raserei!" schrieen sie, und schlugen mir die Begleitung ganz entschieden ab. Ich hatte schon verdrießlich alle Hoffnung aufgegeben, wollte aber doch noch versuchen, was meine Beredtsamkeit vermöchte. „Ihr wißt doch," sagte ich, „daß ich von den Thieren mehr weiß, als ihr; auch euren Kraken kenne ich und weiß, wie ihm ohne Gefahr beizukommen ist; ich stehe euch für jede Gefahr. Ich bin weichlich in der warmen Stube unter Büchern aufgewachsen und ihr seid Norwegens und der ganzen Welt berühmte kühne Seeleute; soll ich, der Schwache, Verwöhnte, euch beschämen und das wagen, wovor ihr zurückschaudert?"

„Na," riefen sie verdrießlich; „damit sollst du Weichling nicht prahlen, aber wenn der Kraken uns verschlingt, magst du es vertreten!"

Wir setzten uns in das Boot, und da die Leute ärgerlich waren, so wurden ihre Ruderschläge kräftig; sie schienen trotzig sich und mich dem sicheren Tode entgegenführen zu wollen, und das Boot flog schnell durch die Wellen.

Gespannt blickte ich in das Meer hinaus und erkannte bald den Grund der Bewegung. Ich sah den bekannten Springbrunnen, der durch die Spritzlöcher der Walfische in die Höhe stieg, und mehrere dieser Thiere, die nicht sehr groß zu sein schienen, stoben nach allen Seiten auseinander, indem wir uns näherten. Ich forderte meine Begleiter auf, sich umzusehen und sich selber zu überzeugen, daß die Wallung des Meeres durch Walfische entstanden wäre. Sie behaupteten aber, der Kraken wäre in die Tiefe getaucht und hätte die Walfische nach oben getrieben.

Breslau, 1812.

Napoleon war heimlich allein, nur von einem seiner Heerführer begleitet, Tag und Nacht in einem Schlitten durch Schlesien geeilt; ein Postmeister in Haynau hatte ihn erkannt. In Breslau war Alles in Bewegung; die gewöhnliche Sorge für den Tag und seine stille Beschäftigung war selbst in dem häuslichen Gemache dem großen Ereignisse gegenüber, welches wie ein innerer Mahnruf aus einem Jeden herausklang, zurückgewichen. Auf den Straßen wogte es von Menschen, die sich zuflüsterten; ein Jeder erwartete den Befehl zur bestimmten That, und Alle blickten sich an, als müßte der Befehlshaber, der sie zusammenrufen, bewaffnen, ordnen sollte, nun plötzlich erscheinen.

Da ward zuerst die Sorge für die Sicherheit des Königs laut. Werden die Reste der französischen Armee, welche die geheime Gesinnung kannten, um die Sicherheit des Rückzuges zu decken, sich in dem von ihnen besetzten Berlin Gewaltthätigkeiten gegen seine geheiligte Person erlauben? Jetzt trat zuerst jene geheim bewahrte Treue, die den rechten Mittelpunkt aller zukünftigen That gefunden hatte, mächtig hervor. Man sprach es laut aus und ein treuer Schlesier war Echo genug, die Bitte selbst an den König zu richten, er möchte Berlin verlassen und nach Breslau kommen.

In diesem Augenblicke fühlte ich mich, obgleich ich die Morgenröthe des langersehnten Tages freudig begrüßte, dennoch innerlich sehr verlassen. „Sechs lange und leidensvolle Jahre hast du zugebracht, auf diesen Moment, als den seligsten deines Lebens, harrend; und nun bist du hier in einer entlegenen Stadt, der Strom der mächtigen Ereignisse wird diese Gegend nicht berühren; gegen Westen, in der Mitte des bewegten Deutschlands wird die Kraft des erwachten Volkes sich vereinigen, wird der Kampfplatz der großen Männer sein, deren Vertrauen und Wohlwollen dich in den Tagen des Leidens aufrecht erhielt und erhob. Du wirst hier thatenlos in unglücklicher Muße, was Großes geschieht durch deine Freunde, wie ferne Märchen dir erzählen lassen müssen.“ So klagte ich; da kam Befehl, alle disponiblen Lokale in Breslau sollten für den König und sein Gefolge hergerichtet werden, und nun

erkannte ich, wie ungegründet meine Klagen wären. Gott hatte mich gerade in den Brennpunkt des großen geschichtlichen Ereignisses versetzt.

Der König kam, die königlichen Kinder begleiteten ihn, Hardenberg war an seiner Seite, die höchsten Beamten, eine Menge von Generalen drängten sich hier zusammen; schon war das Gerücht von General Yorks erster großer, Alles aufregender Kriegsthat laut geworden; der Krieg war erklärt, obgleich noch keine Kriegserklärung da war. Eine unermeßliche Menge Männer, vorzüglich Jünglinge, strömten nach Breslau; alle Häuser waren angefüllt, auf den Straßen wimmelte es; Scharnhorst war da, Gneisenau wurde erwartet; nur Ein Gedanke erfüllte die zusammengedrängte Menge.

Unter der Unzahl der angekommenen Fremden war der Hauptmann Boltenstern, der, durch Gneisenau nach Halle geschickt, unsere geheime politische Thätigkeit von Neuem belebte. Er gehörte zu den Schülern Scharnhorsts; ich fand bei ihm mehrere Offiziere, seine Freunde, und der einzig mögliche Gegenstand unseres Gesprächs war natürlich der bevorstehende Krieg. Hier nun erfuhr ich, daß in der den Tag darauf erscheinenden Zeitung der königliche Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung erscheinen würde. Die ganze preußische Jugend erwartete ihn; aber noch war der Feind nicht genannt. Gespannt, freudig erregt, und dennoch zugleich beunruhigt, verließ ich nach Mitternacht die Gesellschaft. Ich brachte die Nacht in wilden unruhigen Träumen zu, und erwachte, um mich so viel wie möglich auf einen Vortrag über Naturphilosophie vorzubereiten, der um 8 Uhr Statt finden sollte. Indessen ging, was ich erfahren hatte, mir durch den Kopf, und plötzlich — meine Familie hatte ich wie gewöhnlich noch nicht gesprochen — ergriff mich der Gedanke: „es steht ja bei dir, den Krieg zu erklären, deine Stellung erlaubt es dir, und was der Hof beschließen wird, wenn es geschehen ist, kann dir gleichgültig sein.“ Ich zweifelte gar nicht an dem Entschluß des Königs, sich mit Rußland zu verbinden. Daß man unmöglich die Jugend auffordern konnte, für Frankreich zu kämpfen, war mir völlig klar; man konnte aber verborgene Gründe haben, den Feind noch hinzuhalten. „Dann, so sagte ich mir, wird man deinen Schritt öffentlich mißbilligen, dich vielleicht in's Gefängniß schicken!“ Daran lag mir nichts, denn daß ich nach Kurzem wieder entlassen sein würde, verstand sich, wie ich glaubte, von selbst.

Mein Hörsaal war nicht stark besetzt, die Studirenden hatten keinen rechten Begriff von der Naturphilosophie und die Begeisterung einer früheren Zeit war verschwunden; außerdem entleerte die gewaltsame Aufregung der Zeit alle Hörsäle. Als ich meinen Vortrag geschlossen hatte, wandte ich mich an die wenigen Versammelten und sprach sie folgendermaßen an:

„Meine Herren, ich sollte um 11 Uhr einen zweiten Vortrag halten, ich werde die Zeit aber benutzen, um über einen Gegenstand mit Ihnen zu sprechen, der wichtiger ist. Der Aufruf Sr. Majestät an die Jugend,

sich freiwillig zu bewaffnen, ist erschienen oder wird noch heute an Sie ergehen. Dieser wird Gegenstand meiner Rede sein. Machen Sie meinen Entschluß allenthalben bekannt. Ob die übrigen Vorträge in dieser Stunde versäumt werden, ist gleichgültig. Ich erwarte so Viele, als der Raum zu fassen vermag."

Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos, Alles wogte hin und her, Jeder wollte etwas erlauschen, irgend etwas vernehmen, welches der immer stärker heranwachsenden Gährung eine bestimmte Richtung geben könnte; Unbekannte sprachen sich an und standen sich Rede; die vielen Tausende, die aus allen Gegenden nach Breslau strömten, wogten mit den aufgeregten Einwohnern auf den erfüllten Straßen, drängten sich zwischen heranziehende Truppen, Munitionswagen, Kanonen, Ladungen von Waffen aller Art; ein ausgesprochenes Wort, wenn es irgend eine Beziehung auf die Angelegenheiten des Staats hatte, ward urplötzlich und wie mit gewaltiger Stimme von Allen gehört.

Noch waren die zwei zwischenliegenden Stunden kaum zur Hälfte verflossen, als eilig und mit heftiger Aufregung eine große Masse meiner Wohnung zuströmte. Der Hörsaal war gedrängt voll. In den Fenstern standen Viele, die Thür konnte nicht geschlossen werden, auf dem Korridor, auf der Treppe, selbst auf der Straße bis in bedeutender Entfernung von meinem Hause wimmelte es von Menschen. Es dauerte lange, ehe ich den Weg zu meinem Katheder fand. Noch hatte ich an diesem Tage meine Frau nicht gesehen. Mein Schwiegervater*), der mit Frau und Tochter nach Breslau gekommen war, wohnte eine Treppe höher bei v. Raumer**), die Schwiegermutter bei uns. Das Zuströmen der ungeheuren Menge Menschen war ihnen unbegreiflich; sie mochten wohl eine unbestimmte Ahnung von meinem Entschluß haben. Meine Frau wagte sich nicht heraus; durch die zu Erkundigungen abgesandte Magd ließ ich sie auf eine spätere Stunde vertrösten; dann, versprach ich, solle sie Alles erfahren.

Ich hatte diese zwei Stunden in einem seltsamen Zustande zugebracht; was ich sagen wollte, regte mein ganzes innerstes Dasein auf; ich sollte jetzt aussprechen, was fünf Jahr lang zentnerschwer auf meinem Gemüth gelastet hatte; ich sollte der Erste sein, der nun öffentlich laut aussprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutschland, ja von ganz Europa da war; die innere Bewegung war grenzenlos. Vergebens suchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen, aber Geister schienen mir zuzuflüstern, mir Beistand zu versprechen, ich sehnte mich nach dem Ende dieser quälenden Einsamkeit; nur Ein Gedanke trat vorherrschend hervor: „Wie oft hast du dich beklagt, daß du hier in diese Ecke von Deutschland geschleudert wurdest; und sie ist jetzt der Alles ergreifende, begeisternde Mittelpunkt geworden; hier fängt eine neue Epoche der

*) Der Kapellmeister Reichardt.

**) Schwager von Steffens, damals Professor der Mineralogie.

Geschichte an, und was diese Menschenmenge bewegt, darfst du aussprechen." Thränen stürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Knie, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und bestieg mein Katheder. Was ich sprach, ich weiß es nicht, selbst wenn man mich nach dem Schlusse der Rede gefragt hätte, ich würde keine Rechenschaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zusammengepreßten Menge, das jetzt auf meiner Zunge ruhete. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich sagte, war die stille Rede Aller, und sie machte eben deßwegen, wie ein Echo aus der eigenen Seele eines Jeden, einen tiefen Eindruck. Daß ich, indem ich die Jugend so aufforderte, zugleich meinen Entschluß erklärte, mit ihnen den Kampf zu theilen, versteht sich von selbst.

Nach geschlossener Rede eilte ich zu meiner Familie, um sie zu beruhigen; dann, nach wenigen Minuten, stand ich wieder in der einsamen Stube, im Herzen erleichtert und froh über das, was ich gethan. Da erschienen Deputirte der Studirenden; sie forderten mich auf, die Rede in einem größeren Lokale zu wiederholen; sie schlugen dazu den Fechtsaal vor; ich mußte, obwohl ungern, meine Einwilligung geben. Dann drängten sich Besuche der Masse von Müßigen in meine Stube, die mir keineswegs schmeichelten. Kaum war eine peinliche Stunde verflossen, als Professor Augusti, der damalige Rektor der Universität, erschien. Er habe, sagte er, etwas äußerst Wichtiges mit mir allein zu sprechen. Obgleich diese Anrede mich gewissermaßen beunruhigte, war ich doch zufrieden, als ich meine Stube von der lästigen Menge der Besucher befreit sah. Augusti gehörte zu meinem näheren Umgange, wir lebten im freundschaftlichen Verhältnisse. „Ich komme, sagte er mit feierlichem Tone, vom Staatskanzler." Mr. Marsan, der französische Gesandte, war, als er das laute Gerücht von meiner Rede vernommen hatte, zum Staatskanzler geeilt. Wenige Tage nachher theilte mir dieser selbst den Inhalt des Gesprächs mit. „Sagen Sie mir — hatte er geäußert — was das zu bedeuten hat? Wir glauben mit Ihnen in Frieden zu leben, ja, wir betrachten Sie als unsern Bundesgenossen, und nun wagt ein Universitätslehrer unter den Augen des Königs uns den Krieg zu erklären!" — Hardenberg antwortete dem wohlwollenden Freunde, dessen bedenkliche Stellung er auf jede Weise zu schonen suchte, folgendermaßen: „Die Gesinnung des Volks, der Jugend, kann Ihnen kein Geheimniß sein; die Rede konnten wir nicht verhindern; daß sie gehalten wurde, erfuhren wir erst, als sie geendigt war. Der König desavouirt sie. Fordern sie Genugthuung, die soll Ihnen werden. Aber wir dürfen Ihnen nicht verheimlichen, daß ein jeder Schritt gegen den übereilten Redner ihn in einen Märtyrer verwandeln und eine Bewegung erregen wird, die wir schwerlich zu hemmen vermöchten."

Mich ließ der Staatskanzler durch den Rektor wissen, wie er vernommen, daß ich, dazu aufgefordert, morgen die Rede zu wiederholen

dächte. Er wollte nun zwar, meine individuelle Ueberzeugung zu äußern, mich nicht hindern, bäte mich aber, Napoleons Namen nicht zu nennen. Aus einer Art von Instinkt hatte ich dieses auch in der ersten Rede vermieden. Ich befürchtete, daß die Nennung des Namens mich zu unschicklichen leidenschaftlichen Aeußerungen verleiten könnte. Mein Freund entfernte sich, und nun konnte ich noch zu Scharnhorst eilen.

Oberst v. Boyen, der spätere Kriegsminister, einer der wichtigsten, thätigsten und umsichtigsten der stillen Verbrüderung des „Tugendbundes" (für den auch Steffens ein thätiges Mitglied war), war eben angekommen und besuchte seinen Freund; ich trat herein und kaum erblickte mich Scharnhorst, als er auf mich zueilte, mich umarmte und in tiefer Bewegung ausrief: „Steffens, ich wünsche Ihnen Glück! Sie wissen nicht, was Sie gethan haben!" — Es war mein schönster Ruhm. Ich sah es ein, daß ich, ein vierzigjähriger still grübelnder Gelehrter, ein ungeschickter Krieger sein würde; aber mitgehen mußte ich, wenn dieser Moment irgend eine Bedeutung haben sollte.

Joachim Nettelbeck.*)

Joachim Christian Nettelbeck wurde am 20. Sept. 1738 zu Kolberg geboren, wo der Vater Bürger und Bierbrauer war. Seine Mutter war die Tochter eines Schiffers, und die Lust zum Seefahren schien das Kind mit der Muttermilch eingesogen zu haben. „Seit ich kaum das Alter von dreiviertel Jahren erreicht," — erzählt er — „bin ich bei meinen Großeltern väterlicher Seits erzogen worden: aber sobald ich habe lallen können, stand mein Sinn darauf, Schiffer zu werden. Mein Hang dazu trieb mich so gewaltig, daß ich aus jedem Holzspan, aus jedem Stückchen Baumrinde, was mir in die Hände fiel, kleine Schiffchen schnitzelte, sie mit Segeln von Papier oder Federn ausrüstete, und damit auf Rinnsteinen oder auf der Persante handthierte. Meines Vaters Bruder war Schiffer; und keine größere Freude gab es für mich, als wenn er mit seinem Schiffe hier im Hafen lag. Denn da hatte ich zu Hause keine Ruhe, sondern bat, man möchte mich nach der Munde lassen. O, welch' ein vergnügtes Leben, wenn ich auf dem Schiffe war und mit den Schiffsleuten in ihrer Arbeit herumsprang!"

Mit dieser Neigung zum Seewesen, die mit jedem Jahre entschiedener hervortrat, verbanden sich noch zwei Liebhabereien — für den

*) Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von J. Ch. L. Haken, 3 Bde., Leipzig 1821—1823. Neue Ausgabe in Einem Bande, Leipzig 1845.

Taubenschlag und für die Kunstgärtnerei, von welcher der Großvater ein Freund war, aber keineswegs für die Schule, die er oft umging, um auf Teichen zu schiffen oder mit seinen lieben Tauben zu verkehren. Als er nahezu acht Jahre alt war und im Lernen noch so wenig Fortschritte gemacht hatte, erklärte ihm sein Pathe Runge, der sich viel mit dem lebhaften Knaben beschäftigte: „Junge, wenn du Schiffer werden willst, so mußt du auch fleißig in die Schule gehen, eine firme Hand schreiben und gut rechnen lernen, sonst denke nur gar nicht mehr daran!" Das wirkte. Als er nun vollends zur Weihnachtsbescheerung von demselben Pathen eine Anweisung zur Steuermannskunst geschenkt bekam, studirte er Tag und Nacht darin, was den Vater bewog, ihm bei einem kolberger Schiffer zwei wöchentliche Unterrichtstage auszumachen. Der Lerneifer des Knaben war so groß, daß er nicht selten in sternklaren Winternächten aus dem Bette sprang, sich auf den Wall schlich und mit seinen Instrumenten die Entfernung der ihm bekannten Sterne vom Horizont und Zenith maß, um danach die Polhöhe zu berechnen. Wenn er dann des Morgens halberfroren zu Hause kam, wunderte sich Alles über ihn und erklärte ihn für einen überstudirten Narren.

Da Joachim ferner gehört hatte, ein Schiffer müsse gut klettern können, um die Masten bei Tag und Nacht zu besteigen, ließ er sich das nicht zwei Mal gesagt sein, besuchte öfters des Glöckners Sohn, um mit diesem im Gebälk der Thurmspitze, ja auch auf das Kirchdach zu klettern. Der Vater verbot zwar solche halsbrechende Kunststücke, aber als er einmal verreist war, benutzte Joachim diesen Zeitpunkt, um mit einem Schulkameraden, der auch Lust zum Klettern bezeigte, aus den Thurmluken auf den Forst des kupfernen Kirchdaches zu steigen. Doch der Gefährte war nicht so muthig und schwindelfrei; kaum war er dem Wagehals einige Fuß nachgeritten, so fing er an erbärmlich zu schreien, klammerte sich zu beiden Seiten an den kupfernen Reifen fest und konnte weder vorwärts noch rückwärts. Nettelbeck kehrte sich nach ihm um. „Hier saßen wir nun Beide" — erzählt er — „sahen uns betrübt in's Gesicht und wußten nicht, wo aus noch ein. Er wagte es nicht, sich umzudrehen; ich konnte an ihm nicht vorbeikommen. Dabei hörte er nicht auf, in seiner Seelenangst aus vollem Halse zu schreien. Auf der Straße gab es einen Zusammenlauf und bald auch Hülfe. Denn der alte Glöckner mit seinem Sohne und mehreren Anderen kamen auf den Thurm und zogen meinen Freund mit umgeworfenen Leinen rücklings nach dem Gerüst und so vollends in die Luke hinein. Ich aber folgte wie ein armer Sünder zitternd und bebend nach. Des andern Tages kam mein Vater zu Hause, und da gab es denn, wie zu erwarten war, rechtschaffene aber verdiente Prügel."

Die Eltern überzeugten sich indessen, daß für den unruhigen Knaben auf festem Lande kein Heil zu erwarten sei, und als er sein eilftes Jahr zurückgelegt hatte, nahm ihn sein Oheim (1749) als Kajütenwächter mit nach Amsterdam. Dort erregte der Anblick der großen Kauffahrtei-

schiffe, das lustige Treiben der ankommenden und abfahrenden Matrosen seine ganze Sehnsucht, Theil nehmen zu können an solchen Weltfahrten. Er bat den Oheim, ihm das zu vermöglichen, ward aber, wie zu erwarten stand, mit solchen Wünschen streng abgewiesen. Was thut nun das nach Abenteuern lechzende Bürschchen? Er nimmt die kleine Jölle vom Schiffe seines Oheims, fährt stracks in einer Nacht heimlich zu dem schon lange auf's Korn gefaßten Guineafahrer hinüber, steigt an Bord und läßt den kleinen Kahn auf dem Wasser treiben, daß die Seinigen am andern Morgen nicht anders glauben, als der Joachim sei verunglückt und im Meer ertrunken. Der Kapitän weigert sich anfangs, den unbekannten Knaben mitzunehmen, aber dessen Thränen rühren ihn doch und er nimmt ihn zum Steuermannsjungen an mit 6 Gulden monatlicher Löhnung. So machte nun Nettelbeck seine erste Seefahrt nach Guinea, wo er mit Negern verkehren lernte, und von der afrikanischen Küste ging's dann nach Amerika. Nach 21 Monaten lief das Schiff wieder im Hafen von Amsterdam ein, und von dort schrieb der Wagehals sogleich an seine Eltern. Diese waren freudig erstaunt und antworteten: „Du Unglückskind bist noch nicht einmal konfirmirt! Unser Segen soll Dir werden, wenn Du sogleich zurückkehrst, unser Fluch, wenn Du noch länger ungehorsam bleibst!"

Mit klopfendem Herzen betrat der verloren geglaubte Knabe wieder das väterliche Haus und hielt sich nun ordentlich zum Schulunterricht, bis er das vierzehnte Jahr zurückgelegt und die Konfirmation empfangen hatte. Dann hielt er aber nicht länger mehr auf dem festen Lande aus; eine unwiderstehliche Sehnsucht trieb ihn wieder auf's Meer. Er schwärmte wieder zwei Jahre lang auf verschiedenen kolbergischen Schiffen unter verschiedenen Kapitänen auf der Ost- und Nordsee umher, und war bald in Dänemark und Schweden, bald in England und Schottland, Holland und Frankreich zu finden. Da ihm aber solche kleine Reisen zu wenig Abwechslung boten, verdung er sich in Amsterdam bei einem Landsmann als Konstabler zu einer Fahrt nach Surinam, und rückte unterwegs zur Würde eines Untersteuermanns auf. Nach 14monatlicher Fahrt kam er glücklich zurück. Bei einem Abstecher nach Danzig traf sich's, daß der König August von Polen in der Stadt anwesend war, um in einer schön geschmückten Staatsjacht der auf der Rhede vor Anker liegenden russischen Kriegsflotte einen Besuch abzustatten. Die Mannschaft für jene Jacht war glänzend herausgeputzt, und das Außergewöhnliche nebst dem Trinkgelde von 1 Dukaten bewog den jungen Nettelbeck, sich auch in die Uniform stecken zu lassen. Aber wie erschrak er, als man ihm einen Spiegel vorhielt und er sich mit den bunten Bändern wie ein Narr vorkam. „Das Herz im Leibe wollte mir zerspringen" — sagt er — „wenn ich dabei bedachte, daß ich einen andern als meines Königs Namenszug im Schilde an meiner Stirn tragen sollte. Die Thränen traten mir in die Augen. Mir war's, als muthete man mir zu, meinen großen Friedrich zu verleugnen. Gern hätte ich mir

Alles wieder vom Leibe gerissen und den Handel wieder aufgesagt, wenn es möglich gewesen wäre. Doch ich war einmal unter den Wölfen und mußte mit ihnen heulen! Indeß gelobte ich's mir, diesen Makel wieder dadurch gut zu machen, daß ich den verheißenen Dukaten dem ersten preußischen Soldaten zuwürfe, der mir begegnen würde. Ein alter Husar wurde dieses Glückskind, und der mag sich wohl nicht schlecht verwundert haben, daß ein achtzehnjähriges Bürschchen wie ich mit Golde um sich warf!"

Kaum in Kolberg angekommen, ging er schon wieder unter Segel mit des Oheims Schiff, das nach Lissabon bestimmt war (1756). Joachims jüngerer Bruder, 16 Jahr alt, ging auch mit als Kajütenwärter; ferner hatte der Oheim seinen 14jährigen Sohn mitgenommen. Diese Fahrt war höchst unglücklich; bei Helsingör schlug das Schiff um, und die darin saßen, mußten sich durch Schwimmen retten; als man sich wieder zusammengefunden und das Schiff in Stand gesetzt hatte, erhob sich nahe an der flandrischen Küste abermals ein schrecklicher Sturm, der das kleine Schiff auf die Sandbänke warf, wo es strandete. Dem Oheim hatte eine Segelstange das Auge aus dem Kopfe geschlagen, er war gestürzt und hatte sich so verletzt, daß er nur noch röchelte. Mit unsäglicher Angst und Mühe zogen die jungen Leute den lieben Mann an's Land, getrauten sich aber nicht, weil der Grund und Boden österreichisch war und der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich begonnen hatte, dort zu bleiben, sondern schafften den Todtkranken auf die nahe französische Grenze in das Lazareth von Nieuport, und von dort nach Dünkirchen, wo das Kloster-Hospital noch bessere Pflege erwarten ließ. Die Klostergeistlichen nahmen den Leidenden auf; eine Untersuchung ergab, daß er das linke Bein gebrochen und einen Rückenwirbel zerschmettert hatte. An Heilung war nicht mehr zu denken, der arme Mann gab unter den heftigsten Schmerzen seinen Geist auf. Nun ward nach dem Glaubensbekenntniß gefragt, und der junge Nettelbeck sagte ohne Arg: protestantisch! Da wollte Niemand die Leiche berühren, Niemand mit den Ketzern zu schaffen haben; nach langem Flehen und Weinen bewirkten die jungen Leute, daß man die Leiche auf dem Felde beischarrte. Das Herz von Schmerz und Angst zerrissen, von allen Mitteln entblößt, mußten nun die Schiffbrüchigen den Rückweg antreten in der kalten Winterzeit und unter den härtesten Entbehrungen.

Auf solche Weise ward Nettelbeck hart in die Schule des Lebens genommen und lernte Muth und Entschlossenheit üben. Als er nach mehreren andern Seefahrten wieder nach Kolberg kam und in Gefahr gerieth, mit Gewalt zum Soldatendienst ausgehoben zu werden, entzog er sich der Gewalt durch die Flucht, war dagegen, als Kolberg von den Russen belagert ward, sogleich bereit, seiner Vaterstadt Hülfe zu leisten. Schon seit alter Zeit waren die Einwohner von Kolberg durch ihren Bürgereid verpflichtet, zur Vertheidigung der Festung Leib und Leben, Gut und Blut daran zu setzen. Sie blieben also auch bei dieser Gelegen-

heit, als brave Preußen, nicht hinter ihrer Schuldigkeit zurück. „Meines Vaters Posten," erzählt Nettelbeck, „forderte, daß er in dieser Zeit stets um die Person des Kommandanten sein mußte; und wo er war, da war auch ich, um ihm als ein flinker und rühriger junger Mensch zur Hand zu gehen. Der alte wackere Festungskommandant v. Heyden sah meinen guten Willen, und das gewann mir sein Wohlgefallen in dem Maaße, daß ich beständig in seiner Nähe sein und bleiben mußte. Ich konnte solchergestalt für seinen zweiten Bürgeradjutanten gelten und wurde oftmals auf den Wällen von ihm gebraucht, seine Befehle nach entfernten Posten zu überbringen. In der That war dies eine gute Vorschule für mich, um zu lernen, was unter solchen Umständen zum Festungsdienst gehört, und die Lektion ist mir noch in spätem Alter trefflich zu gute gekommen."

Die Russen mußten wieder abziehen und Nettelbeck setzte seine Seefahrten wieder fort. Nach seiner Verheirathung ließ er sich in Königsberg als Transportschiffer nieder, doch wollte ihm das beschränkte Geschäft nicht behagen; er ließ Frau und Kind daheim und fuhr wieder nach Afrika und Amerika, nahm auch kurze Zeit Dienst bei den Engländern, deren Wesen ihm nicht so zusagte wie das der Holländer, deren Pünktlichkeit und Ordnungsliebe ihm besonders gefiel. Dann leitete er mehrere Jahre eine Navigationsschule in seiner Vaterstadt, und ging nun als Schiffsherr zur See, indem er theils für eigene, theils für Rechnung großer Kaufleute Ladungen einnahm. Manche Gefahren, manche harte Verluste hatte er zu bestehen, aber seine Ausdauer war unermüdlich, seine Entschlossenheit und Geistesgegenwart außerordentlich, sein guter Humor unverwüstlich. Wo Keiner mehr Rath wußte, da wußte ihn Nettelbeck. Da er als Kapitän streng war und unbedingten Gehorsam forderte, geschah es einige Mal, daß sein Schiffsvolk meuterisch wurde. Die Matrosen fielen über den Weinvorrath her, und tranken sich toll und voll. In dieser Verlegenheit kam er auf den Gedanken, zwei der übermüthigsten zu bereden, mit ihm an's Land zu gehen und zur Ader zu lassen. Die beiden Tobsüchtigen mochten selber so ein Bedürfniß fühlen und hatten kein Arg daraus. Der Barbier, welcher schon von Allem unterrichtet war, ließ ihnen aber ein paar Schüsseln voll Blut ab, so daß sie ohnmächtig zum Schiffe zurück wankten und 14 Tage lang die zahmsten Menschen waren. Ein ander Mal hatten sich die hamburger Matrosen in den Kopf gesetzt, durch die Gesetze ihrer Stadt zum Ungehorsam gegen einen preußischen Kapitän berechtigt zu sein und so viel Thee und Kaffee trinken zu können, als ihnen beliebte. Jeder kam nach Belieben mit seinem Kessel und kochte. Nettelbeck schlug ihnen vor, um die Verschwendung zu hemmen, daß sie sammt und sonders sich seines großen Kessels bedienen sollten. Vergebens. Das ganze Volk, den Bootsmann und Koch an der Spitze, marschirte wie verabredet in Einer Reihe auf, jeder mit seinem Kessel in der Hand. Da hielt sich Nettelbeck nicht länger, stürzte sich auf die Ersten und warf

ihre Kessel über Bord in's Meer. Nun aber ward er von der Rotte umringt, die Kerle schrien: „Schlagt zu! schlagt zu!" und er rettete sich schnell in seine Kajüte, deren Thür er hinter sich zuschloß. In dieser Noth fiel ihm ein altes Exemplar des hamburger Schifferrechts in die Augen, er schlug nach und fand den gewünschten Artikel:

„Einem Schiffer steht frei, seine Leute zu züchtigen, und es darf keine Gegenwehr geschehen. Sollte aber ein Schiffsmann sich unterstehen, seinen Schiffer zu schlagen oder sonst zu mißhandeln: so wartet seiner der Galgen, nach hamburger Recht."

Er legte das Buch aufgeschlagen auf den Tisch, seinen gewichtigen Rohrstock daneben, und zog nun die Glocke, die den Kajütenjungen herbeirief mit seiner Frage: „Was zu Dienst?" — „Der Bootsmann soll zu mir kommen!" Dieser erschien mit trotziger Zuversicht. „Kannst Du lesen, Bursche?" fragte ihn Nettelbeck. — „Hm, ich werde ja, was soll's damit?" — Nun ward ihm der betreffende Paragraph unter die Augen gehalten, doch er fuhr heraus: „Hoho, das ist nur Wischewäsche!" — „So, guter Kerl? Nun, ich will Dir zeigen, was Wischewäsche ist!" und damit griff der Kapitän nach seinem Rohr und walkte ihn durch nach Leibeskräften. Das böse Gewissen erlaubte dem Schuldigen nicht, sich thätlich zu widersetzen; stöhnend taumelte er aus einem Winkel in den andern. Als der strafende Arm müde geworden war, öffnete Nettelbeck die Thür und warf den Taugenichts hinaus, dann ward abermals geschellt und der Koch vorgefordert. Dieser leistete zwar Gehorsam, aber wohl wissend, was seiner wartete, steckte er bloß den Kopf durch die halb geöffnete Thür. „Näher, Schurke!" donnerte ihm die Stimme seines Herrn entgegen. Er bat: „O, lieber Kapitän, laßt es doch gut sein!" Da er durchaus die Thür in der Hand behielt, warf ihm Nettelbeck sein Rohr an den Kopf. Die beiden Haupträdelsführer waren gedemüthigt; aber es galt noch einen Hauptschlag gegen die Andern. So trat denn der Kapitän an's Steuerruder, und gebot, nach der schwedischen Küste den Kurs zu richten, wo er die Rebellen aburtheilen und hängen lassen wollte. Nun bat und flehte Alles um Verzeihung — die Reise ward ordentlich fortgesetzt, der Gehorsam war wieder hergestellt; aber in Memel empfingen die drei Rädelsführer von Gerichtswegen ihre Strafe.

Ein nicht minder glänzendes Beispiel seines kühnen Muthes gab Nettelbeck am 28. April 1777 in seiner Vaterstadt, als um die Mittagszeit ein Gewitter aufzog und der Blitz in den Kirchthurm schlug, der auch gleich lichterloh brannte. Wir lassen den Helden selber erzählen: „Ich, herzlich erschrocken, rannte nach der Kirche und die Thurmtreppe hinan! Im Hinaufsteigen überdachte ich mir's, wie groß das Unglück werden könne und müsse, da wohl schwerlich Jemand sich unterfangen würde, bis in die höchste Spitze zu klimmen, wo er in den finstern Winkeln nicht einmal so bekannt sei als ich, der ich sie in meiner Jugend so vielfältig und oft mit Lebensgefahr durchkrochen hatte. „„Also

nur frisch darauf und daran! — rief eine Stimme in mir — du weißt hier ja Bescheid!""

„In der That wußt' ich auch, daß droben auf dem Glockenboden stets Wasser und Löscheimer bereit standen; aber an einer Handspritze, die hier hauptsächlich Noth thun würde, konnte es leichtlich fehlen. Dies erwägend, macht' ich auf der Stelle rechtsum; drängte mich mit Mühe neben den vielen Menschen vorüber, die Alle nach oben hinauf wollten; flog gleich in's erste nächste Haus und rief um eine Spritze, die aber hier — die auch im zweiten Hause nicht zu finden war und meiner steigenden Ungeduld erst im dritten gereicht wurde.

„Jetzt wieder (die Angst und der Eifer gaben mir Flügel) zum Thurme hinauf! In der sogenannten Kunstpfeiferstube, die dicht unter der Spitze ist, fand ich mehrere Maurer und Zimmerleute, die indeß Alle nicht recht zu wissen schienen, was hier zu thun oder zu lassen sei. „„Lieben Leute,"" sprach ich, indem ich unter sie trat — „„hier ist freilich nichts zu beginnen. Wir müssen höher hinauf nach oben. Folgt mir!"" — „„Leicht gesagt, aber schwer gethan,"" antwortete mir der Zimmermeister Steffen. „„Wir haben es schon versucht, aber es geht nicht. Sobald wir die Fallthür über uns haben, fällt ein dichter Regen von Flammen und glühenden Kohlen hernieder und setzt auch hier die Zimmerung in Brand.""

„Das war freilich eine schlimme Nachricht! „„Ei, es muß schon etwas drum gewagt sein!"" rief ich endlich. Sie öffneten mir die Luke, ich ließ mir einen Eimer voll Wasser und die Handspritze reichen, und nun mußte man die Fallthür schließen, um den Zug zu vermeiden. Eine Menge von Kohlen prasselte nieder, so daß ich mir den Kopf mit dem Wasser aus meinem Eimer anfeuchten mußte, um nicht aus meinen Haaren ein Feuerwerk zu machen. Um zugleich die Hände frei zu bekommen, schnitt ich ein Loch vorn in den Rock, durch welches ich die Spritze steckte, den Bügel des Eimers nahm ich in den Mund und zwischen die Zähne, und so ward denn die fernere Reise angetreten!

„Die Thurmspitze ist inwendig mit unzähligen Holzriegeln durchweg verbunden, die mir zur Leiter dienen mußten. Allein wohin ich griff, um mir empor zu helfen, da fand ich Alles voll glühender Kohlen; nur hatt' ich nicht Zeit, an den Schmerz zu denken oder machte mich gegen ihn fühllos, indem ich Kopf und Hände zum Oeftern wieder anfeuchtete. Mit alledem hatt' ich mich endlich so hoch verstiegen, daß mir in der engen Verzimmerung kein Raum mehr blieb, mich noch weiter hindurch zu winden; und hier sah ich denn den rechten Mittelpunkt des Feuers annoch 8 oder 10 Fuß über mir zischen und sprühen.

„Jetzt klemmte ich den Wassereimer zwischen die Sparren fest, zog meine Spritze daraus voll und richtete sie getrost gegen jenen Feuerkern, wo das Löschen und Ersticken am nothwendigsten schien. Nur beging ich die Unvorsichtigkeit, dabei unverrückt in die Höhe zu schauen, weil ich auch die Wirksamkeit meines Wasserstrahls beobachten wollte: darüber

aber bekam ich die ganze Bescheerung von Wasser, Kohlen und Feuer so prasselnd in's Gesicht zurück, daß mir Hören und Sehen verging — bis ich, nachdem ich mich wieder ein wenig besonnen hatte, das Ding geschickter anfing und bei den zwei oder drei nächsten Handhabungen meiner Spritze die Augen fein abwärts kehrte. Auch hatt' ich die Freude, daß sich bei jedem Zuge das Feuer merklich verminderte.

„Nun aber war auch der Eimer geleert! Neue Verlegenheit. Denn das leuchtete mir allerdings wohl ein, daß, wenn ich hinabstiege, weder ich noch sonst ein Mensch je wieder nach oben gelangte. Ich schrie indeß aus Leibeskräften: „„Wasser, Wasser her!““ bis der vorbenannte Zimmermeister die Fallthür aufschob und mir zurief: „„Wasser ist hier, aber wie bekommst Du es nach oben hinauf?““ — „„Nur bis über den Glockenstuhl schafft mir's. Da will ich mir's selber langen;““ war meine Antwort. Und so geschah es auch. Jene wagten sich höher und ich kletterte ihnen von Zeit zu Zeit entgegen, um die vollen Wassereimer in Empfang zu nehmen, von denen ich denn auch so fleißigen Gebrauch machte, indem ich den Brand tapfer kanonirte, daß ich endlich das Glück hatte, ihn zu überwältigen und völlig zu löschen. Wo es aber noch irgend zu glimmen schien, da kratzte ich mit meinen Händen die Kohlen herunter, soweit ich irgend reichen konnte.

„Jetzt erst, da es hier nichts mehr für mich zu thun gab, gewann ich Zeit, an mich selbst zu denken. Ich spürte, wie mir mit jeder Minute immer übler zu Muthe ward, denn das zurückspritzende Wasser hatte mich bis auf die Haut durchnäßt und zugleich war eine Hitze im Thurme, die je länger je unausstehlicher wurde. Zwar eilte ich nun hinunter, aber indem ich gegen die Schalllöcher kam, gab es einen so schneidenden Luftzug, daß mir plötzlich die Sinne vergingen. Auch weiß ich nicht, ob ich auf meinen eigenen Füßen Gottes Erdboden erreicht, oder ob mich die Leute hinabgetragen haben.

„Als ich mich wieder besann, lag ich auf dem Kirchhofe, und mir zur Seite standen zwei Chirurgen, die mir an beiden Armen eine Ader geöffnet hatten. Außerdem gab es noch einen dichten Haufen von Menschen um mich her, welche von Theilnahme oder Neugierde herbeigeführt sein mochten. Mit meinem wiederkehrenden Bewußtsein begann ich nun aber auch meine Schmerzen zu fühlen. Meine Hände waren überall verletzt, die Haare auf dem Kopfe zum Theil abgesengt, der Kopf selbst wund und voller Brandblasen, wo denn auch in der Folge nie wieder Haare gewachsen sind. Nicht minder sind mir die beiden äußersten Finger an der rechten Hand, die vom Feuer am meisten gelitten hatten, krumm geblieben.

„Vom Kirchhofe trug man mich nach meiner Wohnung, wo eine gute und sorgfältige Pflege mir denn auch bald wieder auf die Beine half. Einige Wochen später behändigte mir der Herr Kriegskommissar eine goldene Denkmünze in der Größe eines Doppelfriedrichsd'or nebst einem Belobungsschreiben, die ihm beide von Berlin zugeschickt worden,

um sie mir gegen meine Quittung zu überliefern. Das Gepräge dieser Denkmünze ließ ich mir in mein Petschaft stechen.“ —

Auf einer neuen Seefahrt, die Nettelbeck unternahm, begab es sich, daß er in Lissabon einige Zeit verweilend eines Tages über den Marktplatz ging, und eine große Menschenmenge bemerkte, die sich um ein Zelt drängte, auf welchem die preußische Flagge wehte. Noch mehr ward er überrascht, als er näher herantretend vor dem Zelte zwei baumhohe preußische Grenadiere Schildwachen stehen sah. Schon wollte er seiner Freude in einem lauten Gruße Luft machen, als er die Wachsfiguren erkannte, welche die Zuschauer in's Innere des Zeltes locken sollten. Die Neugier trieb ihn auch hinein, und da sah er denn, so getreu und natürlich als ob er lebte, den alten Fritz mit einem Richterschwert in der Hand, und vor ihm lag ein Mann mit Weib und Kindern auf den Knieen, die um Gerechtigkeit zu flehen schienen. Dem Könige zur Rechten war eine große Waage angebracht, deren eine Schaale mit Papieren und Akten angefüllt war, während in der andern eine kleine Göttin der Gerechtigkeit thronte. Zur andern Seite eine Gruppe preußischer Generale und Gerichtspersonen, und im Hintergrunde in großen leuchtenden Buchstaben die Inschrift in portugiesischer Sprache: „Gerechtigkeitspflege des Königs von Preußen“, darunter der Name „Arnold“. Das Gerücht von dem Prozeß des Windmüllers Arnold war bis nach Lissabon gedrungen; wem das Bild noch unverständlich blieb, ward von dem bestellten Ausrufer des Näheren belehrt. Alles horchte aufmerksam und schien tief ergriffen. Dem preußischen Bürger ward aber das Herz warm, er mußte sich in den innersten Kreis vordrängen, und rief voll Begeisterung in seinem gebrochenen Portugiesisch: „Mein König! Ich bin Preuße!“ Diese Worte fielen wie ein elektrischer Strahl in die Gemüther des Volks, die Menge gerieth in Bewegung, drängte sich an Nettelbeck heran, dessen Züge in der That nicht ohne Aehnlichkeit mit denen des großen Königs waren, sank vor ihm auf die Kniee und hob gleichsam anbetend die Hände zu ihm empor. „Gloria dem König von Preußen!“ rief der Eine. „Heil ihm — Heil für die strenge Gerechtigkeit!“ der Andere. Froher Jubelschrei begleitete den in diesem Augenblicke selber hoch aufgeregten Patrioten bis in das Haus seines Korrespondenten.

Es sollten aber noch Zeiten kommen, wo der wackere Mann daheim seine treue Vaterlandsliebe und seinen deutschen Muth zu bewahren hatte. Nachdem er sich bis zu seinem 45sten Lebensjahre durch Freud' und Leid' in allerlei Fährnissen nah und fern tapfer durcharbeitet hatte, wollte er als guter Bürger seine ferneren Tage in Kolberg beschließen und richtete sich daselbst eine kleine Brauerei und Brennerei ein. Bald wurde er zum Mitgliede des kolberger Seegerichts, dann zum Bürger-Repräsentanten (Stadtverordneten) und endlich zum Rathsherrn gewählt, und gab in allen diesen Stellungen die schönsten Proben seiner Umsicht und Klugheit, die magistratum aus mancher Verlegenheit riß, aber auch

seiner Menschenliebe, der kein Opfer zu schwer war, und seines Rechtssinns, der alle Unterschleife und Advokatenschliche aufdeckte. Hätte er nur in seiner Familie mehr Freude gehabt! Er war leider in der Wahl seiner Lebensgefährtin unglücklich gewesen; sein einziger Sohn starb ihm in der Blüthe der Jahre. Doch Nettelbecks Gemüth war zu elastisch, um sich von irgend einem Unglück niederwerfen zu lassen.

Als die Schlacht von Jena verloren ging, war er 68 Jahr alt. Mit Ingrimm hörte er, wie die preußischen Festungen sich feig an die Franzosen ergaben; auch Stettin ging über. In Kolberg schlugen aber noch wackere Preußenherzen, die nicht den Muth verloren und keineswegs gewillt waren, ohne Kampf sich dem Feinde Preis zu geben. Die Festung Kolberg war freilich eine der kleinsten und ihre Werke dazu sehr mangelhaft; man hatte in den Zeiten der Ruhe Alles verkommen lassen. Von Pallisaden war keine Spur, die Wälle schadhaft, nur drei Kanonen standen in der Bastion Pommern auf Laffetten und dienten zu Lärmschüssen, wenn ein Ausreißer von der Festung verfolgt werden sollte. Alles übrige Geschütz lag am Boden, hoch vom Grase überwachsen und die dazu gehörigen Laffetten vermoderten in den Remisen. Die Zahl der Vertheidiger war unzureichend und ihre Haltung sehr unkriegerisch. Der Kommandant, Oberst v. Loucadou, ein alter abgestumpfter Mann, blind an dem Herkommen hangend, ohne Verständniß seiner Zeit und Lage, ohne Geist, ohne Muth, ohne Willen. Während Alles, was Militär hieß, seinen trägen Schlummer mit ihm zu theilen schien, fühlte sich die ganze Bürgerschaft von der äußersten Unruhe und Besorgniß ergriffen; Nettelbeck als ihr Repräsentant wurde abgeordnet, mit dem Kommandanten Rücksprache zu nehmen über die zu treffenden Maßregeln.

Loucadou und seine Offiziere, die auf Alles, was keine Uniform trug, mit der tiefsten Verachtung herabschauten, wunderten sich nicht wenig, als Nettelbeck ihnen eröffnete, daß die Bürgerschaft mit Gott entschlossen wäre, in diesen bedenklichen Zeitumständen mit dem Militär gleiche Last und Gefahr zu bestehen. Sie stände im Begriff, sich in ein Bataillon von 7 bis 800 Bürgern zu organisiren, die mit vollständiger Rüstung versehen wären, und bäten nun um die Erlaubniß, sich vor ihm aufstellen zu dürfen, damit er die Güte hätte, sie zu mustern, nach seinem Ermessen auf die nöthigen Posten zu vertheilen und das Weitere anzuordnen. —

Ein Major von Nimptsch, der bei Loucadou war, fuhr den Sprecher hart an: „Aber, Herr, was geht das Ihn an!“ Der Oberst sprach mit höhnischem Lächeln: „Mögen sie sich versammeln!“ Das Bürgerbataillon trat auf dem Markte in guter Ordnung zusammen, Nettelbeck begab sich abermals zum Kommandanten, erhielt aber nun die schnöde Antwort: „Macht dem Spiel ein Ende, Ihr guten Leutchen! Was soll mir's helfen, daß ich Euch sehe?“ Solche Geringschätzung ging den Bürgern tief zu Herzen. Nettelbeck aber verlor keineswegs die Geduld, er ging

bald darauf wieder zum Oberst mit einem Antrage, von dem er glaubte, daß er seinem militärischen Dünkel weniger anstößig sein werde. „Es sei vorauszusehen" — sagte er — „daß, um die Festung zur Gegenwehr zu rüsten, es auf den Wällen viel Arbeit geben würde, um das Geschütz aufzustellen, zu schanzen und die Pallisaden herzustellen. Die Bürgerschaft sei gern erbötig, zu diesen Arbeiten mit Hand anzulegen, und er möge nur befehlen." „Die Bürgerschaft, und immer wieder die Bürgerschaft!" antwortete er mit einer häßlichen Hohnlache — „ich will und brauche die Bürgerschaft nicht!"

Der unermüdliche Nettelbeck ließ sich aber nicht sobald einschüchtern, er kam wieder, und um nur endlich vor ihm Ruhe zu haben, sagte der träge Kommandant: „Was außerhalb der Festung geschieht, kümmert mich nicht; meinetwegen mögt Ihr draußen schanzen, so viel Ihr wollt!" Damit waren die Kolberger vorläufig zufrieden. Nicht nur, was Bürger hieß, zog nach der sogenannten Bergschanze aus, sondern auch Gesellen, Lehrburschen und Dienstmädchen waren in ihrem Gefolge. Nettelbeck leitete die Arbeit und zog selbst mit einem Hohlkarren und der Schaufel voran. Das Werk gerieth nicht übel, wurde später verbessert und bildete einen Posten, der dem Feinde nicht wenig zu schaffen machte.

Es mußten aber auch für die zu erwartende Belagerung die Lebensmittelvorräthe genau festgestellt und von Außen her die Zufuhren in Gang gebracht werden. Nettelbeck ging umher und machte die Verzeichnisse, die er dem Loucadou vorlegte. Dieser sagte: „Jeder Bürger mag für sich selbst sorgen; für meine Soldaten ist noch Vorrath genug in den Magazinen!" Vergebens bat ihn der Bürger-Repräsentant, er möchte doch wenigstens die Papiere nachsehen. Er wollte nicht. Sogar die Köchin des Obersten mischte sich in die Sache und sagte schnippisch: „Der Herr Oberst wird das doch wohl besser verstehen!" Da lief dem braven Nettelbeck die Galle über, er sagte dem Weibsbilde, was sie nicht zu hören wünschte, und hatte nun um so mehr sich den Herrn zum Feinde gemacht. In Kolberg, das sah er wohl, war keine Hülfe zu finden; so entschloß er sich trotz des Winters, sich auf den Weg zu machen, um seinem guten, unglücklichen, so schlecht bedienten Könige in Königsberg, Memel oder wo er ihn fände, die Lage Kolbergs vorzustellen. Glücklicherweise traf in diesem Augenblicke der Kriegsrath Wisseling ein, der sich von Stettin entfernt hatte, um dem Feinde nicht dienen zu müssen. Als er mit eigenen Augen gesehen hatte, wie es stand, sagte er zu Nettelbeck: „Vertrauen Sie mir Ihre Papiere und Alles, was auf die Festung Bezug hat, an, ich will selbst zu dem Könige und ihm Vortrag halten." Der Mann hielt Wort, und kehrte mit ausgedehnten Vollmachten für die bessere Verpflegung der Festung zurück.

Unterdessen hatte Nettelbeck unter den Versprengten auch den Lieutenant v. Schill kennen gelernt, der, am Kopfe schwer verwundet, nicht weiter kommen konnte, und erzählte darüber: „Er war ein Mann nach meinem Herzen, einfach und bescheiden, aber von echtem deutschem Schrot

und Korn, und so braucht' es nicht lange Zeit, daß er mir mein volles Vertrauen abgewann. Wie konnt' ich ihm aber dieses schenken, ohne ihm zugleich unsere ganze verzweiflungsvolle Lage zu schildern, meine Klagen über Loucadou in sein Herz auszuschütten und daneben meine frommen Wünsche über so Manches, was zur Sicherung und Erhaltung der Festung zu veranstalten noch übrig sei, gegen ihn laut werden zu lassen? Alles, was ich ihm sagte, machte je mehr und mehr seine Aufmerksamkeit rege, und es mag wohl sein, daß es ihn in seinem Entschlusse befestigte, in Kolberg zu bleiben und sich hier nützlich zu machen. Sobald er ein wenig zu Kräften gekommen war, besahen wir uns den Platz und seine Umgebungen. Wir trafen dabei in dem Urtheil zusammen, daß die Erhaltung desselben zuletzt hauptsächlich auf den Besitz des Hafens und die Behauptung der Gemeinschaft zur See mit Preußen und unsern Verbündeten ankommen werde. Hinwiederum war die „Maikuhle" der Schlüssel des Hafens, und dies angenehme Lustwäldchen, welches sich hart am Ausfluß der Persante, westlich eine Viertelmeile längs den Uferdünen der Ostsee hinstreckt, mußte um jeden Preis festgehalten werden. Noch war aber zur Verschanzung dieses wichtigen Punktes keine Schaufel angesetzt worden."

Loucadou wollte davon abermals nichts wissen, und Nettelbeck machte sich an's Werk. Er trieb aus allen umliegenden Dörfern Tagelöhner und Häusler zusammen, versprach guten Lohn und zahlte 400 Thaler aus eigener Tasche. Tag und Nacht schanzten und arbeiteten wenigstens 60 Menschen, und die Befestigung ward nach Schills Plane ausgeführt. Die Besatzung ward aus den Ranzionirten und Versprengten gebildet, die sich freiwillig um den tapfern Schill versammelt hatten. Woher aber die Löhnung nehmen? Nettelbeck zahlte, so lange er noch einen Thaler im Beutel hatte, und spendete dazu seine Küchenvorräthe und seinen Branntewein.

Schills, wenn auch nicht immer glückliche, doch kühne heldenmüthige Ausfälle, die er in die ganze Umgegend machte, erhöhten den Muth der Bürgerschaft; auch die Sendung des Hauptmanns v. Waldenfels als Vize-Kommandant erweckte Vertrauen. Freilich war der tapfere Waldenfels mehr zum Schlachtenkampf als zur Vertheidigung einer Festung geschickt und mit dem alten Loucadou wollte er auch nicht geradezu brechen. Es fehlte noch immer an der einheitlichen Leitung und dem kräftigen Willen Eines erfahrenen Kriegsmannes.

Im März 1807 begann die Belagerung. Loucadou machte den einfältigen Vorschlag, die Dächer der Häuser mit einer Lage Mist zu bedecken, um die Bomben an dem Durchschlagen zu hindern. Nettelbeck machte solchen Vorschlag lächerlich. Während sie noch so verhandelten, schlugen einige französische Granaten durch die Dächer, platzten und richteten großen Schaden an. Eine Bombe zersprang ganz in der Nähe der Berathenden, bei ihrem Knall sah sich der alte Oberst ganz verwirrt um und stotterte: „Meine Herren, wenn das so fortgeht, so werden wir

doch noch müssen zu Kreuz kriechen!" Solche Worte brachten den feurigen Greis Nettelbeck außer sich. Er fuhr gegen Loucadou auf und schrie im höchsten Zorne: „Halt! der Erste, wer er auch sei, der das verdammte Wort wieder ausspricht von zu Kreuze kriechen und Uebergabe der Festung, der stirbt des Todes von meiner Hand!" Sein Degen fuhr aus der Scheide und mit der Spitze gegen den Feigling gerichtet, setzte er hinzu: „Laßt uns brav und ehrlich sein, oder wir verdienen wie die Memmen zu sterben!"

Der Oberst ward nun auch seinerseits wild und drohte, den Nettelbeck erschießen zu lassen; der Schuldige mußte sogleich in Arrest, aber die ganze Bürgerschaft nahm seine Partei und es ward ihm kein Haar gekrümmt. Der wackere Schill aber, gegen den Loucadou den größten Widerwillen hatte, verließ ungeduldig die Festung, um außerhalb derselben zu ihren Gunsten zu wirken. Da wandte sich Nettelbeck abermals mit einer Eingabe an den König und diese hatte die Absendung eines Mannes zur Folge, der den Kolbergern wie ein rettender Engel erschien. Major v. Waldenfels überraschte den guten Nettelbeck, als dieser zu ihm kam Rapport zu erstatten und verwundert einen jungen rüstigen Mann von edler Haltung und angenehmem Aeußern bei ihm sah: „Freuen Sie sich, alter Freund! Dieser Herr hier — Major v. Gneisenau, ist der neue Kommandant, den uns der König geschickt hat" — und zu seinem Gast: „Dies ist der alte Nettelbeck!" Ein freudiges Erschrecken (so erzählt der Patriot selber) fuhr mir durch alle Glieder; mein Herz schlug mir hoch im Busen und die Thränen stürzten mir unaufhaltsam aus den alten Augen. Zugleich zitterten mir die Kniee unter dem Leibe; ich fiel vor unserem neuen Schutzgeist in hoher Rührung auf die Kniee, umklammerte ihn und rief aus: „„Ich bitte Sie um Gottes willen, verlassen Sie uns nicht, wir wollen Sie auch nicht verlassen, so lange wir noch einen warmen Blutstropfen in uns haben! Sollten auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden! So denke ich nicht allein; in uns Allen lebt nur Ein Sinn und Gedanke: die Stadt darf und soll dem Feinde nicht übergeben werden!"" Der Kommandant hob ihn freundlich auf und tröstete: „Nein, Kinder! Ich werde Euch nicht verlassen. Gott wird uns helfen!"

Alsbald gewannen die Vertheidigungsmaßregeln eine andere Gestalt, und Nettelbeck, der wie vormals in jüngeren Jahren dem Kommandanten als freiwilliger Bürgeradjutant zur Seite trat, konnte nun ungehindert seine ganze Wirksamkeit entfalten. Ihm ward die Leitung der um die Festung her zu bewerkstelligenden Ueberschwemmungen übertragen, wozu er bei seiner genauen Ortskenntniß der rechte Mann war. Als geübter Seemann unterhielt er auch jetzt die Verbindung mit der Rhede und geleitete die Hülfe bringenden Schiffe in den Hafen, selbst in der stürmischsten Witterung, wenn kein Anderer das Lootsenboot zu besteigen den Muth hatte. Eine schwedische Fregatte mit 40 Kanonen, welche die Belagerer in der Flanke und im Rücken zu beschießen bestimmt

war, führte er, des Seegrundes vollkommen kundig, als Pilot zunächst dem Ufer in die vortheilhafteste Stellung. Die Löschanstalten in der Festung, welche bei dem unausgesetzten furchtbaren Bombardement so höchst wichtig wurden, waren unter seiner Aufsicht, und wo es galt, durch schnelles Zugreifen dem Feuer Einhalt zu thun, war Nettelbeck der Erste unter den Löschenden, der dem dichtesten Kugelregen Trotz bot. Bei jedem Ausfall war er in der Nähe, entweder den Fechtenden Munition und Erfrischung zuzuführen, oder auf Wagen die Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Auf seinem Herde ward der große Kessel, der Speise für die Soldaten wie für die armen Bürger enthielt, nie leer. „Oftmals — erzählt er — habe ich den ganzen Fleischscharren und alle Bäckerläden auskaufen lassen; oftmals bin ich von Haus zu Haus gegangen, und habe gebeten, daß für meine Schill'schen Kinder in der Maikuhle zugekocht werden möchte. In der That betrachteten sie mich als ihren Vater und nannten mich ihren Brod- und Trankspender; und wenn ich mich in der Nähe der Lagerposten zeigte, ward ich gewöhnlich mit kriegerischer Musik empfangen. Nicht selten zuckelte ich, wenn sie zu irgend einem Angriffe in's Freie ausrückten, auf meinem Pferdchen nebenher und suchte ihnen getrosten Muth einzusprechen; oder ich stimmte, ob ich gleich nicht von sangreicher Natur bin, mit meiner Rabenkehle das Liedchen an: „„Halt't euch wohl, ihr preuß'schen Brüder!““ — wobei Alle lustig und guter Dinge wurden.“ Die Mißhelligkeiten zwischen der Besatzung und der Bürgerschaft wußte er bald auszugleichen, durch ihn ward eine beispiellose Eintracht hergestellt. Seine Meldungen an den Kommandanten waren stets die sichersten, seine Rathschläge eines gedienten Kriegers würdig.

Das Feuer wurde immer heftiger, immer näher rückten die Franzosen mit ihren Arbeiten an die Stadt heran; auf die Wolfsschanze wurden in einer einzigen Stunde 361 Schüsse gerichtet und ihre Besatzung mußte sich endlich ergeben. Am 2. Juli, als die Feinde der wichtigsten Außenwerke sich bereits bemächtigt hatten und nun mit Uebermacht einen allgemeinen Angriff unterhielten, — als es in Kolberg an allen Punkten brannte und bei der allgemeinen Erschöpfung der Kräfte nur noch zwei Männer, Gneisenau und Nettelbeck, den Muth der Belagerten aufrecht erhielten: da verstummte plötzlich der Kanonendonner auf französischer Seite, der Kourier war erschienen, der die Nachricht von dem zu Tilsit abgeschlossenen Frieden überbrachte.

Nettelbecks Name flog von Mund zu Munde; der König ertheilte ihm in Begleitung eines anerkennenden Schreibens die goldene Verdienstmedaille und die Erlaubniß, die preußische Admiralitätsuniform zu tragen. In diesem Ehrenkleide stellte er sich seinem Monarchen vor, als das Königspaar im Dezember 1809 nach Berlin reiste und in Stargard anhielt, wo Nettelbeck zur königlichen Tafel gezogen wurde. In einer Privataudienz, die er bei dem König und der Königin hatte, sprach er sein ganzes treues Herz aus; dann, von Rührung ergriffen, ward er

still und blickte mit gefalteten Händen gen Himmel. Der König legte die Hand auf seine Schulter und fragte mit unendlicher Güte: „Haben Sie noch was auf dem Herzen?“ Nun brach er in die Worte aus: „Ach, wenn ich Ew. Majestät und meine gute Königin jetzt so vor mir sehe und das Unglück bedenke, was Sie noch immer so schwer zu tragen haben, dann ist mir's, als müßte mir das Herz aus dem Leibe entfallen. Gott erhalte Ew. Majestäten und gebe Ihnen Kraft und Stärke, daß Sie diese harte Schicksalsprüfung bald und glücklich überstehen mögen.“ Bei diesen Worten senkte der König sein Haupt auf die Brust und die hellen Thränen entfielen seinen Augen; die Königin aber streichelte ihm still die Wangen und weinte auch. Schon bei der ersten Vorstellung hatte der König vor der glänzenden Versammlung in großer Bewegung die Worte gesprochen: „Kolberg hat sich bereits im siebenjährigen Kriege treu gehalten und dadurch die Liebe meines Großoheims erworben. Auch jetzt hat es das Seinige gethan; und wenn ein Jeder so seine Pflicht erfüllt hätte, so wäre es nicht so unglücklich gegangen.“

Der Abend von Nettelbecks Leben war friedlich und heiter. Nachdem er zweimal mit der Ehe Unglück gehabt hatte, versuchte er es in seinem 75sten Jahre zum dritten Mal, und diesmal fand er eine würdige Lebensgefährtin, die eine Stütze seines Alters ward. Ja, er hatte noch die Freude, daß ihm eine Tochter geboren wurde, die er Luise nannte und bei deren Taufe der König Pathenstelle vertrat. Den rüstigen für das Wohl des Vaterlandes wirkenden Geist bewahrte er bis an sein Ende, und namentlich beschäftigte ihn der Gedanke, daß Preußen sich eine Kolonie in Amerika erwerben, unter eigener Flagge und Wimpel seinen überseeischen Handel schützen sollte. Solche Gedanken erschienen aber noch zu kühn. Und doch, welche tüchtige Seeleute würde Preußen an seinen Pommern haben!

Nettelbeck starb in einem Alter von 86 Jahren am 19. Januar 1824. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, ob seinen hohen, zum Herrschen geborenen Geist und urkräftigen Willen, oder die anspruchslose schlichte einfache Art, wie er sich darstellte, den für alles Reinmenschliche, für Recht und Gerechtigkeit empfänglichen Sinn, oder die markige preußische Tugend und das deutsche Herz. Seine oben erwähnte Selbstbiographie ist eine Zierde der deutschen Literatur, sie liest sich wie der spannendste Roman und ist voller Abenteuer, wie sie die Phantasie eines Dichters kaum zu schaffen vermag, und doch athmet jedes Wort die Einfachheit und Wahrheit Dessen, der sie schrieb.

Friedrich Perthes.*)

Groß in seinem Berufe als Buchhändler, ein wahrhaftes Ideal eines Buchhändlers, aber auch groß als Patriot, als Mensch und als Christ, war er den Besten seiner Zeit vertraut, von Allen hochgeehrt. Ausgestattet mit einem weichen Gefühl, lebhafter Phantasie, überhaupt mit vorherrschender Gemüthsanlage verband er mit dieser Richtung zugleich das entschlossenste, durchgreifendste Handeln, und in seiner sittlichen Gediegenheit und seinem edlen Patriotismus überragte er so Viele, deren Namen vor der Welt berühmter geworden sind, als der seinige.

Perthes hatte einen schweren Standpunkt in seiner Jugend. Sein Geburtsjahr (1772) fiel in die Zeit der großen Hungersnoth; sein Vater, Sekretär an der fürstlichen Rentkammer zu Rudolstadt, starb früh, und die Mutter mit ihrem kleinen Sohne mußte bei den Verwandten ein Obdach suchen. Doch immerhin war es ein Glück, daß der Oheim mütterlicher Seits, Friedrich Heubel, den siebenjährigen Friedrich zu sich nahm. Dieser Mann war eine ebenso feste als biedere Natur, nicht minder seine unverheirathete Schwester, mit welcher er in Rudolstadt Haus hielt. Beide versahen gewissenhaft Elternstelle bei dem Knaben und pflanzten die Liebe zum Rechtthun in sein empfängliches Herz. Auch den ersten Unterricht erhielt Perthes von seinem Oheim, aber hierin wollte es weniger glücken, und trotzdem, daß er auch in mehrere adelige Familien gehen durfte, um von der Unterweisung der Hauslehrer Nutzen zu ziehen, blieb der Knabe auffallend zurück, so daß, als man ihn in seinem zwölften Jahre auf das rudolstädter Gymnasium that, er durchaus nicht im Stande war, mit seinen Altersgenossen Schritt zu halten. Sein Gedächtniß war schwach und verworren, sein Sprachtalent gering, das Rechnen wollte gar nicht gehen. Und doch war der Lerntrieb groß, und wenn der Knabe ein Buch aus der fürstlichen Bibliothek geliehen bekam, war er überglücklich. Die Weltgeschichte und Entdeckungsreisen waren seine Lieblingslektüre, da sie seiner regen Einbildungskraft willkommene Nahrung boten. Und daß der praktische Verstand nicht ohne Anregung blieb, dafür sorgte ein anderer Verwandter der Mutter, Johann David Heubel, der als Oberstlieutenant und Landbaumeister auf Schloß Schwarzburg wohnte und öfters den Friedrich zu sich kommen ließ. Hier, in der wunderschönen Berg- und Waldnatur, konnte dann der lebendige Knabe mit seinem Gönner die Forsten durchwandern, in den Vogelhütten weilen und dem Rauschen der tief durch das Thal sich windenden Schwarza lauschen. Dabei lernte er, angeregt durch den kenntnißreichen, für alle Verhältnisse des Lebens mit einem scharfen

*) Friedrich Perthes Leben. Nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen aufgezeichnet von Clemens Theodor Perthes. 3 Bde. Gotha, F. A. Perthes.

Blick begabten „Oberstlieutenant" Vieles, was er in der Schule nimmer gelernt haben würde.

Unterdessen war das vierzehnte Jahr zurückgelegt, und nach der Konfirmation entstand nun die Frage, was der Friedrich werden sollte. An's Studiren war nicht zu denken, zum Kaufmann, d. h. Krämer, hatte der Knabe keine Lust, wohl aber zum Buchhändler, denn er setzte voraus, daß ein solcher Bücher genug zum Lesen bekomme. Der jüngste Bruder des verstorbenen Vaters, Justus Perthes, war ein ziemlich wohlhabender Buchhändler in Gotha, und so stimmten auch die Verwandten für dieses Geschäft. Der Buchdruckereibesitzer Schirack in Rudolstadt nahm den Knaben mit sich zur leipziger Messe (wo aus allen Gegenden Deutschlands die Buchhändler zusammenkamen), um für ihn einen geeigneten Lehrherrn zu suchen. Zuerst stellte er ihn Herrn Ruprecht aus Göttingen vor, einem schon bejahrten Mann, der ihn freundlich anredete und sich amo von ihm konjugiren ließ, dann aber, als dies nicht ging, ihn nicht nehmen wollte. Nun wurde er zu Herrn Siegert aus Liegnitz gebracht, aber der lange hagere Mann und sein feuerfarbener bis zur Ferse hinabreichender Oberrock setzte den Knaben so in Furcht, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte; er sei zu blöde zum Buchhandel, hieß es. Endlich zeigte sich Adam Friedrich Böhme, welcher in Leipzig selbst eine Handlung hatte und die rudolstädter Bibliothek mit Büchern versorgte, geneigt, ihn zu nehmen. Aber der Junge — sprach er — muß noch ein Jahr wieder nach Haus; jetzt ist er für die Arbeit noch zu klein und schwach. Indessen wurde der Lehrbrief ausgefertigt.

Perthes reiste wieder heim, und nach Jahresfrist, Sonntags den 9. September 1787, trat der funfzehnjährige Knabe auf unbedecktem Postwagen die Reise in die Fremde an. „Abends in Saalfeld bin ich sehr traurig gewesen," schrieb er seinem Oheim, „aber ich habe auch da viele gute Leute gesehen." Im Regen und scharfer Kälte fuhr er über Neustadt, Gera, Zeitz, und langte am Dienstag, den 11. September, im Hause seines Lehrherrn an. Mein Himmel, Junge, rief ihm dieser entgegen, du bist ja noch eben so klein wie voriges Jahr; nun wir wollen es miteinander versuchen! Die Frau seines Lehrherrn und die Kinder, sechs Töchter und ein kleiner Sohn, nahmen ihn freundlich auf, nicht minder der Lehrling, der schon vier Jahr im Hause war. Am Morgen nach der Ankunft waren die ersten Worte: Friedrich, du mußt dir die Haare vorn zu einer Bürste, hinten zu einem Zopfe wachsen lassen und dir ein paar hölzerne Locken anschaffen. Deinen runden Matrosenhut legst du fort, für dich schickt sich ein dreieckiger. Allgemeine Sitte war dieser nicht mehr, aber Böhme wollte an seinen Lehrlingen die neuen Moden nicht dulden. Ohne meine Erlaubniß — hieß es weiter — gehst du weder Morgens noch Abends aus dem Hause. Jeden Sonntag begleitest du mich in die Kirche.

Verwöhnt wurden die beiden Lehrlinge nicht. In der Nikolaistraße war die Wohnung ihres Lehrherrn; dort hatten sie vier Treppen hoch

eine Kammer inne, die mit zwei Betten, zwei Stühlen, einem Tische und zwei Koffern so ausgefüllt war, daß man nur drei Schritte in derselben machen konnte. Ein einziges kleines Fenster oben an der Decke ging auf Dächer hinaus; ein kleines Windöfchen stand in der Ecke, zu dessen Heizung an jedem Abend des Winters drei Stückchen Holz gegeben wurden. Morgens sechs Uhr erhielt jeder der Knaben eine Tasse Thee und jeden Sonntag im voraus für die kommende Woche sieben Stücke Zucker und sieben Dreier zu Brod. „Was mir am schwersten ankommt," schrieb Perthes seinem schwarzburger Oheim, „ist, daß ich früh nur eine Dreiersemmel habe; davon werde ich knapp satt. Nachmittags von 1 bis 8 bekommen wir keinen Bissen; da heißt es hungern, doch ich denke, es soll sich geben." Mittags und Abends aßen sie mit der Familie, reichlich und gut, aber schrecklich war für sie, wenn fetter Braten mit Kürbisbrei aufgetragen ward und doch Alles genossen werden mußte, was auf den Teller gegeben ward. Das „Er", mit welchem sie von den Kindern und selbst von den Dienstmädchen und Markthelfern angeredet wurden, kränkte Perthes tief, aber freudig schrieb er: „mir wird auch nicht das Mindeste zugemuthet, was meiner Ehre nachtheilig sein könnte; andere Lehrburschen müssen z. B. dem Herrn die Schnallen putzen, den Tisch decken, den Kaffee in's Gewölbe bringen, von alle dem bin ich befreit."

Der Lehrherr war sehr streng, zuweilen jähzornig, aber doch dabei gutmüthig. Perthes mußte den ganzen Tag auf den Beinen sein, und im Anfang hatte er große Noth, sich die Titel der Bücher zu merken, die er aus andern Handlungen bringen sollte. Weil er so freundlich und bescheiden war, erwarb er sich die Gunst aller leipziger Prinzipale und erhielt die Erlaubniß, während die verlangten Bücher gesucht wurden, in die geheizte Schreibstube eintreten zu dürfen. Böhme ließ nie heizen in seinem Gewölbe, und so geschah es, daß der minder abgehärtete Lehrling im ersten Winter die Füße erfror und neun lange Wochen im Bett auf seinem Dachkämmerchen zubringen mußte. Da ward die zweite Tochter des Lehrherrn, Friederike, sein freundlicher Engel. Ein liebliches Kind von zwölf Jahren war sie doch unermüdlich in der Pflege des kranken Jünglings; sie saß Stunden lang mit ihrem Strickzeug an seinem Bette, erzählte, tröstete, las vor — immer mit gleicher Freundlichkeit. Sie half auf diese Weise treulich mit, daß Perthes seine Sehnsucht nach dem schönen Rudolstadt und dem Leben in Schwarzburgs Wäldern überwand.

Nachdem er glücklich genesen, arbeitete er mit neuem Eifer; dabei hielt er sich fern von allen liederlichen Buchhändlerburschen, die ihn des Sonntags mit in die Wirthshäuser der Umgegend nehmen wollten. Das rege Geschäftsleben in Leipzig, besonders aber die Messe, brachte ihm manche Freude, und als vollends der Onkel Perthes aus Gotha ankam, und den Neffen zu mancherlei Sehenswürdigkeiten führte, da jubelte der Friedrich.

Sein älterer Kamerad hieß Rabenhorst, und dieser wirkte im Ganzen höchst wohlthätig auf den unerfahrenen Knaben ein. Er zeigte ihm, wie er sich gegen die Frau seines Lehrherrn benehmen sollte, die leider dem Trunke ergeben war, und machte ihn aufmerksam auf mancherlei Handlungskenntnisse, die er ohne fremde Beihülfe sich erwerben könnte. Vor Allem gab er ihm, freilich ohne es zu wollen, Uebung im Umgang mit Andern. „Sie werden denken, lieber Oheim" — schrieb Perthes, „der muß sich recht gut mit seinem Kameraden vertragen, weil er ihn so lobt, aber glauben Sie das nicht, denn Rabenhorst hat alle die Tugenden nicht, die zu einem guten Umgang gehören; er hat einen großen Stolz und die äußerste Halsstarrigkeit in Behauptung seiner Meinungen, ein aufbrausendes Wesen, und ist so empfindlich und mißtrauisch, daß ich ihn wohl zehn Mal in einer Stunde in Hitze bringe, ohne zu wissen, womit. Wie oft muß ich da meine Meinung, von der ich ganz gewiß weiß, daß sie richtig sei, aufgeben; und wenn ich es nun thue und glaube, ich hätte Alles recht gut gemacht, so ruft er wieder: „Wie können Sie zu Allem ja sagen; Sie glauben wohl, ich lasse mich dadurch betrügen, ich werde mir das aber verbitten." Ich weiß wohl, lieber Oheim, Sie werden denken, das ist dem Jungen sehr nützlich, und Sie haben recht — denn ich war, weil ich ganz allein erzogen bin, der unleidlichste Mensch in Gesellschaft junger Leute, aber nun habe ich gelernt, wie man mit Andern umgehen muß, und Jedermann wundert sich, daß ich so gut mit Rabenhorst auskomme; es ist freilich wahr, er hat eine unglückliche Temperamentsbeschaffenheit, aber mich hat er lieb und da ist Alles gut."

Schon im ersten Jahre nach Rabenhorsts Abgang hatte sich Perthes tüchtig eingearbeitet und das Vertrauen seines Lehrherrn in dem Maaße gewonnen, daß ihm dieser während einer mehrwöchentlichen Abwesenheit das Geschäft anvertraute. Doch das Handwerk genügte dem strebsamen Jüngling keineswegs; er wollte eine wissenschaftliche Bildung gewinnen, um die eingehenden Manuskripte, welche der Verlagshandlung angeboten wurden, selber beurtheilen und die Forderungen der Zeit verstehen zu lernen. Dazu konnte ihn freilich der Lehrherr nicht führen und so half er sich mit eigenem Fleiß, indem er Abends spät und Morgens früh englische und französische Grammatik, Geschichte und Philosophie studirte. Durch Kant war damals überall das Interesse für philosophische Studien angeregt; aber auch die Dichterheroen Schiller und Göthe hatten neuen Schwung in die Geister gebracht, und außerdem gährten die Freiheits-Ideen, welche die französische Revolution angeregt hatte. Mit sieben älteren Freunden, sämmtlich aus Schwaben gebürtig, verlebte Perthes manche Stunde der Begeisterung.

Dem Vertrage nach lief die Lehrzeit um Michaelis 1793 zu Ende, aber der mit Böhme befreundete Buchhändler Hoffmann aus Hamburg, welcher auf Perthes aufmerksam geworden war und ihn als Gehülfen in sein Geschäft zu nehmen wünschte, hatte dessen Lehrherrn ersucht, ihn

schon Ostern 1793 zu entlassen. Böhme willigte ein; bei einem feierlichen Mittagessen trat er an Perthes heran, hieß ihn aufstehen, gab ihm einen leichten Backenstreich, überreichte ihm einen Degen, nannte ihn Sie und die Lehrzeit für den Buchhandel war geendigt, aber die für das Leben noch nicht.

Die Fahrt nach Hamburg bot neue erfrischende Eindrücke, das Leben in der großen Handelsstadt selber regte den thatenlustigen Geist des jungen Mannes mächtig an. Die Familie Hoffmann machte durch Bildung und Herzensgüte, durch strenge Ordnung und Rechtlichkeit einen sehr wohlthuenden Eindruck auf ihn. An Arbeit fehlte es aber auch nicht und nur sehr wenige Freistunden blieben für ihn selber übrig. Vor neun Uhr Abends können wir niemals aufhören — schrieb er, und müssen doch noch jede Woche eine halbe Nacht aufsitzen und alle vierzehn Tage einen halben Sonntag zu Hülfe nehmen. Das ist das Gewöhnliche; wenn aber eine Messe naht, dann ist die Arbeit kaum zu bezwingen. — Doch hatte Perthes schon in Leipzig gelernt, die wenigen Stunden der Woche, welche die Geschäftsthätigkeit ihm übrig ließ, für seine Ausbildung und Erholung auszubeuten, und so fand er auch in Hamburg Zeit für Mancherlei. Für seine innere Fortbildung wurden namentlich drei neue Freunde wichtig, die ihm ihr Herz öffneten: Speckter, ein Gelehrter und Anhänger der kantischen Philosophie, Runge, Kaufmann, ein höchst geistreicher Mann, und Hülsenbeck, der mit beiden wetteiferte. Als Perthes diese drei engverbundenen Freunde zuerst kennen lernte, wurden jene sogleich angezogen. „Perthes ist ein Mensch," schrieb Speckter damals, „der mich durch seinen zarten Sinn und durch sein ernstes Ringen nach Veredlung sehr an sich zieht," und Runge erzählte später: „Fast beständig mußte ich ihn ansehen, und das Wohlgefallen an seiner äußeren Erscheinung übertrug ich auf den inneren Menschen." Auch mit den ausgezeichneten Familien von Reimarus, Sieveking und Busch kam der junge Mann in nähere Berührung, und das ganze mannigfaltige Leben des neuen Elements genoß er in vollen Zügen.

Der Oheim in Gotha hatte seinem braven Neffen den Eintritt in die Handlung zugesagt, aber Perthes war so heimisch in Hamburg geworden, daß er, obwohl erst 22 Jahr alt, darauf dachte, sich hier ein eigenes Geschäft zu gründen. In einem seiner leipziger Freunde, Namens Nessig, hoffte er einen tüchtigen Theilnehmer zu finden, und darum suchte er diesen schon jetzt nach Hamburg zu ziehen, und es gelang ihm, Hoffmann zu bestimmen, auch den Freund als Gehülfen in die Handlung zu nehmen. Perthes gedachte eine Sortimentshandlung im größten Maaßstabe zu gründen, d. h. eine Auswahl von Büchern aller Wissenschaften auf dem Lager zu haben, und zwar das anerkannt Beste und Nützliche, um der Verbreitung wahrhafter Bildung zu dienen. Das gemeine Handwerk so vieler Buchhändler und Autoren, die für Geld Alles feil haben, sei es sittlich oder unsittlich in seinem Zweck, war

ihm zuwider. Er sah vielmehr in einem wohl organisirten Buchhandel einen Haupthebel der sittlichen und nationalen Bildung des deutschen Volks.

Es bedurfte aber eines nicht geringen Auslagekapitals, und der arme Perthes hatte keinen Thaler im Vermögen. Doch seine Freunde boten bereitwilligst ihm die nöthigen Summen an, und schon im Jahr 1796 konnte er sein Geschäft beginnen, für welches er ein schönes geräumiges Lokal in einer belebten Gegend der Stadt gemiethet hatte. Er war der erste Buchhändler, welcher eine Auswahl der vorzüglichsten älteren und neueren Bücher aus allen Fächern eingebunden und wissenschaftlich geordnet aufstellte, so daß sein Buchladen dem Literaturfreunde das Bild einer kleinen, aber sehr auserlesenen Bibliothek gewährte, in welcher durch das Auslegen der neuesten Schriften zugleich das Mittel dargeboten war, sich schnell und leicht über den gegenwärtigen Stand der Literatur, ihrer Bewegungen und Kämpfe eine Uebersicht zu verschaffen.

Wenige Wochen, nachdem Perthes sein Geschäft eröffnet hatte, trat im Juli 1796 ein schlanker hoher Mann mit feiner Gesichtsbildung, leicht gebräunter Farbe und sinnendem herrlich blauem Auge in den Buchladen. Dem Anschein nach ein Funfziger, hatte er in allen seinen Bewegungen eine leichte und kräftige Jugendlichkeit; Kleidung, Ausdrucksweise und Haltung, Alles schien gewählt und doch natürlich. Dieser Mann war Friedrich Heinrich Jakobi, der, aus Düsseldorf geflüchtet, sich damals in Holstein und Hamburg aufhielt. Die Anmuth seiner Erscheinung rief in Perthes sogleich zutrauensvollste Hingabe hervor. Kaum hatte er die nöthigsten geschäftlichen Antworten gegeben, so sprach er auch schon dem bewunderten Verfasser des Woldemar die Verehrung und Liebe, welche er für ihn empfand, mit großer Wärme aus, und ließ den freundlich Zuhörenden einen Blick in das eigene heftige Streben und unsichere Schwanken thun. Jakobi hatte seine Freude an dem lebhaften jungen Manne; schon nach wenigen Tagen kam er wieder und hielt sich von nun an oft und lange in dem Buchladen auf, bald die neu angekommenen deutschen, englischen und französischen Schriften durchblätternd, bald sich mit deren Eigenthümer unterhaltend. Dann lud er ihn auch nach Wandsbeck ein, wo die Familie Jakobi's das Schloß bewohnte. Da lernte denn Perthes auch den wackern Claudius, den berühmten „Wandsbecker Boten" kennen, und ward auch in dessen Familie eingeführt. Caroline, die älteste Tochter, war das geistige Ebenbild ihres Vaters, voll tiefer christlicher Frömmigkeit, gepaart mit einem klaren Verstande und einer seltenen Ruhe des Charakters.

Zur Weihnachtsfeier war Perthes von Jakobi auf das wandsbecker Schloß geladen, und traf unter andern Gästen daselbst auch Claudius und dessen ganze Familie. Der Zufall führte ihn, bevor der Festsaal geöffnet ward, mit Caroline allein in ein Nebenzimmer zusammen; kein Wort hatte er zu sagen, aber ihm war so unaussprechlich stille und

wohl in seinem Herzen, wie er es noch nie gewesen war. Die Weihnachtsfreude begann, aber Perthes sah nur den Ausdruck stiller Freude, die in Carolinens Zügen sich ausprägte. Diesem Mädchen schien nach seiner Meinung das Beste zu gehören, was der Abend darbot, und dennoch glaubte er zu bemerken, daß das Geschenk der jüngeren Schwester schöner sei, als das ihrige; aber hoch oben an dem Weihnachtsbaum hing ein Apfel, so schön, so kunstreich vergoldet wie kein anderer, — den holte er plötzlich mit halsbrechender Kunst herab und dunkel erröthend gab er ihn zu nicht geringer Verwunderung der Anwesenden dem ahnenden Mädchen. Nun hatte sie doch eine Weihnachtsgabe, wie kein Anderer sie haben konnte. Von diesem Abende an erging es Perthes und Carolinen, wie es Allen ergeht, die des Lebens Leid und Lust gemeinsam als Mann und Frau erfahren sollen. Zwar meinte Klopstock, als er von Claudius silberner Hochzeitsfeier am 15. März 1797 mit Perthes nach Hamburg zurückfuhr: die Liebe, die wir Andern euch Beiden lange schon ansahen, kennt Ihr jungen Leute selbst noch nicht; — aber Perthes kannte wohl die Liebe, die in ihm keimte und wuchs, obwohl er noch nicht gewagt hatte, sie auszusprechen. Jakobi und dessen Schwestern eröffnete er zuerst sein Herz und bat sie, nachzuforschen, ob er wohl Hoffnung hegen dürfe. „Gottlob, mein lieber Perthes," schrieb ihm Helene Jakobi am 27. April, „Sie sind doch recht verliebt, und da mein Muth so groß ist, als der Ihrige klein, so sehe ich einer großen Seligkeit für Sie entgegen." Bald darauf wendete sich Perthes an Caroline selbst; am 2. August 1797 ward die Hochzeit gefeiert.

Diese Ehe war eine höchst glückliche und gesegnete Verbindung zweier frommer Menschen, die, so verschieden auch ihre Charaktere angelegt waren, in festem Gottvertrauen und unveränderlicher Liebe übereinstimmten. Das Haus seiner Schwiegereltern zog nun Perthes immer fester an sich, auch in Klopstocks Hause war er oft und gern. In Holstein eröffnete sich ein bedeutender Freundeskreis: Graf Cajus Reventlow und dessen Schwester Julie, Gräfin Auguste Stolberg, Gemahlin des Grafen Bernstorf, zogen Perthes und dessen Frau in ihr Vertrauen und ihre Liebe; im katholischen Münsterlande waren es die Gebrüder Droste, die Fürstin Galitzin und andere bedeutende Persönlichkeiten, zu denen Perthes in das innigste Verhältniß kam. Die verschiedenen Verhältnisse und die bedeutenden Menschen, unter denen er sich bewegte, mußten wohl einen großen Einfluß auf ihn gewinnen und ihn zu einem neuen Menschen heranbilden. „Ich weiß es — schrieb er einst dem schwarzburger Oheim — Sie denken oft an Ihren Fritz — aber der Fritz, an den Sie denken, bin ich nicht mehr. Sie kennen nur den kleinen Fritz; mich müssen Sie erst wieder kennen lernen. — Wo soll ich anfangen und aufhören, um Ihnen zu sagen, wer und was ich bin?"

Eine nicht geringe Freude für den guten Sohn war es, daß er nun die Mutter in sein Haus aufnehmen konnte. Das Geschäft konnte schon eine Familie ehrenvoll ernähren; doch kam Perthes nicht selten in große

Geldverlegenheit, da er immer baare Summen zur Verfügung haben mußte. Seine große Gewandtheit half ihm indeß durch alle Schwierigkeiten. In seinem Freunde Nessig hatte er aber nicht die Unterstützung gefunden, die er wünschte; darum löste er das Verhältniß und verband sich später mit Johann Heinrich Besser, der mit seltenen Gaben des Geistes und Herzens ausgerüstet und auch mit solider Geschäftskenntniß versehen, kräftig mitarbeitete an dem Aufschwung der Handlung, und der zuverlässigste Genosse ihm blieb in Freud und Leid.

In den Stürmen, welche die französische Revolution und Kaiser Napoleon über Deutschland brachten, gerieth auch der kleine Freistaat Hamburg in die bedenklichsten Krisen; da galt es fest zu stehen und nicht die Besonnenheit zu verlieren. Und Perthes stand fest und suchte auch Andere zu ermuthigen. Die meisten Briefe aus dieser Zeit sind zwar verloren gegangen und die seit der Schlacht von Jena geschriebenen verrathen den Druck, welchen die Späherkunst der Franzosen dem schriftlichen Verkehr auflegte, aber dennoch läßt sich aus dem Erhaltenen die politische Richtung erkennen, welche Perthes verfolgte. Mit bitterem Unwillen und tiefem Schmerz sah er die stumpfe Gleichgültigkeit, in welcher Männer, die den Stolz unseres Volkes ausmachten, sich nach dem lüneviller Frieden und dem regensburger Hauptschluß abschlossen gegen das grenzenlose Leiden Deutschlands und gegen den frevelnden Uebermuth der Peiniger. Mit Grimm wurde er erfüllt, als um diese Zeit Göthes Eugenie erschien. Scham, glühende Scham über die Zerreißung unsers Vaterlandes, schrieb er 1804 an Jakobi, sollte und müßte uns're Herzen foltern; aber was thun uns're Edelsten? Statt sich zu waffnen durch Nährung der Scham und sich Kraft, Muth und Zorn zu sammeln, entfliehen sie ihrem eigenen Gefühl und machen Kunststücke. So wenig aber Rettung für einen Sünder zu hoffen ist, der, um die Reue nicht zu fühlen, Karten spielt, so wenig wird unser Volk, wenn uns're Besten sich so betäuben, dem Schicksal entgehen, ein verlaufenes über die Erde zerstreutes Gesindel ohne Vaterland zu werden. — Eine neue Hoffnung der Rettung tauchte auf, als im Sommer 1805 die Gerüchte von einer Vereinigung Englands, Rußlands und Oesterreichs sich verbreiteten. Mit Entsetzen sah Perthes, wie die politischen Wortführer Deutschlands sich auf Napoleons Seite gegen England stellten und das Volk durch die am meisten gelesenen Zeitschriften bearbeiteten. Aus Schlechtigkeit, Dummheit und Angst oder für's Geld redeten unsere Journalisten dem Tyrannen das Wort, und in einem Briefe an den berühmten Historiker Johann Müller, der auch sich von der großen Nation und dem Zwingherrn blenden ließ, heißt es: „Ihr Brief hat mich betrübt. Wenn solche Männer an unsern Zeiten verzagen — was dann? Ich bin nicht so hoffnungslos, und gerade in der letzten Zeit wächst mein Muth; freilich bin ich jung, von der Geschichte nicht unterrichtet! Sie schließen folgerecht von dem Alten auf das Neue und geben darum auf. Aber wurde nicht jedes Volk, ehe Einheit in ihm entstand, stets erst bereitet zum

Empfang des Führers, des Retters, des Messias?" Perthes hoffte auf einen deutschen Helden, aber das deutsche Volk war noch nicht reif für einen solchen.

In Hamburg wurde gleich nach dem Einrücken der Franzosen aller Verkehr mit England bei Todesstrafe verboten, alles englische Eigenthum für verfallen erklärt, der Kontinent allen britischen Schiffen gesperrt. Der Rückschlag auf den Handel Hamburgs war betäubend, ein Handlungshaus nach dem andern stellte seine Zahlungen ein, und Perthes verlor Alles, was er in zehn sorgenvollen Jahren errungen hatte. Den Muth ließ er sich aber nicht nehmen, und er begann unverdrossen von vorn. Unter den größten Schwierigkeiten ging er an die Verwirklichung einer höchst praktischen Idee. „Die deutschen Journale — schrieb er an Jakobi — sind mit wenigen Ausnahmen in schlechten Händen und meist nur des Gewinnes wegen unternommen. Das ist zu allen Zeiten traurig, zu unsern Zeiten aber schrecklich. Es kommt jetzt, da es nöthig ist, zur rechten Zeit augenblicklich zu sprechen, viel darauf an, daß deutsche Männer wissen, wo sie für den Augenblick etwas zu Tage fördern können. Eine in kurzen Zeiträumen erscheinende Zeitschrift, welche lebendige Verbindung aller deutschgesinnten Männer enthält, ist dringendstes Bedürfniß. Meinen guten Willen zu solch einem Unternehmen kenne ich, meine Stellung ist günstig; ich kenne die Edelsten der Nation theils persönlich, theils durch mancherlei Berührungspunkte, und kann mir deren Beihülfe versprechen; mein Buchladen reicht in der gedrückten Zeit Hülfsmittel für die Redaktion dar, wie kein anderer es vermag. Aber, werden Sie vielleicht sagen, was hilft Euch Euer guter Wille; dürft Ihr auch? Darauf antworte ich mit Jean Paul: mit keinem Zwange entschuldigt die Furcht ihr Schweigen. Wir können auch unter Napoleons Herrschaft Vieles sagen, wenn wir nur die rechte Weise lernen. Aber auch das Gute, was wir von den Franzosen lernen, wollen wir nicht verschweigen, und es ist echt deutsche Sinnesart, das Gute überall zu erkennen. Vaterländisches Museum soll die neue Zeitschrift heißen." Seit dem Frühjahr 1810 trat diese wichtige Zeitschrift in's Leben und brachte Beiträge von Jean Paul, Fr. Leopold Stolberg, Claudius, Fouqué, Fr. Schlegel, Görres, Arndt und manchen andern patriotisch gesinnten Männern. Die Aufnahme übertraf alle Erwartung und das vaterländische Museum war einer von den Funken, die ein neues Feuer im deutschen Herzen entzündeten.

Als die große französische Armee in Rußland ein so schmähliches Ende genommen hatte, ward es auch der französischen Besatzung in Hamburg angst, zumal da die Bürger rüstig begannen, sich in den Waffen zu üben. Perthes war unermüdlich thätig, den Eifer in der Bürgerwehr rege zu erhalten, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen; die Franzosen zogen ab, ein Kosakenkorps unter Tettenborn besetzte die Stadt zum großen Jubel der Einwohner. Aber Perthes erkannte mit manchen Andern, daß jener Kosakenoffizier nicht der Mann sei, die

Stadt zu schützen; desto eifriger betrieb er die Errichtung der hanseatischen Legion und der Bürgergarde. Leider fehlte es auch hier am nöthigen Zusammenwirken und an besonnener Leitung. Da kam wiederum Perthes dem Bürgerobersten von Heß zu Hülfe; er ließ sich zum Major bei dem Stabe und zum Adjutanten des Herrn von Heß ernennen, gesellte sich ein paar junge rüstige Leute als Gehülfen zu, warf sich in Uniform und erschien nun jeden Morgen auf dem Uebungsplatze, wo er mit der größten Mühe und Thätigkeit die umherirrenden Haufen vereinigte und zur Ausdauer antrieb. Dabei sammelte er bei den Vermöglicheren Liebesgaben zur Ausrüstung armer Bürger, und wo es fehlte oder etwas in's Stocken gerieth, war Perthes jederzeit zur Stelle, um zu helfen. Seine große Beredtsamkeit und Leutseligkeit machte ihn vorzugsweise geschickt, alle Zwiste zu lösen und die Gemüther zu gewinnen.

Wie ein drohendes Ungewitter rückte der französische Marschall Davoust vor die geängstete Stadt, die von Tettenborn im Stich gelassen war; ein längerer Widerstand war unmöglich, und zu Ende Mai 1813 nahmen die Feinde abermals von Hamburg Besitz. Perthes mußte fliehen; seine Handlung in Hamburg wurde versiegelt, sein Haus geplündert, sein Vermögen mit Beschlag belegt. Nebst vielen andern seiner Mitbürger wandte sich Perthes nach Mecklenburg, und von hier aus erwirkte er von England Unterstützungsgelder für die Hanseaten, und damit die drei Städte Lübeck, Bremen und Hamburg bei den kriegführenden Mächten auch vertreten wurden, bildete er mit fünf andern geachteten Bürgern jener Reichsstädte ein „hanseatisches Direktorium", an das sich fortan alle Ausgewanderten wenden konnten. In der von Perthes verfaßten Proklamation hieß es: „Die Hansa darf nicht untergehen; können die Bürger nicht innerhalb der Städte fortleben, so müssen sie außerhalb derselben bis zur Wiedereroberung der freien Heimath ein neues Hamburg, ein neues Bremen, ein neues Lübeck bilden." Vor Allem kam es darauf an, die hart mitgenommene hanseatische Legion aufrecht zu erhalten, und dazu half England, indem es sie in seinen Sold nahm und unter den Befehl des Oberst von Witzleben stellte. Dieser und viele andere Oberbefehlshaber nahmen gern die Vermittelung von Perthes in Anspruch und vertraueten ihm unbedingt, besonders wenn es darauf ankam, neue Hülfsmittel herbeizuschaffen, schwierige Verwickelungen zu lösen oder die jungen Truppen mit hingebender Begeisterung zu erfüllen. Die jungen Leute der Legion hingen aber auch mit Leib und Seele an Perthes und hatten ihre Freude an dem kleinen zartgebauten Manne, der sich keiner Beschwerde entzog und von Frau und Kind sich getrennt hatte, obwohl diese in großer Noth waren. Der Graf Reventlow hatte der Familie eine Gartenwohnung auf einem seiner Güter eingeräumt; dort, in einem mit vielen Fenstern ohne Läden versehenen Saale auf ebener Erde hauste Caroline mit ihren sieben Kindern, oft an dem Nothwendigsten Mangel leidend. Aber das sah sie

mit dem wackeren Perthes ein, daß in solchen Zeiten alles Ungemach muthig ertragen werden müsse.

Die Schlacht bei Leipzig hatte Napoleons Macht gebrochen, Deutschland seine Freiheit errungen; nun kam es Perthes und seinen Kollegen darauf an, auch die Freiheit der Hansestädte zu wahren, und sie reisten deshalb in das Hauptquartier der Monarchen, wo sie freundliche Zusicherungen empfingen. Freudig konnte Perthes und Sieveking auf dem Rathsweinkeller zu Bremen den dort zusammengekommenen Senatoren Bericht über ihre Reise abstatten. Der Kronprinz von Schweden (Bernadotte), der Anführer der Nordarmee, hatte Bremen verlassen, am 29. November sein Hauptquartier in Boitzenburg genommen, und nachdem er Davoust und die französischen Truppen auf Hamburg beschränkt hatte, sich zum Angriff gegen die Dänen gewandt. Er nahm am 5. Dezember Lübeck, drängte die Dänen über den Kanal zurück, und behauptete in dem am 15. Dezember geschlossenen Waffenstillstande ganz Holstein und das südliche Schleswig. Nun eilte Perthes nach Kiel, wohin seine Familie sich gewandt hatte und wo ihm noch ein Söhnchen geboren worden war. Doch wenige Tage nach seiner Ankunft erhielt er schon wieder durch den Generalstab des Kronprinzen von Schweden Befehl, in Gemeinschaft mit zwei von Lübeck und Bremen ernannten Männern die Verwaltung der bedeutenden Summen zu übernehmen, welche der Kronprinz zur Unterstützung der aus Hamburg Vertriebenen bewilligt hatte. Perthes verließ daher am 1. Januar 1814 seine Familie, und begab sich, um den Hülfsbedürftigen nahe zu sein, nach dem zwei Stunden unterhalb Hamburg an der Elbe gelegenen Flecken Flottbeck. Hier trat ihm die Lage Hamburgs in ihrer ganzen Erschrecklichkeit vor Augen.

Während der übrige Theil Deutschlands längst von den Franzosen befreit war, hatte sich Davoust in Hamburg gehalten, obwohl er auf das engste Gebiet der Stadt beschränkt wurde. Unermeßliche Gelderpressungen, Beraubung der Bank und Bedrückungen der Bürger hatten den Anfang gemacht; dann waren seit der Weihnachtswoche alle Vorstädte und Vordörfer und alle die herrlichen Landhäuser an der Alster niedergebrannt, und an 20,000 Menschen aus der Stadt gestoßen worden, zuerst die Jungen und Starken als gefährlich, dann die Alten und Schwachen als überflüssig; die Kinder aus dem Waisenhause, die Gebrechlichen aus den Hospitälern, die Verbrecher aus den Zuchthäusern wurden vor die Thore gebracht und ihrem Schicksal überlassen, und am Nachmittage des 30. Dezember befahl Davoust, das mit 800 Kranken und Wahnsinnigen gefüllte Krankenhaus zu leeren; am Mittag des andern Tages wurde es in Brand gesteckt.

Perthes arbeitete Tag und Nacht, um, so viel in seinen Mitteln stand, zu helfen. Auf den durch tiefen Schneefall unwegsam gewordenen Straßen mußte er seinem Körper auch dann noch maßlose Anstrengungen zumuthen, als er durch einen unglücklichen Sturz aus dem Wagen sich den Fuß gebrochen hatte. In der Gegend wüthete das Nervenfieber,

den Keim nahm Perthes mit nach Kiel, wo er am 19. Februar anlangte. Kaum hatte er seine Familie begrüßt, so warf ihn ein heftiger Ausbruch der Krankheit auf das Krankenlager, und neun Wochen lang mußte der thätige Mann in Geduld ausharren.

Unterdessen hatten die Alliirten Napoleon in Frankreich selber verfolgt und Paris genommen; so war die Hoffnung da, daß Davoust bald von selber Hamburg räumen mußte. Perthes verließ im April 1814 Kiel, und zog mit seiner ganzen Familie nach Blankenese, einem Fischerdorfe vor Hamburg. Hier weilte er sechs Wochen lang in fröhlicher Hoffnung. Da wehte plötzlich in Harburg und vom Michaelisthurm in Hamburg die weiße Fahne, und nun strömten von allen Seiten die Vertriebenen wieder der Stadt zu. „Wir wohnten — schrieb Caroline an ihre Schwester — nahe an der Elbe und konnten Alle, die von Bremen und aus dem Hannöverschen zurückkehrten, ankommen sehen. Einmal wurde uns ein ganzer Wagen voll kleiner Kinder zugeschickt, deren Eltern im Krankenhause zu Bremen gestorben waren. Große Schaaren von armen Ausgehungerten zogen mit vielen Kindern und weniger Habe bepackt an unsern Fenstern vorbei, und wunderbar groß und rührend war die Liebe zu Haus und Herd ersichtlich, obgleich die Meisten nur Noth und Elend zu erwarten hatten. Sowie die armen Leute an's Land stiegen, brachen sie schweigend Zweige von den Bäumen, und Alt und Jung, bis auf die kleinsten Kinder herunter, bekamen einen Busch in die Hand und dankten Gott unter Freudenruf und Trauerthränen für die Erlösung von dem großen und allgemeinen Uebel.

Es war am 31. Mai, als Perthes Stadt und Wohnung wieder betrat, die er ein Jahr zuvor verlassen hatte. Nun sollte eine friedliche zwar, aber nicht minder schwierige Thätigkeit beginnen; es galt, ein zerrüttetes Geschäft wieder empor zu bringen. Schon die Wohnbarmachung des Hauses hatte ihre Schwierigkeiten. Die schönen freundlichen Räume zu ebener Erde hatten Monate hindurch französischen Soldaten als Wachtstuben gedient; mitten in dem größten Zimmer stand ein mächtiger Ofen; zum Fenster hinein waren mächtige Baumstämme geschoben, deren Ende dem Feuer im Ofen zur Nahrung diente; alles ablösbare Holzwerk im ganzen Hause war heruntergerissen und verbrannt; Rauch und Qualm hatten ihren Weg durch die Fenster suchen müssen. Die oberen Stockwerke hatte zuletzt der General Loison bewohnt, aber auch hier hatten die Soldaten in einer solchen Weise gehaust, daß das ganze Haus einem großen Schmutzhaufen glich. Alles Bewegliche war geraubt oder zertrümmert. Die große Büchersammlung hatte Davoust versteigern lassen wollen; doch es war nicht dazu gekommen, und ein treuer Diener der Handlung hatte so viel als möglich gerettet, namentlich die Hauptbücher.

Perthes, im Verein mit seinem braven Besser, machte sich wieder frisch an's Werk; seinen Gläubigern schickte er ein Rundschreiben, worin er sich eine Frist von drei Jahren erbat, um alle seine Verpflichtungen

lösen zu können, und man bewilligte ihm überall gern so viel Kredit, als er verlangte. Bald war die Handlung wieder zur Blüthe gebracht, aber es lag Perthes nicht daran, Schätze zu sammeln, sondern seine großartigen Ideen in's Leben zu rufen. Besonders schmerzlich empfand er die Zersplitterung Deutschlands in allerlei Staaten und Staatlein, wovon jeder seinen Nachbar als „Ausland" betrachtete, und wenn er auch erkannte, daß die Gegensätze zwischen Nord und Süd, Protestantisch und Katholisch nicht verwischt werden könnten, so lebte er doch der Ueberzeugung, daß die Liebe zum großen deutschen Vaterlande nicht darunter leiden dürfe und daß jeder deutsche Patriot zum Wohl des Ganzen wirken müsse. Namentlich sollte das deutsche Schriftenthum von seinen beengenden Fesseln befreit werden. Süddeutschland sollte von der Literatur Norddeutschlands berührt werden, aber auch Norddeutschland das Gute in den Geisteserzeugnissen Baierns, Oesterreichs, Würtembergs würdigen und nicht vornehm übersehen. Zu diesem Zwecke mußten die einzelnen Buchhandlungen in ein näheres Verhältniß zu einander treten, aber auch die Regierungen sich bereitwillig der Sache annehmen und die Schlagbäume fallen lassen, die bis dahin auch geistig die deutschen Länder von einander absonderten. Zum Schutz des Eigenthums war vor Allem nöthig, daß der Nachdruck verboten wurde. So lange aber z. B. Sachsen sich Hessen gegenüber als Ausland betrachtete, konnte ein leipziger Buchhändler oder Buchdrucker ungestraft ein Werk, das in Darmstadt erschienen war, nachdrucken. Der darmstädter Buchhändler hatte aber dem Verfasser des Buches seinen Ehrensold bezahlt, hatte vielleicht Bilder und Karten desselben Werkes mit großen Kosten herstellen lassen. Dies Alles brauchte der leipziger Buchhändler nicht zu bezahlen, konnte darum seine Ausgabe billiger liefern, ruinirte damit aber die rechtmäßigen Eigenthümer. Nun kam es darauf an, einen Zustand herbeizuführen, wo jedes deutsche Werk auch für ganz Deutschland die gleiche Geltung hatte, und wo es für die Verbreitung der Schrift gleichgültig war, ob sie in Königsberg oder Stuttgart, in Wien oder Köln erschienen war.

Um seinerseits so viel als möglich zu diesem nationalen Aufschwung des Buchhandels beizutragen, unternahm Perthes eine längere Reise an den Rhein, nach Süddeutschland bis Wien, und tauschte mit den bedeutendsten Staatsmännern und Gelehrten seine Gedanken aus. Auf der Rückreise besuchte er sein heimathliches liebes Thüringen, das er schon früher mit seiner Familie heimgesucht hatte. Jetzt begleitete ihn bloß sein ältester Sohn Matthias. Als er in die Nähe von Schwarzburg kam, hatten die starken Regengüsse die Brücke, welche in der Mitte zwischen dem Dorfe Schwarza und dem Städtchen Blankenburg über den Waldbach ging, hinweggerissen. Perthes, noch wohlbekannt mit allen Fußwegen, ließ den Postillon nach der entfernteren steinernen Brücke fahren und wanderte mit seinem Sohne der Papiermühle zu, wo ein hoher Steg, wie er wußte, über das Wasser führte; aber auch dieser war fortgeschwommen und an seiner Statt hatte man ein paar Baumstämme

von einem Ufer zum andern gelegt. Ein in der Nähe stehender Mann fragte warnend, ob die Reisenden auf dem schmalen Holze hinübergehen wollten. Diese aber gingen unbedenklich, zumal da sie in den Alpen viel gefährlichere Wege gemacht hatten. In reißender Schnelle schoß unter ihnen die Schwarza hin; nur zwei Schritte noch waren sie vom jenseitigen Ufer, als der voranschreitende Sohn ausrief: halte mich, ich falle! Perthes ergriff den fallenden Knaben fest am Mantelkragen und wurde zugleich mit ihm in's Wasser hinabgezogen. Er kam zum Stehen, ward aber wieder umgerissen; das Wasser wälzte den Knaben über ihn, dann ihn über den Knaben; noch einmal tauchte Perthes mit Kopf und Schulter auf, rief laut: Halt dich besonnen! und sank auf's Neue in die Tiefe. Wie ein Blitz traten Frau und Kinder vor seine Seele, dann wurde er bewußtlos und das Wasser trieb beide in unaufhaltsamer Eile den Rädern einer zweihundert Schritt abwärts liegenden Sägemühle zu. Unmittelbar vor dieser ward Perthes stark und fest am Arme ergriffen und langsam durch das Wasser an's Ufer gezogen. Mit seiner rechten Hand hatte er im Todeskampfe den Sohn krampfhaft umschlossen gehalten, und führte nun, selbst bewußtlos, auch diesen dem Ufer zu. Jener Mann, der ihnen warnend zugerufen hatte, war der Papiermüller Stahl gewesen; er eilte, als er die Fremden fallen sah, über den gefährlichen Balken und längs des Ufers hin bis zur Sägemühle, wo ihm eine Untiefe bekannt war, die weit hinein in die Schwarza reichte; bis zur Hälfte im Wasser stehend wartete er hier, griff zu und glaubte nur einen Menschen vom sicheren Tode zu retten und rettete zwei. In der warmen Trockenstube der nahen Papiermühle erholten sich die Geretteten schnell unter der Behandlung eines zufällig aus Rudolstadt anwesenden Wundarztes und eilten Schwarzburg zu, wo sie, vom schnellen Lauf erwärmt, gegen Abend anlangten. Nahe war der Tod vorübergegangen, aber nicht einmal eine Erkältung hatte seine Nähe zurückgelassen. Zwei Tage ruhte Perthes in den Erinnerungen seiner Jugend von der Unruhe der letzten Monate aus, wie ein Kind von dem alten Oberstlieutenant, dem alten Oheim Stallmeister und der alten Tante Caroline gehegt und gepflegt; dann eilte er nach kurzem Aufenthalt in Gotha über Göttingen und Hannover nach Hamburg, wo er Anfangs Oktober eintraf. Zu seinem großen Trost fand er die Gattin wohler, als er nach den letzten Briefen vermuthen konnte, aber es war nur ein Sonnenblick. Nach jener Flucht aus Hamburg hatte sich die edle Frau fast immer leidend befunden und ihre frühere Rüstigkeit nicht wieder gewinnen können. Ihr starker Geist hielt zwar den schwachen Leib aufrecht, aber das Nervenleiden nahm doch stetig zu. Bis zum Jahr 1821 erhielt ihr der Herr das Leben; am 28. August machte ein Nervenschlag dem frommen Leben so plötzlich ein Ende, daß kein Druck der Hand, kein Wort, kein Blick der Liebe den Umstehenden als Abschiedsgruß zu Theil ward.

„Nun stehe ich da mit meinen armen Kindern," schrieb Perthes am folgenden Tage an seinen Schwiegersohn in Gotha, „und öde und leer

ist es, und wir suchen die Fülle der Liebe, welche so überschwenglich uns zu Theil geworden ist, und doch — können wir, nur damit ich meine Caroline und Ihr eure Mutter wieder habt, wünschen, daß dieser freie fromme Geist in den Kerker dieses Körpers zurückkehre? Meine armen Kinder, meine armen kleinen Kinder! Ihr älteren habt den Geist der Mutter erfahren, aber dieser Geist, diese Liebe, wird den jüngern nun niemals nahe treten. Gott helfe ihnen und mir!"

Doppelt schwer fühlte Perthes nach dem Tode seiner Gattin das nie ruhende Getriebe des Geschäftslebens, und für die Kinder ohne Mutter war ein einfacherer Haushalt und ein stilleres Leben fast nothwendig. Seit Jahren schon hatte er die Uebertragung der hamburger Handlung auf Besser, und die Verlegung des eigenen Wohnsitzes nach Gotha vorbereitet. Dort in der Mitte Deutschlands wollte er ein Verlagsgeschäft gründen und künftig ausschließlich diesem weniger aufregenden und unruhigen Berufe leben. Nun beschleunigte er diesen Entschluß, obwohl es ihm schwer ward, vom Schauplatze einer so langen und gesegneten Thätigkeit zu scheiden.

Die Uebersiedelung fand im Jahre 1822 Statt. Welch ein Gegensatz — dies stille Gotha mit kaum 12,000 Einwohnern und die große mächtige Hansestadt mit ihren 100,000 Einwohnern und großartigsten Verhältnissen einer Welthandelsstadt! Die gute alte Zeit schien noch in Gotha eine Zufluchtsstätte gefunden zu haben; Abends kamen die Kuhheerden von der Trift heim, und Nachts rief der Nachtwächter sein: Gebt Acht auf Feuer und Licht, damit kein Schaden geschicht, lobet Gott den Herrn! Die Männer kamen Abends mit der langen Pfeife zu einem Glase Dünnbier und die Frauen besuchten sich an Winternachmittagen mit dem Spinnrocken. Tag für Tag wandt sich in blauem, mit glänzenden Knöpfen besetztem Rocke ein kleiner Mann auf einem kleinen Pferde, dessen Zaumwerk mit Muscheln reich verziert war, durch das Gewirr der haushohen Frachtwagen hindurch, welche auf der Fahrt von Frankfurt nach Leipzig in Gotha zu übernachten pflegten. Es war der weimar'sche Geleitsreiter, der Schrecken der Fuhrleute, welcher die Sünder unter ihnen aufsuchte, die das Geleite noch nicht bezahlt hatten. Diese Abgabe wurde früher für die Begleitung geharnischter Reiter erhoben, jenes Geleit hatte aber längst aufgehört, doch die Zahlung nicht.

Trotz mancher altväterischen Sitte und Einfachheit des Lebens fehlte es indeß keineswegs an geistiger Anregung. Das Gymnasium zählte Männer wie Döring und Schulze, Ukert und Kries, Rost und Wüstemann unter seinen Lehrern (ihre Lehr- und Schulbücher sind noch zum Theil geschätzt und gebraucht).

Die Bibliothek hatte Friedrich Jacobs, die Sternwarte von Lindenau und Encke für Gotha gewonnen; Bretschneider war Generalsuperintendent; Stieler hatte bereits seine geographischen Arbeiten begonnen, und so war ein Kreis sehr gelehrter und gebildeter Männer vorhanden.

Nachdem der thätige Perthes die Sortiments-Buchhandlung in Hamburg zu so großer Blüthe gebracht hatte, gründete er nun in dem freundlichen, stillen Gotha ein Verlagsgeschäft, das gleichfalls schnell genug emporwuchs, denn die Erfahrungen des Sortiments (Kleinverkaufs), die große dabei erworbene Welt- und Menschenkenntniß kamen dem nun funfzigjährigen Manne zu Statten. Daß er nur Werke verlegen wollte, welche dem kirchlichen und nationalen Interesse der deutschen Nation gesunde Nahrung zu bieten vermochten, verstand sich ohnehin. So gewann er denn eine Reihe achtbarer Gelehrten für seinen Plan einer europäischen Staatengeschichte, welche die Forschungen der Männer vom Fach allen Gebildeten zugänglich machen sollten, und brachte die Ausführung des großen Werkes glücklich zu Stande. Er selber studirte fleißig die Geschichtswerke der Meister, um die Lücken seiner Schulbildung auszufüllen. Dabei war er mit Dichtern, Künstlern, Gelehrten und Staatsmännern in fortdauernder Korrespondenz, und fand dennoch Zeit zu seiner Lieblingserholung, dem Fußreisen.

Im März 1825 vermählte sich Perthes mit Charlotte Becker, der Schwester seines Schwiegersohnes, die nach dem Tode ihres ersten Mannes mit vier Kindern in das Haus ihrer Mutter nach Gotha zurückgekehrt war. Perthes hatte die schwergeprüfte Frau achten und lieben gelernt und diese seine zweite Ehe gereichte ihm zum großen Segen. Es wurden ihm noch vier Kinder geboren, aber der rüstige Mann war allen Freuden und Leiden, Erziehungs- und Haushaltungssorgen gewachsen, und das Gefühl des Dankes für das ihm zu Theil gewordene Glück verließ ihn bis zu seinem Tode nicht. Gott hat Großes — sagte er einmal — auch in meinem späteren Leben an mir gethan, um in mir die Liebe lebendig zu erhalten, und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

In demselben Jahre 1825 war der große Verein deutscher Buchhändler unter dem Namen des „Börsenvereines“ zu Leipzig zu Stande gekommen. Wie schon oben angedeutet, faßte Perthes den Buchhandel als eine einzige deutsche Anstalt, und betrachtete sämmtliche Buchhändler in allen deutschen Staaten als Angehörige einer einzigen großen Verbindung. Während der Ostermesse 1823 hatte er durch Wort und Schrift seine Berufsgenossen aufgefordert, Leipzig als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels festzuhalten, und schon im folgenden Jahre hatten sich gegen 200 Buchhändler zusammengefunden, deren Verein von Jahr zu Jahr wuchs und über ganz Deutschland sich verzweigte. Vor Allem suchte Perthes die Ehre dieser für das geistig-sittliche Leben der Nation so wichtigen Körperschaft fest zu gründen. Als 1827 ein schmutziges Werk von einem deutschen Buchhändler verlegt und verbreitet worden war, trat er in einer von 200 Mitgliedern des Vereins besuchten Versammlung mit den Worten auf: „Die Ehre des deutschen Buchhandels ist durch diesen Unflath beschmutzt, der Verleger dieses Werkes ein ge-

fährlicher Mensch und jede Buchhandlung würdigt sich herab, die ein solches Werk verbreitet. Darum möge der deutsche Börsenverein im Namen des deutschen Buchhandels ein Zeugniß ablegen und der Börsenvorstand die zur Stelle befindlichen Exemplare der Schmutzschrift öffentlich zerreißen lassen. Und in ähnlichen Fällen möge das Gleiche geschehen, damit die Ehre des deutschen Buchhandels aufrecht erhalten werde." Der angeschuldigte Verleger war selbst zugegen. Einen Augenblick schwiegen die Anwesenden still, betroffen über das Gefühl der eigenen moralischen Macht, dann stimmten Alle bei und am folgenden Tage vernichtete der Börsenvorstand wirklich in förmlicher und feierlicher Weise die vorhandenen Exemplare der schmutzigen Schrift. Der betreffende Verleger verklagte zwar Perthes, aber das Gericht sprach diesen frei.

Im Frühjahr 1833 ward in der jährlichen Versammlung des Vereins der Bau einer Buchhändlerbörse in Leipzig als Centralpunkt des deutschen Buchhandels zur Sprache gebracht; Perthes war die Seele des Unternehmens. „Der Gedanke — schrieb er im November dieses Jahres — für unsere Zusammenkünfte ein angemessenes Gebäude und für unsere Korporation auch einen äußerlichen Mittelpunkt zu gewinnen, zog mich schon für sich allein sehr an, zugleich aber knüpft sich an diesen Plan die Aussicht zur Gründung guter neuer Anstalten anderer Art, so namentlich die Herstellung einer lange von mir beabsichtigten Lehranstalt für Buchhändlerlehrlinge und eines Museums für die Geschichte des gesammten Bücherwesens, der Druckerei, der Papiermacherkunst. Ich trat daher, als das Vorhaben auf dem Punkte stand, zurückgewiesen zu werden, lebhaft für dasselbe auf und begehrte die Niedersetzung eines Ausschusses zur weiteren Untersuchung und Betreibung der Angelegenheit. Mein Vorschlag ward allgemein angenommen und ich zur Strafe als Vorsitzender des Ausschusses gewählt. Nun liegt die Verantwortlichkeit zum großen Theil auf meinen Schultern, ich muß weitläufige Korrespondenz führen, Baupläne und Kostenanschläge betrachten, Berichte schreiben und mit dem sächsischen Ministerium verhandeln, welches übrigens sehr entgegenkommend verfährt und den Vortheil des Unternehmens für Sachsen vollkommen erkennt." —

Bei der angestrengtesten Thätigkeit für das eigene Geschäft und die Hebung des deutschen Buchhandels ward das Interesse für die Politik und namentlich für die Angelegenheiten des deutschen Gesammt-Vaterlandes nie außer Acht gelassen. Die französische Revolution vom Juli 1830 hatte den Thron der fortschrittfeindlichen Bourbonen umgestürzt und den Bürgerkönig Ludwig Philipp emporgehoben. Perthes, obwohl er nicht so eifrig wie der Freiherr v. Stein, der in manchen Stücken ängstlich-konservativ geworden war, Partei für die Bourbonen nahm, konnte doch nicht mit Vertrauen auf die Dinge jenseits des Rheines blicken und meinte, das Ende vom Liede werde früher oder später ein Sultan sein. Darin hat er sich nicht geirrt. Aber er hatte auch keine Freude an dem konstitutionellen Aufschwung der mittleren und kleineren

Staaten Deutschlands und setzte seine Hoffnung auf Preußen, obwohl dort für die Entwickelung der bürgerlichen Freiheit so wenig geschah als in Oesterreich, ja im Gegentheil allen Freiheitsbestrebungen ein Hemmschuh angelegt wurde. Paul Pfizer, der Verfasser des vom edelsten Nationalgefühl eingegebenen Briefwechsels zweier Deutschen, schrieb aus Würtemberg an Perthes (März 1832) über die Stimmung in Süddeutschland: „Jede Theilnahme für Preußen würde mir, wie die Sachen jetzt stehen, als ein Abfall von der Sache der Volksfreiheit ausgelegt werden, mich in den Augen meiner Landsleute brandmarken und mir alle Hoffnung, auf ihre Ansicht und Gesinnung einzuwirken, ganz zerstören. — Der Widerwille der Süddeutschen gegen eine ihnen verhaßte Regierung, deren Benehmen den Haß leider nur zu sehr rechtfertigt, steigt von Tag zu Tag, und mir verbietet mein eigenes politisches Gewissen, mich von meinen Landsleuten in dem Augenblicke zu trennen, in welchem man täglich mehr von der thörichten Vorliebe für die Franzosen zurückkommt und eine auf bürgerliche Freiheit gegründete Nationalfreiheit verlangt, während Preußen immer unverhohlener sich dem Absolutismus in die Arme wirft, immer inniger sich mit Rußland zu verbinden scheint und selbst die bescheidensten Erwartungen der Freiheitsfreunde täuscht. Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo auch ein Süddeutscher mit Ehren auf jene Seite treten darf, ohne einen Verrath an den Seinigen zu begehen. Das deutsche Volk mit seinen Wünschen, seinen Erwartungen und Forderungen auf das jetzt undeutsche Preußen und auf die gegenwärtig in Berlin herrschende Partei zu vertrösten, hätte ich nicht den Muth.“ Perthes täuschte sich nicht über die Gefahren Deutschlands und schrieb u. A. an seinen in Berlin studirenden Sohn: „Die Regierungen werden einzeln das Feuer nicht zu löschen vermögen, es wird von der Gesammtheit Deutschlands Hülfe kommen müssen. Da aber der Bundestag schwerlich fähig ist, entschlossen zu wollen und zu handeln, so werden Preußen und Oesterreich eingreifen müssen; strenges hartes Regiment wird nothwendig“ — doch ganz prophetisch setzt er hinzu — „wird es aber nicht mit Weisheit geübt, so ist es Oel in das Feuer und alles Bestehende kann wanken.“

Ist es nicht, als seien diese Briefe 1866 geschrieben? Schneller, als man dachte, ist die Krisis hereingebrochen; aber auch glücklicher, als man dachte, gelöst.

Obwohl Perthes daheim von den bedeutendsten Männern aufgesucht wurde und durch Briefe mit den Weltverhältnissen stets in Verbindung blieb, so drängte es ihn doch, Manches mit eigenen Augen zu sehen, und er brachte 1831 und 1834 in Berlin, 1835 am Rhein, 1836 in Hamburg, 1840 in Wien längere Zeit zu und sah und hörte nun Manches, was er weder durch mündliche noch durch schriftliche Mittheilung erfahren haben würde. Häufig wanderte er auch in späteren Jahren mit diesem oder jenem seiner Söhne oder Schwiegersöhne durch die Berge und Thäler des Thüringer Waldes und gab sich, sobald er die

Stadt hinter sich hatte, mit der Freude eines Jünglings, der zuerst in die Welt hinaussieht, den wechselnden Eindrücken hin, hatte seine Lust an den Anstrengungen und kleinen Unbequemlichkeiten, ward gehoben durch die herrlichen, bald lieblichen, bald großartigen Blicke, die das Gebirge gewährt, und erlebte auch manches Abenteuer mit diesem oder jenem Menschenwesen. In dem thüringischen Bergstädtchen Friedrichsroda hatte er sich eine liebliche Sommerwohnung eingerichtet, die er von 1837 bis 1843, seinem Todesjahre, regelmäßig bezog.

Bis an sein Ende blieben dem rüstigen Greise diese Kraft und Naturfrische. „Ich bin nun über siebenzig Jahr alt — schrieb er Ende 1842 an seine Schwägerin, Auguste Claudius, ich kann noch Stunden lang in Berg und Thal marschieren, kann täglich acht bis zehn Stunden geistesfrisch arbeiten ohne Beschwerden der Augen. Gott sei Dank dafür!“ — Aber im folgenden Jahre überfiel ihn eine Leberkrankheit, die Eßlust schwand und die Kräfte sanken plötzlich. Wenn es der Zustand seines Befindens nur einigermaßen erlaubte, arbeitete der Kranke im Bett, empfing Verwandte und Freunde und sprach klar und fest, wie früher. Am 21. April, seinem Geburtstage, hatte er Morgens Kinder und Enkel um sich; ernst und wehmüthig war Allen zu Sinn, aber in solcher Ruhe und Freudigkeit lag er da in seiner mit Frühlingsblumen reich angefüllten Stube, daß auch in den Andern der Schmerz nicht laut werden durfte. „Sollte es Gottes Wille sein, sagte er, daß ich noch einige Zeit mit euch zu leben hätte, so thue ich es mit Freuden und gehe auch noch gern einmal nach meinem lieben Friedrichsroda; aber es wird wohl gewiß nicht geschehen. Ein reiches Leben liegt hinter mir; schwere Tage und Jahre habe ich gehabt und manchen harten Kampf durchgekämpft; aber immer ist Gott mir gnädig gewesen. Wenn ich todt bin, so klagt nicht; sehnen werdet ihr euch oft nach mir und dessen freue ich mich. Euch selbst brauche ich nicht zu sagen: „Habet Liebe untereinander,“ aber erziehet eure Kinder so, daß sie nicht vergessen, einander nahe zu stehen und sich lieb zu behalten. Ich sterbe gern und ruhig, und bin bereit dazu; ich hab' mich Gott ergeben, dem liebsten Vater mein. Hier ist kein immer Leben, es muß geschieden sein; der Tod kann mir nicht schaden, er ist nur mein Gewinn; in Gottes Fried' und Gnaden fahr ich mit Freud' dahin.“

Der Tod sollte ihm aber nicht so leicht werden, es war ihm noch ein schmerzlicher Kampf beschieden. In freien Augenblicken las er am liebsten das Evangelium Johannis. In sein Tagebuch schrieb er noch bis zum 9. Mai; es schließt mit den kurzen Worten: sehr elend! Dann nahmen die Schmerzen zu und zuweilen schwand das Bewußtsein. Am 18. Mai konnte der Arzt ihm sagen, er werde nun bald überstanden haben, und Nachmittags sprach er noch mit vernehmlicher Stimme: „Gesegn' euch Gott, ihr Meinen, ihr Liebsten allzumal, um mich sollt ihr nicht weinen, ich weiß von keiner Qual.

Den rechten Port noch heute nehmt fleißig wohl in Acht, in Gottes Fried' und Freude fahrt mir bald alle nach!" — Am Abend wurde die Seele der Banden des Leibes ledig, und am 22. Mai in der Früh wurde die Leiche auf dem Kirchhofe zu Gotha in's Grab gelegt.

Freiherr von Stein.*)

Heinrich Friedrich Karl, Freiherr von und zum Stein, ward am 26. Oktober 1757 auf der reichsfreiherrlichen Burg „zum Stein" bei Nassau an der Lahn geboren. Von vier Söhnen war er der jüngste, von den zehn Kindern seiner Eltern das neunte. Alle seine Brüder sind vor ihm gestorben, mit ihm sollte das edle Geschlecht erlöschen, das zu dem ältesten reichsunmittelbaren Adel von Rheinfranken gehörte. Diese Freiherren in ihrer Unabhängigkeit von den kleinen Fürsten hatten im Bewußtsein ihrer aristokratischen Würde vorzugsweise sich den nationalen deutschen Sinn bewahrt, der nicht vergaß, daß Deutschland einst ein großes einheitliches Ganzes gewesen. War auch der Grundbesitz der Freiherren vom Stein nicht gerade ausgedehnt und dabei mit Schulden belastet, so hatte solches auf die stolze unabhängige Gesinnung doch keinen Einfluß. Der Vater unsers Helden war übrigens ein einfacher, gerader und offener Charakter, weniger ausgezeichnet durch hohe Geistesgaben als durch natürliche Frische und deutsche Redlichkeit, der das heftige derbe Wesen keineswegs Abbruch that. Sein Sohn konnte ihm die Grabschrift setzen:

Sein Nein war Nein gewichtig,
Sein Ja war Ja vollwichtig,
Seines Ja war er gedächtig,
Sein Grund, sein Mund einträchtig,
Sein Wort das war sein Siegel.

Seine Gemahlin war eine geborene Langworth von Simmern, eine Frau von ebenso klarem als tiefem Geist, lebhaftem Sinn und unermüdeter Thätigkeit, dabei christlich fromm, die treueste Mutter und Hausfrau.

*) Stein's Leben von Pertz, 6 Bde. Eine sehr tüchtige kürzere Darstellung, die auch selbstständigen Werth in Anspruch nehmen darf, ist: Stein und sein Zeitalter. Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815. Von Dr. Sigismund Stern (Leipzig 1855). Vergl. H. C. v. Gagern: Mein Antheil an der Politik, Band IV. (Stuttgart 1833). E. M. Arndt: Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein (Berlin 1858).

In sittlich-reiner Atmosphäre eines schönen Familienlebens, in der anmuthigsten Gegend verlebte Stein auf dem alten Stammschlosse seiner Väter die Kindheit und erste Jugend. Der Vater, welcher ein Liebhaber der Jagd und Pfleger der Forsten war, trieb die Knaben fleißig zu Bewegung in freier Luft, während die Mutter die zarten Keime des Gemüthslebens pflanzte, die später zu so reicher Blüthe sich entfalteten. Der jüngste Sohn war der Mutter Liebling, und ihrer Bemühung gelang es, einen Familienvertrag zu Stande zu bringen, durch welchen die ausschließliche Stammesherrschaft auf ihn übertragen wurde.

An fleißigem Studium fehlte es unter den Söhnen wie Töchtern auch nicht. Karl fühlte sich besonders von der Geschichte und namentlich von der englischen Geschichte angezogen; auch die englische Sprache ward ihm bald geläufig. Einst, als die Geschwister Shakespeare's Sommernachtstraum aufführten, weigerte sich Karl, eine Rolle zu übernehmen, stellte sich aber mit dem Ausruf: I am the wall! in das Stück selber hinein, als hätte er schon jetzt geahnt, daß er zu einem Wall, zum Grund- und Eckstein in dem Wogendrange des Lebens berufen sei.

Sechszehn Jahr alt bezog er die Universität Göttingen, um nach dem Wunsche der Eltern für die politische Laufbahn sich zu bilden. Neben den Rechts- und Staatswissenschaften trieb er unausgesetzt das Studium der Geschichte und beschäftigte sich besonders mit den staatsökonomischen Schriften der Engländer. Schon jetzt zeigte er in der Wahl seiner Bücher wie seiner Freunde große Entschiedenheit und Festigkeit; das Mittelmäßige fand bei ihm keine Gnade. Unter seinen Freunden waren zwei ausgezeichnete junge Männer, der spätere Curator der Universität Göttingen, Brandes, und der als tüchtiger Staatsmann und politischer Schriftsteller bekannte Rehberg. Der letztere sprach sich in einem Briefe über Stein also aus: „Es war in allen seinen Empfindungen und Verhältnissen etwas Leidenschaftliches. Aber welche Leidenschaft! Dem lebendigen und unbiegsamen Gefühl für alles Große, Edle und Schöne unterordnete sich in ihm sogar der Ehrgeiz von selbst. Mit den wenigen Menschen, denen er sich hingab, war er nur durch die Vermittlung seiner Empfindungen verbunden, und wer dazu gelangte, konnte nicht anders als ihn wieder leidenschaftlich lieben. So habe ich mit ihm anderthalb Jahr auf der Universität zugebracht und einen Bund geschlossen, der für das Leben gelten sollte."

Es war eine Zeit jugendlichen Aufstrebens; der göttinger „Hainbund" hatte wackere für deutsche Dichtkunst begeisterte Jünglinge vereinigt, Kants Philosophie war als glänzendes belebendes Gestirn am Himmel deutscher Wissenschaft aufgegangen und auch Rehberg ward eifriger Kantianer. Doch Stein blieb ernst und streng auf dem Pfade, den er sich vorgezeichnet, wollte den Schatz seines christlichen Glaubens nicht durch's Philosophiren stören und hatte nur für das Praktische Sinn. Im Jahre 1777 nach vierjährigem Aufenthalt verließ er Göttingen, ging nach Wetzlar, um dort den Kammergerichtsprozeß kennen zu lernen,



Freiherr von Stein

Leipzig, Fr. Brandstetter.

In sittlich-reiner Atmosphäre eines schönen Familienlebens, in der anmuthigsten Gegend verlebte Stein auf dem alten Stammschlosse seiner Väter die Kindheit und erste Jugend. Der Vater, welcher ein Liebhaber der Jagd und Pfleger der Forsten war, trieb die Knaben fleißig zur Bewegung in freier Luft, während die Mutter die zarten Keime des Gemüthslebens pflanzte, die später zu so reicher Blüthe sich entfalteten. Der jüngste Sohn war der Mutter Liebling, und ihrer Bemühung gelang es, einen Familienvertrag zu Stande zu bringen, durch welchen die ausschließliche Stammesherrschaft auf ihn übertragen wurde.

An fleißigem Studium fehlte es unter den Söhnen wie Töchtern auch nicht. Karl fühlte sich besonders von der Geschichte und namentlich von der englischen Geschichte angezogen; auch die englische Sprache ward ihm bald geläufig. Einst, als die Geschwister Shakespeare's Sommernachtstraum aufführten, weigerte sich Karl, eine Rolle zu übernehmen, stellte sich aber mit dem Ausruf: I am the wall! in das Stück hinein, als hätte er schon jetzt geahnt, daß er zu einem Wall, und Grund- und Eckstein in dem Wogendrange des Lebens berufen sei.

Sechszehn Jahr alt bezog er die Universität Göttingen, um nach dem Wunsche der Eltern für die politische Laufbahn sich zu bilden. Neben den Rechts- und Staatswissenschaften trieb er unausgesetzt das Studium der Geschichte und beschäftigte sich besonders mit den staatsökonomischen Schriften der Engländer. Schon jetzt zeigte er in der Wahl seiner Bücher wie seiner Freunde große Entschiedenheit und Festigkeit; das Mittelmäßige fand bei ihm keine Gnade. Unter seinen Freunden waren zwei ausgezeichnete junge Männer, der spätere Curator der Universität Göttingen, Brandes, und der als tüchtiger Staatsmann und politischer Schriftsteller bekannte Rehberg. Der letztere sprach sich in einem Briefe über Stein also aus: „Es war in allen seinen Empfindungen und Verhältnissen etwas Leidenschaftliches. Aber welche Leidenschaft! Dem lebendigen und unbiegsamen Gefühl für alles Große, Edle und Schöne unterordnete sich in ihm sogar der Ehrgeiz von selbst. Mit den wenigen Menschen, denen er sich hingab, war er nur durch die Vereinigung seiner Empfindungen verbunden, und wer dazu gelangte, konnte nicht anders als ihn wieder leidenschaftlich lieben. So habe ich mit ihm anderthalb Jahr auf der Universität zugebracht und einen Bund geschlossen, der für das Leben gelten sollte."

Es war eine Zeit jugendlichen Aufstrebens; der göttinger „Hainbund" hatte wackere für deutsche Dichtkunst begeisterte Jünglinge vereinigt, Kants Philosophie war als glänzendes belebendes Gestirn am Himmel deutscher Wissenschaft aufgegangen und auch Rehberg war eifriger Kantianer. Doch Stein blieb ernst und streng auf dem Pfade, den er sich vorgezeichnet, wollte den Schatz seines christlichen Glaubens nicht durch's Philosophiren stören und hatte nur für das Praktische Sinn. Im Jahre 1777 nach vierjährigem Aufenthalt verließ er Göttingen, ging nach Wetzlar, um dort den Kammergerichtsprozeß kennen zu lernen.



Nach P. J. Lützenkirchen

gest. v. L. Sichling.

Freiherr von Stein

Leipzig, Fr. Brandstetter.

besuchte dann die kleineren deutschen Höfe, durchreiste Oesterreich und ging über Dresden 1780 nach Berlin. Die Eltern hätten es wohl gern gesehen, wenn der reichsunmittelbare Baron dem österreichischen Kaiserhause seine Dienste angetragen hätte, aber Stein richtete seinen Blick auf den Staat des großen Friedrich, in welchem er den künftigen Schwerpunkt des deutschen Reiches zu erblicken glaubte. Daß das Reich als solches seiner Auflösung entgegengehe, hatte ihm seine Reise kund gethan.

Durch Verwendung des trefflichen Ministers v. Heinitz, den er wie einen Vater verehrte, ward er schon in einem Alter von 24 Jahren von Friedrich dem Großen als Kämmerer angestellt und in's Kollegium für Berg- und Hüttenwesen berufen, dem Heinitz vorstand. Stein machte sich sogleich mit dem größten Eifer vertraut mit seinem Gegenstande, begleitete den Minister auf seinen Geschäftsreisen, erhielt bereits im folgenden Jahr Sitz und Stimme in seinem Kollegium und 1782 die ehrenvolle Ernennung als Oberbergrath. Wegen seiner ausgezeichneten Sachkenntniß konnte ihm schon 1784 die selbstständige Leitung der westphälischen Bergämter und der minden'schen Bergwerkskommission übertragen werden.

Diese Stellung war von dem größten Einflusse auf die staatsmännische Bildung und Richtung Steins. Der noch sehr leidenschaftliche junge Mann hatte mit seinen Amtsgenossen harte Kämpfe zu bestehen, da er alle Schlaffheit und Unwissenheit schonungslos angriff; nach und nach lernte er sich mäßigen und auch seine Untergebenen lernten immer mehr die sittliche Reinheit seines Willens schätzen. Dann war es aber auch ein höchst glücklicher Zufall, daß Stein gerade in einem Landstrich wirkte, wo die Bevölkerung noch einen echtdeutschen Kern bewahrt hatte und namentlich jenes selfgovernment übte, das der politischen Richtung Steins besonders zusagte. Die Grafschaft Mark in ihrem Stolz auf althergebrachte Rechte und Freiheiten, in ihrem Gemeindeleben, das von selbsterwählten Vorständen geleitet wurde, in ihrer freisinnigen Kirchenverfassung, in der auch die Laien ein Wort mitsprechen durften, mußte das Bild eines freien, naturwüchsigen nationalen Lebens in der Seele eines Staatsbeamten befestigen, der seine Ideen an englischer Geschichte und Verfassung entwickelt hatte. Da ihm auch die Leitung des Gewerb- und Fabrikwesens anvertraut war, so übte er dieselbe nicht nach preußischer herkömmlicher Beamtenart, die Alles gängeln will, sondern zur Entwickelung der Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit.

Im Jahr 1785 ward ihm auch eine diplomatische Sendung anvertraut, um dem Plane Kaiser Josephs, Baiern durch einen Austausch gegen die österreichischen Niederlande als „burgundisches Königreich" zu erwerben, entgegen zu wirken, und den Kurfürsten von Mainz auf Preußens Seite zu ziehen. Die Mission gelang, aber der gerade, allen Schleichwegen abholde Stein hatte dabei einen wahren Abscheu vor der Diplomatie bekommen.

Am 31. Oktober 1786 ernannte ihn der Nachfolger des großen Friedrich, Friedrich Wilhelm II., zum Geheimen Oberbergrath, und bald

nachher machte er in Begleitung des nachmaligen Ministers des Bergbaues, Grafen von Reden, eine Reise nach England, die ihm höchst lehrreich ward nicht allein in der Anschauung der Eisenfabriken und Bergwerke, sondern auch in der näheren Kenntnißnahme des gesammten gesellschaftlichen und staatlichen, auf freien Einrichtungen beruhenden Lebens der Engländer. Nach seiner Rückkehr bot ihm die Regierung den Gesandtschaftsposten im Haag, dann in St. Petersburg an; Stein, der dem einmal ergriffenen Berufe treu bleiben wollte, lehnte die glänzenden Stellen ab, und ward nun zum ersten Kammerdirektor der Kriegs- und Domänenkammer zu Kleve und Hamm ernannt.

In diesem industrie- und handeltreibenden Bezirke ließ er sich's vor Allem angelegen sein, die Kommunikationsmittel zu verbessern; er machte die Ruhr schiffbar und bauete mehr als 20 Meilen Chausseen. In Uebereinstimmung mit den Ständen verwandelte er die sehr lästigen Naturalabgaben, die von Lebensmitteln oder Rohprodukten erhoben wurden — nicht bloß auf der Grenze, sondern auch an den Stadtthoren oder bei der Ueberfuhr von der Stadt auf's Land — in eine feste Klassensteuer, und beseitigte dadurch einen großen Hemmschuh des Verkehrs und Handels. Diese Maßregel ward später dem ganzen preußischen Finanzsystem zu Grunde gelegt und trug wesentlich zur Idee des deutschen Zollvereins bei, der alle Zollschranken im Innern des gemeinsamen Vaterlandes zu beseitigen strebte.

Bis zum Jahre 1792, wo die Wirkungen der französischen Revolution auch in Deutschland fühlbar wurden, blieb Steins Thätigkeit ungestört. Als der Herzog von Braunschweig seinen Rückzug genommen hatte, Mainz widerstandslos in die Hände der Franzosen gefallen war und man die Dinge am Rhein gehen ließ wie sie wollten, gehörte Stein mit seinem Bruder, dem Obersten, zu den Wenigen, die nicht den Kopf verloren. In Gießen trafen die Brüder mit dem hannöverschen Feldmarschall Grafen Walmoden zusammen und begannen zu handeln, ohne noch lange auf Befehl von ihren Regierungen zu warten. Stein rüttelte die beiden Landgrafen von Hessen auf, betrieb die Verbindung der Hessen, Hannoveraner und Preußen und die Stadt Frankfurt ward mit Hülfe der Handwerksburschen (2. Dezember 1792) befreit, das schwerbedrohete Wesel durch Steins Entschlossenheit gerettet. In den nächstfolgenden Kriegsjahren, in welchen er für die Verpflegung des Heeres Sorge zu tragen hatte, zeigte er dieselbe Entschiedenheit, womit er stets sicher den Augenblick erfaßte. Wohl hatte er Grund, seinem Freunde Rehberg, als dieser zauderte, eine verlangte Antwort zu geben, gerade heraus zu sagen: „Wenn Sie erst ein paar Feldzüge mitgemacht hätten, würden Sie sich nicht so lange bedenken!"

Am 5. April 1795 schloß Preußen den verhängnißvollen Separatfrieden zu Basel, wodurch es sich völlig isolirte und seinen tiefen Fall 1806 vorbereitete. Auch nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. nahmen die Dinge keine bessere Wendung. Während in

Oesterreich der junge Erzherzog Karl in echt deutscher Weise hervortrat und heldenmüthig kämpfte, sah Preußen ruhig zu. Stein schrieb in seinem Ingrimm an Frau v. Berg: „Wir amüsiren uns mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schneiderei, und unser Staat hört auf, ein militärischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exerzierenden und schreibenden. Wenn meine Einbildungskraft mir die Gestalten der einflußreichen und ausführenden Personen vorstellt, so, gestehe ich, erwarte ich nur wenig."

Im Jahre 1796 ward Stein zum Oberpräsidenten sämmtlicher westphälischer Kammern (mit dem Wohnsitz in Minden) ernannt, und seine Thätigkeit erstreckte sich nun über ein Gebiet von 182 Quadratmeilen mit 500,000 Einwohnern. Unter den mancherlei Verbesserungen, die er in dieser Stellung einführte, möge nur auf die Zerstörung der Eigenhörigkeit der Bauern, eines Ueberbleibsels der Leibeigenschaft, auf die Aufhebung aller persönlichen Frohnden und die Gründung eines allgemeinen Kreditsystems für den kleinen ländlichen Grundbesitz hingewiesen werden. Bei wichtigen Staatsfragen berief man ihn öfters nach Berlin, ja seine Wirksamkeit war schon so ehrenvoll bekannt, daß ihm 1802 das Ministerium im Kurfürstenthum Hannover angeboten wurde. Stein lehnte den Antrag ab, weil er von der Nothwendigkeit überzeugt sei, die zersplitterten Kräfte Deutschlands zur Einheit zu verbinden, im hannoverschen Dienste aber in Gefahr gerathe, ein kleinstaatliches Interesse, das noch dazu ein undeutsches sei, verfolgen zu müssen. Um sich noch fester mit dem preußischen Staate zu verbinden, kaufte er (in Gemeinschaft mit einem Herrn v. Troschke) die Gutsherrschaft Birnbaum im Großherzogthum Posen, nachdem er schon vorher seine auf dem linken Rheinufer belegenen Erbgüter verkauft hatte, um der ihm so verhaßten französischen Herrschaft zu entgehen.

Dem Frieden zu Lüneville, in welchem Deutschland das linke Rheinufer verlor und den deutschen Fürsten, die auf dem jenseitigen Ufer Besitzungen hatten, Entschädigungen diesseits versprochen wurden, folgte der schmachvolle „Reichsdeputations-Hauptschluß" 1803, der die Ohnmacht des deutschen Reiches besiegelte. Der französische Eroberer warf mit deutschen Ländergebieten wie mit Fetzen eines zerrissenen Kleides um sich, unter dem Namen der Säcularisirung der geistlichen Güter und Mediatisirung der freien Reichsstädte ward Deutschland mit Deutschland entschädigt. Zur Uebernahme der an Preußen gefallenen westphälischen Bisthümer ward durch Kabinetsordre vom 6. Juni 1802 Stein bestimmt. Es war keine leichte Aufgabe, ein streng katholisches Land, das überdem unter der Fürstenbergschen Verwaltung alle Vorzüge einer nicht nur milden und frommen, sondern auch geistig anregenden Regierung genossen hatte, einem protestantischen Fürsten zu unterwerfen. Stein zeigte auch hier seinen edlen Sinn, indem er, obwohl entschiedener Protestant, das Gute auf katholischer Seite willig anerkannte und hervorhob. An seine Freundin, Frau v. Berg, schrieb er über Herrn

v. Fürstenberg: „Er setzt vielleicht einen zu hohen Werth auf das Positive seiner Religion, auf die Form des Gottesdienstes, aber man findet mehr äußere Achtung für Religion, mehr Menschen von frommen andächtigen Gefühlen, als ich anderwärts gefunden, und er erhält seinen Mitbürgern den Besitz eines gewiß unschätzbaren Kleinodes, dessen Verlust alle unsere Philosophismen nicht ersetzen."

Da der Reichsverband so gar locker geworden war, wurden einige Fürsten auch nach den Gütern der Reichsritterschaft lüstern. Im Dezember 1803 erklärte der Herzog von Nassau-Usingen, er wolle für den zu erwartenden Fall der Auflösung der Reichsritterschaft die in seinem Gebiet gelegenen reichsritterschaftlichen Besitzungen unter seine Landeshoheit stellen, schickte auch sogleich einen nassauischen Amtmann auf Steins Güter Frücht und Schweighausen. Von Steins Seite erfolgte sogleich ein Protest, der also lautete:

„Deutschlands Unabhängigkeit und Selbstständigkeit wird durch die Konsolidation der wenigen reichsritterschaftlichen Besitzungen mit den sie umgebenden kleinen Territorien wenig gewinnen; sollen diese für die Nation so wohlthätigen großen Zwecke erreicht werden, so müssen diese kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchieen, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereigniß erlebe!"

„In dem harten Kampfe, von dem Deutschland sich jetzo momentan ausruht, floß das Blut des deutschen Adels. Deutschlands zahlreiche Regenten, mit Ausnahme des edlen Herzogs von Braunschweig, entzogen sich aller Theilnahme und suchten die Erhaltung ihrer hinfälligen Fortdauer durch Auswanderung, Unterhandlung oder Bestechung der französischen Heerführer. Was gewinnt Deutschlands Unabhängigkeit, wenn seine Kräfte noch in größerer Masse in diese Hände konzentrirt werden?" —

„Der Adel, der der Stolz und die Stütze großer Monarchieen ist, gedeiht in einem kleinen Staat nur kümmerlich; ist er reich, so wird er ein Gegenstand der Scheelsucht, wo nicht des Fürsten, doch seiner Umgebungen; ist er arm, so eröffnen sich keine Aussichten zu seinem bessern Sein, er darbt und erlischt."

„Wird der ritterschaftliche Verein auf eine gewaltsame Weise zertrümmert, so entsage ich dem Aufenthalt in einem Lande, das mich mit Gegenständen bitterer Erinnerungen umgiebt, und wo mir Alles den Gedanken an den Verlust meiner Unabhängigkeit und an meine neuen Fesseln zurückruft."

„Es ist hart, ein erweislich siebenhundertjähriges Familieneigenthum verlassen und sich in entfernte Gegenden verpflanzen zu müssen, die Aussicht aufzugeben, nach einem arbeitsamen, und ich darf es sagen, nützlichen Geschäftsleben im väterlichen Hause, unter den Erinnerungen seiner Jugend, Ruhe zu genießen und den Uebergang zu einem bessern Sein zu erwarten. Es ist noch härter, alle diese Opfer nicht einem großen, edlen, das Wohl des Ganzen fördernden Zweck zu bringen,

sondern um der gesetzlichen Uebermacht zu entgehen, um — doch es giebt ein richtendes Gewissen und eine strafende Gottheit."

Noch schützte der Kaiser die Güter des Freiherrn; Steins Brief aber erschien gedruckt, und erweckte allgemeine Theilnahme für den Verfasser.

Im Jahr 1804, in welchem Napoleon sich die Kaiserkrone aufsetzte, ward Stein als Staatsminister nach Berlin berufen, für das Accise=, Zoll=, Fabriken= und Handelsdepartement. Während er mit gewohnter Energie in die Geschäfte eingriff, alle Land=, Binnen= und Provinzialzölle aufhob und so zuerst im Großen den Grundsatz zur Geltung brachte, daß vor Allem die gewerbliche und kommerzielle Thätigkeit des Volkes gehoben werden müsse, wenn die Finanzen des Landes sich heben sollen, während er die Verwaltung möglichst vereinfachte, die Bank und Seehandlung zu neuem Aufschwung brachte: ging es mit der Politik Preußens nach Außen immer mehr den Krebsgang. Die Kabinetsräthe Haugwitz, Lombard und Beyme, die allein noch Einfluß übten auf den König, zwischen ihn und die Minister sich stellten, waren die Häupter der ebenso feigherzigen als käuflichen Friedenspartei, die allen Hohn und alle Schmach von Seiten Napoleons mit Verleugnung alles deutschen Sinnes geduldig hinnahmen, den Blick des Königs verblendeten, bis es, als diesem die Augen aufgingen, zu spät war. England, Rußland und Oesterreich hatten sich gegen Napoleon verbündet, und erwarteten von Preußen den Beitritt zu ihrem Bunde. Jene Friedens= und Neutralitätspartei wußte Preußens Theilnahme zu hintertreiben. Als Napoleon, die Neutralität verachtend, seine Truppen durch preußisches Gebiet marschiren ließ, Stein und andere Patrioten zum Kriege riethen und Kaiser Alexander selber nach Berlin kam: da ward zwar ein geheimes Bündniß geschlossen, aber mit dem entschiedenen Vorgehen von preußischer Seite so lange gezögert, bis die Schlacht von Austerlitz für die Verbündeten verloren war. Haugwitz hatte sogar den frechen Muth, im schönbrunner Vertrag auf eigene Hand einen Angriffs= und Vertheidigungsbund mit Frankreich zu schließen, und von Napoleon gegen Abtretung von Ansbach, Cleve und Neuenburg das Kurfürstenthum Hannover anzunehmen. Die Franzosen besetzten schon diese Gebiete, ehe noch von Berlin aus die Bestätigung jenes von Haugwitz unterschriebenen Vertrages eingetroffen war.

Stein setzte nun Alles daran, jene verderblichen Rathgeber der Krone zu entfernen; er übergab dem Könige eine geharnischte Denkschrift, die mit den Worten schloß: „Sollten Se. Königliche Majestät sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Veränderungen anzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des Kabinets zu handeln, so ist es zu erwarten, daß der preußische Staat entweder sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwinde." Friedrich Wilhelm III. konnte sich nicht ent=

schließen, ja er ward mißtrauisch gegen einen Mann, der auf solche Weise zu ihm zu sprechen wagte.

Das Unglück rückte mit sicheren Schritten immer näher heran. Als Napoleon mit Stiftung des Rheinbundes (12. Juli 1806) den letzten Kitt des deutschen Reiches gelöst, als Franz II. die römische Kaiserwürde niedergelegt hatte, als französische Truppen in Franken und Westphalen einrückten: da endlich setzte der König (am 9. August) Alles auf den Kriegsfuß. Aber Alles ging so lau und lahm, daß die Prinzen Heinrich und Wilhelm, die Brüder des Königs, Prinz Louis Ferdinand und der Prinz von Oranien in Verbindung mit Stein und den Generalen Blücher, Rüchell und Pfuel am 2. September dem Könige eine Denkschrift übergaben, worin sie die Gefahr des Vaterlandes vorstellten und abermals auf die Nothwendigkeit hinwiesen, das Kabinet zu ändern. Der König war darüber aufgebracht, auch Stein erhielt einen Verweis. Bei solchem Schwanken gewann Napoleon Zeit, sein Heer zu vereinigen und im Oktober durch das Saalthal vorzudringen. Seine Siege bei Jena und Auerstedt (14., 15., 16. Oktober 1806) warfen die preußische Monarchie wie ein Kartenhaus über den Haufen. Der erste Minister und Gouverneur von Berlin theilte der Hauptstadt am 17. Oktober die traurige Nachricht mit den in ihrer Art klassischen Worten mit: „Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich bitte darum." Am folgenden Tage entfloh er, ohne auch nur irgend eine Vorkehrung zur Vertheidigung der Stadt oder zur Rettung der reichen Vorräthe im Zeughause und den Magazinen getroffen zu haben. Stein, obwohl er krank am Podagra danieder lag, rettete die Gelder und begab sich nach Danzig.

Nun erst schien der König geneigt, auf Steins Vorstellungen einzugehen, der auf Entfernung der Kabinetsregierung drang und an Beyme's Stelle Hardenberg vorschlug. Graf Haugwitz und Lombard wurden entlassen, Beyme und viele Anhänger der Entlassenen blieben. Stein wurde zum Finanzminister ernannt; da er aber auf vollständige Aenderung des Systems drang und mit halben Maßregeln sich nicht zufrieden geben wollte, erregte er den Unwillen des Königs, der ihm in eigenhändiger Kabinetsordre seine Entlassung ankündigte. Darin hieß es u. A., daß Stein als ein „widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sei, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handele."

So stieß der im Irrthum über sein wahres Interesse befangene König einen Staatsmann von sich in demselben Momente, wo er desselben am nöthigsten bedurfte.

Stein kam Ende März 1807 auf seinem Stammsitz in Nassau an, und benutzte die Mußezeit zu Wiederherstellung seiner sehr angegriffenen Gesundheit, aber auch zum Besten des Vaterlandes, indem er seine

Gedanken über die politische Wiedergeburt desselben zu Papier brachte. Im Juni 1807 hatte er seine Denkschrift „über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizeibehörden in der preußischen Monarchie" vollendet. Der edle Mann hatte nicht nur nicht den Gedanken aufgegeben, seine Dienste der preußischen Monarchie zu widmen, sondern sich auch schon nach Männern umgesehen, denen er die einzelnen Staatsämter am liebsten anvertrauen mochte. Die Briefe, welche er von seinen früheren Untergebenen, den trefflichen Männern Niebuhr und Kunth erhielt, die auch den Muth und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht verloren hatten, erfrischten ihn und thaten ihm wohl.

* * *

Preußen, von Napoleon zu Boden geworfen, von Rußland verlassen, war der Botmäßigkeit des Gewalthabers preisgegeben. Es verlor im Frieden zu Tilsit (9. Juli 1807) die Hälfte seines Landes und Volkes, 200,000 Mann französische Truppen blieben als Besatzung und die zu zahlende Kriegssteuer betrug nicht weniger als 58 Millionen Francs nebst 62 Millionen der Landeseinkünfte, welche Summe theils in Krongütern, theils in baarem Gelde aufgebracht werden sollte. Der unglückliche König mußte überdies seinen ersten Minister Hardenberg entlassen, so wollte es Napoleon. Doch der tiefgebeugte Friedrich Wilhelm III. zeigte sich im Unglück groß; er verlor nicht den Muth und — berief Stein im selben Moment, in welchem Hardenbergs Entlassung erfolgte. Stein vergaß alle erlittene Unbill; seine Antwort an den König lautete: „Euer Königlichen Majestät Allerhöchste Befehle wegen des Wiedereintritts in Dero Ministerium der Einländischen Angelegenheiten sind mir durch ein Schreiben des Cabinetsministers Hardenberg d. d. Memel, den 10. Juli, am 9. August zugekommen. Ich befolge sie unbedingt und überlasse Eurer Königlichen Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit dem Eure Königliche Majestät es für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblicke des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, um so mehr, da Ew. Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben."

Die Zeit, in welcher Stein als preußischer Minister wirkte, war die kurze Frist vom 30. September 1807 bis zum 24. November 1808, aber dieses Eine Jahr war entscheidend für Preußens Wiedergeburt; Stein legte unter Sturmwind und Erdbeben den festen Grund zu einem neuen Staatsbau, auf welchem fortgebaut werden konnte, auch wenn der Meister nicht mehr persönlich Hand anlegte. Vor Allem mußte den ausschweifenden aber unerbittlichen Geldforderungen des Feindes so viel als möglich genügt werden, und da galt es denn, die Finanzkraft des zusammengeschmolzenen Landes aufrecht zu erhalten und auch die kleinsten Quellen zu eröffnen und durch weise Benutzung zu Einem Ganzen zu

sammeln. Die alten Zunftschranken, Adelsprivilegien und Beamtenplackereien, welche schwer auf dem Ackerbau lasteten, Handel und Gewerbe hemmten, mußten niedergerissen, allen Gliedern des Staats eine freie Bewegung zu Theil werden. Wenige Tage nach Steins Ernennung ging bereits von Memel (9. Oktober) eine Verordnung aus, nach welcher fortan es Bürgern und Bauern erlaubt sein sollte, auch solche unbewegliche Güter an sich zu bringen, deren Besitz bisher ein ausschließliches Vorrecht des Adels gewesen war, sowie auch diesem zugestanden ward, bürgerliche und bäuerliche Güter zu erstehen und bürgerliche Gewerbe zu treiben. Auch die Zerstückelung der Güter (unter Vorbehalt der Rechte der Gläubiger) ward zugestanden — eine Maßregel, die durch die Noth der Zeit entschuldigt werden mag. Alle Art von Dienstzwang und Leibeigenschaft sollte aufhören, Unterthänigkeit weder durch Geburt noch durch Heirath begründet werden. Bald darauf erschien eine zweite Verordnung, welche die traurige Lage der Grundbesitzer zu bessern strebte. Um bei den immer mehr sich steigernden Schulden ihren gänzlichen Untergang abzuwehren, und übereilten Versteigerungen (zu ihrem und ihrer Gläubiger Vortheil) zuvorzukommen, bewilligte der König eine allgemeine Zahlungsnachsicht (Indult) bis zum 24. Januar 1810. Ferner ward für die städtischen Gemeinden eine besondere Städteordnung entworfen, wodurch die Bürger zur selbstständigen Verwaltung ihrer Angelegenheiten aufgefordert wurden, und wie auf diesem untersten Punkte des Staatslebens die Geschäfte vereinfacht und die Strebungen in Einen Brennpunkt vereinigt werden sollten, so wurden in gleicher Weise die höchsten Stellen (Ministerien) organisirt: die oberste Verwaltung des Staates ward fortan in den Staatsrath unter unmittelbarer Leitung des Königs gewiesen und für die einzelnen Zweige der Leitung des Inneren, der Finanzen, des Auswärtigen, des Krieges und der Justiz wurden fünf besondere Ministerien gebildet, die wieder in einzelne Abtheilungen (Sektionen) zerfielen, und ihre Geschäftsthätigkeit genau abgrenzten. Was die Ministerien für das ganze Land, das waren die „Regierungen" für die Provinzen, die demgemäß in „Regierungsbezirke" eingetheilt wurden. Die lokalen Interessen der Kreise wurden in die Hände von Landräthen gelegt. Um aber die Theilnahme des Volkes am Großen und Ganzen nicht zu unterdrücken, wurden Provinzial- und Reichsstände errichtet, denen nicht nur Antheil an der Gesetzgebung, sondern auch an der Verwaltung eingeräumt werden sollte.

Wie Stein für die Neugestaltung des inneren staatlichen Lebens, wirkten Scharnhorst und Gneisenau für eine neue aus der Volkskraft hervorgehende Heerverfassung, welche den altpreußischen Zopf und Kamaschendienst beseitigte. Die drei Patrioten Stein, Scharnhorst und Gneisenau suchten den König für ein Bündniß mit Oesterreich zu gewinnen, das sich wider Napoleon rüstete; sie wiesen darauf hin, wie sich an verschiedenen Orten bereits Geheimbünde gebildet hätten, mit deren Hülfe ein allgemeiner Aufstand des Volkes wohl zu bewirken sei, und wie

gerade mit Aufgebot der Volkskraft den Franzosen der unbezwingliche Gegner erstehen würde. Als der König sich nicht geneigt zeigte zur Ausführung eines so kühnen Planes, rieth der umsichtige Scharnhorst, die Sache für jetzt fallen zu lassen und rückhaltslos noch den Franzosen sich anzuvertrauen. Stein glaubte den Sinn des Königs noch umstimmen zu können und setzte die Vorbereitungen zum Kampfe fort, trotz der französischen Aufpasserei. In der Mitte August (1808) sandte er einen seiner Vertrauten (den Assessor Koppe) mit Aufträgen an den Fürst von Sayn-Wittgenstein nach Doberan; der Ueberbringer gerieth in die Hände des Feindes, Steins Brief ward ihm abgenommen und machte bald darauf, mit bitteren Bemerkungen begleitet, in französischen und deutschen Zeitungen die Runde. Eine Stelle darin lautete: „Die Erbitterung nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist rathsam sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken. Ich wünschte sehr, daß die Verbindungen in Hessen und Westphalen erhalten würden und daß man auf gewisse Fälle sich vorbereite, auch eine fortwährende Verbindung mit energischen, gutgesinnten Männern erhalte, und diese wieder mit Andern in Berührung setze. Die spanischen Angelegenheiten machen einen sehr lebhaften Eindruck, und beweisen handgreiflich, was wir längst hätten vermuthen sollen."

Stein nahm seine Entlassung, die ihm der König mit schwerem Herzen am 26. November bewilligte; Napoleon schleuderte von Madrid aus den Bannstrahl gegen den deutschen Freiherrn, und sein Edikt, das der französische Gesandte St. Marsan überbrachte, ist ein merkwürdiges Zeugniß seiner Wuth. Es lautete:

> „Der, Namens Stein (le nommé Stein), welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, ist zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt. — Die Güter, welche der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes, besitzen möchte, werden mit Beschlag belegt. Der besagte Stein wird, wo er durch unsere oder unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht."
>
> „Gegeben in unserem kaiserlichen Lager zu Madrid am 16. Dezember 1808.
>
> Napoleon."

Der also Geächtete floh nach Oesterreich; am 5. Januar 1809, wo er zum letzten Mal mit seinen Freunden in Berlin eine Zusammenkunft gehabt hatte, sprach der Major v. Röder das prophetische Wort: „Eure Exzellenz werden jetzt durch die Franzosen Ihres angestammten Erbes beraubt; wir Preußen müssen es Ihnen mit unserem Blute wieder erobern." Der Ehrenmann besiegelte wenige Jahre später sein Wort mit dem Tode des Helden. Der Name „Stein" ward zur Parole für alle muth- und hoffnungsvollen Deutschen, die das Herz auf dem rechten Flecke hatten. Im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, die noch Alles

zum Besten lenken werde, reiste Stein über Schlesien nach Prag, und begab sich von dort, einer Weisung der österreichischen Regierung folgend, nach Brünn. Dort traf am 1. März auch seine Familie ein, und der schwer geprüfte Mann ward um so mehr getröstet, als er in seiner Gemahlin einen Heldenmuth erkannte, den er bei der Zartheit ihres Wesens kaum für möglich gehalten hätte. Auf der Rückseite des Briefes, in welchem sie ihm ihre und der Kinder Ankunft verkündigt, fand sie von der Hand ihres Gemahles die Worte Schillers:

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück, —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe;
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh', ihm fehlt kein theu'res Haupt.

Mit freudiger Hoffnung blickte Stein auf Das, was in Oesterreich geschah, wo die Regierung zum ersten Mal seit Jahrhunderten wieder im Volk ihre Stütze suchte und fand. Die wackeren Tyroler hatten die französischen und bayrischen Besatzungen aus ihrem Lande getrieben, Erzherzog Johann mit ihrer Hülfe in Oberitalien glücklich gekämpft, und der Kriegsheld Erzherzog Karl hatte bei Aspern den bisher Unbesiegten geschlagen. Wären die vereinzelten Heldenkämpfe Schills und des Herzogs von Braunschweig im Norden des deutschen Vaterlandes ein Signal geworden zur Volkserhebung, hätte Preußen nicht länger gezaudert und hätten beide Fürsten, Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm an die deutsche Nation sich gewendet, dann wäre schon jetzt der Reichsfeind besiegt worden, und es hätte nicht erst des Brandes von Moskau und der Beihülfe der Russen bedurft, um Deutschland zu befreien. Aber auf die Schlacht von Aspern folgte die von Wagram und der wiener Friede, der Napoleon auf den Gipfel seiner Macht erhob. Deutschland mußte noch tiefer gedemüthigt werden, um zu lernen — einig zu sein.

In Preußen ging Vieles wieder den Krebsgang, und wenn auch Männer wie Wilhelm v. Humboldt, Nicolovius und Süvern im Unterrichtswesen bessere Einrichtungen durchsetzten, und Sack, Vincke, Schön, Merkel als Regierungspräsidenten im Sinne Steins wirkten, so fehlte doch die einheitliche kräftige Leitung des Ganzen, und ein Ministerium Altenstein war der kritischen Zeit nicht gewachsen. Als Napoleon wegen der ausbleibenden Zahlungen drohende Worte erhob, schien dem schwachmüthigen Altenstein das beste Rettungsmittel die Abtretung der Provinz Schlesien zu sein! Nun ward Hardenberg als Staatskanzler in's Ministerium berufen, der einen Finanzplan vorlegte, über den er zuvor mit Stein konferirt hatte.

Am 19. Juli 1810 starb die Königin Luise im 35. Jahre ihres Alters; ihr Tod machte das Maaß der Leiden voll; Stein in seiner treuen Anhänglichkeit und Liebe hätte gern sogleich dem Könige geschrieben, aber die Furcht, daß dieser Schritt von den Höflingen, die ihn haßten, falsch gedeutet werden möchte, als suche er die Rückkehr, hielt ihn zurück. Desto mehr ergoß er sein ebenso zart als tief fühlendes Herz in dem Briefwechsel mit der Prinzeß Wilhelm, die ihm vertrauensvoll ihr ganzes edles frommes Gemüthsleben offenbarte.

Im Juni 1810 war Stein mit seiner Familie wieder nach Prag übersiedelt, und widmete sich mit aller Sorgfalt dem Unterricht und der Erziehung seiner Töchter. Als im folgenden Jahr der allgewaltige Napoleon mit Rußland brach, in seinem Kriegszug auch Preußen mit fortriß und Oesterreich fortzureißen im Begriff war, schien ihm nichts übrig zu bleiben, als nach England zu fliehen. Da erhielt er am 19. Mai durch den Prinzen Ernst von Hessen-Philippsthal folgenden Brief vom russischen Kaiser:

„Die Achtung, welche ich immer für Sie hegte, hat keine Aenderung durch die Ereignisse erlitten, welche Sie von dem Steuer der Geschäfte entfernten. Es ist die Energie Ihres Charakters und die ausnehmenden Talente, die sie Ihnen erworben haben.

„Die entscheidenden Umstände des Augenblicks müssen alle wohldenkende Wesen, Freunde der Menschlichkeit und der freisinnigen Ideen wieder verbinden. Es handelt sich darum, sie von der Barbarei und Knechtschaft zu retten, die sich bereiten, um sie zu verschlingen.

„Napoleon will die Knechtung Europa's vollenden, und um dieses zu erreichen, muß er Rußland niederwerfen. Schon lange bereitet man sich hier für den Widerstand und die kräftigsten Mittel sind hier seit langer Zeit versammelt.

„Die Freunde der Tugend und alle vom Gefühl der Unabhängigkeit und der Liebe zur Menschheit belebte Wesen werden von dem Erfolge dieses Kampfes betroffen. Sie, Herr Baron, der sich auf eine so glänzende Art unter ihnen ausgezeichnet hat, Sie können kein anderes Gefühl hegen, als das, zu dem Erfolge der Anstrengungen beizutragen, welche man im Norden machen wird, um über Napoleons eindringenden Despotismus zu triumphiren.

„Ich lade Sie auf die inständigste Weise ein, mir Ihre Gedanken mitzutheilen, sei es schriftlich auf eine sichere Weise, sei es mündlich, indem Sie zu mir nach Wilna kommen. Der Graf v. Lieven wird Ihnen zu diesem Zwecke einen Eintrittspaß mittheilen. Ihre Anwesenheit in Böhmen könnte freilich von großem Nutzen sein, da Sie sich, so zu sagen, im Rücken der französischen Heere befinden. Aber Oesterreichs Schwäche wird dieses so gut als gewiß unter die Fahnen Frankreichs stellen und könnte Ihre Sicherheit oder doch die Ihres Briefwechsels gefährden.

„Ich fordere Sie daher auf, das Gewicht aller dieser Umstände reiflich zu überlegen und diejenige Wahl zu treffen, welche Ihnen die geeignetste erscheint für den Nutzen der großen Sache, der wir Beide angehören. Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu versichern, daß Sie in Rußland würden mit offenen Armen empfangen werden. Die aufrichtigen Gesinnungen, die ich gegen Sie hege, sind Ihnen dafür eine sichere Gewähr."

St. Petersburg, den 27. März 1812.

Alexander.

Stein war alsbald entschlossen. Mit dem in Prag zurückbleibenden Staatsrath Gruner traf er die nöthigen Verabredungen über die beste Art, auf welche von Prag aus die französischen Streitkräfte zu beobachten und Verbindungen in ihrem Rücken anzuknüpfen seien. Am achten Tage nach dem Empfang jenes kaiserlichen Briefes war er bereits auf der Reise nach Rußland und kam schon am 12. Juni in Wilna an. Am 18. Juni übergab er dem Kaiser Alexander eine Denkschrift, worin er ihm die traurige Lage Deutschlands darstellte, die Mittel angab, um die deutschen Truppen aus dem Lager Napoleons in das entgegengesetzte herüberzuziehen, durch den Druck deutscher patriotischer Zeitungen, durch Verbreitung von gesinnungstüchtigen Büchern, wie Arndts „Geist der Zeit", das deutsche Nationalgefühl anzuregen und so das Volk zum allgemeinen Kampf wider seine Unterdrücker zu entflammen. Beharrlichkeit im Kampf wider Napoleon auf Tod und Leben, das war die große Idee, für welche der felsenfeste Stein auch das edle Herz Alexanders gewann. Das weiche, den Eindrücken des Augenblickes leicht hingegebene Gemüth des Kaisers bedurfte eines solchen Charakters wie Steins; als erst das erreicht war, daß, obwohl die russischen Heere geschlagen von einer Stellung zur anderen zurückgedrängt waren, obwohl Moskau mit seinen 250,000 Menschen geräumt und den Flammen überliefert werden mußte — Alexander doch ausrief, nun gehe der Krieg erst an! — da war auch der Fall Napoleons entschieden. Die Kaiserin Mutter, der Großfürst Konstantin riefen nach dem Brande von Moskau laut nach Frieden; aber wie sehr auch die Größe des Unglücks den Kaiser ergriff, so daß seine Haare sich bleichten, so blieb er dennoch beharrlich und seine Ausdauer ward herrlich gekrönt. Als dann nicht lange nachher die Trümmer der großen Armee unter Schnee und Eis begraben lagen, da führte auch jene „Friedenspartei" bei Hofe wieder das große Wort. Stein war zu einem Familienfest geladen. Die Kaiserin Mutter, die nicht lange zuvor so kleinmüthig gewesen war, sprach jetzt von lauter Glück und Sieg: „Fürwahr, wenn von dem französischen Heere Ein Mann über den Rhein in's Vaterland zurückkommt, werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein!" Stein ward bleich vor Zorn, und plötzlich sich erhebend brach er in die Worte aus: „Ew. Majestät haben sehr Unrecht, solches zu sagen und vor den Russen zu

sagen, welche den Deutschen so viel verdanken. Anstatt zu sagen: Sie würden sich der Deutschen schämen, sollten Sie lieber Ihre Vettern nennen, die deutschen Fürsten. Ich habe in den Jahren 1792—1796 am Rhein gelebt, das brave deutsche Volk war nicht Schuld; hätte man ihm vertraut, hätte man es zu brauchen verstanden, nie wäre ein Franzose über die Elbe, geschweige die Weichsel und den Dniepr gekommen!" Die Kaiserin, anfangs bestürzt über die kräftige Rede, faßte sich jedoch bald und erwiederte würdig: „Sie haben Recht, Herr Baron, ich danke Ihnen für die Lektion!"

Als die Franzosen Rußland geräumt hatten, bedurfte es der ganzen Kraft und Begeisterung Steins, um Alexander zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen, aus dem Vertheidigungs- einen Angriffskrieg zu machen, trotz der erlittenen großen Verluste und der Friedensliebe von Kutusow, Romanzow und anderen Einflußreichen. Stein drang geradezu auf die Entfernung Romanzows, „dieses falschen phantastischen Geistes, angefüllt von faden, durch das verfaulte Herz eines Höflings ausgesprochenen Anekdoten," und Alexander bewilligte sie. Es ward eine neue Aushebung angeordnet, England sagte Unterstützung zu, und der Krieg auf deutschem Boden begann.

Es drängte den feurigen Mann, baldmöglichst nach Preußen zu kommen. Noch lag zwar der König in den Fesseln des französischen Bündnisses; noch zauderte Oesterreich; aber der kühne York hatte bereits auf seine eigene Gefahr (am 30. Dezember 1812) mit dem Schwert den Knoten einer zaghaften und falschen Politik zerhauen, mit Rußland einen Vertrag geschlossen und sein Truppenkorps aus dem Napoleonischen Dienst zu Alexanders Fahnen geführt und die Provinz Preußen sich einmüthig erhoben. Stein kehrte sich nicht an Schnee und Frost; mitten im Winter, am 5. Januar 1813, verließ er Petersburg, begleitet von seinem treuen Arndt. Dieser schreibt: „Wir hatten große und gewaltige Tage, wir hatten auch manche fröhliche Tage in St. Petersburg verlebt; wir hatten unter vielem Traurigen und Widerlichen doch viele Erscheinungen eines tapfern und ehrenhaften Volks gesehen." In Wagen, die auf Schlitten gesetzt wurden, kamen sie nach Pleskow. Dort trafen sie den General Chasot, der dort geblieben war, um aus den Tausenden deutscher Gefangenen für die deutsche Legion zu werben, besinnungslos am Lazarethfieber niederliegend. Er war von seinen Rekruten angesteckt, von welchen auch die meisten den vollen Tod schon im Leibe hatten. Sein Adjutant v. Tiedemann, ein geborner Preuße, führte uns an sein Bett, den Minister warnend, seinem Aushauch nicht zu nahe zu treten. Ich drückte dem Tapfern die Hand, Stein aber, ihn auf die Stirn küssend, rief dem warnenden Tiedemann zu: „Ei was Lebensgefahr! wir stehen immer zwischen Leben und Tod, aber auf diesem Felde steht man doppelt dazwischen." Wir sollten den vortrefflichen Mann nimmer wieder sehen — in einigen Tagen war er eine Leiche, ich mußte seiner Tochter seinen Tod melden.

„Wir gelangten nun bald auf die große Straße, welche das fliehende französische Heer gezogen war; man konnte sie wohl ein Leichenfeld des Kriegs nennen. Schon waren uns Bauernschlitten in Menge begegnet, auf denen kranke und marode gefangene deutsche Jünglinge, aus welchen die Legion rekrutirt werden sollte, gegen Norden geführt wurden; hinter den Schlitten her gingen die noch gehen konnten; einige Dutzend Kosacken mit gezückten Peitschen geleiteten und trieben die Unglücklichen. Ach! die meisten von ihnen, bleich, hager und hohläugig, trugen den Tod, dem sie bald unterliegen sollten, in allen ihren Zügen. Der Weg ging durch eisige Felder und über gefrorene Sümpfe, hin und wieder durch Tannen- und Birkenwälder, wo man nur einzelne schlechte Gerippe von Hütten, durch die Flüchtlinge des Heeres in einen dach- und fensterlosen Zustand versetzt, manche auch nur in angebrannten Balken und Ständern das gräßliche Bild des Kriegs ausmalend, erblickte. Die Schlitten rollten hie und da über Leichen, links und rechts lagen Leichen, Pferde, Trümmer von Kanonenlaffetten, auch standen einzelne verlassene Wagen und Karren im Schnee fest gefroren; Raben flogen und krächzten, und Wölfe heulten ein gräuliches Konzert darüber her. O schaurig waren die Nächte, wo der Mond und die Sterne auf den grausen kalten Jammer herabschauten."

So gelangten sie durch die Haiden und Wälder Litthauens, unter Begleitung von einzelnen zerrissenen armen Soldaten und der Musik von Wölfen, Elstern und Raben, am dritten Tag ihrer Fahrt nach Wilna, von wo Stein nach dem russischen Hauptquartier Kutusows abfuhr, während Arndt noch einige Tage blieb, um das nachfolgende Gepäck zu erwarten.

„Wilna einst eine schöne Stadt, aber wie sah diese Stadt jetzt aus! Von Freund und Feind durchzogen und ausgesogen, und von den fliehenden Franzosen nach Gefechten und Scharmützeln mit Kosacken noch rein ausgeplündert, mit allen schauerlichsten Zeichen des Wintermordfeldzugs. In den Städten überall war der Anblick und das Gefühl einer Verlassenheit und Oede, als seien die Bewohner ausgestorben, so still war es meistens auf ihren Gassen. So sah man hier nur selten das Gesicht eines ordentlichen deutschen oder polnischen Mannes; nur Juden, orientalisch immer aufgeweckt und munter in und vor den Thüren stehend, und immer auf neues und lärmendes oder Gewinn versprechendes lauschend; nur bei Juden — so sehr war alles ausgeleert und ausgeplündert — konnte man allenfalls noch einige Nothdurft befriedigen, doch suchte man auch da jetzt manches vergebens.

„Welche Gräuel habe ich hier gesehen! Unweit von meinem Gasthaus das Thor, aus welchem man nach Grodno fährt — ein, wie man dem sehr verwüsteten Bau doch ansah, weiland prächtiges Kloster, jetzt alles, was geöffnet, geleert und zerbrochen werden konnte, offen, leer und verwüstet, die öden Fensterluken, kein Fenster ganz, doch in einzelnen inneren Gemächern immer noch einige kranke oder verwundete Gefangene;

der Hof draußen ein Leichenhof, wie er in Ländern des Christenthums gottlob wohl selten erblickt worden ist; die Todten, wie sie gestorben, als nackte Leichen, immer sogleich frisch aus den Fenstern geworfen, lagen in gräßlich gethürmten Haufen bis zum dritten Stockwerk empor, jetzt gottlob alle auch zu Eis gefroren, so daß ihre Beine auf den hartgefrorenen Straßen gewiß doppelt geklappert haben. Eben waren Hunderte von Schlitten beschäftigt, hier und vor andern Lazarethen der Stadt die klappernden Gebeine aufzuladen, und in breite Waken der Wilna zu werfen, damit sie so über Kowno in den Niemen, und so immer weiter, den Fischen der Ostsee ein mageres kümmerliches Futter, zu ihrer letzten Bestimmung fortgespült würden.

„Und die Vorstadt vor Wilna? Da hatten Raub, Mord, Brand und Tod, wie es schien, am allerärgsten gewüthet. Reste von abgedachten, zum Theil auch eingeäscherten Häusern, Hütten und Scheunen — Holz und Stroh und was von Balken und Sparren niederzureißen war, hatten die unglücklichen Flüchtlinge natürlich zum Feuermachen oder Kochen verbraucht — hin und wieder Reste niedergebrannter steinerner Häuser — da lagen in einem großen Saal, sehr massiv aus Stein gebaut, wo sie wohl letzten Schutz gesucht, die zerrissenen Leichen, umgeben von Kleidern, Mützen, Hüten, Schärpen, es lagen auch einige Leichen, zum Theil angebrannt, neben und in Backöfen, Oefen und Kaminen, vielleicht durch zu geschwinde Hitze und Wärme zu geschwind zum Tod geführt, halbverbrauchte Holzkohlen und Holzklötze neben den halbverbrannten Leichen, deren Inhaber in der erstarrten Besinnungslosigkeit dem Feuer leicht zu nahe gekrochen sein mochten. O Menschengeschicke! wie viele Leichen lagen so in Wäldern und Feldern, hinter Mauern und Zäunen, ja auf Misthaufen, unbeweint und unbegraben, über deren Wiegen einst auch glückselige Mütter gesungen, gebetet und gesegnet haben!"

In dem preußischen Städtchen Lyck traf Arndt mit Stein wieder zusammen, wo bereits Kaiser Alexander mit allen Generalen, Hofmarschällen und Ministern anwesend war. In Gumbinnen trafen sie Schön.

„In der Zeit, wo Stein an der Spitze des preußischen Staats gestanden hatte, im Jahr 1808 bis in 1809 hinein, war Schön, wie man zu sagen pflegt, als treuer Helfer und Genoß ihm nicht nur an der Hand, sondern, wie viele erzählen, auch an dem Kopf, ja mit im Kopf und im Herzen gewesen. Manche Entwürfe, und vorzüglich die Durcharbeitungen und gehörigen Ordnungen und Reihungen dieser Entwürfe der neuen Stein'schen Verfassung in Beziehung auf Städte-Ordnung, Bauerwesen, Aufhebung der Leibeigenschaft u. s. w. wurden nicht bloß von Schöns Hand geordnet, sondern auch von seinem Kopf entworfen gesagt.

„Kurz, ich gewahrte bald, hier standen alte Vertraute neben einander, und ich gewahrte mit wahrer Ergötzung, daß Schön den edlen Ritter und seine Art durch und durch kannte, und mit ihm verkehren gelernt hatte. Er verstand in einer eigenen trockenen Weise um den Bart und

die Mähnen des Löwen zu spielen, und ihn durch Scherze und Gegenreden doch nicht dahin zu bringen, daß er zornig mit seinen Tatzen aushieb. Ich meine hier die ernsten und wichtigen Dinge, worüber bald in Königsberg verhandelt werden sollte; über die Begebenheiten des Tages ward abgerissen und leichter hingefahren. Höchst ergötzlich waren mir die vielen Erzählungen der jüngstverflossenen Wochen, von den Durchzügen der gegen Westen fliehenden Franzosen, und von dem Betragen und der Einquartierung der hohen Offiziere, Marschälle, Generale und Intendanten Napoleons, wie sie unter Schöns Augen sich begeben hatten.

„Man hat in Gumbinnen für die Vornehmsten und Obersten, wie natürlich, die besten Quartiere bei den angesehensten Bewohnern der Stadt ausgesucht, und ihnen die Quartierzettel darauf zugestellt; viele hatten sich aber ohne Wissen von Präsidenten (Schön) und Polizei unter der Hand an andern Stellen die Nachtwohnung gesucht, und bei einem Schuster oder Schneider mit dem Preis von fünf, sechs Thalern für den Nachtschlaf oft ein elendes Stübchen und Bettchen gedungen; sie hatten nämlich doch, fuhr Schön fort, wohl etwas von dem Bewußtsein ihres Uebermuths und der in diesem Land verübten Frevelthaten im Leib, und fürchteten, da man die Quartierzettel eines jeglichen Namens wußte, nächtlicherweile leicht aufgehoben und abgeführt oder gar todtgeschlagen zu werden. Sie kamen auch wirklich meist in einem so armseligen jämmerlichen Aufzug an, so zersprengt und einzeln nach einander, mit zerbrochenen Wagen und Geschirr, mit abgetriebenen Pferden, zum Theil gar zu Fuß, ohne irgend einen marschallischen und generalischen Prunk und Pracht — wie fern von dem Glanz und Stolz, mit welchem sie vor nicht neun Monaten über Weichsel und Niemen gegen Osten gezogen waren, daß sie von ein paar Hundert lustigen und wohl berittenen Husaren leicht hätten können abgefangen und zusammengehauen werden. Das Volk wäre dazu wohl lustig, und, nach den Mißhandlungen und Schändungen, die es von ihnen gelitten hatte, auch wohl berechtigt gewesen; ja hätte nur einer der Obern die Trompete geblasen: schlagt todt, schlagt todt! von den Tausenden dieser Generale und Offiziere wäre kein Mann über die Weichsel entkommen."

Hier fiel Stein ihm ein: „Aber warum haben Sie die Kerle denn nicht todtschlagen lassen?" Und Schön erwiederte ihm ruhig: „So zornig Sie bei Gelegenheit auch werden können, Sie hätten es auch nicht gethan." Jener aber rief zurück: „Ich glaube, ich hätte blasen lassen." Nach diesem Wortwechsel belächelten beide sich eine Weile.

Auf Steins Verlangen hatte sich in Königsberg der Landtag versammelt, der sich bescheiden nur „landständische Versammlung" nannte und des Königs Genehmigung vorbehielt. Es galt, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, die Kräfte des Landes gegen den Tyrannen zu bewaffnen. Am 7. Februar kehrte Stein zu Kaiser Alexander zurück, dessen Hauptquartier sich nach Breslau zu bewegte. Auch Friedrich Wilhelm

war von Potsdam aufgebrochen und gegen Osten gezogen. Am 25. Januar zog er in Breslau ein. Der ungebrochene Muth des Volkes und die hohe opferwillige Begeisterung desselben erweckten auch im Könige Muth und Vertrauen und sein Aufruf „An die Jugend der gebildeten Klassen zu freiwilligem Jägerdienst" hallte in Aller Herzen wieder, und wenige Tage darauf konnte er aus dem Fenster des Breslauer Schlosses einen langen Wagenzug sehen — es waren c. 80 Wagen mit Freiwilligen aus Berlin.

Bis aber ein einmüthiges Handeln zwischen dem Kaiser Alexander und dem Könige von Preußen vereinbart war, mußten noch manche Hindernisse aus dem Wege geräumt werden. Stein reiste, vom russischen Kaiser beauftragt, nach Breslau; er langte krank dort an und fand kaum ein bequemes Logis; der König sandte ihm keinen Gruß, die Höflinge flohen den Löwen wie die Pest und vermeinten, ihn zu ignoriren. Doch dieser genas und hatte die Freude, seine Frau und Töchter nach langer Trennung wieder begrüßen zu können; sie waren in der bittersten Kälte Tag und Nacht gefahren. Auch Kaiser Alexander kündigte seinen Besuch an und nun hielt es der Hof für passend, statt des ärmlichen Stübchens im Wirthshause ihm eine anständigere und bequemere Wohnung anzuweisen. Jubelnd ward Alexander vom Volke begrüßt, als er in Breslau einfuhr; er vergaß aber seines großen Freundes nicht und schloß ihn mit Herzlichkeit in seine Arme. Da verdoppelte denn auch der Hof seine Freundlichkeit und der Besuche, die sich meldeten, war fortan kein Ende.

Der Bund zwischen Rußland und Preußen ward in's Reine gebracht, Berlin ward der französischen Besatzung ledig, Mecklenburg trat zur deutschen Sache, der russische General Tettenborn zog in Hamburg ein, Blücher rückte mit seinem Heer gegen Dresden zu und die beiden patriotischen Krieger Gneisenau und Scharnhorst waren seine Quartiermeister geworden. Der französische Gesandte in Berlin, St. Marsan, erhielt am 26. März die preußische Kriegserklärung, am folgenden Tage erschien des Königs Aufruf: „An mein Volk." Professor Steffens hatte vom Katheder herab in echt patriotischer Weise auch einen Aufruf an seine Studenten erlassen, und selbst den Soldatenrock angezogen. In Dresden traf er mit Stein und Moritz Arndt zusammen, und freuete sich nicht wenig, „dem großen Deutschen" näher treten zu dürfen. Er ward mit Arndt zu Tische geladen und es kam die Rede auf Schelling und die deutsche Philosophie. „Das weiß ich wohl," sagte Stein, „daß die deutsche Jugend von dieser spekulativen Krankheit angesteckt ist; der Deutsche hat einen unglücklichen Hang zur Grübelei, daher begreift er die Gegenwart nicht und ist von jeher eine sichere Beute seiner schlaueren und gewandteren Feinde geworden." — „Exzellenz!" antwortete Steffens, „zwar hat die Jugend auf eine erfreuliche Weise in Masse sich erhoben, dennoch ist eine nicht geringe Zahl zu Hause geblieben. Ich möchte eine Wette darauf wagen, daß kein einziger Angesteckter unter

ihnen ist. Wer ist kühner hervorgetreten, wer hat das Volk entschiedener entflammt, als es galt, den Feind mit geistigen Waffen zu bekämpfen, als die zwei spekulativ grübelnden Deutschen Fichte und Schleiermacher?" Solche Entschiedenheit gefiel dem entschiedenen Manne, und er nahm sie keineswegs übel.

Stein war zum General-Administrator aller von Napoleons Joch wieder frei werdenden deutschen Länder ernannt; gern hätte schon jetzt das sächsische Volk mit Alexander, den es freudig als Retter begrüßte, gefochten, aber sein König glaubte dem französischen Gebieter mehr Rücksicht schuldig zu sein als den Unterthanen. Stein hatte mit dem großen Gedanken sein Vaterland wieder betreten, daß Alles daran zu setzen sei, um Deutschland seine alten Grenzen bis an die Maaß und die Vogesen zurückzugeben, ihm eine nationale Verfassung zu sichern und Rußland vor Uebergriffen nach Westen abzuhalten. Darum lag ihm so viel an dem Bündniß mit England, und schon in Rußland hatte er an Münster geschrieben, der Bedenken getragen, ob wohl Stein als Preuße, und er als Hannoveraner unter Einen Hut paßten: „Es ist mir leid, daß Ew. Exzellenz in mir den Preußen vermuthen und in sich den Hannoveraner entdecken — ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besondern Theil desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Theil desselben von Herzen ergeben. Mir sind die Duodezfürsten in diesem Augenblick großer Entwickelung vollkommen gleichgültig, es sind nur Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides in seiner Lage zwischen Rußland und Frankreich zu behaupten, das ist das Interesse der Nation und ganz Europa's, es kann auf dem Wege alter zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden." Nun hatte zwar Oesterreichs Erhebung auch die Auflösung des schmachvollen Rheinbundes zur Folge, aber das großmüthige Oesterreich belohnte diese napoleonischen Vasallenfürsten mit dem vollen Souveränetätsrecht, wodurch die Zerrissenheit Deutschlands besiegelt ward. Und als dann der Feind bei Leipzig auf's Haupt geschlagen war, da zeigte sich's noch offenbarer, daß Oesterreich ebenso der Vernichtung Napoleons als einer Wiedergeburt Deutschlands entgegen war. Es drängte unaufhörlich zum Frieden und Metternich wußte für seine Ansicht die gesammte Diplomatie Englands, Preußens und Rußlands zu gewinnen. „Nur Stein leistete beharrlichen Widerstand. Es gelang seinem Feuereifer, den Kaiser Alexander mit gleicher Beharrlichkeit zu erfüllen und ihn, wie von Moskau über die Grenzen seines Reichs, so vom Herzen Deutschlands bis über den Rhein und von den Grenzen Frankreichs bis nach Paris mit sich fortzureißen, bis endlich das große Werk der Vernichtung Napoleons vollbracht war. — Die Bourbons wurden wieder eingesetzt, der Pariser Friede geschlossen und der Wiener Kongreß sollte der deutschen Nation die Frucht des Riesen-

kampfes bringen, den sie für ihre Freiheit so ruhmvoll bestanden hatte. Hier aber war es, wo an dem zähen Widerstande eines engherzigen und ränkevollen Diplomatenheers selbst die Riesenkraft eines Stein endlich erlahmen und erliegen mußte. Er konnte es nicht verhindern, daß aus den Berathungen und Beschlüssen dieses Kongresses statt eines großen, einigen und freien deutschen Bundesreichs, wie er es längst in seinem Geiste trug, ein zwerghaftes, verkrüppeltes und markloses Werk hervorging, das man die deutsche Verfassung nannte und das doch nur ein Organ zur Fesselung des wachgewordenen Volksgeistes und zur Pflege des Sondergeistes der Einzelstaaten sein konnte. — Schwergebeugt von dem Bewußtsein, die Aufgabe seines Lebens trotz seines gewaltigen Ringens nicht gelöst zu haben, brachte Stein den Rest seines Lebens fern von aller großen politischen Wirksamkeit zu. Man bedurfte des gewaltigen Geistes nicht mehr, ja man konnte ihn nicht mehr gebrauchen, da man ja vielmehr der unausgesetzten Anwendung kleiner und kleinlicher Mittel bedurfte, um die große Zeit der nationalen Erhebung allmälig aus dem Gedächtniß der Völker zu verlöschen."*)

Stein konnte weder die ihm von Metternich angetragene Stelle eines österreichischen Bundespräsidialgesandten zu Frankfurt annehmen, noch wäre er nach Hardenbergs Tode zu einem Nachfolger des Staatskanzlers geeignet gewesen. Wie hätte er eine Rüge ertragen sollen, wie solche dem Bundestagspräsidenten Grafen Buol-Schauenstein vom Fürsten Metternich zu Theil ward wegen einer freisinnigen Rede, die Graf Buol für das Recht des Volkes gegen die Ansprüche gewisser Fürsten (des Kurfürsten von Hessen) zu halten gewagt hatte! Und in Preußen ganz besonders hatte man schnell genug vergessen, daß die heldenmüthige Aufopferung und Treue des Volkes den Staat gerettet hatte. Da mußten die freisinnigen und charaktervollen Männer, die es mit dem Fortschritt zum freien durch Staatsgrundgesetze sicher gestellten Verfassungsleben gut meinten, den feigen Höflingen Platz machen; es trat jene Schmaltz-Kampz'sche Periode ein, in welcher man überall Demagogenthum roch und jedes freimüthige Wort als ein staatsgefährliches Verbrechen bestrafte. Stein mußte es erleben, daß man den edeln Patrioten Ernst Moritz Arndt, seinen treuen Gehülfen im Kampf wider die Fremdherrschaft, der Professorenstelle in Bonn enthob, ihn gefangen setzte und ihm wie einem verbrecherischen Landstreicher den Prozeß machte. Nach seiner Rückkehr von Paris lebte Stein meist auf seinem Schlosse Kappenberg in der preußischen Provinz Westphalen, nahe bei Dortmund, da ihm der Aufenthalt auf seinem nassauischen Stammgute durch seine Mißhelligkeiten mit der nassauischen Regierung verleidet war. Eine Hauptthätigkeit in der Stille seines Privatlebens bildete die Stiftung einer „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" und die Herausgabe der durch den wackeren Geschichtsforscher Pertz besorgten unschätzbaren Monu-

*) Vgl. Dr. Stern im Vorwort zu seiner o. a. Schrift: „Stein und sein Zeitalter."

menta Historica Germaniae, für welches echt patriotische Unternehmen er die besten Kräfte gewonnen hatte und keine Mühe und Geldausgaben scheuete.

Die Verbesserung und Verschönerung seiner Güter, hülfreiche Theilnahme, wo es galt, Arme und Nothleidende zu unterstützen, gemeinnützige Pläne, wie die Errichtung eines Fräuleinstiftes, des Prediger-Seminars, Verbesserung der Gefängnisse, Gründung eines protestantischen Krankenhauses nahmen seine rastlose Thätigkeit in Anspruch. Eine vielseitige Korrespondenz erhielt ihn stets auf dem Laufenden in Bezug auf den Gang der politischen Angelegenheiten; mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgte er die Entwickelung der großen Zeitereignisse, wie die Erhebung Griechenlands, die französische und polnische Revolution. Die Hausordnung war streng eingetheilt, und streng wurde Alles zur Zucht, Frömmigkeit und Pflicht angehalten. Dabei waltete aber die aufrichtigste Liebe, und wenn ein Geschäft zur besondern Zufriedenheit des Freiherrn abgemacht war, pflegte er wohl zu seinen Beamten zu sagen: „Nun wollen wir auch für die Armen sorgen, die Armen müssen auch was haben."

Der Tod seiner geliebten Frau brachte sein Gemüth in eine sehr ernste Stimmung. Im Jahre 1793 hatte er sich mit der jungen schönen Gräfin Wilhelmine v. Walmoden, Tochter des Feldmarschalls, vermählt und nun in 26jähriger Ehe mit ihr gelebt, mit jedem Jahre sie mehr lieben und schätzen gelernt. „Seelenadel, Demuth, Reinheit, hohes Gefühl für Wahrheit und Recht, Treue als Mutter und als Gattin, Klarheit des Geistes, Richtigkeit des Urtheils — sie sprechen sich durch ihr ganzes viel geprüftes Leben aus und verbreiteten Segen auf alle ihre Verhältnisse und Umgebungen." So schilderte ihren Charakter der trauernde Gatte selbst. —

Eine Reise in die Schweiz und dann das Amt eines westphälischen Landtagsmarschalls, das Stein auf den Landtagen 1826, 1828 und 1830 bekleidete, brachten eine Zerstreuung und Abwechslung in sein Stillleben. Im Jahre 1830 stellte sich plötzlich ein Schlaganfall ein, der sich im Frühjahr 1831 wiederholte. Er sank bei Tische um, die Zunge war gelähmt und er blieb während fünf Stunden in Ohnmacht. Als er sich erholte und die Sprache wieder kam, hörte man ihn seufzen: „Ach Gott, hier liege ich und die schlagen sich in Polen!" Todesgedanken und trübe Bilder von Umwälzungen des europäischen Lebens erfüllten seine Seele; als ihn eine Erkältung auf das Krankenlager warf, bereitete er sich auf sein Ende vor, nahm von seiner Umgebung Abschied, hatte für Jeden noch ein ernst-liebreiches Wort, mit der Ergebung und Zuversicht des christlichen Glaubens schloß er, ein echt christlicher Held, sein großes inhaltreiches Leben, das ein nicht unerwarteter Lungenschlag am 29. Junius 1831 beendete. Von nah und fern waren die Armen herbeigeeilt, die, unten im Schloß sich versammelnd, den Tod ihres Wohlthäters laut beweinten. Eine Frau rief wehklagend aus: „Der gute

Minister todt? Nun, wenn der nicht im Himmel ist, so kommt keiner hinein!" Rührendes Zeugniß der Theilnahme und Dankbarkeit, schöner als alle Lobreden und Denkmäler von Marmor.

Pertz, der Biograph Steins, faßt die Erscheinung des großen Mannes in folgende Züge zusammen: Der Leib, in welchem diese Feuerseele gewohnt hatte, war von mittlerer Größe, untersetzter stämmiger Gestalt, starken Gliedern, breiter Brust und Schultern, und hatte im Lauf eines langen heftig bewegten Lebens seine zähe, ausdauernde Kraft bewährt. Noch wenige Jahre vor seinem Tode besaß er alle seine Zähne, wie sie sein Vater noch im 81sten Jahre mit in's Grab genommen hatte. Aus der breiten gewölbten Stirn und der mächtigen Nase, den starken Kinnbacken und dem festgeschlossenen Munde sprach der scharfe, durchdringende und umfassende Geist, die mächtige, unverwüstliche Willenskraft, die, wo Pflicht gebot, vor keinem Hindernisse zurückwich; und die rasche Beweglichkeit seines Wesens spiegelte sich in den feurigen braunen Augen, wie auf den feinen schmalen Lippen der Ausdruck des strengen Ernstes mit kindlicher Milde und Gutmüthigkeit oder raschem Spott leicht wechselte. Rasch und bestimmt wie sein ganzes Sein, sein Empfangen und Urtheilen, sein Wollen und Ausführen war seine ganze Bewegung. Seine Rede kurz und entschieden, wie er sie auch bei Anderen liebte; schwatzen und um die Sache herumgehen war ihm ein Greuel. Sein Gang war fest und kräftig, wobei er sich im Alter eines Krückstocks, seines „braunen Hengstes" bediente, mit dem er sich auf seinen täglichen Spaziergängen nöthigenfalls vor den Füßen freie Bahn machte. Sein Anzug einfach, den Bedürfnissen gemäß; ein dunkelblaues oder schwarzes Kleid bezeichnete den Vertrauten Alexanders mitten unter den glänzenden Uniformen des kaiserlichen Hauptquartiers zu Kalisch, wie später in der ländlichen Zurückgezogenheit zu Kappenberg.

Auf seiner Grabstätte zu Frücht steht die schöne Inschrift:

„Der letzte seines über sieben Jahrhunderte an der Lahn blühenden Rittergeschlechts; demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier. Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein."

Steins Marmorbüste ist auf Anordnung König Ludwigs von Bayern in der Walhalla bei Regensburg, und eine im Friedenssaale zu Münster von Mitgliedern des vierten westphälischen Landtags aufgestellt. „Aber köstlicher und dauernder als von Marmor oder Erz steht sein Heldenbild im Gedächtniß seines Volkes und wird, so lange deutsche Herzen für Freiheit und Recht, für des Vaterlandes Wohlfahrt und Größe schlagen, in unvergänglichen Ehren leben und wirken."

* * *

Stein war ebenso entschieden christlich als national gesinnt, und sein Gottvertrauen hielt ihn aufrecht in allen Stürmen des Lebens. An den Freiherrn von Gagern (Nassau, den 22. April 1819) schrieb er: „Das kleine Buch „„über Religion““ habe ich mit großem Interesse gelesen, es ist vereinigend und aussöhnend. Ein unbeugsamer Nacken, ein stürmisches unruhiges Gemüth, das findet nur einen Zaum und eine Befriedigung seiner Sehnsucht in den Lehren der Offenbarung, ihm ist die heilige Schrift entweder nichts, oder eine Zuschrift aus der Ewigkeit:

Der, der meinen Geist entzückt,
Den ich jetzo noch nicht sehe,
Hat aus der gestirnten Höhe
Mir die Zeilen zugeschickt

— wie eine fromme, reine und edle Dichterin sich ausdrückt.“

„Bei der ernsten feierlichen Stimmung, in die Sie die Erwartung des Endes setzte, nahmen Sie Cicero's de natura deorum zur Hand? Konnte Ihnen der Schüler der griechischen Weltweisen, der römische Staatsmann denn mehr sagen von dem Land, das Ihnen entgegenwinkte, als der Gekreuzigte und Auferstandene, durch dessen Gnade wir allein gerecht werden?“ (An denselben, 6. Mai 1822.)

Da ihm bei dem Mangel schöpferischer Phantasie auch die philosophische Richtung des Geistes fehlte, ward er leicht heftig und bitter den rationalistischen Regungen gegenüber, wie er denn von der ganzen idealistischen Philosophie der Deutschen wenig hielt. Der treffenden Entgegnung, die er auf seine einseitige Bemerkung über den Idealismus und das Philosophenthum vom Professor Steffens erhielt, ist schon oben Erwähnung gethan, und er nahm eine derbe entschiedene Antwort niemals übel. „Wenn der heillose Rationalismus,“ schrieb er an Eichhorn (1818, 22. April), „in unserer protestantischen Kirche doch aufhörte! Warum will man das Unerklärbare erklären, das Geheimnißvolle enthüllen mit unserem zerstückelten Wissen, unseren beschränkten Kräften? Eine Synodalverfassung wird unsere aufgeklärten (Stein hätte hinzusetzen können „auch unsere dogmatisch-zelotischen“) protestantischen Geistlichen zwingen, zu der Einfachheit der christlichen Lehre zurückzukehren. Denn nicht ihr exegetisch naturphilosophisches Gewäsch, nicht ihr christlich atheistisches Rothwälsch, sondern die einfache Lehre des Christenthums, auf die sich Glaube, Liebe und Hoffnung gründen, will und bedarf das deutsche Volk zur Richtschnur im Leben, zum Hort und festen Anker im Tod.“

Stein wollte überall ein Positives, Festgegründetes, aus dem Leben auf das Leben Wirkendes, im Kirchlichen wie im Staatlichen. Darum neigte er auch mehr zu England als zu Frankreich, dessen abstrakte Staats- und Gesellschaftstheorieen ihm schlecht zusagten. Ueber die deutsche Verfassungsfrage äußerte er sich u. A.:

(Nassau, 29. September 1819.) „Das Wichtigste, was zur Ruhehaltung in Deutschland geschehen kann, ist, dem Reich der Willkür ein Ende zu machen und das einer gesetzlichen Verfassung zu gründen und zu beginnen; an die Stelle aber der Büralisten und der demokratischen Pamphletisten — von denen die ersteren das Volk durch Viel- und Schlechtregieren drücken, die andern es reizen und verwirren — den Einfluß und die Einwirkung der Eigenthümer setzen."

Stein wollte damit aber keineswegs dem egoistischen Treiben einer Junkerpartei das Wort reden, und hat sich oft streng darüber geäußert. Goldene Worte finden sich in seiner zu Münster 1828 gehaltenen Landtagsrede, wo es u. A. heißt: „Gewiß verdient das von unserem geliebten König gebildete Institut der ständischen Versammlungen den innigsten, ehrfurchtsvollsten Dank aller Preußen, da nicht die Schule allein, sondern Theilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen der sicherste Weg ist zur Vollendung der sittlichen und geistigen Ausbildung eines Volkes. Sie entrückt den Menschen aus den Schranken der Selbstsucht, versetzt ihn in das edle Gebiet des Gesammtwohls, und an die Stelle des Treibens nach Genuß und Gewinn oder des starren Hinbrütens der Faulheit und des Versinkens in Gemeinheit tritt ernste Verwendung des Geistes, Willens und Vermögens auf das dem Vaterland Gemeinnützige und das wahrhaft Wissenswürdige; und es entwickelt sich durch religiös-sittliche Erziehung und durch selbstständiges freisinniges Handeln eine Energie des Geistes und Willens, die Quelle von vielem Edlen und Großen wird, bei den Einzelnen und bei der Gesammtheit.

„Aus dieser Energie entspringt in großen Momenten des Lebens, der Staaten und der Einzelnen, die hohe Begeisterung der sich für National-Erhaltung und Vaterlands-Vertheidigung aufopfernden Heerschaaren und Helden.

„Auch die Wissenschaft gewinnt durch politische Freiheit und Thätigkeit, bei deren Abwesenheit sie sich oft zu trockenen Untersuchungen oder zu leeren Träumen hinneigt, die der Religion und bürgerlichen Gesellschaft leicht gefährlich werden können.

„Die Ausbildung des ständischen Instituts verlangt aber eine schonende zarte Behandlung, sie wird gestört durch starres Kleben am Mechanismus veralteter centralisirender Formen, durch amtlichen Dünkel und Ansprüche auf Unfehlbarkeit, durch leere Furcht vor revolutionären Gespenstern, die oft Feigheit hervorruft und Schlauheit benutzt."

Daß Stein keine mittelalterlich privilegirte, sich gegenseitig abschließende Stände wollte, geht aus einer Aeußerung gegen Gagern hervor: „Mir scheint, Spaltung in politische Parteien, in Liberale, Konstitutionelle, Monarchisten und ihre Unterabtheilungen ist weniger nachtheilig, als Trennung in Stände, wo Adelsstolz, Bürgerneid und Bauernplumpheit gegen einander auftreten, mit aller Bitterkeit und Verblendung der

gekränkten Eigenliebe, wo Einer den Andern niederzutreten sucht, und zwar ohne alle Rücksicht auf Erhaltung der Verfassung, und hierzu die Unterstützung der Büreaukratie zu erlangen sucht."

Arndt erzählt in seinem werthvollen Buche: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein" unter Anderem: „Die westphälischen Stände, Stein an ihrer Spitze, wünschten und baten die Erfüllung des königlichen Versprechens, endlich alle kleinen Provinzialversammlungen zusammenzuwerfen und mit dem allgemeinen Reichstag einen Anfang zu machen. Stein hatte diese westphälische Bitte, ja diese durch das ein ganzes Vierteljahrhundert gesäumte und hingehaltene königliche Versprechen gerechte Forderung an den Prinzen Wilhelm von Preußen geschickt, der damals als königlicher Statthalter für Rheinland und Westphalen in Köln wohnte. Er hatte bald, ich weiß nicht auf welchem Wege, erfahren, daß diese gerechte Bitte von dem Prinzen nicht mit genug dringlichen und feurigen Worten, wie die Noth und die Stimmung der Zeit sie befahl, an den König eingesandt worden war. Nun war bald nach der Einsendung jener Bitte, wenige Wochen vor Steins Tode, der Prinz mit Gemahlin und Kindern nach Schloß Kappenberg zu Stein zum Besuch gekommen. Da nimmt Stein, ehe man sich an die Mittagstafel setzt, den Prinzen und seinen Begleiter, den Grafen Anton Stolberg, in ein Nebenzimmer und kanzelt beide mit gewaltigen Worten ab: „Die Zeit sei nicht so süß und so sanft, daß sie so tüchtige und mächtige Dinge, so gerechte und gehobene Wünsche und Forderungen, als die treuesten Stände hätten aussprechen und machen gemußt, mit so süßen und sanften Verblümungen und Verzierungen der königlichen Majestät hätten darlegen gesollt, sondern sie hätten den vollen Ernst und die ganze Furchtbarkeit, welche die Zeit in ihren Eingeweiden trage und wie ihr nur mit starken und heroischen Mitteln zu begegnen sei, dem Könige mit ehrlichster geradester Offenheit schildern und darstellen müssen." Kurz, er hatte beide so gescholten, daß die Prinzessin, die im Saal Alles hatte vernehmen können, vor Schreck erblaßt war — denn donnern konnte er bei solcher Gelegenheit — dann hatte er mit den Worten geschlossen: „Jetzt sind wir miteinander fertig, Königliche Hoheit, kommen Sie, lassen Sie uns jetzt ein Glas Wein darauf trinken."

So blieb der große Mann noch groß und würdig in seinen Ansichten, als das Schicksal seine Wirksamkeit auf den engen Kreis einer Provinz zurückgedrängt hatte, und so manche trübe Erfahrung sein Gemüth verstimmte. An den Grafen Arnim, als sich derselbe dem Staatsdienste wieder zuwandte, schrieb er die denkwürdigen Worte zur Lehre und Warnung für alle deutsche Staatsmänner:

„Religiöse Sittlichkeit und Vaterlandsliebe sind die einzigen nicht zu erschütternden Träger des Charakters; ihrer Entwickelung und Befestigung bedarf der Mann, der sich zu höheren Stellen bestimmt und sie erreicht, noch mehr als der, so sich in den einfachen Verhältnissen des

Privatlebens bewegt, und er ist daher durch seine Bestimmung gebieterisch aufgefordert, auf jene Zwecke seine ganze Aufmerksamkeit zu richten. In großen Situationen entscheidet Charakter mehr als Geist und Wissen; man kann Anderer Geist und Wissen benutzen und muß ihn wegen der menschlichen Beschränktheit benutzen, aber den Charakter eines Andern kann man sich nicht aneignen, wohl sich mit Aufhebung aller Selbstständigkeit unterwerfen."

„Eine zweite Bemerkung glaube ich machen zu müssen über eine Klippe, an der viele praktische Geschäftsmänner scheitern: das Erstarren in der Routine und in der krampfartigen Vielthuerei. Dem praktischen Geschäftsmann strömen eine Menge Einzelheiten zu; nach den bestehenden Formen wird er mit ihnen nicht allein überladen, sondern er soll sie prompt abarbeiten, d. h. leicht hinweg schiebend: diese Behandlungsart bildet nicht, ermüdet und hat das Nachtheilige, daß sie die fortschreitende Entwickelung stört, zu dem Schlendrian herabzieht und leider uns mit der Masse von Geschäftsmännern überladet, die sie zu einer seichten Vielschreiberei und der Wuth zu centralisiren hinreißt. Diese Männer leben in ihren Akten, in Erinnerung von Bruchstücken ihrer akademischen Studien, und ahnen nichts von den raschen unaufhaltsamen Fortschritten des menschlichen Geistes und seiner auf Verbesserung der politischen Formen gerichteten Kräfte. Um sich auf der Bahn der Fortschritte des menschlichen Geistes zu erhalten und um an ihnen Theil zu nehmen, ist es unerläßlich, fortzufahren an seiner eigenen wissenschaftlichen Bildung zu arbeiten und mit der staatsrechtlichen, staatswirthschaftlichen und geschichtlichen Literatur vertraut zu bleiben, auch die größeren Ereignisse im politischen äußern und innern Leben der fremden Nationen zu verfolgen. Die vollkommene geistige und sittliche Bildung eines Volks besteht in der Bildung des einzelnen Menschen, in der politischen Entwickelung des ganzen Staates zur politischen gesetzlichen Freiheit. Diese ist in Deutschland noch höchst unvollkommen, und daher entsteht in dem deutschen Charakter und Geist eine Lücke und Lähmung, die nur freie Institutionen und das öffentliche Leben, nicht die Schule allein, zu beseitigen vermögen."

In solchen Worten spricht der Genius Deutschlands, dessen treuer Dolmetsch der deutsche Reichsfreiherr war, zu seinem Volke; möchten sie im Gemüth und Charakter Derer, die auf das Wohl und Wehe der Nation Einfluß üben, nicht bloß Anklang finden, sondern zur Wahrheit werden, auf daß, wenn abermals der Feind hereinbrechen sollte, es nicht an Steinen fehlen möge, an schroffen, eckigen, granitharten Felsen, an denen er sein stolzes Haupt zerschelle.

Ferdinand v. Schill.*)

Ferdinand v. Schill ward als der jüngste unter vier Brüdern im Jahr 1773 auf dem väterlichen Gute Sothof bei Rosenberg in Schlesien (nach Andern am 6. Januar 1776 auf dem Rittergute Wilmsdorf bei Dresden) geboren. Der Vater, aus einem ungarischen edeln Geschlechte abstammend, hatte in den beiden ersten schlesischen Kriegen unter Maria Theresia gedient, war dann, mit dem österreichischen Dienst unzufrieden, zu den Sachsen gegangen und hatte ein Freikorps geworben, mit dem er zu Anfang des siebenjährigen Krieges nicht unbedeutende Unternehmungen ausführte, und 15 Jahr später, kurz vor dem Ausbruch des bayrischen Erbfolgekrieges, folgte er einer dringenden Einladung des Prinzen Heinrich von Preußen und trat in preußische Dienste. Nach dem Tode Friedrichs des Großen nahm er seinen Abschied. Seitdem lebte er auf seinem Gütchen in Oberschlesien in ländlicher Zurückgezogenheit. Als aber im Jahre 1806 der Krieg gegen Napoleon ausbrach, erwachte in ihm wieder der alte Soldatengeist; er sammelte alle Förster und Jagdleute in seiner Gegend und ging damit um, ein Kriegskorps aus ihnen zu bilden, als Graf v. Hoym, der Statthalter der Provinz Schlesien, es für angemessen fand, ihm dies Unternehmen zu verbieten. Noch aber war der innere Kern des ungebeugten Greises so frisch, daß er, zwei Jahre später, dem ungestümen Drange seines Vaterherzens folgend, sich zur Reise nach Pommern aufmachte, um sich am Anblick seines tapfern Sohnes zu letzen, der nun Gelegenheit gefunden hatte, die Träume seiner Jugend zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Was der junge Schill nicht müde ward zu hören, und was auch fort und fort die Lieblingsunterhaltung des Vaters bildete: das waren die Kriegsgeschichten und Abenteuer des kühnen Parteigängers, der, so verschiedenen Herren er auch gedient, sich immer brav gehalten und dem Namen „Schill" Ehre gemacht hatte. Ferdinand wünschte sich kein anderes Glück und kannte kein anderes Lebensziel, als das väterliche Waffenhandwerk, den Dienst der leichten Reiterei, den auch seine älteren Brüder gewählt hatten. Solcher Wunsch entsprach auch völlig den Absichten des Vaters, und so trat er, ein 16jähriger Jüngling, im Jahre 1789 in das nämliche Husarenregiment, in welchem jener zuvor gedient, als Standartenjunker ein. Als er dem Freunde seines Vaters, dem General Graf v. Kalkreuth vorgestellt ward, glaubte dieser in dem jungen Schill etwas echt Militärisches zu entdecken, das zu guten Hoffnungen berechtigte, und erbot sich, ihn in sein eigenes Dragonerregiment, das zu Pasewalk in Vorpommern stand, einzustellen und ein väterliches Auge

---

*) Lebensbeschreibung Ferdinands v. Schill nach Originalpapieren von J. C. Haken (Leipzig 1824, 2 Bändchen). Vgl. Minerva 1826, 3. Bd. S. 419 und die Berichte der Augsb. Allgem. Zeitung von 1809.

auf ihn zu richten. Solch' ein Vorschlag wurde mit Freuden aufgenommen. Doch der Graf Kalkreuth sah seinen Schützling selten, und dieser zeichnete sich im Regiment auch so wenig aus, daß man ganz an seinen militärischen Anlagen zweifelte. Das Einerlei und Kleinliche des Garnisondienstes, das pedantische Exercitium ließ den jungen Schill völlig kalt und theilnahmlos, er war fast immer zerstreut und machte viele Fehler. In seinem Garnisonsort Garz an der Oder, wo er die längste Zeit verlebte, vegetirte er bloß; Niemand achtete auf ihn, und er selber lebte verschlossen, mit seinen Plänen und Gedanken allein beschäftigt.

Am unglücklichen 14. Oktober 1806 war Schill unter Denen, die, vom Herzoge von Braunschweig angeführt, die beklagenswerthe Schlacht bei Auerstedt fochten. Unter dem Befehl des Hauptmanns v. Brockhausen ward er auf eine Feldwacht seitwärts am Eckartsberge entsandt, und traf erst mit dem Feinde zusammen, als der Verlust der Schlacht bereits entschieden und das Heer schon in völliger Auflösung begriffen war. Die Feldwache ward von der feindlichen Uebermacht geworfen, und Schill, von den Seinigen getrennt, sah sich von mehreren französischen Reitern in die Mitte genommen. Man forderte ihn auf, sich zu ergeben; allein der Tapfere, vom Jammer dieses Tages zur hohen Lebensverachtung getrieben, leistete fortdauernd eine verzweifelte Gegenwehr, wodurch er mehrere seiner Gegner verwundete, aber auch um so mehr ihre Erbitterung gegen sich reizte. Schnell würden die nach seinem Kopfe gezielten Hiebe schon hier seinem Leben ein Ziel gesetzt haben, wenn nicht ein glücklicher Umstand die Wucht der Streiche gebrochen hätte.

Das Regiment nämlich, in welchem Schill diente und das schon von Hohenfriedberg her, wo es Wunder der Tapferkeit verrichtet, einer hohen Auszeichnung genoß, war zum Leibregiment der Königin ernannt worden; und als es daher im Herbst 1805 auf seinem Marsche nach Thüringen durch Charlottenburg zog, ward sämmtlichen Offizieren desselben die Ehre, von der Königin Luise zur Tafel gezogen zu werden. Um auch ihrerseits hierbei in geziemendem Glanze zu erscheinen, hatten sie sämmtlich u. A. sich aus Berlin neue Hüte schicken lassen, worunter für Schill einer traf, der um Vieles zu weit befunden wurde. Der Hut mußte stark wattirt werden und schützte nun am 14. Oktober 1806 Schills Haupt. Bald aber ward auch der Hut ihm vom Kopf gehauen, und unmittelbar darauf empfing er mehrere Kopfwunden, die ihm fast alle Besinnung raubten. Es war, allem Anschein nach, um ihn gethan, als der nächste nach ihm gezielte Streich, von seinem Schädel niedergleitend, sein muthiges Pferd verletzte, welches nunmehr, da auch sein Reiter es nicht länger im Zügel zu halten vermochte, ihn durch einen gewaltigen Satz den Säbelklingen seiner Gegner entrückte und weit davon führte.

Ganz mit Blut bedeckt und fast leblos fanden ihn zwei Unteroffiziere seines Regiments, als er eben vom Pferde gesunken war, erkannten

ihn und führten ihn auf der Flucht mit sich fort, nachdem sie mit ihren Schnupf- und Halstüchern nothdürftig seine Wunden verbunden hatten. Als man in Weißensee anlangte, war die Kraft des Verwundeten so erschöpft, daß man ihn aufgab. Doch der Chirurgus Fremming, der ihn kannte, versuchte alle seine Kunst, ihn zum Bewußtsein zurückzurufen, und seine Bemühung blieb nicht ohne Erfolg. Wie viel Anstrengung es auch galt, ihn weiter fortzubringen, da er das Fahren nicht ertragen und sich doch auch kaum auf dem Pferde halten konnte: so gelang es ihm doch, Nordhausen zu erreichen, wo er von einem Arzte gütig aufgenommen und auf's Beste verpflegt ward.

Längeres Weilen war gefährlich; die Flucht ging weiter nach Magdeburg. In den Straßen dieser Festung wimmelte es von Wagen, Pferden und Menschen; doch fand sich auch hier eine menschenfreundliche Seele, der Sprachlehrer Berr, ein geborener Franzose, der den todtbleichen Reitersmann in seine Wohnung aufnahm und im schönen Wetteifer mit seiner Gattin ihn pflegte und erquickte. Die guten Leute drangen in ihren Gast, er solle sich Ruhe gönnen und bei ihnen seine Genesung abwarten. Schill, der weniger an seinen Zustand als an das Schicksal seines Vaterlandes dachte, entgegnete seinem Wirthe: „Verschaffen Sie mir nur die Ueberzeugung, ob man Magdeburg zu halten gedenkt!" Sein Freund ging aus, kehrte aber mit der niederschlagenden Nachricht zurück, daß bereits von Uebergabe gesprochen werde. Von edlem Zorn entbrannt, raffte Schill seine letzte Kraft zusammen, um das Stück des auseinander bröckelnden Preußens zu suchen, das der Feind noch nicht sein nennen durfte. Er gönnte sich nicht Ruhe noch Rast; vom Wundfieber erschöpft, machte er endlich in Kolberg Halt und fand da gastliche Aufnahme im Hause des Senators Westphal.

Als er einigermaßen genesen um sich schaute und die Lage des Vaterlandes erwog, sagte ihm sein schnell treffender Blick, daß vom äußersten Punkte der Monarchie mit zusammengehaltener Kraft wohl mit Erfolg wider den Feind operirt werden könnte. Die Festung Kolberg befehligte zwar der feige altersschwache Kommandant Loucadou, aber die Bürger waren vom besten Geiste beseelt, der Hafen war als Landungspunkt für die Schiffe der verbündeten Seemächte wichtig, und die örtliche Lage begünstigte Unternehmungen, die man in die Flanke und den Rücken des gegen die Weichsel vordringenden Feindes leiten konnte. So beschloß Schill, lieber gleich hier, wo es Noth that und wo augenblicklich geholfen werden konnte, thatkräftig einzugreifen, als sich erst in der Ferne einen noch zweifelhaften Wirkungskreis zu suchen. Schon am siebenten Tage nach seiner Ankunft stellte er sich dem Obristen v. Loucadou vor, und trug ihm seine Dienste auf dem Wall an, wiewohl er, als Kavallerieoffizier, glauben dürfe, sich außerhalb der Festung durch Entsendungen von Streifkorps am nutzbarsten zu machen. Der Kommandant war in der glücklichen Laune, ihm diesen Wunsch zu gewähren, und bewilligte ihm vorläufig einen kleinen Trupp von sechs Mann.

Mit diesen wollte Schill sogleich aufbrechen, um die Getreidevorräthe in Treptow, Cammin und Wollin nach Kolberg in Sicherheit zu bringen. Loucadou meinte, das könnte er noch einige Tage anstehen lassen. „Nur von einem Ausmarsch in dieser Stunde und in diesem Augenblick darf ich mir einigen Erfolg versprechen," entgegnete der blasse junge Mann mit einem schönen Feuer, und erhielt die Erlaubniß.

Noch am nämlichen Tage Abends 7 Uhr (10. November 1806) langte er in Treptow an, und es war hohe Zeit, da bereits für den folgenden Tag ein feindlicher Trupp angesagt war, welcher das Magazin ausleeren wollte. Es wurden also noch in der Nacht die sämmtlichen Vorräthe, bestehend in 315 Scheffel Roggen, 150 Scheffel Mehl und 768 Scheffel Hafer durch aufgebotene Fuhren nach Kolberg geschafft. Um sich die Franzosen möglichst vom Leibe zu halten, entsandte Schill zu gleicher Zeit eine Patrouille von zwei Mann des Weges nach Schievelbein, die das Gerücht aussprengen mußten, es seien russische Truppen bei Kolberg gelandet und im Begriff, die Gegend zu besetzen. Dadurch fand sich der Feind bewogen, auf halbem Wege umzukehren. Auch die Vorräthe in Cammin und Wollin wurden glücklich gerettet.

Allmählig gesellten sich zu der kleinen Schill'schen Truppe noch andere Freiwillige, so daß ein Häuflein von 26 Reitern zusammengebracht ward, deren Ausrüstung freilich sehr dürftig war. Manchem Gaul fehlte der Sattel und selbst die Decke, ein Strick versah die Stelle des Zaums und anstatt der Degenkoppel prangte eine selbst gedrehte Schnur. Desto besser war der Muth und gute Wille der Reiter, auf welche wie durch Sympathie die Kühnheit Schills überzugehen schien. Mit welcher Unerschrockenheit diese Tapferen ihre Streifzüge unternahmen, davon möge ein Fall unter vielen zum Beleg dienen. Es war am 7. Dezember Abends, als Schill, im Begriff nach Greifenberg zu ziehen, durch die Ermüdung seiner Leute gezwungen ward, einige Stunden in dem Dorfe Schnittrige zu rasten. Da kam ein Bote, der die Nachricht brachte, in Gülzow, kaum 1½ Meilen zu seiner Linken entlegen, wimmele es von französischen Reitern und Fußgängern. Dies schien die Vermuthung zu bestätigen, daß der Feind einen Handstreich auf Kolberg beabsichtige und diese Truppe in Gülzow nur als sein Rückhalt zu betrachten sein möchte. Schill setzte sich sogleich in aller Stille in Marsch, beobachtete aber die Vorsicht, einige mit Stroh beladene Wagen vorauf fahren zu lassen, theils um durch sie einen unvermutheten Reiterangriff hemmen, theils dahinter um so vortheilhafter seine eigenen Schüsse anbringen zu können. Immerhin aber blieb das Unternehmen gewagt, da 50 bis 60 Mann badenscher Fußtruppen und ebensoviel französische Reiter in Gülzow standen. Jenen hatte Schill nur 10 Mann von gleicher Waffe entgegenzusetzen, die er auf einem Fußsteige voraussandte, um den Kirchhof des Fleckens zu besetzen und zu behaupten. Sechs Kürassiere schickte er links um den Ort, an dem gülzower Moor und See entlang, mit dem Auftrage, sich erst dann zu zeigen und anzugreifen, wenn er selbst, mit vier

Dragonern vom Regiment der Königin, von der Greifenberger Seite her in den Ort einsprengen würde.

Der Feind war aber durch einen seiner Kundschafter bereits von der Annäherung der Preußen in Kenntniß gesetzt, diesseits des Kirchhofs vor Gülzow aufmarschirt und empfing die Ankömmlinge mit einem lebhaften, wiewohl unwirksamen Gewehrfeuer. Auch die feindliche Reiterei war schon in Bewegung. Schill fühlte, daß kein Augenblick gesäumt werden dürfte, diese zu werfen und seinen in einem so ungleichen Gefecht stehenden Leuten Luft zu machen. Er stürzte sich also mit der Handvoll seiner treuen Begleiter in die Gassen, stieß auch sofort in der Gegend der Apotheke auf die französische Kavallerie und hieb unbedenklich auf dieselbe ein. Unterstützt von seiner Kühnheit, der finstern Nacht und der plötzlichen Ueberraschung fiel dieser ungestüme Angriff um so glücklicher aus, als gleich anfangs der feindliche Anführer und einige der Vordersten verwundet wurden und Schill, dies gewahrend, zu wiederholten Malen rief: „Kosaken vor!" Dies vollendete die Bestürzung; der ganze geschreckte Haufe wandte sich zu übereilter Flucht, ward bis zum Dorfe Klemmon verfolgt und verlor selbst ein paar Gefangene. Dann stieß er auf den Trupp Kürassiere, die ihm von Schill in den Rücken geschickt waren, ritt diesen gewaltsam über und versprengte zwei derselben, die in Kolberg Schills völligen Untergang verkündeten.

Dieser war indeß stracks nach dem Flecken zurückgekehrt, wo seine Infanterie noch fortwährend gegen die badenschen Truppen im heftigsten Feuer stand. Gelang es ihm nicht, dasselbe schnell zum Schweigen zu bringen, so mußte er besorgen, daß die Flüchtlinge dadurch zur Umkehr ermuthigt und ihm der kaum errungene Vortheil wieder entrissen würde. Er sprengte also entschlossen an jene heran und forderte sie auf, das Gewehr zu strecken. Wirklich auch bewog sie die Flucht der Reiterei und der Wahn, es mit einem zahlreichen Gegner zu thun zu haben, zur Ergebung; und so blieb nur noch eine kleine Abtheilung, welche das Amtsgebäude besetzt hielt, zu bekämpfen übrig. Aber wiewohl nur ein einziger Weg dahin führte, schien auch dieser kleine Rest durch scharfen Anlauf wohl überwältigt werden zu können, und nur erst, als die Pferde seiner ansprengenden Dragoner plötzlich vor einem nicht bemerkten Schlagbaum zurückbäumten und eine wohlangebrachte feindliche Salve sie sämmtlich, jedoch ohne die Reiter zu verletzen, verwundete: erkannte der Anführer die Nothwendigkeit, zur Besiegung dieser Hindernisse, einiges Fußvolk herbeizuführen. Die zur Bedeckung der Gefangenen Zurückgelassenen wurden hierzu aufgefordert, und folgten willig, aber erst, nachdem drei von diesen Braven durch Bajonetstiche gefallen waren, gelang es dem vierten, sich Bahn zu brechen — und nun erst entflohen die Eingeschlossenen durch eine kleine Hinterpforte über das Moor. Das Gefecht, das um 11 Uhr Nachts begonnen hatte, war um 2 Uhr beendigt; bei der geringen Zahl seiner Mannschaft hatte Schill nur 33 Mann Gefangene gemacht, aber auch drei Gepäckwagen und 1000 Thaler

erbeutet, welche der Feind aus den königlichen Gefällen sich angeeignet hatte. Alles wurde nach Kolberg geschafft.

Solche Unternehmungen, so gering auch zunächst ihr Ergebniß war, trugen doch nicht wenig dazu bei, den gesunkenen Muth in manchem Herzen wieder zu beleben, den Glauben an die alte preußische Tapferkeit wieder zu stärken und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht sinken zu lassen. In und um Kolberg ward Schills Name gefeiert, Bürgerschaft und Soldaten schenkten ihm unbedingtes Vertrauen und dies ward auch durch manche unglückliche Streifzüge nicht erschüttert. Dem Kommandanten Loucadou war aber der steigende Ruhm wie der rastlose Unternehmungsgeist des kühnen Parteigängers gleich unbequem; er wollte ihm keinen Mann mehr zu seinen Streifereien verabfolgen lassen. Schill sah sich im Anfang des folgenden Jahres (1807) genöthigt, beim Könige die Erlaubniß zur Errichtung eines Freikorps nachzusuchen; er erhielt sie, und in wenigen Wochen standen vier Schwadronen Husaren, eine Kompagnie berittene Jäger und einige leichte Fußtruppen, zusammen gegen 1000 Mann, völlig gerüstet da. Einiges ersparte Geld, das er sich durch seinen früheren Pferdehandel erworben hatte, legte er freudig auf den Altar des Vaterlandes nieder. Seine Absicht war, am Ausfluß der Oder, auf der Insel Wollin, festen Fuß zu gewinnen, von hier aus das feindliche, zur Berennung von Kolberg bestimmte Korps im Rücken zu bedrohen, wo möglich auseinander zu sprengen und den Kolbergern Luft zu machen. Doch die verkehrte Weise, wie von schwedischer Seite der Feldzug in Pommern eingeleitet wurde und die feindliche Uebermacht bewirkten, daß sein Ueberfall gegen Naugard (am 11. Februar) mißlang, und daß er aus Naugard mit empfindlichem Verlust zurückgeschlagen wurde. Er war genöthigt, sich in das befestigte Hölzchen, „die Maikuhle“ genannt, unter den Schutz der Kanonen von Kolberg zurückzuziehen. Hier boten die Tapferen den die Festung immer enger einschließenden Feinden Stand; sie mußten Tag und Nacht unter freiem Himmel kampiren und ohne Unterlaß auf den Füßen sein, und doch zeigten sie sich immer willig und brav. Die Angriffe der Franzosen wurden mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, und als sie zu einem entscheidenden Schlage sich sammelten, ging Schill ihnen mit ein paar Kanonen und seinem gesammten Truppenkörper entgegen, verwickelte sie in einen Morast und benutzte die dadurch entstandene Unordnung so rasch und glücklich, daß auf dem verwirrten Rückzuge Alt- und Neu-Werder für den Feind verloren gingen und derselbe bis an seine feste Stellung zu Sellnow zurückgetrieben wurde. Hätte der kolberger Kommandant in dieser entscheidenden Stunde mit seiner ganzen Macht mitgewirkt (was Schill zu wiederholten Malen, aber vergeblich forderte), so wäre auch Sellnow geräumt worden. Doch wie hätte ein Mann wie Loucadou einem Schill nacheifern sollen!

„Drei Tage nachher“ — so erzählt der alte Nettelbeck in seiner Selbstbiographie — „den 15. April, schiffte der Rittmeister v. Schill für

seine Person sich auf einem Fahrzeuge ein, das nach Schwedisch-Pommern abging. Das neuerlichste Mißverständniß mit dem Kommandanten trug wohl vornehmlich die Schuld, daß jener wackere Mann in einer so schwülen Stickluft nicht länger auszudauern vermochte. Ohnehin war sein in's Große und Freie strebender Geist nicht für die engen Verhältnisse eines belagerten Platzes gemacht; aber dennoch würde er auch hier, wie bisher, seinen Platz auf eine ehrenvoll ausgezeichnete Weise ausgefüllt haben, wenn man seinem Kraftgefühl nicht von mehr als Einer Seite Hemmketten angelegt hätte. Selbst aber, indem er sich jetzt von uns entfernte, geschah es nur, um uns aus der Ferne desto wirksamere Hülfe zu gewähren. Von Anfang an waren seine Entwürfe dahin gerichtet gewesen, sich in Pommern ein Kriegstheater zu errichten, von wo aus Stralsund und Kolberg sich zu wechselseitiger Unterstützung die Hände böten. Nun waren aber in den letzten Tagen auf allerlei Wegen die günstigsten Nachrichten bei uns eingekommen über die Fortschritte des Königs von Schweden nach Swinemünde — ermunternd genug, um einen Mann von Schills feuriger Seele zu neuen großen Hoffnungen, aber auch zu dem Entschlusse zu begeistern, den guten Willen der Schweden an Ort und Stelle gegen den gemeinschaftlichen Widersacher in Bewegung zu setzen."

Auf die Länge konnten sich die Schillschen Truppen nicht in offenem Felde halten; sie mußten der Uebermacht weichen und machten den Versuch, sich nach Preußen durchzuschlagen; dies gelang nicht, und der größere Theil kehrte nach Kolberg zurück. Gneisenau, der junge Nachfolger des alten Loucadou, ließ 130 Mann dieses Korps zu Schiffe nach Schwedisch-Pommern überführen, wo sie auf's Neue in Wirksamkeit treten konnten. Schill hatte schon wieder eine vierte Husarenschwadron von 113 Pferden, eine Abtheilung von 33 reitenden Jägern und zwei Kompagnieen leichter Infanterie, jede von 130 Köpfen organisirt, als von Tilsit her die Friedenskunde erscholl und die gezückten Säbel in ihre Scheiden brachte. Schill wurde von seinem Könige mit dem Verdienstorden belohnt; und als die Franzosen die Hauptstadt geräumt hatten, genoß er die Ehre, zuerst mit seiner Schaar in Berlin einzuziehen. Sein Ruhm verbreitete sich in die Hütten des Landmanns und in die Säle der vornehmen Welt. Ein Offizier aus der alten Schule, der ihm vormals näher gestanden, und der es durchaus nicht begreifen konnte, wie ein Seconde-Lieutenant so plötzlich zum Inhaber eines Regiments vorgerückt und seiner Tapferkeit willen so gefeiert sei, sprach mit Kopfschütteln: „Ei, wer hätte das gedacht! Wie hat doch nur aus dem Schill etwas werden können, der nicht einmal verstand, einen Zug gehörig anzuführen!" Freilich war Schills ganzes Auftreten und Wirken der vollste Gegensatz zur alten Zopfperiode, es waren nun auf Ein Mal den Leuten die Augen aufgegangen, daß in ihm ein preußischer Krieger erschienen sei, wie er sein sollte, und dieses Bewußtsein war in dem gemeinsten Bauer und Handwerker lebendig geworden, so daß kleine

Lebensbeschreibungen und Anekdotensammlungen, mit Holzschnitten im Geschmack des gehörnten Siegfried, wenn sie Schills Namen an der Stirn trugen, mit Begierde gekauft und gelesen wurden.

Schill verstand es aber auch, wie Wenige, mit dem Soldaten und gemeinen Manne umzugehen, und durch sein freundliches Wesen und eine körnige Beredtsamkeit sich ihr Zutrauen zu gewinnen. Seine äußere Erscheinung war höchst einnehmend; er stand jetzt im kräftigsten Mannesalter, sein rundes blühendes Gesicht mit den dunkelfeurigen Augen, die kräftige Haltung, die Husarenuniform, die ihm wie angegossen saß, machten den besten Eindruck, und wer ihm einmal näher getreten war, hing auch mit Leib und Seele an dem liebenswürdigen Manne. Der ihm so reichlich angezündete Weihrauch machte ihn nicht stolz, verblendete jedoch seinen Sinn auf andere Weise. Er glaubte berufen zu sein, dem stillen Ingrimm des Volkes die Bahn öffnen zu müssen, und bei seinem leidenschaftlichen Hasse gegen Napoleon und seinem ebenso großen Vertrauen auf die gerechte Sache des deutschen Volkes übersah er die Gefahren oder schätzte sie zu gering.

Der in Königsberg gestiftete „sittlich-wissenschaftliche" Verein, unter dem Namen des „Tugendbundes" bekannt, der sich rasch nach allen Provinzen hin verzweigte, schürte das Feuer der Unzufriedenheit und des Hasses gegen die Fremdherrschaft. Der König sah sich aber durch Napoleon gezwungen, den Bund förmlich zu mißbilligen. Wenn auch Schill nicht eigentlich Antheil daran nahm, so konnte er doch nicht verhindern, daß ihm seine Freunde unaufhörlich zuredeten, man dürfe nicht zu lange unthätig zuschauen, ja die Fürsten müßten durch das Volk zum Losschlagen veranlaßt werden. Als nun die heldenmüthigen Spanier sich erhoben und den bisher unbesiegten Napoleon in die Enge trieben; als Oesterreich rüstete und Erzherzog Karl das Vertrauen wieder lebendig machte; als die braven Tyroler so mannhaft für das Vaterland stritten: da glaubten auch die norddeutschen Patrioten die Volkskraft aufbieten zu müssen, um gleichzeitig mit Oesterreich den Erbfeind zu bekämpfen. Leider war das Volk noch starr und schläfrig — dafür hatten ja die deutschen Fürsten selbst gesorgt, und die geringe Zahl der Vaterlandsfreunde war nur ein Tropfen auf einen heißen Stein! Einer von Schills Agenten, ein Herr v. Tempsky, der unter dem Namen Thielau sich in Burg aufhielt und von Zeit zu Zeit Nachricht gab über die Vorfälle an der Elbe, schrieb an Schill:

„Endlich hoffe ich und glaube ich doch, daß der Zeitpunkt eingetreten sein wird, wo wir einmal die Bestimmung unsers Zwecks mit Gewißheit zu erwarten haben. Mit äußerster Spannung erwarten wir von Ihnen die Resultate hierzu." — „Es läßt mich keinen Augenblick länger warten, mir die endlichen Befehle zu unserem Vorhaben von Ihnen auszubitten!" — „Längeres Zögern kann durchaus zu nichts nützen, als die ohnehin schon wegen öfterer Täuschung ziemlich muthlosen Leute noch muthloser zu machen und ihnen jede Lust zu benehmen. Jetzt ist es

gewiß der rechte Zeitpunkt, weil die Erbitterung in Westphalen wegen der neuen Konskription und der neuen enormen Abgaben mit jedem Tage zunimmt, und Alles lauert auf den glücklichen Augenblick eines entscheidenden Ausbruchs." — „Wir wissen mit Zuverlässigkeit, daß die Stimmung der Menschen in Westphalen von der Art ist, daß Niemand länger Geduld haben, sondern losarbeiten will. Wenn es nicht binnen Ende Monats geschieht, verlieren wir zu viel Leute: denn sie werden drüben wie's Vieh zusammen getrieben, um nur die Zahl herauszubringen. Kommen Sie selbst und dringen mit vor, so sind wir des Sieges gewiß! Ihr Name gilt für eine Gottheit schon, an den Jeder mit fester Zuversicht glaubt!" — „Alle meine Leute freuen sich wie Kinder auf baldiges Losschlagen und erwarten mit Ungeduld den Augenblick des Befehls. Ich bin nicht im Stande, sowie Keiner von uns, die Menschen länger zu erhalten." Ein anderer Brief, der allerlei Nachrichten von den in Oesterreich erfochtenen Siegen enthielt, endigte mit dem Zuruf: „Brutus, schläfst Du?"

Als wenn nichts geschehen sei, setzte Schill ruhig seine gewöhnlichen Beschäftigungen fort, führte sein Volk täglich mit vollem Gepäck, als solle es in's Feld gehen, vor's Thor und übte es in den Waffen. Da empfing er die Nachricht, daß Romberg, sein westphälischer Agent, auf dem Rückwege nach der Heimath in Magdeburg festgenommen sei, und daß man ihm alle Briefe sammt den Proklamationen an's deutsche Volk abgenommen habe. Der Fall wurde sogleich an den westphälischen Hof nach Kassel, von dort an den König nach Königsberg berichtet.

Nun galt es, durch einen schnellen Entschluß dem drohenden Ungewitter zuvorzukommen. Sollte sich ein Schill in so kritischer Zeit auf eine Festung sperren, sollte er den Gedanken der Befreiung des deutschen Vaterlandes, den er mit so glühender Begeisterung umfaßt hatte, in feiger Flucht zu Grabe tragen? Sollte durch sein entschiedenes Vorgehen doch nicht vielleicht die träge Masse mit fortgerissen werden können? Wie, wenn der Erfolg den Ungehorsam gegen seinen König rechtfertigte? — Solche Gedanken mochten die Seele des Majors v. Schill bewegen, als er sein Husarenregiment, das zweite brandenburgische, am 28. April 1809, Nachmittags um 4 Uhr, zum halleschen Thore hinausführte, als ob's dem Exercitium gelte. Unter verschiedenen militärischen Schwenkungen mochte er etwa eine Meile gegen Potsdam vorgerückt sein, als er Halt gebot und seinen Truppen in feuriger Rede eröffnete, daß der Augenblick zum Losschlagen gekommen sei. Der Redner hielt in seiner Begeisterung hoch die goldgestickte Brieftasche empor, welche ihm seine Königin geschenkt und worin sie mit eigener Hand die Worte gezeichnet hatte: „Für den braven Herrn v. Schill. Luise." Dieses Kleinod trug er fortan auf seinem Herzen. „Freudig will ich für die Wohlfahrt unsers Königshauses mein Blut vergießen und sterben!" — so rief Schill, und allgemeiner freudiger Zuruf begleitete jedes Wort. Alle waren entschlossen mit ihm zu siegen oder zu fallen. Am 2. Mai waren

ihm noch 300 Waffenbrüder von der Infanterie gefolgt, die heimlich in der Nacht Berlin verlassen hatten. Ganz Berlin staunte ob der unerhörten überraschenden That, und wer auch das allzukühne Beginnen nicht billigte, wünschte doch den Braven einen guten Erfolg.

Der kleine Haufen setzte sich nach Magdeburg zu in Bewegung, denn Schill gedachte, den Elbstrom nahe bei dieser damals schwach besetzten Festung zu überschreiten und dann den Platz durch einen kühnen Handstreich zu überrumpeln. Dem französischen Befehlshaber in Magdeburg war aber schon Alles verrathen worden und Schill mußte in einem weiten Umwege sich links wenden, um den Uebergang bei Wittenberg zu versuchen. Nach längerem Unterhandeln mit dem dortigen Festungskommandanten ward dem Regiment zugestanden, mit klingendem Spiel, im Angesicht der Garnison, dicht vor den Thoren der Festung vorbei über die unter dem Bereich ihres Geschützes liegende Elbbrücke zu ziehen. Am 2. Mai langte der Zug in Dessau an, wo seine Erscheinung die Einwohner zu einem Enthusiasmus erweckte, der erfreulicher war, als die kühle mißtrauische Aufnahme in Sachsen. Der Herzog war geflohen, aber aus Achtung gegen ihn bezahlte die Truppe alle ihre Bedürfnisse baar und schonte selbst die Kasse des westphälischen Postamts. Der Hofbuchdrucker mußte eine Proklamation drucken, die überall verbreitet werden sollte.

„An die Deutschen.“

„Meine in den Ketten eines fremden Volkes schmachtenden Brüder! Der Augenblick ist erschienen, wo Ihr die Fesseln abwerfen und eine Verfassung erhalten könnt, unter welcher Ihr seit Jahrhunderten glücklich lebtet; bis der unbegrenzte Ehrgeiz eines kühnen Eroberers unermeßliches Elend über das Vaterland verbreitete. Ermannt Euch, folgt meinem Winke, und wir sind, was wir ehemals waren! Ziehet die Sturmglocken! Dieses schreckliche Zeichen des Brandes fache in Euren Herzen die reine Flamme der Vaterlandsliebe und sei für Eure Unterdrücker das Zeichen des Untergangs. Alles greife zu den Waffen; — Sensen und Piken mögen die Stelle der Gewehre vertreten. Bald werden englische Waffen sie ersetzen, die schon angekommen sind. Mit kräftiger Hand geführt, wird auch die friedliche Sense zur tödtenden Waffe. Jeder greife zu den Waffen, nehme Theil an dem Ruhme der Befreier des Vaterlandes; erkämpfe für sich und seine Enkel Ruhe und Zufriedenheit! Wer feige genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderung zu entziehen, den treffe Schmach und Verachtung, der sei Zeitlebens gebrandmarkt! Ein edles deutsches Mädchen reiche nie die Hand einem solchen Verräther! Fasset Muth! Gott ist mit uns und der gerechten Sache. Das Gebet der Greise möge Segen für uns erflehen. Siegreich rückten Oesterreichs Heere vor, trotz den großprahlerischen Versicherungen Frankreichs; die Tyroler haben schon rühmlich die Fesseln zerbrochen; die braven Hessen haben sich gesammelt; an der Spitze

geübter Krieger eile ich zu Euch. Bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wieder hergestellt sein. Auf zu den Waffen! Schill."

Es wurden unverweilt die Uebergänge über die Saale und Elbe gesichert, Schill wandte sich nach Bernburg, ließ aber seine Reiter bis Halle streifen, wo das westphälische Wappen abgerissen und statt dessen der preußische Adler aufgerichtet wurde. Auch stießen dort 60 Freiwillige zu seiner Schaar. Aber schon traten auch allerlei schlimme Vorzeichen hervor, welche die bedenkliche Lage in ihrem wahren Lichte zeigen konnten. Dörnberg in Hessen hatte am 21. April den längst vorbereiteten Aufstand unter dem Landvolke durchgesetzt, doch es war ihm nicht gelungen, das Militär zum Abfalle zu bewegen; seine Unternehmung scheiterte und er entwich nach Böhmen. Mit dieser niederschlagenden Nachricht traf das andere Gerücht von der Donau her zusammen, daß Napoleon abermals gesiegt und den Erzherzog Karl nach Böhmen zurückgedrängt habe. Schmerzlich sah sich nun Schill in seiner Hoffnung, daß die Unternehmungen gegen den Feind in allen Theilen Deutschlands wirksam ineinander greifen würden, getäuscht; sein Muth blieb unerschüttert, sein Entschluß fest. Als er seinen Offizieren die bedenkliche Lage der Dinge offen darlegte, riefen Alle: Vorwärts!

Der französische Befehlshaber in Magdeburg hatte inzwischen eine Heeresabtheilung gegen Schill abgesandt; dieser verließ also Bernburg am 4. Mai und zog dem Feinde entgegen. Bei Dodendorf, eine starke Meile vor Magdeburg, trafen sie aufeinander. Da außer den französischen Bataillons noch ein westphälisches Linienregiment ihm gegenüberstand, versuchte Schill die deutschen Truppen zu sich herüberzuziehen. Lieutenant Stock ritt, ein weißes Schnupftuch schwenkend, vor die Front eines westphälischen Quarré's und rief mit lauter Stimme: Wir sind nicht als Eure Feinde gekommen, sondern um deutsche Brüder von französischer Fremdherrschaft zu befreien; vereinigt Euch mit uns zu diesem edlen Zwecke! Aber Alle schwiegen, und als Stock zurückritt, trafen ihn mehrere Flintenschüsse, die ihn zu Boden streckten. Da man dies einem Mißverständniß zuschrieb, machte Lieutenant Bärsch einen zweiten Versuch, ward aber mit einem Hagel von Kugeln begrüßt.

So war Schill gezwungen, den Kampf zu beginnen und gegen deutsche Brüder zu kämpfen. Mit Erbitterung und Wuth stürzten seine Husaren auf die dichten Vierecke. Schill hatte nicht mehr als 400 Husaren, 60 reitende Jäger und etwa eben so viel Mann Fußvolk. Aber die Tapferkeit ersetzte die Zahl; die Quarré's wurden gesprengt, eine nicht geringe Zahl der Feinde niedergehauen, gegen 170 Mann nebst dem verwundeten Oberst Vautier gefangen genommen, sämmtliche Pulverwagen, mehrere Fahnen, Waffen und Gepäck erbeutet. Doch die zwei französischen Kompagnieen leisteten hartnäckigeren Widerstand; sie zogen sich auf die steile Anhöhe des Dodendorfer Kirchhofes zurück und pflanzten

dort eine Kanone auf. Gegen diese Anhöhe stürmten die Jäger, welche von ihren Pferden abgesessen waren, aber ihre Zahl war allzugering und der Mangel an Infanterie machte sich auf das Empfindlichste fühlbar. Sollte man noch mehr Blut opfern, da schon so viele tapfere Brüder gefallen waren?*) Schill zog um 6 Uhr Abends (6. Mai) ab, und ging am folgenden Tage über Tangermünde nach Arneburg, wo er 5 Tage lang rastete, um seine Reiterei zu verstärken und zwei Infanterieabtheilungen zu bilden. Doch die Mittel zur Ausrüstung waren bald erschöpft, die Aussicht immer trüber. Der König von Westphalen hatte ein Dekret erlassen, worin er einen Preis von 10,000 Franken auf Schills Kopf setzte und allen Behörden befahl, auf die „Schill'sche Räuberbande" Jagd zu machen. Sein eigener König forderte den Unbesonnenen vor ein Kriegsgericht und verurtheilte das ganze Unternehmen. Zu gleicher Zeit hatte auch Napoleon ein Bülletin gegen den „Räuber" Schill erlassen, und befohlen, daß ein Beobachtungskorps an der Elbe gebildet werden solle, um ihn zu vernichten.

Erst am 12. Mai stieß jene aus Berlin entwichene Infanteriekompagnie, die früher in Pommern unter Schill gefochten hatte und seinen Namen führte, zu der in Arneburg versammelten Schaar. Es war ein rührender Anblick, als nun Schill mitten unter seinen Getreuen stand, sie alle mit Namen nannte, Allen mit Händedruck dankte für ihre aufopfernde Liebe. Noch einmal erklärte Schill vor sämmtlichen auf dem Marktplatz versammelten Truppen, daß er nicht eher den Säbel in die Scheide stecken werde, bis auch das letzte Dorf wieder frei geworden sei. „Sollte ich," so schloß er, „in dem Versuche untergehen und Deutschland trotzdem nicht frei werden, nun, so ist auch dann noch ein Ende mit Schrecken einem Schrecken ohne Ende vorzuziehen!" Er brach nach der kleinen mecklenburgischen Festung Dömitz auf, um wenigstens einen Punkt an der Elbe zu gewinnen, wo er festen Fuß fassen könnte. Sein Handstreich gelang auch vollkommen; seine Bewaff-

*) Einem Kourier wurde bald nachher von den Schill'schen Husaren folgende Depesche des Gouverneurs zu Magdeburg an den General Gratien abgenommen:

„Le téméraire Schill invase Nos pays. J'avais pris avec la plus grande partie de ma garnison une position forte, pour mettre fin à ses progrès et pour observer le grand chemin de Magdebourg. Ses husards ne se battent pas comme des soldats ordinaires, mais comme des enragés; ayant rompu et sabré mes carrées ils firent le reste prisonnier. Venez à mon secours le plus tôt que possible. Michaud."

(„Der tollkühne Schill fällt unser Land an. Ich hatte mit dem größten Theil meiner Besatzung eine feste Stellung gewonnen, um seinen Fortschritten Einhalt zu thun und die Straße nach Magdeburg zu beobachten. Seine Husaren schlagen sich nicht wie gewöhnliche Soldaten, sondern wie Wüthende; nachdem sie meine Carré's durchbrochen und niedergehauen, machten sie den Rest zu Gefangenen. Kommen Sie so bald als möglich mir zu Hülfe.")

Vgl. Schills Zug nach Stralsund und sein Ende. Tagebuch eines seiner Vertrauten. (Quedlinburg und Leipzig 1831.)

neten drangen in die Citadelle und nahmen die Besatzung gefangen. Doch zeigte sich's auch bald, daß der Platz auf die Dauer nicht zu halten sei.

Unterdessen waren nach Magdeburg mehrere tausend Franzosen und Westphälinger geeilt unter dem Befehle Albignacs. Holländer unter Gratien nahmen ihre Richtung nach Stendal. Von Rostock rückten Mecklenburger vor und 1500 Dänen stellten sich unter Ewald zwischen Hamburg und Lübeck auf. Am 24. Mai hatten die Mecklenburger wieder das Fort Dömitz erstürmt und dem nun allerseits Umstellten blieb nur noch die Seeseite offen, und er säumte nicht, sie zu suchen. Nachdem er am 25. Mai bei Dammgarten 500 Mecklenburger auseinander gesprengt hatte, langte er vor Stralsund an und bemächtigte sich der Stadt, deren Werke vor Kurzem geschleift worden waren. Doch fanden sich hier noch 400 Kanonen, 6000 Gewehre und einige Zentner Pulver.

Es galt, so schnell als möglich die Befestigungen wieder herzustellen, und jeder Kriegsmann legte rüstig die Hand an's Werk. Einige warfen Schanzen auf und pflanzten Schanzpfähle, andere öffneten die verschütteten Gräben; die Zugänge wurden verbarrikadirt und die Geschütze aufgepflanzt. Man wollte dem heranziehenden Feinde zeigen, daß man Willens sei, auf Tod und Leben sich zu vertheidigen. Noch am 30. Mai Abends schrieb Schill an den Erzherzog Karl, daß er hoffe, Stralsund werde sich als ein zweites Saragossa erweisen. Aber es sollte anders kommen, als die Patrioten hofften.

Am 31. Mai erschienen die Holländer und Dänen, wohl 7000 Mann stark. Ein falscher Angriff, auf das eine Thor unternommen, verdeckte den ernstlichen auf das andere, nur schwach befestigte. Der Feind drang in die Stadt, von Straße zu Straße. Mann mit Mann ward gekämpft. Schills Leute thaten Wunder der Tapferkeit, aber sie mußten der Uebermacht unterliegen, ihr Führer, welcher den holländischen General Cateret niedergehauen, sank in der Fährstraße, nachdem er einen Schuß durch den Kopf, einen in die Schulter und einen starken Hieb über das Gesicht erhalten hatte.*) Alsbald hörte alle Gegenwehr auf; 150 Reiter sammt einigen Jägern schlugen sich durch, und erhielten freien Abzug nach Preußen, wo die Offiziere vor ein Kriegsgericht gestellt und mit Festung und Kassation bestraft wurden, aber die bei Dodendorf und Stralsund gefangenen eilf Offiziere wurden von den Franzosen nach Wesel geführt und dort erschossen.**) Ein 1835 von der preußischen Armee errichtetes Denkmal deckt ihre Asche. Schills von den vielen Wunden ganz unkenntlich gewordener Leichnam wurde mit Mühe aufgefunden, ein holländischer Wundarzt trennte auf Befehl des Generals Gratien den Kopf vom Rumpfe, um ihn in Weingeist aufzubewahren. Diese Trophäe ward nach Kassel geschickt, wo König Hieronymus seine

*) Vgl. A. A. Zeitg. 1809, S. 671.

**) Die Allg. Zeitg. nennt 11. Vgl. S. 1148 und 1102.

Augen daran weidete; darauf kam sie in den Besitz des berühmten Naturforschers Bougmans in Leyden und ward unter den Köpfen berüchtigter Mörder und interessanter Mißgeburten den Besuchern gezeigt. Erst im Jahre 1837 gaben die Holländer (die doch nur der deutschen Tapferkeit ihre wiedergewonnene Selbständigkeit zu danken hatten) das edle Haupt heraus; es ward nach Braunschweig ausgeliefert und nebst der Asche von 14 zu St. Leonhard bei Braunschweig erschossenen Kriegern Schills feierlich beerdigt. Der Rumpf ward zu Stralsund auf dem St. Knieperkirchhofe eingescharrt. —

Sie trugen ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenspiel und ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
Womit man den Soldaten begraben muß.

Sie schnitten den Kopf von dem Rumpfe ihm ab,
Und legten den Leib in ein schlechtes Grab; —
Da schläft er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag!

Dem Heldengeist, der den auch in seinem Irrthum ehrenwerthen Helden beseelte, konnte man aber nicht den Kopf abschneiden und die Asche Schills war eine Aussaat, die nach dem Winter von 1812 herrlich emporwuchs.

Andreas Hofer.*)

Nachdem Preußen 1806 auf's Haupt geschlagen worden, nachdem der schmachvolle Frieden zu Tilsit 1807 das, was der Rheinbund begonnen, nämlich die Zerreißung Deutschlands, vollendet hatte, nachdem Napoleon am 24. Dezember 1808 wieder als Sieger in Madrid eingezogen war: da, so schien es, war für das geknechtete Deutschland jede Hoffnung abgeschnitten, unter dem Druck des Allgewaltigen sich wieder erheben zu können. Aber gerade von Spanien her ward den Völkern

*) Das Land Tyrol und der Tyrolerkrieg von 1809 von J. v. Dormayr, 2 Thl. Leipzig 1845. Tyrol und Vorarlberg, topographisch mit geschichtlichen Bemerkungen, von J. J. Staffler, 2 Bde. Innsbruck 1842. Tyrol im Jahre 1809. Nach Urkunden dargestellt von Dr. J. Rapp (Innsbruck, 1852). Der Mann von Rinn (Jos. Speckbacher) und Kriegsereignisse in Tyrol 1809. Nach historischen Quellen bearbeitet von J. G. Mayr, Innsbruck 1851.

das Signal gegeben zur muthigen Ausdauer wie zur kühnen Erhebung; hier ward zum ersten Mal sichtbar, daß, wo anstatt der besoldeten zum Kriegsdienste gezwungenen Truppen ein ganzes Volk freiwillig, ohne Sold für Herd und Altar streitet, der Sieg ihm endlich werden muß trotz allen schlagfertigen Armeen und der Kriegskunst ihrer Führer.

Oesterreich, nach so vielen Niederlagen und Verlusten an Geld, Menschen und Ländergebieten, hatte aber auch — und darin stand es ruhmvoll und für die Zukunft Vertrauen erweckend da — keineswegs die Besonnenheit und den Muth verloren. Es war entschlossen das Aeußerste zu wagen, denn es galt das Aeußerste, es galt den Kampf für die eigene Existenz, da Rußland sich willig hatte finden lassen, den französischen Interessen die Hand zu bieten, durch die von Napoleon ihm vorgespiegelte Aussicht auf eine Theilung Europa's zwischen der Macht des Ostens und des Westens. Mit richtigem Gefühl wandte sich die österreichische Regierung an die Volkskraft, und damit zum Quell der Lebenskraft, der nicht versiegt, auch wenn die Heere geschlagen sind. Neben dem Minister Stadion waren es hauptsächlich der Kriegsheld Erzherzog Karl und der mit dem Volksleben sympathisirende Erzherzog Johann, der spätere deutsche Reichsverweser, welche sich an die Spitze der neuen Bewegung stellten. Sie leiteten die Vorbereitungen zur allgemeinsten Volksbewaffnung, zur Errichtung der Landwehr; opferbereit stellten hohe und niedere Familien in allen Provinzen (mit alleiniger Ausnahme von Ungarn) ihre Söhne als Freiwillige; keine Kosten der Ausrüstung wurden gescheut, eine hohe Begeisterung hatte Aller Herzen erfaßt.

Von Wien aus wurden geheime Verbindungen mit Tyrol angeknüpft, das seit dem preßburger Frieden unter bayrische Herrschaft gekommen war. König Maximilian Joseph war ein wohlwollender edler Fürst, aber seine „Schreiber", wie sie der Tyroler nannte, wußten sich nicht in Art und Sitte des freien Bergvolkes zu finden, das auf seine Gemeindefreiheiten und Privilegien stolz, an altem Herkommen mit aller Zähigkeit haftend, die Religion der Väter ehrend und mit dem poesie- und bilderreichen katholischen Kultus auf das engste verwachsen, sich die Neuerungen der nach französischem Muster centralisirenden bayrischen Beamten auf keine Weise gefallen lassen wollte. Bayern als ein kleiner Staat mußte freilich auch seine neue Provinz Tyrol mit Aushebung von Mannschaften und Abgaben drücken, aber das ebenso rohe als unkluge Benehmen der Militär- und Civilbeamten, die mit wahrem Uebermuth die tyroler Bauern in ihren heiligsten Gefühlen kränkten, brachte diese bald dahin, daß sie ihre Ketten zerrissen, um sich dem geliebten angestammten Haus Habsburg wieder in die Arme zu werfen. Die treuen Tyroler zeigten dem erstaunten Frankreich und dem gefesselten Deutschland ein Volk, das, ohne Magazine und Kriegsvorräthe, bloß Gott und seinem kräftigen Arm vertrauend und seine Berge als Schanzen und Festungen benutzend, das Kriegsspiel spanischer Guerillas auf deutschem

Boden fortsetzte, sein Land von der bayrischen und französischen Besatzung reinigte und selbst dann noch muthig fortkämpfte, als es bereits abermals dem allgewaltigen Despoten Preis gegeben war. „Wie sehr," rief Stein, der auf österreichischem Boden ein Asyl gefunden hatte, bewundernd aus, „kontrastirt dieses Betragen mit dem Sklavensinn der deutschen Fürsten des Rheinbundes, die, um ihre hinfällige Existenz und ihre erbettelte Macht zu erhalten, sich zu Vögten der verhöhnten, erdrückten, ausgesogenen Nation brauchen lassen. Mehr als sie und alle ihre Umgebungen ehre ich den tapfern Tyroler, der für seinen Kaiser ficht und blutet."

Es fehlte dem tyroler Aufstande die kräftige Unterstützung und das folgerechte Mitwirken eines österreichischen Heeres; es fehlte sogar eine entschieden durchgreifende einheitliche Leitung, an strenge Disciplin war gar nicht zu denken: und dennoch wurde Großes erreicht, denn es fehlte nicht an Männern, die ganz sich der großen Sache hingaben und zu Opfern bereit waren. Unter diesen haben sich Andreas Hofer, der Sandwirth von Passeyer, Joseph Speckbacher, der Mann von Rinn, und Joachim Haspinger, der Kapuzinermönch aus dem Pusterthale — wenn auch nach der Eigenthümlichkeit eines Jeden in verschiedener Weise, unvergänglichen Ruhm erworben. Wenn nicht die Seele, so doch das Herz des Aufstandes und der anerkannt oberste Leiter desselben war der durch seine Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Milde gleich ausgezeichnete Hofer, den die Zeitverhältnisse aus dem beschränkten Kreise eines Gastwirths und Handelsmanns plötzlich zur Höhe der Regierungsgeschäfte erhoben, der durch seine Treue für Oesterreich, durch seine Ehrfurcht für die Religion, durch seine Pietät für die Gerechtsame Tyrols nicht minder wie durch seine Tapferkeit und seinen Fremdenhaß ausgezeichnet, ganz der Mann dazu war, den Aufstand zu regieren, die Leidenschaften auf Einen Zweck zu lenken, innere Spaltungen wieder auszugleichen. Aber es mangelte ihm jene Charakterfestigkeit und die den Augenblick stets sicher in seiner wahren Bedeutung erfassende Gewandtheit des Geistes (beides besaß Speckbacher in hohem Grade), wodurch er eine freie Stellung gegen die oft unklugen Einflüsterungen seiner Freunde hätte gewinnen und jener traurigen Katastrophe hätte vorbeugen können, die ihn den Händen seines Todfeindes überlieferte.

Andreas Hofer wurde am 22. November 1767 im Thale Passeyr, Gemeinde St. Leonhard, auf dem Einzelhofe zum „Sande" geboren, wo der Vater eine Wirthschaft führte. Im Dorfe St. Leonhard empfing er seine Schulbildung, so gut sie die Landschule zu bieten vermochte, half frühzeitig dem Vater in seinem Geschäft und zeichnete sich durch sein gesetztes Wesen aus. Wie seine Vorfahren sich bereits durch ihren patriotischen Sinn einen Namen erworben hatten, so eiferte ihnen auch Andreas Hofer würdig nach, indem er als junger Mann von 22 Jahren auf dem Landtage zu Innsbruck, der 1790 nach dem Tode des Kaisers Joseph II. gehalten wurde, muthig für die Erhaltung der stän-

dischen Verfassung seines Vaterlandes in die Schranken trat. Nachdem er selber die Wirthschaft übernommen und nebenbei auch einen Wein-, Getreide- und Pferdehandel in Gang gebracht hatte, lernte er auch das italienische Tyrol kennen, erwarb im Norden und Süden sich gute Freunde und Bekannte und war überall gern gesehen, seiner Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit willen, der die Heiterkeit und der Witz keineswegs fehlte. Dabei war seine äußere Erscheinung sehr einnehmend; er hatte einen starken, ziemlich hohen Körperbau, breite Brust, ein blühendes, rothbäckiges Gesicht mit kleinen, aber lebhaften Augen, eine zwar etwas weiche, aber wohlklingende Stimme und schon früh einen gemessenen, würdevollen Gang. Als er einst mit seinen Freunden beim fröhlichen Schmause zusammen saß und ein Bettler, dessen schon an sich häßliches Gesicht noch durch einen langen Bart verunstaltet wurde, sich ein Almosen geholt hatte, fragte ihn neckend einer der Gäste: „Hättest Du nicht Lust, Dir auch so einen Bart wachsen zu lassen?“ „Warum nicht?“ antwortete Hofer. „Dazu würde Deine Anna (Hofers Ehefrau) nicht Ja sagen!“ hieß es nun. Hofer entgegnete lächelnd: „Meint Ihr, daß ich unter dem Pantoffel stehe?“ Er ging willig auf eine vorgeschlagene Wette ein, deren Preis ein paar Ochsen waren und die der Gegner verlieren sollte, wenn Hofer nach einem Jahre noch den Bart trüge. Hofer gewann nicht nur die Wette, sondern er trug fortan seinen langen schwarzen Bart bis an seinen Tod, und dieser Bart trug nicht wenig zu dem würdevollen Ansehen des Mannes bei.

Zweimal ward Hofer zum Landesdeputirten erwählt; in den Kriegen 1796 bis 1805 kämpfte er wacker als Hauptmann der passeyer Schützenkompagnie gegen den Feind. Im presburger Frieden (26. Dezember 1805) ward Oesterreich gezwungen, Tyrol an Bayern abzutreten. Dieser Wechsel der Herrschaft wollte dem treuen Hofer schwer in den Sinn; er ward aber empört, als die bayrischen Beamten ihre tolle Wirthschaft begannen und selbst die Kirchen beraubten und die Priester beschimpften. Sein frommes Gemüth ward auf das Tiefste erregt. Da erhielt er zu Anfang des Jahres 1809 eine Einladung nach Wien. Oesterreichische Sendlinge hatten bereits im vorhergegangenen Jahre sich von der Stimmung des Volkes Kenntniß erworben, die glimmenden Funken der Unzufriedenheit geweckt und dabei namentlich auch den Sandwirth Hofer als ebenso einflußreiche wie Oesterreich treu ergebene Persönlichkeit ihrer Regierung empfohlen. Freiherr v. Hormayr, ein geborener Tyroler, damals Direktor des kaiserlichen Staatsarchivs zu Wien, hatte für seine Landsleute schon einen sehr gut angelegten Plan zum Aufstande ausgearbeitet, mit welchem nun Hofer vertraut gemacht wurde, der (nebst zwei Vertrauten) schnell dem an ihn ergangenen Rufe gefolgt war. Von Wien zurückgekehrt, theilte er, was Oesterreich versprochen und was in Tyrol geschehen müsse, unter dem Siegel der Verschwiegenheit seinen Landsleuten mit, und selten hat ein Volk so gut sein „Staatsgeheimniß“ zu bewahren gewußt.

Im April erfolgte die Kriegserklärung Oesterreichs gegen Napoleon und seine Bundesgenossen, und bald darauf betraten österreichische Truppen unter Marquis Chasteler bei Linz den österreichischen Boden. Am 7. April waren die verabredeten Signale durch's ganze Land gegangen; am 8. schwammen Brettchen, auf denen ein kleines rothes Fähnlein wehte, den Innfluß hinab, auch warf man Sägespäne und Mehl in den Fluß, um die an beiden Ufern aufgestellten Wächter zu benachrichtigen; in der Nacht des 9. April loderten auf den Anhöhen die „Kreuden-Feuer", um allen braven Tyrolern zu sagen: „Es ist Zeit."

Die Bayern hatten keine starke Besatzung im Lande und wollten sich in Innsbruck vereinigen. Als am 10. April eine ihrer Abtheilungen aus der Stadt Bruneck abzog und sich anschickte, die Rienzbrücke bei Lorenzen hinter sich abzubrennen, kamen die Bauern der umliegenden Dörfer, mit Stutzen und Mistgabeln bewaffnet, eilends herbei und retteten durch ihr tapferes Vordringen die Brücke, so daß die heranziehenden österreichischen Truppen schon am 12. April zum großen Jubel der Einwohner in Bruneck einziehen konnten. Jene von Bruneck abgezogenen Bayern (zum Bataillon Wreden gehörig) wandten sich gegen Sterzing. Dort war aber am Morgen desselben Tages auch schon der Sturm losgebrochen. Die beiden Kompagnieen daselbst hatten sich auf den sterzinger Mooswiesen in's Carré aufgestellt, durch zwei Kanonen gedeckt, und kämpften mannhaft den ganzen Vormittag. Die Passeyrer aber unter ihrem Sandwirth Andreas Hofer rückten ihnen eben so tapfer auf den Leib, und schoben einen Heuwagen als bewegliche Schanze vor sich hin, bis sie mit ihren Schießgewehren den Kanonieren beikommen konnten. Den Heuwagen hatte zuerst das Bauernweib Maria Porer, geborne Hofer aus Wiesen, mit Hülfe der sterzinger Schneiderstochter Anna Zoder in Bewegung gesetzt. Die geübten Schützen fehlten keinen Schuß, gleich zu Anfang ward der kommandirende Major verwundet, bald verlor die Truppe den Muth und wurde gänzlich gefangen genommen. Das war die erste Waffenthat, mit welcher Hofer den Befreiungskrieg begann.

Zu gleicher Zeit hatte der kühne Speckbacher Hall überrumpelt, alles Landvolk um Innsbruck hatte zu den Waffen gegriffen, und war bald zu einer so furchtbaren Masse angewachsen, daß die Garnisonstruppen der Landeshauptstadt unter ihrem altersschwachen General von Kinkel nicht widerstehen konnten, obwohl sie tapfern Widerstand leisteten, und sich erst als Gefangene ergaben, nachdem der ritterliche Oberst von Dietfurt tödtlich verwundet vom Pferde gesunken war. Alles noch wehrhafte Militär wurde entwaffnet und in die Kaserne abgeführt; der General und 14 Offiziere wurden theils im Servitenkloster der Stadt, theils in einem Privathause zu Hötting bewacht. Die Bauern besetzten die Hauptwache und bemächtigten sich des Geschützes (sechs Kanonen), mehrerer Munitions- und Bagagewagen, beträchtlicher Militärmagazine und zweier Fahnen, wovon eine mit dem Bande geziert war, das die Vizekönigin von Italien, Prinzessin Auguste von Bayern, eigenhändig

gestickt hatte. Ungefähr 10,000 Bauern mochten am 12. April gegen die Bayern gestanden haben; in dem blutigen Kampfe war auch mancher tyroler Familienvater gefallen, doch die Bayern hatten einen dreifach größeren Verlust an Todten erlitten.

Groß war die Lust und der Jubel an jenem sieggekrönten Tage, und der wieder hervorbrechende Enthusiasmus für das Haus Oesterreich. Ueber dem Oratorium der Stiftsdamen in der Hofkirche stand noch aus alter Zeit ein geschnitzter österreichischer Doppeladler, der wahrscheinlich von den bayrischen Behörden unbeachtet geblieben war. Von einem Trupp Bauern feierlich abgeholt, wurde er mit klingendem Spiele und unter beständigem Jauchzen, Vivatrufen und Freudenschüssen in Begleitung eines unermeßlichen Volkszuges durch die Hauptgassen der Stadt und endlich in die Neustadt getragen, dort am Posthause aufgestellt, mit grünen Zweigen umwunden und mit einer Ehrenwache umgeben, welche allen Vorübergehenden die Kopfbedeckung abzunehmen befahl. Viele Bauern sah man herzutreten, um ihn zu umarmen, zu herzen und zu küssen, manche das Auge voll Thränen.

Aber noch am Abend dieses Freudentages traf die Nachricht ein, die von Sterzing aufgebrochenen Bayern und Franzosen seien bereits in Steinach angelangt und rückten unaufhaltsam gen Innsbruck vor. Der unlängst mit einer Truppe Oberinnthaler in der Hauptstadt angekommene Schützenmajor Teimer schickte eilends in die Umgegend Boten aus, um die Mannschaften wieder zu sammeln; schnell wurden die südlichen Eingänge zur Stadt verbarrikadirt, die dortigen Straßen stellenweis verrammelt, die zur Vertheidigung vortheilhaft gelegenen Häuser mit guten Schützen besetzt, auch zwei Kanonen aufgepflanzt. Alle wichtigen Posten waren auch sogleich wieder eingenommen, und als früh am 13. April der Vortrab des französischen Heerhaufens die Straße des Berges Isel herabzog, waren zum nicht geringen Schrecken der Führer die streitbaren Männer über die Nachhut, der die Passeyrer beim Uebergang über den Brenner ohnedies schon hart zugesetzt hatten, hergefallen und hatten viele Beute und Gefangene gemacht. Erst im Dorfe Wilten erfuhr General Bisson, daß Innsbruck von den Bauern genommen und General Kinkel gefangen worden sei. Der bayrische Kommandant, der Oberstlieutenant Wreden, der Gegend kundig, rieth zum Durchschlagen, Bisson aber hatte den Muth verloren; das Geheul der Sturmglocken rings umher dünkte den Franzosen gar nicht erbaulich, und als bei seinen Unterhandlungen die aufgeregten Tyroler ungeduldig wurden und das Zeichen zum Angriff gaben, unterschrieb er, in's Unvermeidliche sich fügend, die vom Major Teimer ihm vorgelegte Kapitulation, zufolge der die ganze französische und bayrische Mannschaft als kriegsgefangen sich ergab. So fielen den Tyrolern abermals 4000 Mann, zwei Kanonen und mehrere Munitions- und Gepäckwagen in die Hände. Erst am 14. April Abends trafen die österreichischen Truppen, 6000 Mann stark, nachdem das ganze Land von seinen Feinden gesäubert worden war, ohne

Schwertstreich in Innsbruck ein, und wurden dort mit großem Jubel empfangen. Dem Oberkommandanten Chasteler überreichte der wackere Teimer, der Held des vorigen Tages, den Degen des französischen Befehlshabers.

Noch war im Süden viel zu thun. Chasteler zog von Innsbruck in's Etschland, vereinigte sich mit den Aufgeboten dieses Thales und mit den Passeyrern unter Hofer und Hormayr, der ebenso gewandt mit der Feder als des Krieges kundig war. Die Franzosen wurden am 24. April bei Lavis und Völano geschlagen.

Wären nur die österreichischen Heere unter Erzherzog Karl eben so glücklich gewesen! In den blutigen Schlachten von Abensberg, Eggmühl und Regensburg (20., 22. und 23. April) durchbrach Napoleon das Centrum der österreichischen großen Heereskette und warf den Erzherzog nach Böhmen zurück. Damit war Salzburg Preis gegeben, wo schnell der tapfere bayrische Generallieutenant Freiherr v. Wrede eindrang, und bald darauf mit zwei bayrischen Divisionen unter dem Oberbefehl des Marschalls Lefebre, „Herzogs von Danzig", nach Tyrol sich wandte. Am 10. Mai traf Wrede mit 14,000 auserlesenen, auf die frisch errungenen Lorbeeren stolzen Kriegern vor dem Paß Strub ein, wo nur eine Kompagnie Oesterreicher mit zwei Sechspfünderkanonen und zwei Kompagnieen Landesschützen standen — im Ganzen etwa 350 Mann. Am 11. Mai, am Himmelfahrtstage, eröffneten die Bayern den Kampf mit einer furchtbaren Kanonade und mit einem Sturm ihrer Infanterie; er wurde zurückgeschlagen. Ein zweiter Sturm mit frischen Truppen, ja ein dritter hatte das gleiche Schicksal. Als den Tyrolern die Munition ausging und auch die österreichischen Geschütze zum Schweigen gebracht waren, wurden Steine und Baumstämme auf die Andringenden hinabgestürzt; endlich Nachmittags gewann der Feind die Flanken, die Tyroler wurden umgangen und fielen als Opfer ihres Heldenmuthes; nur der Schützenhauptmann Oppacher, der wie ein Leonidas gekämpft hatte, schlug sich mit wenigen Kampfgenossen durch. Wrede aber besiegte am 13. Mai die Oesterreicher und Tyroler unter Chasteler bei Wörgel.

Andreas Hofer, der mit seinen Getreuen zur Vertheidigung des südlichen Tyrols unter dem General Graf von Leiningen gewirkt hatte, erfuhr mit nicht geringem Unwillen, was in Nordtyrol vorgefallen. Sogleich eilte er dem bedrängten Vaterlande zu Hülfe. Sein Aufgebot im Passeyerthale, im Burggrafenamte und Vintschgau war von dem besten Erfolge. Allein Chasteler zog trotz der inständigsten Vorstellungen Hofer's mit den österreichischen Truppen ab, und nur General Buol blieb noch in seinen Verschanzungen auf dem Brennerpaß mit 2380 Mann, 130 Pferden und 7 Geschützen. Der bayrische General Wrede, der des Oberbefehls eines stolzen und eiteln Marschalls überdrüssig, von Napoleon die Erlaubniß zur großen Armee stoßen zu dürfen, sich erbeten und auch erhalten hatte, war am 23. Mai wieder von Innsbruck aufgebrochen und nach Salzburg gegangen, den General Deroi mit einer

Division zurücklassend. Der Schützenmajor Straub von Hall organisirte mit Speckbacher von Rinn die Vertheidigungskompagnieen auf dem südlichen Mittelgebirge und ließ die Uebergänge auf das rechte Innufer sperren. Hofer überschritt mit 6000 Mann Schützen, alle in Kompagnieen abgetheilt, am 24. Mai den Brenner, und erhielt nur mit Mühe vom General Buol 800 Mann zur Unterstützung. Dennoch wagte er frisch und muthig am 25. Mai den Angriff. Die Bayern, etwa 8000 Mann stark, hatten ihre Schlachtlinie zu weit ausgedehnt, fochten aber wacker; die Schlacht blieb unentschieden und es ward zwischen beiden Theilen eine dreitägige Waffenruhe verabredet. Am 29. Mai erneuerte sich die Schlacht und nun errangen die Tyroler einen vollständigen Sieg. Von der haller Innbrücke wurden die Bayern durch Speckbacher zurückgeworfen; im Centrum, am Berge Isel, war der Kampf wüthend, dort stritt Hofer mit seinem Adjutanten Eisenstecken und dem begeisterten Mönch Haspinger sammt dem ganzen verwegenen „Passeyrer-Clan"; die Bayern, nach verzweifeltem Widerstande, wurden geworfen und mußten sich in die Ebene zurückziehen. Nachmittags 5 Uhr traf im Rücken des Feindes auch Teimer ein, und schlug mit seinen 500 Schützen wacker darauf los, so daß General Deroi nur das Dunkel der Nacht erwartete, um in aller Stille mit seinen ihm noch gebliebenen 6000 Mann an die bayrische Grenze zu marschiren. An Todten und Verwundeten hatte er 1500 Mann, an Gefangenen 200 Mann eingebüßt; den Tyrolern kamen noch fünf Kanonen und 13 Munitionswagen zu Gute.

Dieser Sieg „am Berge Isel" befreite abermals nicht blos ganz Tyrol, sondern auch Vorarlberg, aus welchem inzwischen die Franzosen und Würtemberger nach den Treffen bei Hohenems und Bregenz vertrieben worden waren. Dazu traf auch die Siegesnachricht von der glorreichen Schlacht bei Aspern ein, die Erzherzog Karl gewonnen hatte (am 22. Mai). Hätten die Oesterreicher diesen Sieg in Napoleonischer Weise verfolgt, so wären die Franzosen von ihrer Verbindung mit Italien gänzlich abgeschlossen, und eine von Konstanz bis Salzburg nach Kärnthen hinein gebildete „Vendée" hätte dem Gewalthaber ein heilsames Herzklopfen gemacht! Doch die Dinge sollten fein langsam vorwärts gehen.

In Innsbruck ward durch ein feierliches Te deum, an welchem der Sandwirth Hofer, sein Adjutant Eisenstecken, der Major Teimer, Speckbacher und viele andere Schützenhauptleute Theil nahmen, das österreichische Waffenglück gefeiert. Doch die Freude der guten Tyroler sollte abermals nicht lange dauern. Napoleon hatte neue Siege errungen und den Kaiser zum Waffenstillstande von Znaym (12. Juli 1809) gezwungen, wodurch Tyrol wieder von den österreichischen Truppen geräumt ward. Marschall Lefebre, der Herzog von Danzig, war abermals mit großer Heeresmacht in den Paß von Strub eingedrungen, schon am 30. Juli in Innsbruck eingezogen, und hatte alsbald eine Division, das

Kontingent der Sachsen (circa 4000 Mann) über den Brennerpaß gesandt, unter dem französischen General Royer.

Tyrol, ohne militärischen Beistand von Oesterreich — selbst der kaiserliche Kommissär v. Hormayr hatte das Land verlassen — ohne Geld, ohne hinlängliche Munition und doch noch im Kriege, schien dem übermächtigen Feinde rettungslos Preis gegeben. Hofer aber, in seinem unerschütterlichen Gottvertrauen und wohl bekannt mit der muthvollen Kraft seiner Landsleute, beschloß Alles zur Rettung des Vaterlandes aufzubieten, auch ohne Oesterreich. Mit dem Anfange August hatte er in aller Stille die Volksbewaffnung wieder eingeleitet (denn die Tyroler gingen stets, wenn's nichts „z'raufen" gab, heim, um ihr Feld zu bestellen). Speckbacher hatte in den Eisackschluchten Posto gefaßt; die sächsische Vorhut ward am 4. August fast ganz aufgerieben, und als der hochfahrende Marschall, der in seinem elsässischen Dialekt auf die „Sechser" weidlich schimpfend, nachrückte und die Bauern zu vernichten gedachte, ereilte ihn selber das Schicksal in den tyrolischen Thermopylen. Stolz sprengte er mit seinem Generalstabe, einigen bayrischen Dragonern und französischen Gensd'armen recognoscirend voraus; kaum war er aber an das unheimliche Felsenthor zum „Sack" gekommen, so stürzte eine Schaar von Bauern wie eine Windsbraut von den Bergen über ihn her, während zugleich eine andere hinter seinem Rücken hervorbrach. Schon faßte ein riesiger Kohlenbrenner das sich bäumende Pferd des Marschalls beim Zügel und ein Anderer hatte seinen Stutzen auf das „erlauchte" Haupt angelegt, als eine Wendung des Pferdes und der Hieb eines bayrischen Dragoners den „Herzog von Danzig" rettete; der Schnelligkeit seines Pferdes, das mit ihm über Felsentrümmer, Leichen und umgeworfene Wagen setzte, hatte er es zu danken, daß er, obwohl ohne Hut und Mantel, mit heiler Haut wieder nach Sterzing zurückkam. Nur unter beständigen Gefechten und in größter Unordnung konnte er mit seinen Truppen am 11. August Innsbruck wieder erreichen. Vor den tyroler Stutzen hatte er einen solchen Respekt bekommen, daß er seine Marschallsuniform verhüllte und zwischen zwei stämmigen Reitern, deren Rosse ihm zur Schanze dienen mußten, sich fortbewegt hatte.

Die große Masse des begeisterten Landvolks, der Kern der deutsch-tyrolischen Landeskraft, versammelte sich am folgenden Tage unter dem Oberbefehl des Sandwirths auf den südlichen Höhen oberhalb Wilten. In der Nacht auf den 13. August waren schon circa 18,000 Mann beisammen, an die sich ein Rest zurückgebliebener Oesterreicher von etwa 300 Mann schloß. Das Heer des Herzogs von Danzig war trotz der erlittenen Verluste noch immer 25,000 Mann stark, und ward vom Marschall selbst in den Ebenen von Wilten und Ambras aufgestellt. Er hatte noch 2300 Reiter und 40 Stück Geschütze zur Verfügung. Auf dem Berge Isel standen bayrische Pickete. Der Aufstellungsplan der Tyroler war derselbe wie am 29. Mai, dem Tage der zweiten Befreiung des Landes. Den rechten Flügel, der sich von der Höhe des Paschberges

bis zum Inn hinunter ausdehnte, befehligte der kühne todesmuthige Speckbacher; der begeisterte Kapuziner Haspinger übernahm die Führung des linken Flügels, und das Centrum, auf den Berg Isel verwiesen, war nebst der Reserve unter Hofer's Befehl. Mit wechselndem Glück ward gestritten, die Bayern kämpften mit bewundernswerther Tapferkeit, mit Uebermacht drängten sie die auf den Höhen von Hötting und Kranebitten aufgestellten Tyroler zurück, steckten dann die Höhe von Allheiligen und das große Wirthshaus von Kranebitten in Brand, und darauf ging es in Sturmkolonnen auf den Berg Isel, wo die ausgezeichneten Kompagnieen der Passeyrer sich kaum noch zu halten vermochten. Doch die Reserven brachten die furchtbaren Gegner wieder zum Weichen. Der Marschall, welcher durchaus die Iselhöhe gewinnen wollte, ließ das bayrische Bataillon Habermann sieben Mal stürmen, und sieben Mal ward es zurückgeworfen, jedes Mal mit einer Ladung sicher treffender Kugeln empfangen. Auf allen Punkten behaupteten die Tyroler das Feld, das mit den Leichen ihrer Gegner wie übersäet war. Der Sieger von Danzig, untröstlich über diese Niederlage und zur bittern Ueberzeugung gelangt von der Kraft und Ausdauer dieses Gebirgsvolkes, beschloß den Rückzug. Nachdem er noch die Höfe ober Wilten und die Häuser an der Sillbrücke hatte anzünden lassen (eine Menge der Gebliebenen wurden in die Flammen geworfen, um die Zahl der Todten zu verringern), trat er den Rückzug durch's Unterinnthal nach Salzburg an. Hofer aber hielt am 15. August seinen Einzug in Innsbruck, und feierte die dritte Befreiung des Vaterlandes, die glorreichste für die tyrolischen Waffen. Die freudetrunkene Menge begrüßte jauchzend den Vater Hofer als Retter des Vaterlandes,*) die Beamten der Stadt und die Schützenhauptleute vereint mit dem Wunsche der Geistlichkeit bestimmten ihn, die Oberleitung des verwaisten Landes zu übernehmen. Fast beschämt und ängstlich über seine neue Würde zog er in die Hofburg, und gleichsam um den eigenmächtigen Schritt zu versöhnen, gab er sogleich an Speckbacher Befehl, in Salzburg vorzudringen, ja er gedachte auch die Kärnthner zum Aufstande zu bewegen, um so dem verehrten Kaiserhause einen guten Dienst zu erweisen.

Man muß über die Einfalt lächeln, mit der er den Plänen des feurigen Paters Haspinger, der bis nach Wien vorzudringen gedachte, Gehör schenkte, aber doch die deutsche Gesinnung anerkennen, die sich in der Proklamation aussprach:

„An die Bewohner Kärnthens."

„Unter dem sichtbaren Beistande des Himmels ist es uns Tyrolern gelungen, vier Heere des Feindes theils zu vernichten, theils zu

*) Aus der Stadt zogen ihm die fröhlichen Schaaren, worunter viele Studenten, mit Musik und lustigen Liedern entgegen; da ward der fromme Mann ernst, gebot Schweigen: „Bst! bst! jetzt beten, nit schreien und musiziren; i nit, ös a nit, der droben hat's than," sprach er mit aufgehobenem Zeigefinger.

fangen, theils zur Flucht zu nöthigen. Was hierzu von menschlicher Seite beigetragen werden konnte, war Unerschrockenheit und Thätigkeit der Streitkräfte, vorzüglich aber der feste Entschluß, sich eher unter der Hausschwelle begraben, als für den unersättlichen Feind deutscher Nation sich auf die Schlachtbank führen zu lassen. Dieses haben leider so viele deutsche Völker empfunden, von welchen 30 bis 40 Tausend Mann gleich einer Heerde Schafe von den französischen Generalen mit dem Degen in der Faust angetrieben, ihr Blut auf deutschem Boden verspritzen mußten. Wie viele hiervon liegen in Tyrol begraben, die von unsern Feuergewehren durchbohrt, von unsern Felsenmassen zerschmettert worden sind! Kärnthner, Oesterreichs Unterthanen! Euch droht dasselbe Schicksal, wenn ihr eure Streitkräfte nicht anwendet. Diese sind größer als jene des größtentheils unfruchtbaren Tyrols. Auch ihr habt hohe Gebirge, die euch die Natur zur Schutzwehr gegeben hat; bedient euch derselben! Ich schicke euch tyroler Schützen unter muthigen Anführern zu Hülfe. Schließt euch an selbige an, machet Hand in Hand Brüderschaft mit ihnen. Die Gebirgsvölker müssen diesem Kriege ein Ende machen. Laßt euch nicht schrecken, wenn es dem niederträchtigen Feinde gelingt, da oder dort noch zwecklose Grausamkeit zu begehen, dieses muß unsern Muth nicht nur nicht niederschlagen, sondern sogar noch erhöhen, Gott wird zwischen ihm und uns Richter sein.

Innsbruck, am 27. September 1809.

Andreas Hofer,
Oberkommandant."

Solche Aufrufe blieben nicht ganz wirkungslos; in Kärnthen und Krain rührte sich das Volk, aus dem Salzburgischen kamen Abgeordnete nach Innsbruck, der Markt Mittersill brachte allein 300 Mann auf die Beine. Die an der Grenze belegene Festung Kufstein, die einzige in Tyrol, ward bewacht, am 25. September wurden die Bayern aus den Grenzpässen herausgeschlagen, wobei Speckbacher in trefflicher Weise den Angriff leitete.

Während so für das Ministerium des Kriegs gesorgt wurde, blieb aber auch das Ministerium des Innern nicht unthätig. Unter dem Titel „Provisorische General-Landesverwaltung" errichtete Hofer ein Kollegium aus vier Räthen und einem Präsidenten, und zog den Sitzungen desselben noch sechs Volksrepräsentanten (aus jedem Kreise zwei) hinzu; diese hatten entscheidende Stimmen. Die Verwaltung war aber höchst schwierig, denn alle öffentlichen Kassen waren leer, die Hülfsquellen erschöpft, die Wege nach Oesterreich gesperrt, die Grenzen vom Feinde bedroht. Unter solchen Umständen hätte auch wohl der geistreichste und entschlossenste Staatsmann den Muth sinken lassen. Hofer that, was in seinen Kräften stand, und Jeder blickte mit Vertrauen auf ihn, denn seine reine Liebe für das Beste des „Landls" offenbarte sich überall,

wenn er auch manchmal in der Wahl der Mittel fehlgriff. Dabei lebte er als Regent im Hofpalast ebenso einfach wie als Sandwirth in Passeyer, behielt seine Landmannstracht bei, ließ sich für 24 Kreuzer aus dem nächsten Wirthshause sein Mittagsessen bringen, und während der sechswöchentlichen Regentschaft kostete sein ganzer Hofstaat (bei dem die vier von dem bayrischen Oberst Epplen eroberten Schimmel das kostbarste waren) nicht mehr als 500 Gulden. Nach wie vor redeten ihn die Meisten bei seinem Taufnamen „Anderl" an und nannten ihn „du", Speckbacher nannte ihn, wenn er zu ihm kam, gerührt „Vater", und nur, um ihn zu necken, „Excellenz". Streng hielt aber Hofer auf Frömmigkeit und sittliche Zucht, und erließ mehrere Verordnungen gegen Tanzmusik und nächtliches Herumschwärmen; auch stiftete er gern Ehefrieden. Früh und Abends besuchte er die mit der Burg in Verbindung stehende Pfarrkirche und widmete namentlich dem dort aufgestellten schönen Mariahilf-Bilde große Verehrung. Sein Wahlspruch, mit dem er so viele Besorgniß verrathende Anfragen abfertigte, war: Vertrauen wir auf Gott, und es wird Alles gut gehen!

Die Wachtposten in und vor der Burg versahen Hofers Passeyrer. Sie hatten Stühle zur Seite, um sich zu setzen, wenn sie des Stehens müde waren. Nicht selten sah man sie auch in dieser Dienstleistung mit ihren kurzröhrigen Tabakpfeifchen im Munde.

Während seiner kurzen Herrschaft ließ Hofer in der ehemaligen Münzstätte zu Hall auch Münzen schlagen, Kupferkreuzer und Silberzwanziger mit dem tyroler Adler und der Umschrift: Gefürstete Grafschaft Tyrol 1809. Daß der Kaiser mit dem Allen nicht unzufrieden war und in den Oberanführer seiner treuen Tyroler das unbedingteste Vertrauen setzte, bewies er durch Uebersendung einer goldenen Kette und 3000 Stück Dukaten an Hofer — die erste Geldunterstützung, welche die Tyroler von Oesterreich empfingen. Die Schützenhauptleute Sieberer und Eisenstecker, welche der österreichischen Armee bei ihrem Abzuge im Juli gefolgt waren, überbrachten das Geschenk, nachdem sie auf den unwegsamsten Pfaden über die höchsten Gebirge sich glücklich durchgeschlagen hatten. Am Namenstage des Kaisers Franz, dem 4. Oktober, ward Hofer nach beendigtem Gottesdienste feierlich mit dem kaiserlichen Gnadengeschenk dekorirt; das Volk jubelte — für Hofer war es der letzte Freudentag.

Während die Tyroler in ihrem Glauben, Oesterreich werde wieder losschlagen, auf's Neue bestärkt wurden, schloß Kaiser Franz, durch die Noth gezwungen, den schönbrunner Frieden (14. Oktober), worin Tyrol der Gnade und Ungnade Napoleons überlassen ward. Der Allgewaltige übergab dies Mal den Oberbefehl über die für Tyrol bestimmten Truppen dem kriegserfahrenen und edelmüthigen Vizekönig von Italien, Eugen, der alsbald 12,000 Mann unter General Baraguay-d'Hilliers von Kärnthen aus in's Pusterthal dringen ließ, welche Bewegung durch das Vorrücken von 10,000 Mann aus Italien unterstützt wurde. Drei Divisionen

Bayern mußten von Norden her, unter dem Oberbefehl des Generals Drouet, nach Innsbruck vordringen. Die tyroler Streitmacht zog sich wieder am Berge Isel zusammen, nachdem die nach Salzburg unter Speckbacher und Wintersteller vorgeschobenen Posten fast aufgerieben worden waren.

General Drouet ließ dem tyroler Kommandanten den zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossenen Frieden melden, erhielt aber von Hofer eine ziemlich derbe Antwort zurück, worin es hieß, daß die Tyroler an solchen Friedensabschluß nicht glaubten und gerade das Vorrücken der Bayern keine friedlichen Absichten verrathe. Ludwig, der Kronprinz von Bayern, der sich dies Mal selber an die Spitze einer Division gestellt hatte, wollte die Tyroler möglichst geschont wissen, und so blieb es vorläufig bei einigen Plänkeleien. Am 27. Oktober sprengte, die weiße Fahne schwingend, ein bayrischer Dragoner durch die Stadt Innsbruck und überbrachte zwei Packete, eins an Andreas Hofer, das andere an den Stadtmagistrat. Sie enthielten die in der That sehr versöhnlich abgefaßten kürzlich abgedruckten Proklamationen des Vizekönigs von Italien, dato Villach, den 25. Oktober. Dieses Datum aber, und das noch ganz feuchte Druckpapier erregte bei den vorsichtigen Tyrolern Verdacht, und so setzten die Bauern ihren kleinen Krieg fort, der die Bayern sehr erbittern mußte. Hofer verlegte sein Hauptquartier auf den Schönberg; allda traf ihn am 29. Oktober der eiligst aus dem kaiserlichen Hauptquartier abgesandte österreichische Kurier, Freiherr v. Lichtenthurn, der nebst der Proklamation des Vizekönigs Eugen auch noch ein Schreiben des Erzherzogs Johann überreichte, worin nachdrücklichst ausgesprochen war, die Tyroler möchten sich jetzt nach abgeschlossenem Frieden ruhig verhalten und sich nicht zwecklos aufopfern. Der Freiherr v. Lichtenthurn hatte schon von Jugend auf an der Epilepsie gelitten; als er nun, von der schnellen Reise aufgeregt, auch mündlich die für die Tyroler niederschlagende Nachricht bestätigte, daß Bayern wieder Herr des Landes sei, fiel er plötzlich, von seinem Uebel betroffen, nieder. Hofer hielt mit seinen Getreuen eine geheime Konferenz, und da man sich überzeugte, daß der Friede wirklich geschlossen und aller Widerstand nutzlos sei: so wurden Befehle an alle Hauptleute ausgestellt, sie möchten die Waffen niederlegen und auseinander gehen. Hofer selber war entschlossen, mit jenen vier eroberten Schimmeln nach Hall in das bayrische Hauptquartier zu fahren, die Pferde zurückzugeben und sich dem leutseligen Kronprinzen von Bayern vorzustellen. Schon war der Wagen angespannt, als der Kapuziner Haspinger, welcher gleich nach dem Empfang seiner Abberufungsordre vom Berg Isel eiligst nach dem Schönberg geritten war, fast athemlos zu Hofer in's Zimmer stürzte, die Friedensbotschaft für erdichtet und das sich darauf beziehende Schreiben als gefälscht erklärte. Er berief sich auf die Worte des Kaisers, daß dieser erklärt habe, niemals einen für sein geliebtes Tyrol nachtheiligen Frieden schließen zu wollen, setzte seine priesterliche Ehre und Würde zum

Pfande und wies geschickt noch auf das Gottesurtheil hin, das den Kurier betroffen habe, der die falsche Nachricht überbrachte. Hofer, dessen Herz nur zu sehr an das zu glauben geneigt war, was der Pater in seiner Begeisterung vorbrachte, und der auch vor keinem Opfer zurückschreckte, wenn er sein Vaterland nur bei Oesterreich erhalten könnte, ward abermals schwankend, und Haspinger, dem der Eindruck seiner Rede nicht entgangen war, ließ den Wagen sogleich umkehren, und fuhr trotz allen Gegenvorstellungen der Anwesenden mit Hofer, der ihm mechanisch folgte, nach Matrei. Dort wurde Hofer nun vollends bearbeitet und namentlich mit der Vorstellung geängstigt, welches Unheil für die wahre katholische Religion sich zeigen würde, wenn die mit den gottlosen Franzosen verbündeten Bayern wieder die Herren im Lande wären. Auch sparte der schlaue Pater nicht die Appellation an Hofers Gottvertrauen, das er bis an's Ende bewahren müsse, wenn's echt sei, fügte selbst Berichte über die Schwäche der feindlichen Truppen hinzu, obwohl ihm darüber gar nichts bekannt war. Züm Unglück für Hofer traf jetzt auch der Fanatiker Kolb in Matrei ein, der von Bayernhaß glühte. Hofer wurde in seiner Sinnesänderung noch mehr bestärkt, als General Drouet den von ihm erbetenen 14tägigen Waffenstillstand nicht bewilligt hatte, und so wurden eilends wieder Gegenbefehle an die Hauptleute erlassen, die zum Theil mit ihren Mannschaften schon auseinander gegangen waren, da sie wirklich an den Frieden und an das Vergebliche eines längern Widerstandes glaubten. Die Einheit war bereits aufgelöst, die Begeisterung geschwunden und die Schlacht verloren, noch ehe sie begonnen hatte.

Am 1. November sollte noch vor Tagesanbruch der Angriff auf die Bayern beginnen, und zwar zuerst auf dem linken Innufer, wo Martin Firler stand. Dieser war angewiesen, das Signal zu geben für den Aufbruch der ganzen Linie auf dem rechten Ufer. Firler zögerte, denn es war der Tag Aller-Heiligen, und da glaubte er ein gutes Werk zu thun, wenn er nicht nur die Feldmesse lesen, sondern auch seinem Volke unter freiem Himmel eine lange Predigt halten ließ über Napoleons Charakter und Wortbrüchigkeit. Darüber verstrich kostbare Zeit, die Bayern kamen den Tyrolern zuvor und griffen zuerst an; vom Herbstnebel unterstützt, waren sie auf allen Punkten den Bauern nahe gerückt, und diese geriethen in Verwirrung, als plötzlich 40 Kanonen gegen ihre Stellung auf dem Berge Isel und Paschberg donnerten. Ihre schlecht gebauten Erdwälle stürzten zusammen, ihr eigenes Geschütz ward des Nebels willen nicht auf den rechten Punkt geleitet; die Linie der Bauern ward durchbrochen, und bald war ihr Rücken und ihre Flanke bedroht. Speckbacher focht zwar am rechten Flügel bei Hall mit höchster Tapferkeit, er hielt sich bis an den Abend, dann zog er sich nach Rinn zurück. Die Bayern hatten einen vollständigen Sieg erfochten.

Aber die empörten Wellen waren nicht so schnell zu beruhigen. Im Oberinnthal und in den Hoch- und Seitenthälern, wo das Bergvolk noch gar keine Friedensnachrichten empfangen hatte, mußten die

Bayern noch manchen harten Kampf bestehen; noch blutiger war der Widerstand, der den in's Pusterthal vordringenden Franzosen und Italienern entgegen gesetzt wurde. Manches Dorf, mancher Meierhof ging da in Flammen auf und die ergrimmten Soldaten hausten fürchterlich. Hofer erließ am 5. November folgende Proklamation:

„Brüder! Gegen Napoleons Macht können wir nicht länger Krieg führen. Von Oesterreich gänzlich verlassen, würden wir uns einem unheilvollen Ende Preis geben. Ich kann euch nicht ferner gebieten, sowie ich nicht für weiteres Unglück und unvermeidliche Brandstätten gut stehen kann. Eine höhere Macht leitet Napoleons Schritte. Siege und Staatsumwälzungen gehen aus den unabänderlichen Planen der Vorsehung hervor. Wir dürfen uns nicht länger dawider sträuben. So wehe es meinem Herzen thut, an Euch gegenwärtigen Bericht erlassen zu müssen, so sehr finde ich mich doch getrost dadurch, mich einer Pflicht zu entledigen, zu deren Erfüllung mich auch der edle Fürstbischof von Brixen aufgefordert hat.

Andre Hofer."

Die inzwischen an den Vizekönig nach Villach abgeschickten Sendboten brachten die vertrauenerweckendsten Versicherungen jenes edlen Fürsten zurück; Hofer ging heim nach Passeyer und wollte alle seine Leute entlassen. Aber wie Dämonen zogen ihm jene überspannten Menschen Haspinger, Kolb, Firler nach, sprachen sogar davon, daß man den ungetreuen Kommandanten erschießen müsse und brachten ihn abermals zur Erneuerung der Feindseligkeiten. Zum Unglück mußten jetzt noch englische Agenten dazu kommen, die Geld unter die Bauern vertheilten und auch die Aufhetzerei nicht sparten.

Noch einmal ließ sich der General Baraguay d'Hilliers bereitwillig finden, dem Insurgenten-Chef Hofer die schriftliche Versicherung zukommen zu lassen, daß er sich beim Vizekönig für seine Begnadigung verwenden wolle und daß dieser ihm verzeihen werde, wenn er sein Thal zur Niederlegung der Waffen bestimmen würde. Hofer wies auch diesen Antrag zurück; seine Frau mit dem Sohne und vier Töchtern hatte er bereits nach dem Schneeberg geschickt, er selber stieg nun ober Brentach auf die höchste Alpe hinauf, bloß von seinem Schreiber Cajetan Sweth begleitet. Dort verbarg er sich in einem Heugaden, erhielt zur Nachtzeit von einigen Vertrauten Lebensmittel und Nachrichten über das Schalten und Walten der französischen Machthaber, auch meldete man ihm, daß auf seinen Kopf eine Prämie von 1500 Gulden gesetzt sei.

Einige Wochen hatte Hofer in seinem Schlupfwinkel gelebt, als eines Tages ganz unerwartet Frau und Sohn zu ihm heraufkamen. Sie waren auf dem Schneeberge entdeckt und mußten sich flüchten; die andern Kinder hatten sie bei einem Freunde im Dorfe St. Martin untergebracht. Bei so augenscheinlicher Gefahr riethen die Vertrauten dem

armen Hofer dringend, er solle nach Oesterreich wandern; noch sei es Zeit, und wenn er seinen Bart abgenommen und andere Kleidung angelegt hätte, würde seine Flucht wohl gelungen sein. „Ich kann mein liebes Heimathland nicht verlassen!“ sprach Hofer, und blieb. Wenige Tage nachher erschien ein Mann vor seiner Hütte, der zwar in Passeyer wohnhaft war, aber schon lange ein umhertreibendes Leben führte und vielleicht eigens das Aufspüren des Sandwirths sich zum Zweck gesetzt hatte. Durch den von der Alp aufsteigenden Rauch aufmerksam geworden, war er hinaufgestiegen. Als Hofer den Joseph Raffl — so hieß der Mensch — erblickte, ahnte ihm nichts Gutes; er bot ihm Geld an, wenn er seinen Aufenthalt verschwiege; Raffl schlug's aus, versprach jedoch unter Handschlag, nichts verrathen zu wollen. Hofer hätte nun sogleich die gefährliche Stelle verlassen sollen, die Freunde machten ihm ernstliche Vorstellungen, allein er blieb und achtete selbst der Thränen seiner tief bestürzten Gattin nicht.

Raffl war schlecht genug, sein Geheimniß mehreren Personen mitzutheilen, die es anfangs nicht glauben wollten, weil man im Thal meinte, Hofer sei längst in Oesterreich geborgen. Am 27. Januar 1810 ward jener Verräther*) zum General Huard geführt, welcher sogleich ein italienisches Freikorps, 1500 Mann stark, mit Raffl als Wegweiser nach Passeyer abschickte. Die Truppe marschirte die Nacht hindurch; eine Abtheilung von 600 Mann bestieg von St. Martin aus das Brentach-Gebirge, und langte nach dem beschwerlichsten Steigen durch den schon tiefen Schnee 4 Uhr Morgens auf der Hochalpe an. Die Unglücklichen schliefen; unten in der Hütte Hofer und seine Gattin, oben Hofers Sohn und Sweth. Der letztere, durch die knarrenden Fußtritte aufgeschreckt, sprang auf und erblickte durch die Ritzen der Hütte den Wegweiser mit einem Trupp Soldaten. Sogleich weckte er den jungen Hofer und stieg mit ihm am hinteren Theile der Hütte herab, als im selben Augenblick auch schon beide ergriffen und gebunden wurden. Das Jammergeschrei des Sohnes erweckte die Eltern; Andreas Hofer kam mit seiner Gattin zur Thür, sah die bewaffnete Masse und sprach mit fester Stimme zum Anführer: „Sie sind gekommen, mich gefangen zu nehmen. Gut, ich bin Andreas Hofer. Mit mir thun Sie, was Sie wollen, ich bin schuldig; aber für mein Weib, für mein Kind und für den jungen Menschen da (auf Sweth zeigend) bitte ich um Gnade; sie sind unschuldig.“

*) Nach Hormayr's Angabe galt der Priester Donay, dem der Jos. Raffl sein Wissen um den Aufenthalt Hofers mitgetheilt haben soll, als Derjenige, welcher diese Mittheilung an den General Baraguay d'Hilliers gemacht habe. Donay, weil er französisch sprach, war allerdings öfters bei dem General, doch dieser erklärte in einer Urkunde vom 16. Februar 1810 selber: „daß Herr Joseph Donay, Priester von Schlanders, an den Anzeigen, die den verborgenen Aufenthalt des Andrä Hofer und seiner Familie entdeckten, und die Gefangennehmung dieses Hauptanführers der Tyroler-Insurrektion zur Folge hatten, nicht den geringsten Antheil habe.“ (Abgedruckt in der Innsbrucker Zeitung vom Jahre 1810, Nr. 36.) Vergl. Staffler im o. a. W. II. Band, S. 722.

Kaum hatte er diese Worte beendigt, so traten einige Soldaten heran und fesselten ihn mit Stricken, andere höhnten und schlugen ihn und rauften die Haare aus seinem ehrwürdigen Bart, daß überall Blut herabrann und bei der großen Kälte dieser zum blutigen Eise erstarrte. Die Häscher durchsuchten die Hütte und fanden noch einen Schatz an Geld und Waffen; dann wurden die vier Gebundenen bergab gegen St. Martin geführt. Man hatte ihnen nicht einmal ein Oberkleid gegönnt; die beiden jungen Männer mußten barfuß wandern und bald bezeichneten Blutstreifen auf dem gefrornen Schnee ihre Tritte. Kein Klageton kam über Hofers Lippen; als die Seinigen über Kälte und Schmerzen klagten, tröstete er sie: „Seid standhaft," sprach er, „und leidet mit Geduld, dann könnt ihr von euren Sünden etwas abbüßen!" Unten am Berge wartete die andere Abtheilung der Truppen, welche unterdeß den Sandhof geplündert hatte; ohne Aufenthalt ging der Zug nach Meran, durch die Straßen der Stadt mit klingendem Spiel. Die Bürger von Meran, als sie ihren lieben Hofer sahen, weinten.

Vor dem General Huard bekannte Hofer unumwunden, daß er, von Seiner Majestät dem österreichischen Kaiser dazu aufgefordert, allerdings der Urheber des Tyroler-Aufstandes gewesen, nach dem Friedensschlusse aber von seinen eigenen Leuten unter Androhung des Todes zur Fortsetzung der Feindseligkeiten gezwungen worden sei. Die Gefangenen wurden weiter nach Botzen gebracht, wo General Baraguay d'Hilliers die Freilassung der Gattin und des Sohnes und Hofers bessere Behandlung befahl. Mit seinem Schreiber ward der Sandwirth in einer Kutsche unter starker Bedeckung nach Mantua geführt und daselbst auf die Festung gebracht. Der Gouverneur der Festung war General Bisson, derselbe, welcher von den Tyrolern am 3. April 1809 gefangen genommen wurde. Unter seinem Vorsitz ward in der Nacht vom 18. zum 19. Februar ein Kriegsgericht gehalten; einige der Richter sprachen für Freilassung, andere für lebenslängliche Gefangenschaft, andere für den Tod. Nun fragte man durch den Telegraphen in Mailand an, und sogleich kam die Antwort zurück: „Andreas Hofer ist binnen 24 Stunden zu erschießen."

Hofer, dem dieses Urtheil am Morgen des 20. Februar feierlichst verkündet wurde, zeigte die größte Seelenruhe und war auf Alles gefaßt. Als ihm General Bisson Tags zuvor einen Besuch gemacht und ihn zum Eintritt in den französischen Dienst ermuntert hatte, wodurch er sein Leben retten könne, antwortete er: „Ich bleibe dem Hause Oesterreich getreu und dem Kaiser Franz." Wie innerlich gefaßt, wie rein und edel Hofers Gemüth war, wie echt christlich seine Gesinnung, leuchtet gar schön aus einem Briefe hervor, den er noch kurz vor seiner Hinrichtung an seinen Freund v. Pühler in Neumarkt schrieb*), und dessen letzte Worte also lauten: „Ade, du schnöde Welt! So leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden!" Gegen

*) Das Original bewahrt der Erzherzog Johann auf.

11 Uhr Vormittags ertönte der Generalmarsch; von Offizieren und seinem Beichtvater geleitet, trat der Verurtheilte auf die breite Bastei hinaus, ging festen sicheren Schrittes den Reihen der Grenadiere entlang, die ein Viereck schlossen, und grüßte rechts und links. Nachdem er mit dem Priester noch einige Zeit gebetet hatte, stellten sich zwölf Mann, Gewehr im Arm, auf 20 Schritte ihm gegenüber. Das weiße Tuch, womit man ihm die Augen verbinden wollte, wies er zurück; auch weigerte er sich, niederzuknieen. „Ich will," sprach er, „dem, der mich erschaffen hat, meinen Geist stehend zurückgeben!" Noch einmal rief er: „Hoch lebe Kaiser Franz!" Dann betete er mit aufgehobenen Händen und kommandirte selber mit fester Stimme: „Gebt Feuer!"

Die ersten sechs Schüsse trafen schlecht, vielleicht wegen der erschütternden Szene, denn der Held sank nur auf die Knie; die andern sechs Schüsse streckten ihn zwar zu Boden, brachten aber noch nicht den Tod, und erst der dreizehnte Schuß, indem ihm der Korporal die Mündung seiner Muskete an den Kopf setzte, machte dem Leben des unerschrockenen Märtyrers ein Ende.

Auf einer schwarz ausgeschlagenen Bahre trugen die Grenadiere den Leichnam in die Pfarrkirche St. Michael, und nach abgehaltenem Gottesdienste ward er im Garten des Pfarrers beerdigt; eine einfache Marmorplatte deckte das Grab, bis 1822 das erste Bataillon der tyroler Kaiserjäger, aus dem neapolitanischen Feldzuge zurückkehrend, in Mantua eintraf, und die Offiziere desselben den Entschluß faßten, die Gebeine auszugraben und nach Innsbruck zu bringen. Solches geschah, und am 21. Februar wurden die irdischen Reste des tyroler Helden feierlich in der Hofkirche beigesetzt, unfern vom Grabmale des Kaisers Maximilian. Die ältesten Schützenhauptleute, die noch unter Hofer gedient hatten, trugen den Sarg, den nun ein würdiges Denkmal deckt, durch die Freigebigkeit des Kaisers errichtet. Auf einem marmornen Fußgestell steht die sieben Fuß hohe Statue Hofers, den Mann darstellend nach seiner Landessitte gekleidet, die Kugelbüchse über der Schulter, die tyrolische Feldfahne in der Rechten, mit entblößtem Haupt, den Blick zum Himmel gerichtet.

Joseph Speckbacher.

Wie Hofer das Herz, war Speckbacher der Kopf, aber auch der Arm des tyroler Aufstandes; er vereinte, um ein kühnes Bild zu gebrauchen, die Stärke des Achill mit der Klugheit des Ulyß. Die Heldennatur des tyroler Mannes, der von seinen Felsen und Abgründen um-

ringt, von Kind auf an Gefahr und Kampf gewöhnt wird, der ohne Unterlaß die Schärfe der Sinne, die Geschmeidigkeit der Glieder, die Kraft des natürlichen Verstandes entwickelt, hat in Speckbacher einen ihrer besten Musterbilder gefunden, und was Schiller auf ideale Weise in seinem Wilhelm Tell zur Darstellung brachte, hat in diesem tyroler Helden in vollster Realität ein dramatisches Leben gewonnen. Speckbacher war ein geborner Kriegshauptmann; daß sein kühner Geist, seine tapfere Seele den heißen Thatendrang in den beschränkten Verhältnissen eines Wildschützen und Bauernanführers offenbarte, macht den „Mann von Rinn" nicht kleiner. Die Heldennatur bleibt sich gleich, ob sie mit einem Generalskleid und Ordensstern sich zeige oder im braunen Lodenrock.

Joseph Speckbacher wurde am 13. Juli 1767 in der Gemeinde Gnadenwald auf dem Gute Unterspeck, eine Stunde von Hall, geboren. Sein Vater war Bauer und Holzlieferant für die haller Saline. Sein Großvater hatte sich im Jahre 1703 gegen die damalige französisch-bayrische Fremdherrschaft unter Max Emanuel tapfer gewehrt, und wenn der junge Joseph von den Thaten des Großvaters erzählen hörte, klopfte ihm das Herz vor Freude und sein Auge schaute ahnungsvoll auf den alten verrosteten Säbel oder das Feuergewehr an der Wand, das einst in der Hand des Großvaters so „große Dinge" gethan.

Der Knabe verrieth bald einen wilden zügellosen Sinn, und die Eltern hatten — wie Speckbacher nachher selber bemerkt — „oft viel Kreuz mit ihm." Sie starben früh und er ward zu Verwandten gethan, die ihm viel Freiheit ließen. Das Lernen in der Schule ward ihm sehr schwer, desto leichter das Lernen in der freien Natur, in welcher er am liebsten sich tummelte. Als zwölfjähriger Knabe fing er in einer schweren Falle einen Lämmergeier und schleppte ihn mit sich fort, so sehr auch das grimmige Thier sich wehrte; er schoß auch mit Schrot auf einen Bären und fing ihn nachher gleichfalls in einer Falle. Bald zog ihn das Wildschützenleben so an, daß er tagelang sich vom Hause entfernte, in den wildesten Gegenden umherstreifte, in einer Alphütte schlief und wochenlang nichts anders genoß, als sein türkisch Kornmehl mit ein wenig Schmalz zugerichtet. Da er häufig Raubthiere erlegte, welche in der Gegend die Heerden beunruhigten, sah man von Seiten der Obrigkeit bei seinem Wildschützenhandwerk durch die Finger, und das Volk hielt viel auf den „Speckbacher Seppel".

Diese Jagdzüge machten ihn mit jedem Berge, jeder Schlucht und jeder Alpe bekannt; allmählig dehnte er sie auch auf bayrisches Gebiet aus. Im Isarthal ward er einst neben einer geschossenen Gemse von vier Jägern ertappt, als er eben an einem Feuer Schmalz in einer Pfanne zergehen ließ, um seine Mahlzeit zu bereiten. Widerstand schien ebenso unmöglich als Flucht; der allzukühne Seppel mußte sich's schon gefallen lassen, daß ihn die groben Bayern knebelten; gefesselt lag der freie Alpensohn zu den Füßen der verhaßten Feinde. Da fing er ganz demüthig an, sie zu bitten, sie möchten ihm nur die eine Gunst schenken,

daß er wenigstens seine Mahlzeit vollenden dürfe, und nur so lange ihn noch mit den Stricken verschonen. Diese Bitte ward ihm gewährt; doch kaum fühlte er sich der Bande ledig, so nahm er die Pfanne und schleuderte den Jägern das siedende Schmalz in die Augen, nahm seinen Jägerstutzen und schlug den überraschten Jagdgesellen so derb um die Köpfe, daß sie fluchend herumtaumelten, er aber behenden Fußes mit seinem treuen Hunde auf das tyroler Gebiet entwich. So viel Freude ihm dies gelungene Wagstück machte, so schmerzlich ward jedoch bald darauf sein Gemüth getroffen, als er vernahm, daß einer seiner Gefährten, sein Freund Staudacher, von den gereizten bayrischen Jägern gleichsam als Sühnopfer für den ihnen entgangenen Raubschütz schmählich erschossen worden sei. Dieses Ereigniß begründete jenen glühenden Bayernhaß, der später, als noch die Bedrückung des tyroler Volks durch das Beamtenregiment hinzukam, in helle Flammen ausschlug.

Verwandte und Geschwister waren schon längst unzufrieden gewesen mit dem wilden Treiben des „Sohnes der Wildniß" und suchten ihn für eine geordnete Thätigkeit zu gewinnen. Was ihnen aber schwerlich gelungen wäre, gelang der Liebe. Auf einer Kirchweih lernte Joseph ein ebenso schönes als sittsames Mädchen kennen, Maria Schmiederer aus der Gemeinde Rinn, die einen so tiefen Eindruck auf sein Herz machte, daß er von Stund an sich vornahm, sein wildes Leben zu ändern und um die Jungfrau zu werben. Durch Fürsprache seiner Verwandten bekam er eine Stelle bei dem haller Salzbau als Aufseher über die Holzschläger, und verwaltete dies Amt zur großen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Seine Werbung wurde zwar anfangs von der sehr frommen Frau Schmiederer streng zurückgewiesen, die kurzweg erklärte, ihr Kind einem so gottvergessenen Wildfang nimmer geben zu wollen, als sie aber den Ernst Speckbachers und dazu die Neigung ihrer Tochter, die den schönen kräftigen Mann gleichfalls lieb gewonnen hatte, bemerkte, willigte sie endlich in die Heirath (1794), wodurch Speckbacher in den sehr einträglichen Besitz von Mariens Gute in der Gemeinde Rinn gelangte. Auf Bitten seiner Braut hatte er nothdürftig lesen und schreiben gelernt; nun verwaltete der junge Mann sein Anwesen mit so viel Eifer und Geschick, daß er — obwohl nach dem Gesetz noch zu jung — zum Mitglied des Gerichtsausschusses erwählt wurde. Seinen Stutzen hatte er an den Nagel gehängt mit dem Gelöbniß, ihn nur wieder zur Vertheidigung des Vaterlandes ergreifen zu wollen.

Diese Zeit ließ nicht lange auf sich warten; schon im Jahre 1797 kämpfte er als gemeiner Schütze unter dem Befehl eines innsbrucker Advokaten, des Herrn v. Wörndle, um die Franzosen von den Höhen des Dorfes Spings zu vertreiben, und im Jahre 1805 stellte er sich bei der Milizkompagnie der Stadt Innsbruck, die zur Vertheidigung des Grenzpasses Scharnitz auszog, den die französische Heeresabtheilung unter Marschall Ney, 10,000 Mann stark, durchbrach. Schon damals hätte sich Speckbachers genaue Ortskenntniß höchst ersprießlich bewährt, wenn

der österreichische Befehlshaber seinem Rath gefolgt wäre, nämlich den größten Theil seiner Mannschaft mit Zurücklassung der Geschütze und des Gepäckes über das haller Salzgebirge nach der Stadt Hall zu führen. Man wollte sich von der Bagage nicht trennen und verlor nun Beides, die Mannschaft und das Geschütz.

Im Monat Februar 1809 besuchte Hofer auf seiner Rückreise von Wien Speckbacher in Hall, und weihte ihn nebst dem Gastwirth zur Krone, Joseph Straub, in den Insurrektionsplan ein; daselbst reichten sich diese drei Männer die kräftigen Hände zur Befreiung des Vaterlandes, und Hofer übertrug den beiden Hauptmännern das Kommando im Innthale, loszuschlagen, „wann's Zeit sei."

Der 9. April war schon in Wien festgesetzt; am 8. April begab sich Speckbacher von seinem Wohnsitze zu Rinn nach Innsbruck, um sich von der Stellung der Truppen zu unterrichten, was ihm jedoch nicht gelang. Am 9. April machte er sich in gleicher Absicht nach Hall auf den Weg, namentlich um die feindlichen Munitionsvorräthe auszukundschaften. Die Wachen waren aber verdoppelt und es galt, sie zu täuschen. Er stellte sich also betrunken und taumelte auf die Bretterverschläge zu, welche die Kriegsvorräthe einschlossen. Bis die Wache herbeieilte, um ihn unter Androhung von Kolbenstößen fortzutreiben, hatte er bereits durch die Fugen gesehen.

Nun berichtete Speckbacher die Landleute auf beiden Innufern, was zu thun sei, und schon am 11. April Morgens kam es zwischen ihnen und dem bayrischen Militär zur Rauferei. Die Bayern wollten im Dorfe Arams und dann zu Ampas Kontribution eintreiben, mußten aber unverrichteter Sache abziehen. Speckbacher, sobald er von Innsbruck her ein heftiges Schießen vernahm, schloß daraus, daß der Sturm dort bereits losgebrochen sei, sammelte schnell die Aufgebote der Gemeinden Rinn, Tulfes und Volders, und griff rasch die volderser Brücke an. Der bayrische Posten ward gefangen genommen, und als er durch einen neuen ersetzt ward, warfen Speckbachers Stürmende auch diesen, der sich übrigens in das benachbarte Servitenkloster rettete.

Bevor er jedoch diesem kleinen Trupp (60 Mann und 2 Offiziere) weiter zusetzte, entwarf er einen geschickten Operationsplan, um sich in Besitz des Städtchens Hall zu setzen, wodurch der aus Innsbruck sich etwa zurückziehenden bayrischen Garnison der Weg verlegt wurde. Mit dem Wirth von Volders verabredete er: Um die Garnison von Hall zu täuschen und zugleich den Freunden in Innsbruck ermunternde Signale zu geben, solle er in der nächsten Nacht auf den Höhen des rechten Innufers recht viele Wachtfeuer anzünden lassen, die, wenn alle Männer ausgezogen seien, von den Weibern und Kindern geschürt werden könnten. Auch solle in allen Dörfern am rechten Ufer die ganze Nacht hindurch Sturm geläutet werden, um die Aufmerksamkeit des Feindes dorthin zu lenken; auch könne auf die haller Brücke ein Scheinangriff noch während der Nacht gemacht werden. Wolle sich jener Posten im volderser Kloster

nicht ergeben, solle man einen Baumstamm in Schlingen legen, ihn durch kräftige Männer schwingen lassen und so die Klosterpforte einstoßen.

Während dies ausgeführt ward, setzte Speckbacher mit seinem Knecht Zoppel über den Inn und richtete seinen Weg nach Absam, überall die waffenfähige Mannschaft aufbietend. Gegen Morgen langte er mit seiner sturmbereiten Schaar vor dem absamer Thor von Hall an, das beim Ave-Maria-Läuten Morgens 4 Uhr geöffnet wurde, weil man von dieser Seite keinen Angriff erwartete. Kaum war der Thorflügel in Bewegung, so stürzte die Streitmasse der Bauern, ihr Führer voran, in die Stadt, überfiel die überraschten Soldaten an der Thorwache und in ihren Quartieren und machte alle sammt ihrem Kommandanten (Oberstlieutenant von Bärenklau) zu Gefangenen.

Nur ein 60 Mann starkes Picket unter dem Lieutenant Merkel, obwohl schon die ganze Nacht hindurch zur Vertheidigung der Innbrücke thätig, hielt noch standhaft aus. Schon war es sehr zusammengeschmolzen, doch der tapfere bayrische Lieutenant blieb unerschüttert, und als man ihm zurief, er solle nicht unnützerweise Blut vergießen, da alle seine Kameraden gefangen seien, antwortete er entschlossen: „So lange ich noch einen Mann habe, werde ich mich nicht ergeben!“ Auf diese Antwort folgte ein neuer Angriff und der brave Offizier sank, am Halse verwundet, zu Boden, seine Mannschaft mußte sich ergeben. Der Gastwirth Straub von Hall nahm den Verwundeten sogleich in sein Haus, pflegte ihn wie seinen Sohn und entließ ihn erst nach völliger Wiederherstellung.

Speckbacher überließ seinem Kampfgenossen Straub das Kommando in Hall, und eilte mit den verwegensten und rascheſten seiner Leute nach Innsbruck. Doch kaum hatten sie eine Strecke Wegs zurückgelegt, so sahen sie eine Abtheilung fliehender bayrischer Dragoner ihnen entgegenkommen. Sogleich stellte Speckbacher seine Leute zum Angriff, und Straub kam mit einer Truppe aus Hall nachgezogen. Der Offizier (Major Graf v. Erbach), welcher Hall noch unbesetzt glaubte, ward bestürzt; der Gegend unkundig, war ihm kein Weg bekannt, auf welchem er sich seitwärts von Hall durchschlagen konnte; so ergab er sich mit seinen 100 Reitern, die zu Fuß mit den andern Gefangenen gegen Schwatz wandern mußten, von wo man eine Abtheilung österreichisches Militär erwartete.

Eben so glücklich war die Einnahme von Innsbruck von Statten gegangen; am 13. April wurde das französische Korps unter Bisson am Iselberge gefangen genommen. Speckbacher, nachdem er nach Kräften für gute Behandlung der Gefangenen Sorge getragen, eilte nach Hause, um die seinetwegen bekümmerte Familie zu trösten und die Geschäfte des Landbaues nicht zu versäumen.

Das Unglück des Erzherzogs Karl hatte zur Folge, daß auch die Bayern wieder nach Tyrol vordrangen; die Oesterreicher wurden bei Wörgl geschlagen und rückten am 15. Mai gegen den Marktflecken Schwatz,

wo sich die geringe österreichische Besatzung zwar tapfer wehrte, aber theils niedergehauen, theils gefangen genommen ward; nur wenige retteten sich durch die Flucht. In Schwatz wurden nun von den rachedurstigen Bayern die Häuser und Kirchen geplündert, die zurückgebliebenen wehrlosen Bewohner niedergemetzelt und auf die schändlichste Art gequält; dann legte man Feuer an und brannte Alles nieder. Speckbacher hatte zwar seine Leute von Rinn aufgeboten und war herbeigeeilt, war aber zu schwach und mußte mit den Oesterreichern fliehen. Auf dieser Flucht sah er einen verwundeten Kaiserjäger am Boden liegen; er hob ihn auf seine Schultern und trug ihn eine Strecke fort. Allein der Mensch war betrunken und sträubte sich gegen seinen Retter. Dieser ließ sich dadurch keineswegs von seinem menschenfreundlichen Werk abhalten, band vielmehr den Soldaten mit seinen breiten tyroler Hosenträgern auf einen zweirädrigen Karren und zog ihn eine Meile weit, bis er die Waffengefährten erreichte.

Doch der schreckliche Brand von Schwatz hatte Speckbachers ohnehin heißes Blut so sehr erhitzt, daß er sich nicht beruhigen konnte. Mit 18 Schützen blieb er die ganze Nacht auf der Lauer, um sich an den Feinden zu rächen. So verstärkte das Schreckenssystem, anstatt die Tyroler zu beruhigen, nur ihre Widerstandskraft! Hofer war aus Südtyrol nach dem Norden gezogen und hatte die zersplitterten Kräfte wieder gesammelt; am 29. Mai ward jene für die Tyroler so ruhmvolle Schlacht am Berge Isel geschlagen. In der vorhergehenden Nacht ließ Speckbacher in seinem Hause 10 Zentner Fleisch und 4 Eimer Wein auf seine Kosten an die Schützen vertheilen, dann eilte er auf den ihm angewiesenen rechten Flügel an die Spitze des gegen Hall und Volders bestimmten Schlachthaufens. Seine Hauptaufgabe war, eine Abtheilung Bayern, welche bei Hall auf das rechte Innufer gedrungen war, über die haller und volderser Brücke zu werfen, um sie von diesem Ufer abzuschneiden. Er eröffnete daher mit Straub so früh als möglich den Kampf; kaum graute der Morgen, so stürmte er gegen die Brücke von Volders, vertrieb die Bayern und ließ die Brücke abtragen. Dann wandte sich seine Sturmmasse nach der Brücke von Hall, und es entspann sich ein hartnäckiger Kampf, denn drei Kanonen empfingen die Andringenden mit einem solchen Kartätschenfeuer, daß sie zwei Mal arg gelichtet zurückweichen mußten. Speckbacher stürmte zum dritten Mal und nun gelang es ihm, die Bayern zu werfen.

Während des zweiten Angriffs, in dem Moment, als Speckbacher mit geschwungenem Säbel gegen die Brücke vorstürmte, ward er nicht wenig überrascht, als er auf einmal seinen zehnjährigen Sohn Andreas neben sich erblickte, der seiner Mutter entlaufen war und kindlich tolldreist den Sturm mitmachen wollte. In wilder Kampfesgluth, doch von mächtigem Vatergefühl ergriffen, drückte der Alte den Buben rasch zu Boden, um ihn vor den feindlichen Kugeln zu schützen. Beim dritten

Sturm, wo der Kleine durchaus wieder „mitmachen“ wollte, mußte der Vater ihn schlagen, um ihn von dem Wagstück abzuhalten.

Mit wahrhafter Begeisterung kämpften die Tyroler; in der Hitze des Kampfes vergaß indeß Speckbacher nicht, Boten in's Unter-Inn- und Achenthal zu senden, um den Abbruch der Brücken zu bewirken. Abends boten die Bayern, denen es an Munition fehlte, einen 24stündigen Waffenstillstand an, der aber nicht bewilligt wurde. Am andern Morgen, in aller Frühe, erschien Anderl bei seinem Vater und übergab ihm sein Hütchen mit Kugeln. Da er nicht mitstürmen durfte, war er hinter die Schützen am Waldrande zurückgegangen, und hatte die Kugeln, die er am aufwirbelnden Staube bemerkte, wieder ausgegraben, um doch den Seinen einen kleinen Dienst erweisen zu können. Die Bayern aber waren über Nacht in aller Stille abgezogen.

Am 4. Juni Abends 5 Uhr war De deum in der Franziskaner-Hofkirche. „Bei diesem Kirchenfeste über einen so entscheidend erachteten Sieg,“ sagt Hormayr, „fand sich auch wieder die bisher sehr zurückgezogene Beamtenwelt von Innsbruck in der Kirche ein, und pflanzte sich in den roth bedeckten Stühlen nahe dem Hochaltar in Evidenz. Speckbacher, überhaupt kein Freund der sogenannten „Herrn“, konnte sich nicht halten, aus dem hintern Stuhl hervor einmal leise Hormayr zu zupfen, und mit Augen und Gebehrden dabei anzudeuten, daß „die da“ füglicher hinauszuwerfen wären! worüber Hormayr lächelnd die Achseln zuckte, Hofer aber mißbilligenden Blickes den Kopf schüttelte und beim Hinausgehen aus der Kirchthür zu Speckbacher sagte: „Ein braver Tyroler bist du, Seppel, das muß wahr sein, aber wenn du a Bissel a beßrer Christ wärst, schaden könnt's dir meiner Seele nix!“

In Rattenberg fand sich Speckbacher wieder mit Hofer zusammen; beide beriethen sich vertraulich und setzten ein Schreiben an den Kaiser von Oesterreich auf, in welchem sie darlegten, was sie gethan, und zugleich um Unterstützung baten an Geld, Munition und Truppen, um die errungenen Vortheile behaupten zu können. Dies Schreiben wurde nach Kärnthen befördert und dort den österreichischen Vorposten übergeben. Einstweilen ging die tyroler Landwehr wieder auseinander; Speckbacher jedoch erhielt den schwer auszuführenden Auftrag, die Veste Kufstein zu erstürmen und in Bayern einzufallen. Sein kluger, die Verhältnisse wohl erwägender Sinn erkannte sogleich das Mißliche dieses Unternehmens, denn die Stärke der Tyroler, das wußte er wohl, bestand in der Landesvertheidigung, nicht aber im Angriffskrieg; erst mußte Oesterreich im großen Kriege noch Erfolge erringen, aber es durfte die Tyroler nicht wie Linientruppen in Anspruch nehmen. Doch als auch noch Hormayr und Teimer zu der Expedition riethen, wollte der stets unerschrockene und kühne Mann nicht widerstreben. Er zog also hin vor Kufstein mit 1000 Schützen unter seinem Kommando. Im Ganzen war das Belagerungskorps nur 1300 tyroler Schützen nebst 300 kaiserlichen Soldaten und 7 Kanonen. Als unter heftigem Feuer aus der Festung eine

Batterie auf der Hochwachtshöhe vor Kufstein aufgeworfen werden mußte, deckte Speckbacher mit seinen Leuten dies gefährliche Unternehmen, wobei die Kanonen bergauf getragen werden mußten. Eine Haubitzgranate schlug dicht bei ihm nieder, aber schnell bedeckte er sie mit seinem runden Hut und löschte sie dadurch aus.

Wie vorauszusehen war, blieb die Beschießung ganz erfolglos. Die Bayern machten einen Ausfall und es gelang ihnen, sich mit frischen Lebensmitteln zu versorgen. Speckbacher ging über den Fluß, verdarb und durchgrub alle Wege so sehr, daß sie fortan völlig unbrauchbar wurden. Die Mühlen, welche noch innerhalb der Schußweite der Festung lagen, hatten von der Besatzung einen Theil des eingebrachten Getreides empfangen; diese überfiel Speckbacher mit großer Kühnheit, erbeutete 300 Metzen Getreides, zerstörte die Werke und drohte den Müllern, ihre Häuser in Brand zu stecken, wenn sie noch ferner für die Garnison mahlen würden.

Die bayrischen Offiziere verließen häufig die Festung, wo eine ansteckende Krankheit herrschte, und hielten sich im Städtchen auf, dessen Einwohner ihnen auch sehr geneigt waren. Weiber ließen sich dazu gebrauchen, die Stellungen der Tyroler auszukundschaften, aber Speckbacher schob einen Riegel vor, indem er Befehl ertheilte, jeder Frau, die sich den Vorposten nähern würde, die Haare abzuschneiden. Dies Mittel wirkte, keine Kufsteinerin ließ sich mehr sehen.

Am 1. Juli wurden die Einwohner bedroht, man würde ihre Stadt anzünden, wenn sie noch länger mit der Garnison in Verbindung blieben; dies hatte aber nur die Folge, daß sie ihre besten Habseligkeiten auf das Fort in Sicherheit brachten. In der Nacht schlich sich Speckbacher selbst in die Stadt, es gelang ihm, unter die Feuerspritzen zu kommen und diese unbrauchbar zu machen. Dann zündete er mit eigener Hand einen hart an der Festung aufgeschichteten Holzstoß von 600 Klaftern an und dabei gingen auch 25 Häuser in Flammen auf. Ein paar kufsteiner Bürgersöhne, die auf Seiten der tyroler Landesvertheidiger kämpften, gingen in ihrem Patriotismus sogar so weit, daß sie ihre eigenen Häuser anzündeten. Der wackere bayrische Kommandant hielt sich aber auch sehr tapfer und verlor keinen Augenblick die Umsicht.

Vergebens bot Speckbacher allen seinen Scharfsinn auf. Die hölzerne Innbrücke, wodurch die Belagerten mit dem linken Innufer in Verbindung blieben, war ihm schon lange ein Dorn im Auge gewesen; er hatte mehrere Anfälle darauf gemacht, aber die Wachsamkeit des bayrischen Postens und das Feuer der Festungskanonen hatte ihn stets zurückgetrieben. Nun ließ er oberhalb Kufstein einige Schiffe zusammenbinden, füllte sie mit Pech und ließ sie brennend gegen die Brücke schwimmen. Aber auch diesen Versuch vereitelte die Wachsamkeit der bayrischen Wachtmannschaft. Doch für den Fall, daß die Brücke doch noch von den Tyrolern zerstört werden könnte, hatten die Bayern elf Schiffe zusammengebracht, um bei Gelegenheit daraus eine Schiffbrücke

zu bilden. Diese Fahrzeuge waren in Schußweite am Ufer befestigt. In einer finstern Nacht setzte nun Speckbacher, von einigen Freiwilligen begleitet, über den Fluß, schlich sich zu den Schiffen und schnitt die Seile ab. Wegen der heißen Jahreszeit standen die Fahrzeuge aber halb im Sande und mußten erst, um sie flott zu machen, in das Fahrwasser geschoben werden. Das war eine nicht leichte Arbeit und der Morgen dämmerte schon, ehe noch das Werk vollbracht war. Auf einen Allarmschuß erfolgte von der Festung ein Hagel von Kugeln, der einen Theil der Verwegenen im Inn begrub; die Andern entflohen und nur zwei hielten bei ihrem Führer aus, bis die letzten Schiffe abgelöst waren. Unversehrt erreichte Speckbacher die österreichische Schanze.

Unter solchen gegenseitigen Neckereien verstrichen vor Kufstein fünf Wochen; endlich am 12. Juli erhielt der Festungskommandant Nachricht von dem großen Siege der französischen Armee bei Wagram (6. Juni) und dem bald darauf mit Oesterreich abgeschlossenen Waffenstillstande von Znaym. Speckbacher wollte durchaus an keinen Waffenstillstand glauben, und er beschloß, in eigener Person aus der Festung sich die Kunde zu holen, nebenbei auch zu schauen, wie es um den Proviant und die Stärke der Besatzung stehe. Er hatte einen Vertrauten in der Festung, der nahe am Thor wohnte und versprochen hatte, seine Unternehmungen unterstützen zu wollen. Um sich selber möglichst unkenntlich zu machen, schor er seinen ziemlich wild gewachsenen Backen- und Schnurrbart ab, der ihm, wie seine Kameraden meinten, das Ansehen eines „Waldteufels“ gab, warf sich dann in andere Kleider und nahm eine andere Haltung an. So vorbereitet ging er mit zwei Gefährten unbewaffnet am 18. Juli, als es dämmerig wurde, zur Festung. Mit einem großen Steine klopfte er an's obere Thor; auf Anfrage der Schildwache sagte er, sie seien Tyroler aus der Umgegend, er selber sei Schützenhauptmann, heiße Joseph Harter (der Name seiner Mutter) und müsse hinein, um den Kommandanten zu sprechen.

Der Major Aigner ward herbeigerufen. Dieser ließ das niedere Pförtchen öffnen, bis an die Zugbrücke rekognoszieren, ob Niemand im Hinterhalt läge, und dann gestattete er den Ankömmlingen den Eintritt. Hinter dem Kommandanten leuchtete der Vertraute die Stufen hinan und gab Speckbacher durch Gebehrden zu verstehen, es seien viel Kranke und wenig Mundvorrath, besonders kein Fleisch vorhanden. Mit verbundenen Augen gingen die drei Wagehälse bis in das Zimmer des Kommandanten hinauf, dort ward ihnen die Binde abgenommen und Seitens des sie scharf beobachtenden Majors die Frage vorgelegt, was ihr Anliegen sei? Speckbacher antwortete ganz unbefangen, daß sie mit den Oesterreichern unzufrieden seien, die sie unnützerweise so vielen Gefahren aussetzten, und daß sie nur auf die Bestätigung des Gerüchtes von dem abgeschlossenen Waffenstillstande warteten, um die Belagerungstruppen zu verlassen. Der Major entgegnete, daß er wenig Lust verspüre, mit rebellischen Bauern zu unterhandeln, daß er keinem Tyroler

traue; mit dem Waffenstillstande habe es jedoch seine Richtigkeit, obwohl durch diesen die Aufrührer keineswegs der verdienten Züchtigung entgehen würden. Speckbacher dankte für diese Auskunft, bemerkte aber ironisch dazu, daß die Potentaten mit der Treue und den Versprechungen es eben nicht genau zu nehmen schienen. Der Major, die drei Tyroler scharf fixirend, fragte plötzlich, ob ihnen Speckbacher bekannt sei, dieser Galgenvogel, den er über kurz oder lang noch mit den Füßen an den Bastionen werde aufhängen lassen. Einstweilen müßten sie als Geiseln für ihn haften. Speckbacher, keineswegs aus der Fassung gebracht, antwortete ruhig, daß er jenen Häuptling recht wohl kenne, auch geneigt sei, für gute Belohnung ihn dem Kommandanten in die Hände zu spielen, dann müsse er die drei aber ruhig abziehen lassen.

Aigner änderte nun sein Verfahren; er setzte ein Licht vor Speckbacher hin, ließ Bürger aus dem Städtchen kommen, in das dunkle Nebenzimmer treten und den Gast beobachten. Zum Glück hatten diese ihn nie gesehen, und wenn auch, so würde das glatte Gesicht sie irre geleitet haben. Es war dem Kühnen freilich bei solchem Examen nicht ganz wohl zu Muthe; man hatte Wein herbeigebracht (auch Fleisch versprochen, das aber nicht erschien), und die zwei Begleiter sprachen dem Rebensaft tapfer zu, so daß Speckbacher jeden Augenblick befürchtete, sie würden ihn bei Namen nennen. Doch es ging Alles gut; der Kommandant begleitete seine Gäste bis an das kleine Pförtchen, und diese waren nicht wenig erfreut, als sie sich im Freien fühlten.

Leider waren alle Anstrengungen, alle überstandenen Gefahren, alles vergossene Blut dennoch vergebens. Die Oesterreicher mußten Tyrol wieder räumen, die Belagerung von Kufstein ward aufgehoben. Die Kanonen der Festung hatten mehrere Tage lang geschwiegen, eine Abtheilung der abziehenden Schützen wagte es, vor den Mauern vorüber in Schußweite ihren Rückzug zu nehmen, im Glauben, der Waffenstillstand gelte auch für sie. Sobald sie aber an der gefährlichen Stelle sich befanden, wurden sie durch Kartätschen niedergeschmettert. Speckbachers Gemüth war furchtbar erbittert; fluchend schimpfte er nun auf Oesterreich und Bayern, ja auf alle Fürsten, die das Volk nur immer zu ihrem eigenen Vortheile benutzten. Doch sah er vor der Hand die Unmöglichkeit längeren Widerstandes ein, und, als wollte er sich dem Tode weihen als freiwilliges Sühnopfer für die unlängst hingemordeten Brüder, sprengte er auf seinem kleinen Pferd verzweiflungsvoll in die Schußlinie der Festung und rief höhnend hinauf: „Trefft mich nun!“ Da ihn aber keine Kugel treffen wollte, faßte er wieder Hoffnung, daß sein Leben noch einmal dem Vaterlande nützlich werden könnte.

Mit den Getreuesten seiner Schützen ritt er nach Rattenberg, dort fand er die abziehenden Oesterreicher. Die Offiziere redeten ihm ernstlich zu, er möchte mit ihnen Tyrol verlassen, wo jetzt nichts mehr zu machen, sein Leben aber in großer Gefahr sei; auch hätte der Erzherzog Johann für die Unterkunft tyrolischer Hauptleute in Oesterreich schon gesorgt.

Es kam dem Patrioten schwer an, sein liebes Tyrol zu verlassen, und doch sah er wohl ein, daß es wohlgethan sei, die Kräfte für bessere Zeiten zu sparen. Zuvor wollte er aber noch wenigstens den Innübergang seinen Feinden erschweren, und die Vereinigung ihres Truppenkörpers von der Scharnitz und dem Achenthal hindern. Schnell mußten seine Ordonnanzen eine Kompagnie Schützen vom linken Innufer zusammenrufen, mit deren Hülfe er die Brücke von Rattenberg abwarf. Dann zog er mit dieser Schaar nach Brigglegg, wo er im Angesicht der Feinde und unter dem Feuer ihrer Geschütze auch die dortige Brücke zerstörte. Nachdem er dies glücklich vollbracht hatte, entließ er die Mannschaft und eilte zu seinem Weibe, um von ihr und den Kindern, vielleicht auf lange, Abschied zu nehmen. Sein schönes Haus, sein Hab und Gut, das Schicksal seiner Lieben, er mußte es den Feinden Preis geben, deren Wuth und Rohheit er kannte.

In Matrei holte er die abziehenden Oesterreicher ein und traf dort auch noch die andern tyrolischen Hauptleute, die sich in österreichische Uniform gekleidet hatten, um bei den Bayern nicht gar zu sehr einzubüßen. Speckbacher konnte sich nicht mit dieser Verkleidung befreunden; die Uniform widerte seine freie Seele an; er blieb daher, als man auf Leiterwagen nach Sterzing weiter fuhr, nach wie vor in seinem Bauernkleide, sein treues Rössel ließ er frei wie einen Hund hinter dem Wagen hertraben. Beim Eingang in's Pusterthal begegneten sie dem Andreas Hofer, der sich eben nach Passeyr begab. Die österreichischen Offiziere wollten ein Gespräch vermeiden und trieben den Fuhrmann zur Eile. Doch wie unwillkürlich hielten die beiden Wagen nebeneinander an, und Hofer, als er seinen Freund noch im tyroler Bauernrock sah, rief ihm zu: „Seppel, auch Du willst mi im Stich lassen, sie führen Dich der Schande zu!“ Dieser Vorwurf schnitt dem edlen Speckbacher so in die Seele, daß er ohne Hut bloß mit seinem guten Stutzen vom Wagen sprang, sich wie toll auf sein treues Rössel warf und zu Hofer sprengte, ohne sich um die Oesterreicher weiter zu kümmern.

Die beiden Männer, als sie wieder bei einander waren, fühlten sich im Herzen ordentlich erleichtert und von neuem Muth beseelt, auch ohne Oesterreich den schweren Kampf zu wagen, der ihnen bevorstand. Zwar hatte sich das Innthal ruhig verhalten beim Einzuge der Bayern, welche dies Mal bessere Mannszucht hielten; aber in den südlichen Thälern, wo Ruska's wilde Kriegshorden hausten, war die Stimmung des Volkes höchst erbittert; in Brixen, dem Herzen Tyrols, schwuren drei wackere Tyroler: Martin Schenk, Peter Kemnater und Peter Mayr, zur Vertheidigung des Vaterlandes Gut und Blut zu opfern, und als am Abend auch noch Held Speckbacher und der kriegerische Pater Haspinger sich zu ihnen gesellte, war es ein rührendes Schauspiel, diese wenigen deutschen Männer zu sehen, die, auf Gott und ihren Arm vertrauend, einem Welteroberer sich kühn entgegenzustellen wagten. Hofer war bereits an Ort und Stelle gezogen, um seinen Anhang aufzubieten; es galt,

das über den Brenner rückende Hauptkorps des Marschalls Lefebre in den Engpässen der Eisack so lange einzukeilen, bis das ganze Land wieder in Waffen stände. Jedem ward seine Aufgabe zu Theil. Speckbacher bot das Landvolk jenseits der Eisack auf, und war nun, da es „Arbeit gab", wieder ganz wohlgemuth. Sein Rössel ließ er in Schabs, da es ihm in den Gebirgsengen nur hinderlich gewesen wäre. Unter dem Schall der Sturmglocken eilte er den Fluß aufwärts, um bei Mittewald quer über die Straße Verhaue zu machen; denn schon hatte die Vorhut des Marschalls den Brennerpaß überschritten. Es waren viele Schwierigkeiten zu überwinden; die Landleute dieser südlichen Thäler kannten den innthaler Befehlshaber nicht, der noch dazu in seiner Kleidung so gar nichts Auszeichnendes hatte; erst als er sich auf Hofers Rundschrift berief und als sie sich von seinem außerordentlichen Muth und seiner Fähigkeit überzeugten, gehorchten sie ihm willig. Mit dem ihm eigenen Scharfblick erkannte Speckbacher stets die rechten Vertheidigungspunkte und wie er zu befehlen verstand, zeigte er sich als Schanzer, der mit kräftigem Arm Axt und Schaufel schwang und den Arbeitern mit gutem Beispiel voranging, nicht minder geschickt.

Blutig ward die Vorhut der herandringenden Feinde zurückgeworfen; das sächsische Korps erlitt am 4. und 5. August einen Verlust von 1000 Mann Todten, Verwundeten und Gefangenen, wobei nicht weniger als 44 Offiziere. Die Tyroler bedauerten, daß gerade diese braven deutschen Truppen der harte Schlag treffen mußte, und Speckbacher sagte später: „Es war mir unlieb, daß die braven Sachsen zuerst zum Handkuß kamen, daß meine Steinlawinen gerade diese trafen!" Acht Tage lang dauerten die Vorpostengefechte, in denen Speckbacher einen löwenkühnen Muth entfaltete. Es war, als hätte er einen Doppelgänger, allüberall anordnend, aufmunternd, befehlend, jeden geringen Vortheil benutzend, jeden Nachtheil alsbald verbessernd, sah man ihn überall unter den Ersten beim Angriff, unter den Letzten beim Rückzug. Als nun vollends Hofer mit seinen Passeyrern über den Jaufen herab den Feinden in den Rücken kam, nahm der prahlsüchtige Marschall Lefebre sammt seinem ganzen Heere Reißaus.

Die Tyroler erkämpften am 13. August ihren dritten und glorreichsten Sieg, zu welchem die beiden unermüdlichen Führer Haspinger und Speckbacher wesentlich mitwirkten. Der Feind hatte sich in den Ebenen von Ambras und Wilten gelagert; bei seinem Rückzuge waren viele tyrolische Gemeinden wieder nach Haus gezogen, und doch kam Alles darauf an, den Sieg zu verfolgen. Speckbachers Körper bedurfte des Schlafs, aber sein Geist hielt den Leib aufrecht. Als er am 22. August merkte, daß der Marschall sich auf den wiltauer Feldern festsetzte, stellte er seine Schützen einstweilen unter Haspingers und Mayrs Kommando, dann suchte er den ganzen Tag und die folgende Nacht unter dem Geläut der Sturmglocken die tapfern Schützen seiner Heimath zusammen, indem er Allen mit siegender Beredtsamkeit an's Herz legte, daß der

Hauptschlag erst fallen müsse, wenn was Gescheidtes herauskommen solle. Die Leute folgten ihm willig, und schon Abends warf er mit ihnen eine starke bayrische Streifwache zurück. In der Nacht erreichte er Rinn und sein Haus, wo er sein geliebtes Weib eben überraschte, wie sie in der kleinen holzgetäfelten Stube beim Schein der Lampe vor dem Bilde des heiligen Andreas kniete und ihre frommen Gebete zu Gott und dem Schutzheiligen sandte zur Erhaltung ihres lieben Mannes, von dem sie so lange nichts gehört hatte und den sie im „Kroatenlande" wähnte. Auf einmal aber wurde es draußen laut, da horchte sie ängstlich auf, — es waren rauhe Männerstimmen mit Waffengeklirr. Die Thür ward aufgerissen, und der geliebte Gatte trat ein. Mit lautem Aufschrei warf sich das treue Weib an die Brust des theuern Mannes, dann sprang sie hurtig fort, um mit einem jubelnden: Vater ist da! auf! Vater ist da! die Kinder zu wecken, die nun alle (bis auf Anderl, der auf der Alp war) in ihren weißen Hemdlein herbeigesprungen kamen und die Kniee des Vaters umklammerten oder seinen verwilderten Bart mit kindlicher Unschuld streichelten. Selbst der treue Haushund kam herbei und sprang wedelnd und vor Freude heulend an seinem Herrn hinauf. Während sein Haus immer mehr mit Schützen sich füllte, erzählte Speckbacher seinem Weibe in aller Kürze, was in den letzten Zeiten sich begeben; dann ward er ernst, seine Stirn umwölkte sich und mit unheimlich finsterem Ausdruck sprach er zu seiner Ehegenossin: Bitte den heil. Andreas, daß er mich Tyrols Schmach und Knechtschaft nicht mehr erleben lasse! Hierauf bewirthete die Hausfrau die kampfgerüsteten Gäste ihres Mannes. Draußen aber in der lauen Sommernacht erklangen schaurig noch die Sturmglocken, wodurch am 13. August Morgens 3 Uhr wieder 500 frische geübte Schützen unter Speckbachers Befehl für das blutige Tagewerk an dem Berge Isel zusammen gerufen wurden.

An dem entscheidenden Tage kommandirte Speckbacher den rechten Flügel; dort wurde von den Bayern mit ausgezeichneter Tapferkeit gekämpft, sie suchten um jeden Preis in den Besitz der Sillbrücke und des Corethofes, eines schönen Gebäudes, das Speckbachers Standort war, zu kommen. Endlich gelang es dem leichten Bataillon Butler nach drei mal wiederholten mörderischen Stürmen, die von einem heftigen Kanonenfeuer unterstützt wurden, die Brücke zu nehmen, dann sogar die Höhe zu erstürmen und sich des Hofes zu bemeistern, wo sie alsbald das Haus anzündeten, um diesen Haltpunkt der Tyroler zu vernichten. Speckbacher hatte aber schnell seine Schützen im nahen Walde gesammelt, einer donnernden Lawine gleich stürzte er wieder hervor und warf den Feind mit vernichtender Kraft in die Tiefe hinab. Mancher bayrische Soldat stürzte dabei zerschmettert in die Felsenschlucht der Sill; einige, mit Brandlegen beschäftigt und nun von der Flucht abgeschnitten, fanden in den Flammen ihren Tod, die sie selber entzündet hatten.

Speckbacher und Pater Haspinger, der auf dem linken Flügel mit ebenso vielem Glück als Geschick kommandirt hatte, waren im heftigsten

Kugelregen unversehrt geblieben; sie standen damals in dem Wahne, „für sie sei gar keine Kugel gegossen.“ Am 14. August Morgens ließ der Marschall zum Abschiede noch einige mit todten Bayern angefüllte Häuser und adelige Sitze vor Wiltau in Brand legen. Die Landleute wurden durch diese unnützen Mordbrennereien des französischen Oberkommandanten sehr aufgebracht und warfen sich nun vom Berg Isel herunter doppelt ergrimmt über die Nachzügler her. Speckbacher, wie immer überall voran, erwischte einen Soldaten noch beim Brandlegen und ließ sich in seinem Zorn zu der Grausamkeit hinreißen, Befehl zu geben, wenn das Haus nicht zu retten sei, den Soldaten in die Flammen zu werfen. Dies geschah.

Während Hofer am 15. August seinen feierlichen Einzug in Innsbruck hielt, setzte Speckbacher, der mit keinen Ceremonien sich aufhalten wollte, noch am selbigen Tage die Verfolgung des Feindes fort und bestand tapfer noch manches Gefecht mit der Nachhut. Seit dem 2. August hatte er sich fast gar keine Zeit weder zum Schlafen noch zum Essen gegönnt; auf seinem treuen Pferdchen hatte er reitend den Schlaf abgemacht, und das kluge Thier, wenn es an bedenkliche Stellen kam, stand still, wodurch der Reiter erwachte. „Ich war damals,“ bemerkte Speckbacher später, „leicht wie ein Vogel, und wurde gleichsam durchsichtig.“

Da Tyrol von der feindlichen Besatzung geräumt ward und einige Hitzköpfe (unter diesen besonders der Kapuziner) darauf drangen, daß auch die Grenzländer zum Kampf wider die Franzosen angefeuert würden, begab sich Speckbacher in Begleitung seines Fourierschützen zunächst in's Pinzgau (zu Salzburg gehörig). Er fand die salzburger Bauern meist gut österreichisch gesinnt; die Kaufleute und Vornehmen waren mehr bayerisch, die Pfleger und übrigen Beamten, die Bayern besser bezahlte, waren es ohnehin. Der Pfleger von Mittersill, als er Speckbachers Anwesenheit erfuhr, schickte Häscher aus, ihn zu fangen; doch dieser kam ihm zuvor. Er holte schnell zwölf Bauern aus Hollerbach herbei, schlich sich Abends in das vom Pfleger bewohnte Schloß und nahm den hohen Herrn sammt dem Landrichter gefangen. Beide wurden unter hinlänglicher Bedeckung zu Hofer nach Innsbruck gesandt. Als dies bekannt wurde, nahmen die andern Pfleger Reißaus, Speckbacher aber schloß mit den Pinzgauern ein Bündniß, erhielt von ihnen Schlachtvieh und gab dafür die dem Feinde abgenommenen Gewehre. Im Dorfe Mühlbach fand er eine ansehnliche Menge Schwefel, den er auf der Stelle nach Innsbruck schickte zur Fabrikation des bereits mangelnden Schießpulvers.

Im September rückte der Kapuziner nach und organisirte. Die Landleute stellten die erforderliche Mannschaft, der man tyroler Hauptleute vorsetzte. Von den salzburger Schützen bemerkte Speckbacher: „sie hatten gutes Herz und Zutrauen, wenn gleich nicht so viel Einsicht und Gewandtheit wie die Tyroler.“ Auch das Zillerthal (das damals noch

nicht zu Tyrol gehörte) erklärte sich für die Landesvertheidiger und versprach, Beistand zu leisten. Speckbacher erwartete bloß Verstärkungen aus Tyrol, um tiefer in's Salzburgische eindringen zu können.

Es war um die Mitte Septembers, als sich Speckbacher zu St. Johann mit seinem Adjutanten über den Zug in's Salzburgische berieth, als er aus der Ferne den tyroler Schützenmarsch hörte. Er trat an's Fenster, sah jedoch gleich hinter der Musik einen bewaffneten Knaben einherziehen, was ihn nicht eben freudig überraschte. „Nu wird mir der Sandwirth bald gar noch Kinder nachschicken!“ brummte er ärgerlich in den Bart. Wie wurde er aber überrascht, als er seinen Sohn Anderl erkannte, der ehrerbietig zu seinem Vater eintrat und ihm die Hand küßte. Der Kleine hatte auf der Alp nicht länger Ruhe gehabt und war schon seit einem Monat mit den Landesvertheidigern umhergezogen. Die Schützen hatten ihn ganz wie ihres Gleichen ausgerüstet, mit grauer Jacke und grünem Hute, ihm auch einen leichten Stutzen gegeben.

Erst als der Knabe allein mit dem Vater war, gestand er ihm, daß er seit 24 Stunden nicht gegessen habe und sehr hungrig sei. Doch mehr als der Hunger nahm ein schöner an der Wand hängender Stutzen seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Wirth, dem das Gewehr gehörte, fragte, als er auf Verlangen des Vaters dem Kinde zu essen gebracht und dessen Blick bemerkte, ob er denn Lust zu dem Stutzen habe? Der Knabe bejahte es erröthend und der Wirth schenkte ihm die Waffe. Aber das Gewehr hatte ein Radschloß, welches aufzuziehen der Kleine nicht im Stande war. Er wurde blutroth, sagte jedoch kein Wort, sondern ging zu einem Waffenschmied, gab diesem eine Vorrichtung mit einem besondern Handgriff an, der ihm das Spannen des Hahnes sehr erleichterte. Als das Gewehr fertig war, zeigte er es voll Freude dem Vater; die Verbesserung erwies sich so zweckmäßig, daß mehrere Schützen sie an ihren eigenen Büchsen nachahmten. Von dieser Zeit an blieb Anderl, wie ein Großer bewaffnet, an der Seite seines Vaters und wich nicht von ihm selbst in den hitzigsten Gefechten.

Sobald die Verstärkungen eingetroffen waren, begann Speckbacher die Angriffe außerhalb Tyrols zu leiten; er streifte mit 1000 Mann bis nach Reichenhall. Siebenhundert Schützen legte er nach Berchtesgaden, wo sie sich drei Wochen so musterhaft hielten, daß sie an den Salzleitungen und andern Anstalten nichts zerstörten, obschon sie das daran befindliche Blei wohl hätten brauchen können. Als er mit seinem Söhnchen um den Königssee rekognosziren ging, und in das berühmte Jagdschloß kam, das nebst dem herrlichen See schon damals viel von Fremden besucht ward, schrieb der kleine Speckbacher folgenden Vers in's Fremdenbuch:

„Andreas Speckbacher heiß ich, des Kommandanten Sohn; ein Knabe von 11 Jahren,
Schießen kann ich, die Boarn haben's wohl erfahren.“

Der Kapuziner Haspinger zog nun mit seiner Schaar in's Pongau, um in Gemeinschaft mit Speckbacher die Salzburger Pässe zu gewinnen, und sie operirten beide mit Glück gegen den Feind; dadurch ward der kriegerische Mönch immer siegesmuthiger und exzentrischer in seinen Plänen. Er dachte daran, Salzburg zu nehmen, dann durch Steyermark und Kärnthen gegen Wien vorzudringen, und schrieb sogar an Hofer: „Bruder! jetzt ist jener Augenblick, wo wir nicht zaudern können. Meine Hoffnung, den Napoleon zu bekommen, wäre nicht ohne Grund und auf Sand gebaut!"

Speckbacher überlegte kälter und besonnener. Der Besitz von Salzburg schien ihm nicht von militärischer Wichtigkeit zu sein, und ein Zug nach Wien hätte Tyrol selbst der Gefahr ausgesetzt, an dessen Grenze sich die Feinde wieder sammelten. Auch er schrieb an Hofer, und stellte ihm die Sachlage sehr klar und treffend dar, den Oberkommandanten bittend, ihn von der unhaltbaren Stellung in Salzburg abzurufen. Doch Hofer nach seiner Weise schwankte und ergriff endlich das Schlimmste, den Mittelweg. Er verbot dem Kapuziner vorzurücken und Speckbacher, seine Stellung zu verlassen.

Die Bayern rückten mit aller Macht wieder vor, und da sie auf ihrem alten Gebiet viele Anhänger hatten und stets genau von Allem in Kenntniß gesetzt wurden, faßten sie den Entschluß, Speckbacher mit allen seinen Leuten aufzuheben. Zuvor hatte Oberst Eppel dem auch bayerscher Seits geachteten tyroler Hauptmann große Versprechungen gemacht, wenn er die Waffen niederlegen oder zu den Bayern übergehen wollte. Doch wie man denken kann, war jede solche Zumuthung von Speckbacher entschieden zurückgewiesen worden. Es war am 16. Oktober und der Schnee lag schon ziemlich hoch auf den Bergen. Von den Tyrolern waren viele ohne Schuhe, und deßhalb wurde ihnen das Marschiren im Schnee sauer. Ein Trupp, dem die Bewachung der Melcker Alp anvertraut war, hatte sich der Kälte willen von diesem Posten entfernt, der sogleich von den Bayern besetzt wurde. Von hier drangen sie nun mit großer Uebermacht auf Speckbacher, der sich zwischen der Salzach und dem Gebirge eingeschlossen sah. Im Verlauf von einer Stunde hatte er 300 von seinen besten Leuten verloren; er selber kämpfte geraume Zeit wie ein Löwe, doch endlich ward er in wildem Handgemenge auf die Erde geworfen. Da er sich nicht ergeben wollte, erhielt er Kolbenstöße und Bajonnetstiche, seine Waffen und Kleider wurden ihm vom blutenden Leibe gerissen. Der heldenmüthige Mann verlor indeß auch jetzt nicht seine Geistesgegenwart; mit Riesenkraft raffte sich der nun Waffenlose wieder auf, schlug mit gewaltigen Faustschlägen wie ein Rasender um sich, und entwand sich endlich, die Fetzen seiner Kleider den Soldaten zurücklassend, bluttriefend ihren ferneren Angriffen. Hierauf kletterte er, mit einem Fuß einen Verfolger noch rückwärts stoßend, von nachgeschickten Kugeln umsaust, einen steilen Berg hinauf. Ungefähr 50 seiner Leute retteten sich nach diesem Punkte hin, wurden aber zum Theil

niedergeschossen und verloren ihre Stutzen. Nur die verzweiflungsvolle Lage des kleinen Restes und ihre gemsenartige Geschicklichkeit im Klettern machte es möglich, eine durch Bäume etwas geschützte Höhe zu gewinnen, wo man vom Feinde nicht mehr erreicht werden konnte. Kaum oben angelangt, vermißte nun Speckbacher seinen Sohn Anderl, stieß einen herzzerreißenden durchdringenden Schrei aus und wollte augenblicklich zurück. Aber seine Leute weigerten sich, ihm zu folgen, und als der Vater die Unmöglichkeit erkannte, den Sohn zu retten, erwachte der Stolz des Kriegers wieder, der ihn trieb, nicht zwei solche Siegestrophäen dem Feinde zu überliefern. Seine trüben Ahnungen aber, die ihm gleich anfangs von dem Zug in's Salzburgische nichts Gutes prophezeit hatten, waren nur zu sehr in Erfüllung gegangen!

Da die bayersche Vorhut den alten Speckbacher nicht persönlich kannte, so vermuthete man diesen Anführer unter den Todten. Der Sohn wurde daher bald nach dem Gefecht auf dem Schlachtfelde herumgeführt, um die Leiche seines Vaters anzugeben. Bald erkannte der Kleine auch die blutigen Kleiderfetzen und den Säbel seines Vaters. Bitterlich weinend gab er nun einen eben verschiedenen Tyroler, der mit zerhauenem Gesicht da lag, für seinen Vater aus. Der schlaue Knabe wollte jedoch die Flucht seines Vaters sichern, denn bald darauf zeigte er wieder eine für seine jungen Jahre bewundernswerthe Fassung, die selbst den bayerschen Offizieren Achtung für den Kommandanten-Sohn einflößte, der schon so früh das Kriegshandwerk ergriffen hatte. Kein Klagelaut ward von ihm vernommen; nur als er von seinen Landsleuten getrennt und auf Befehl des Königs Max nach München geführt ward, weinte er. Der König zeigte große Theilnahme für den jungen Tyroler und fragte ihn: Was glaubst du nun, daß mit dir geschehen werde? „Umbringen wird man mich, wie meinen Vater," antwortete der Kleine. Der König beruhigte ihn und gab ihn in eine Erziehungsanstalt, wo er auf's Beste gehalten wurde.

In Rattenberg vereinigten sich die Versprengten wieder mit Speckbacher, der nun nach Innsbruck zurückging, um dem Sandwirth einen neuen Vertheidigungsplan vorzulegen. Hofer wollte aber auf nichts eingehen, verließ am 21. Oktober die Stadt, um wieder auf dem Berg Isel Posto zu fassen. Unterdessen drangen die Feinde von Norden und Süden mit zahlreichen Truppen heran; Speckbachers Familie mußte sich tiefer in's Gebirge flüchten, 300 Mann Bayern nahmen das Gut zu Rinn in Beschlag und zehrten von dessen Vorräthen. Der traurigen Ereignisse, die nun folgten, ist bereits Erwähnung gethan. Speckbacher hielt es für das gerathenste, seine Mannschaft zu entlassen; seine Familie fand er erst am 12. November zu Stallsins, einer hochliegenden, damals schon ganz eingeschneiten Alpe! Trotz der kummervollen Lage war die Freude des Wiedersehens groß, und als dem Vater nur der eine Gedanke, was aus seinem Anderl geworden sein möchte, die Freude zu stören schien, brachte die Mutter ein Schreiben herbei, das ihr der

General Deroi zugesendet hatte, worin es u. A. hieß, daß ihr Sohn lebe, in München unter besonderem Schutz des Königs stehe, und sich sehr wohl befinde.*) In demselben Schreiben ward Speckbacher zur Unterwerfung aufgefordert und ihm verheißen, wenn er freiwillig die Waffen niederlegen und persönlich sich stellen würde, so solle Alles verziehen sein. Dieses edelmüthige Anerbieten machte Eindruck auf Speckbachers nun zum Frieden gestimmtes Gemüth, aber durch Hofer ward er wieder schwankend. Der hatte wieder 1200 Mann im Passeyer aufgeboten und ermahnte zur Fortsetzung des Kriegs. Speckbacher, der ohnehin nur schwer Vertrauen zu den Friedensversicherungen fassen konnte, zog abermals aus, die Schützen aufzubieten. Um die Nachrichten auf die andere Seite des Flusses zu bringen, wurden nun die Briefe an einen Pfeil gebunden und mit einem starken Bogen hinübergeschossen. Da dies nur in der Nacht geschehen konnte, befestigte man an dem Pfeile noch eine Rackete, deren Feuer den Ort bezeichnete, wo der Pfeil niederfiel. Während sich die Bauern sammelten, ward aber die Friedensnachricht zur Gewißheit, und ihr Beginnen mußte um so strafwürdiger erscheinen. Mit aller Macht verfolgte man nun Speckbacher, erließ Steckbriefe und versprach eine große Belohnung für seinen Fang. Die Soldaten nannten ihn nur den „Feuerteufel", und schwuren, Riemen aus seiner Haut zu schneiden, weil er ihnen so viel Mühe verursachte. Er aber floh mit einem kleinen Gefolge von Sennhütte zu Sennhütte, bis er Dux erreichte, von wo er in's Pusterthal zu entkommen hoffte. Die Pässe waren aber so verschneit, daß er über Weihnachten in Dux bleiben mußte, und um seinen Aufenthalt nicht kenntlich zu machen, seine Genossen verabschiedete. Dennoch ward sein Zufluchtsort bald den Bayern bekannt, und er mußte

---

*) Auf einen Brief, den die Mutter ihrem Anderl schrieb, antwortete dieser:

„Liebste theuerste Mutter! Du hast mich mit Deinem Brief ganz überrascht! Es freut mich herzlich, daß ich nun weiß, daß Du gesund bist und mein Vater noch lebt. Herzlich gern wollte ich nun für ihn bitten, aber ich glaube, daß es noch nicht thunlich ist. Was mich betrifft, geht es mir gut, ich bin mit meinem Zustande sehr zufrieden und gesund. Der König hat sehr viel Gnade für mich; was ich bedarf, schafft er mir bei. Er ließ mir heuer schon so viele Kleider, Wäsche und ein prächtiges Bett machen, was alles über 400 fl. kostete. Auch hätte ich das Glück, daß der allergnädigste König mein Firmgöth (Zeuge bei der Konfirmation) geworden wäre, wenn ich nicht schon gefirmt gewesen wäre. So oft ich das Glück habe, bei ihm erscheinen zu dürfen, fragt er mich, ob ich in die Kirche gehe und fleißig bete! Hier sind die Kirchen auf's allerprächtigste geziert. Seine Exzellenz, Herr Kriegsminister von Triva ist mein größter Wohlthäter, dem ich mein gegenwärtiges und künftiges Glück zu verdanken habe. Er ist mein bester Fürbitter bei dem König, zieht mich öfter zur Tafel und sorgt für mich wie für sein eigen Kind. Ich bin nun im königlichen Seminar, wo ich deutsch, lateinisch, Musik und Zeichnen lerne. Auch bin ich heuer schon siebenmal der Erste geworden. Ich werde mir alle Mühe geben, durch Fleiß und gutes Betragen die vielen Wohlthaten zu verdienen. Nun lebe wohl, meine Geschwister, Deine Schwester und den Kuhn (Haushund) grüße ich herzlich und verbleibe stets Dein dankbarer Sohn

Andrä Speckbacher."

sich auf die Spitze des Vogelsberges flüchten. Um nicht zu verhungern, stieg er, Nahrung zu holen, zu einem Hause herab, in das sogleich bayersche Soldaten eindrangen. Kaum gelang es ihm, sich auf das Dach zu retten und von dort hinabzuspringen, wobei er sich stark beschädigte. Er eilte in den nächsten Wald und dann zum Voldererberge, und irrte 27 Tage umher, oft mehrere Tage hinter einander ohne Speise und Trank. Einmal, als er, vom Hunger getrieben, sich weiter in's Thal hinunter wagte, erblickte er auf einem Schneefelde in weiter neblichter Ferne menschliche Gestalten. Stets argwöhnisch, jetzt dem eigenen Schatten nicht mehr trauend, hielt er sie anfangs für seine Verfolger, wie sie aber näher kamen, erkannte er seine eigene Familie, die, um der Verhaftung zu entgehen, gleichfalls aus ihrer Sennhütte geflohen war. Bisher hatte der Verfolgte sein Schicksal standhaft ertragen, als er aber die hungernden, vor Kälte erstarrten Kinder und die leichenblasse abgemagerte Frau erblickte, da rollten die Thränen aus den dunkeln Augen des schwergebeugten Vaters.

Doch es galt, sich zu fassen und auf Rettung zu sinnen. Ein Hoffnungsstrahl erhellte sein umdüstertes Gemüth; er gedachte eines Freundes, der auf der Höhe des Voldererberges ein Gehöft hatte, und dorthin führte er nun die Seinen. Die schluchzenden Kinder waren aber schon ermüdet und geschwächt, das Kleinste vor Kälte und Hunger fast erstarrt! Der unglückliche Vater mußte es auf diesem Jammerzuge erst wieder an seinem Vaterherzen zu neuem Leben erwärmen, und dann alle drei abwechselnd auf dem gefrorenen Schnee aufwärts tragen.

Der Freund nahm die Geächteten hilfreich auf, aber lange durfte Speckbacher nicht bei ihm bleiben, er eilte fort und verbarg sich auf einer Alp, wohin ihm der brave Mann zuweilen Lebensmittel brachte. Auch der getreue Knecht Zoppel scheuete nicht den weiten Weg von Rinn, wo er einstweilen das Hauswesen besorgte, und trug zeitweise Lebensmittel herzu, als ihm der Aufenthalt seines Herrn kund geworden war. Diesen wackern Menschen vermochten die schärfsten Drohungen ebensowenig als eine angebotene Belohnung von 100 Gulden, seinen Herrn zu verrathen.

Am 2. Februar, am Morgen des Lichtmeßtages, der zugleich seiner lieben Marie Namenstag war, klangen von den nächsten Dörfern die Glocken so hell und rein durch die kalte Winterluft, daß den einsamen Flüchtling eine unwiderstehliche Sehnsucht ergriff, zu seinen Lieben einmal hinabzusteigen und wenn auch nur eine Stunde lang sich ihres Anblicks zu freuen. Auch glaubte er, daß man nun in seiner Verfolgung wohl etwas nachgelassen habe. Kaum aber war er in der Mitte der Seinen froh geworden, da rief eins seiner Kinder: „Die Bayern kommen!" Der Unglückliche will zur Hinterthür entfliehen, aber schon hört er das Stoßen von Gewehrkolben; nun will er zur vorderen Thür und reißt sie auf, allein da sieht er sieben Mann den Berg heraufkommen. So greift er, schnell gefaßt, nach einem Handschlitten, stülpt ihn über den Kopf und als wäre er ein Knecht des Hauses, der Holz zu

holen sich anschickt, geht er gerades Wegs den Soldaten entgegen. Diese rufen ihm zu, auszuweichen, denn der Weg war schmal; er aber antwortet keck, dies sei an ihnen, denn er müsse noch schnell Holz holen, da man heute keine Einquartierung erwartet habe! So erreicht er den Wald und findet Gelegenheit, zu entkommen.

Schon im November, als die Sachen eine schlimme Wendung zu nehmen begannen, hatte er sich einen Zufluchtsort ausersehen und allerlei Mundvorrath, siebzehn Büchsen und neunhundert Patronen nach und nach dorthin geschafft. Es war eine Höhle auf dem Gemshaken, einer der steilsten und wildesten Klippen; dort beschloß er nun zu hausen. In einer Nacht, wo Schneegestöber die frischen Fußtritte unkenntlich macht, kletterte er hinauf, und um von seiner Spur noch mehr abzulenken, band er ein paar Schuhe verkehrt unter die Sohlen.

Die Höhle hatte nur einen Zugang, den zu vertheidigen er sich vornahm. Seine Gewehre hielt er immer geladen. Auf den steilen Pfad, der zur Höhle führte, legte er eine geladene Büchse und verdeckte sie mit Reißholz und Gesträuch. An den gespannten Hahn der Büchse befestigte er einen Bindfaden, der in geringer Höhe quer über den Fußsteig lief. Jedes Anstoßen an denselben war hinreichend, den Schuß zu entladen und den Höhlenbewohner zu warnen. So lebte er in seiner schrecklichen Einsamkeit bis zum März, und nur die Schmerzen der bei Mellek und bei seinem Sprung von dem Dache herab empfangenen Leibschäden waren seine Unterhaltung. Und doch war das Maaß seiner Leiden noch keineswegs voll. Es traten Stürme und Thauwetter ein; als er sich eines Tags aus seiner Höhle entfernte, um Reißholz zu sammeln, hörte er plötzlich über sich ein donnerähnliches Gekrach; es war eine Lawine, die ihn von Tiefe zu Tiefe mit fortriß, bis er ganz betäubt an einem Erdwall hängen blieb. Sein Hüftbein war verrenkt, er war nicht mehr im Stande, zu seiner Höhle emporzuklimmen, und so dachte er, es sei besser, den Feinden in die Hände zu fallen, als hier so jammervoll zu enden. Er schleppte sich zu dem Hause seines Freundes auf dem Voldererberge, welches seine Familie schon verlassen hatte, um nach Rinn zurückzukehren. Zu dem Wege, den ein gesunder Mann in 2½ Stunden zurücklegt, brauchte er volle 7 Stunden. Das Bein wurde wieder eingerichtet und er blieb einen Tag in dem gastfreundlichen Hause, indem er wiederholt seinen Freund bat, er möchte doch hingehen und die 500 Gulden verdienen, bevor sie einem Andern zu Theil würden. Davon wollte aber der brave Bauer nichts wissen. Mit Hülfe des Biedermanns, der die chirurgische Operation vollbracht, trug er den halbtodten Speckbacher in der Nacht über Seitenwege nach Rinn und legte ihn hier im Stalle nieder, ohne der Familie Nachricht geben zu können. Am andern Morgen fand ihn sein treuer Knecht Georg Zoppel, und bereitete ihm im verborgensten Winkel ein Strohlager, da im Hause Niemand das Geheimniß erfahren durfte, einen halben Fuß hoch mit Mist und Stroh bedeckt. Das Luftloch zum Athemschöpfen befand sich unter

dem Bauche einer Kuh. So lag der arme Speckbacher eine Zeit lang*) lebendig verscharrt, ohne Wäsche, ohne seine Lage verändern zu können. Milch und Brod, zuweilen ein Ei, war seine Nahrung, während die im Hause befindliche bayersche Einquartierung es sich wohlschmecken ließ. Der wackere Knecht hielt das Schweigen so gewissenhaft, daß selbst die Speckbacherin nichts von der Anwesenheit ihres Mannes erfuhr; sie hätte, wenn die Bayern in den Stall gingen, sich leicht durch ihre Aengstlichkeit verrathen können.

Von der Nässe und Unsauberkeit fielen dem zur Vermeidung jeder Bewegung Gezwungenen die Kleider in Stücken vom Leibe, seine Hüfte aber war durch die Ruhe und die animalische Wärme vollkommen geheilt. Bis zum zweiten Mai hatte er ausgeharrt, länger vermochte er aber nicht, in seiner Lage zu verbleiben, und er entschloß sich, nach Oesterreich zu entfliehen. Seine Nerven waren so angegriffen, daß einige Schluck Wein ihn berauschten; er mußte also vorerst noch drei Tage im Stalle bleiben, um sich nach und nach zu erholen. Sein geliebtes Weib ließ er nun herbeiholen; sie weinte bitterlich, da sie erfuhr, was er unter der Zeit ausgestanden hatte, und ließ sich's nicht nehmen, ihn wenigstens einige Stunden zu begleiten!

Mit zehn Pfund Fleisch und einigem Vorrath von Brod versehen, schritt er so rasch als möglich vorwärts, dabei jede menschliche Wohnung vermeidend; erst am zehnten Tage wagte er es, mit Menschen zusammenzukommen. Er hatte während dieser zehn Tage fast gar nicht geschlafen; der Gedanke, von Henkershand sterben zu müssen, erfüllte ihn mit Entsetzen, und noch mehr ward sein Herz bekümmert, wenn er an Frau und Kinder gedachte. Doch kam auch manch tröstlicher Gedanke an Gottes Gnade und der Heiligen Schutz in seine Seele und das erhielt seinen Muth aufrecht. Er ging über Gastein und dann über die steilsten Gebirge nach Steyermark. Endlich kam er nach Wien; tiefgerührt empfing der Erzherzog Johann den tyroler Helden, mit großer Huld, nicht ohne innere Bewegung der Kaiser selbst. Vorderhand ward ihm eine Pension zugesichert und seine Brust mit einer goldnen Medaille geschmückt. Dann wollte man ihm ein Landgut in der ungarischen Niederung anweisen, aber wie hätte der Alpensohn in dieser Luft ausdauern, und wie sein mit dem Tyrolerland so ganz verwachsenes treues Weib zu solcher Uebersiedelung beistimmen sollen? Er schrieb's seiner Marie, und diese antwortete in einem Briefe, der es verdient, auch hier mitgetheilt zu werden:

Mein herzallerliebster Mann!
Liebster Joseph!

So inniglich es Dich schmerzt, ohne mich zu sein, so viel Dir unsere häuslichen traurigen Umstände am Herzen liegen, ebenso hart

*) Die Angabe „7 Wochen" lang ist jedenfalls übertrieben, aber die Thatsache wohl unzweifelhaft. Vgl. Dr. Rapp, a. a. O. 806.

fühlt es Dein Weib, ohne Dich zu leben; ja so oft ich ein Kind schaue, wird mir das Herz so voll, denn der erste Gedanke dabei ist, ach Kinder, ihr seid jetzt wie Waisen ohne Vater! ich wie eine verachtete Wittib ohne Mann! Aber Gott im Himmel und dem heil. Anderl von Judenstein sei mein und meiner Kinder Elend und Verlassenheit geklagt und anempfohlen. O, lieber Joseph, Du weißt, wie Dich Deine Moaidl liebt, aber durch diese Liebe bitte ich Dich um Gotteswillen, thue mir nicht übelnehmen, daß ich das Alte wiederhole und noch dazu setze: Lieber als nach Ungarn oder sonst so weit gehen, lieber will ich — ach Gott, daß ich so sagen muß — mit meinen Kindern betteln gehen. Jetzt ist es noch nicht so weit, aber es darf nicht lange mehr dauern, so hast Du herzallerliebster Mann eine Bettlerin zum Weibe. Ich muß aufhören, sonst wird das Papier vom Rehren (Weinen) naß. Nur eins, lieber Joseph, muß Dich und mich in diesem Kummer trösten, daß wir uns dies Elend und das bevorstehende Unglück, betteln zu gehen, nicht durch Verschwendung oder aus einer andern Ursache selbst freiwillig zugezogen haben, sondern bloß Deine Liebe zu unserem Vaterlande und guten Kaiser Franz und das herzliche Verlangen, wieder österreichisch zu werden, hat Dich so weit gebracht und Dich in die äußersten Lebensgefahren und Dein Weib und Kinder in Noth und Kummer versetzt.

O lieber Alter! wag's noch, und mach' noch vor dem allergnädigsten Kaiser, der so gut und so milde ist, einen Fußfall, und sag' ihm, erzähl's ihm, wie's Deinem Weibe in Tyrol geht. Bitte für mich um Verzeihung, daß ich Dir nicht nachfolge, Du weißt ja selbst, daß ich schon öfters krank war und eine so weite Reise nicht aushalten würde. Nicht Weiber, sondern auch gescheidte Männer haben mir gesagt, daß, wenn man nicht fester Natur und von starken Leibeskräften ist, man es im Ungarlande nicht aushalten kann, und Du liebst Dein Weib zu herzlich, als daß Du sie dem Tode zuführen könntest.

O bitt' nur recht, und ich will beim heiligen Anderl am Judensteine beten, daß uns der allergnädigste Monarch, der gute Kaiser jetzt noch hilft, und dann kann ja Gott noch Alles anders schicken. Soll uns aber seine Strafe noch länger treffen, so bitt' nachher, was Du vermagst, daß Du in Steiermark oder in einer näheren Gegend, wo noch „ein bissel Berge" sind, etwas erbittest, und dann, wenn unser liebes Vaterland keine Hoffnung mehr hat, österreichisch zu werden und Du in's Tyrol zu kommen, dann will ich zu Dir meinem herzallerliebsten Mann gehen.

Ich danke Dir, lieber Joseph, für den Neujahrwunsch. Gott verleihe mir, daß wir unter Oesterreichs Regierung in unserem Tyrol wieder zusammenkommen, damit Du, lieber Mann, jene, die uns helfen können, von unserem Elende recht überzeugen kannst.

Noch muß ich Dir zu meinem und Deinem Kummer offenbaren, daß alles Vieh erkrankt ist; ein Stück ist schon verloren, bei den andern Zweien sind wir keinen Tag sicher, daß sie nicht auch hin sind. An Arzneien und Doktoren sind bereits schon 50 Fl. verwendet worden. Jetzt denk' Dir noch die großen Steuern dazu. Noch einmal, herzallerliebster Mann, bitte um Hülfe für Dein verlassenes Weib und Kinder, und sei mir tausend Mal gegrüßt und dem Schutze Gottes und der Gnade des Kaisers empfohlen. Schreibe bald und höre nicht auf zu lieben

Den 5. Jänner 1811.

Dein treues Weib
Maria Speckbacherin.

Nachschr. Deine lieben Kinder lassen Dich herzlich grüßen, sie beten fleißig für Dich und fragen oft: Kommt unser Vater nicht mehr zu uns?

Nach Empfang dieses Briefes lehnte Speckbacher jeden Vorschlag ab, der ihn an Ungarn fesseln könnte, und war bemüht, eine kleine Besitzung in Oesterreich zu kaufen, was ihm auch unter Beihülfe einiger Freunde gelang. Nun schrieb er seiner Frau, sie möchte kommen, und im April 1811 kam sie wirklich nach der Kaiserstadt; aber das wiener Leben gefiel ihr so wenig und ihr Heimweh erwachte so schnell, daß die gute Tyrolerin nach wenig Wochen ihre Rückreise antrat. Bei Salzburg ward sie aber von den Bayern festgenommen und dreizehn Wochen lang in Gefangenschaft gehalten. Die arme Frau kam fast von Sinnen, da sie auch noch erfuhr, daß ihre Kinder erkrankt seien. Ihrem Manne war es mit seinem Güterkauf auch schlecht gegangen, er mußte das kaum erworbene Eigenthum wieder zurückgeben, da er die darauf stehen gebliebenen Summen nicht sogleich abtragen konnte. Darauf verwaltete er für den jungen Hofer ein Bauerngut, welches demselben vom Kaiser geschenkt worden war.

Außerhalb seines Berglandes schien jedoch der Held ganz aus seinem Gleichgewicht gekommen zu sein; namentlich war er öfters in Geldnoth. Doch erwachte auch die alte Kühnheit wieder, als er mit einem Engländer die Wette einging, den höchsten noch nie betretenen Punkt der gothisch durchbrochenen Spitze des Stephansthurmes zu erklimmen, welch lebensgefährliches Wagstück er zum großen Erstaunen der Wiener mit vollster Sicherheit glücklich durchführte. Der hocherfreute Engländer lud den tyroler Mann nach England ein, was aber dieser ablehnte.*)

Als im Sommer 1813 Oesterreich die gewaltigsten Rüstungen wider Napoleon machte, ward Speckbacher nach Tyrol geschickt, um das Land

*) Damit widerspricht J. G. Mayr, Speckbachers Biograph, den bisherigen Angaben des Brockh. Konv.-L., das den Tyroler Helden nach England reisen und am Triumphzuge von 1813 Theil nehmen läßt.

wider Bayern, das damals noch mit Frankreich verbunden war, aufzubringen. Doch der bayerschen Herrschaft muß nachgerühmt werden, daß sie manche früheren Fehler verbessert und dem Volke die Hand zur Versöhnung geboten hatte, so daß jetzt eine Insurrektion schwerlich erfolgt sein würde. Speckbacher wurde zum wirklichen Major der Armee ernannt und erschien in Uniform daheim, nicht eben freundlich von vielen seiner Landsleute betrachtet, von Bayern aber neuerdings geächtet. Glücklicherweise gestalteten sich die politischen Verhältnisse zwischen Oesterreich und Bayern im Oktober auf's Beste, indem sich zwei stammverwandte Völker zu gleichem Kampf für deutsche Freiheit die Hände reichten. Das frische tapfre Heer der Bayern, 50,000 Mann stark, vom Feldmarschall Wrede geführt, trat wieder gegen Napoleon in die Schranken und zwang ihn bei Hanau zu unaufhaltsamer Flucht. Dort am Main kämpften Oesterreicher, Bayern und Tyroler in schönem Verein. Am 31. März 1814 hielten die verbündeten Monarchen ihren Einzug in Paris, und in Folge des Pariser Vertrags vom 30. Mai kam Tyrol mit Vorarlberg wieder an Oesterreich zurück, etwas später, im Jahr 1816, auch Salzburg und das sogen. Innviertel, wofür Bayern mit Würzburg, Aschaffenburg und der Rheinpfalz entschädigt wurde.

Frei konnte nun auch Held Speckbacher in die geliebte Heimath zurückkehren, und die ihm dankbare österreichische Regierung ertheilte ihm ein Gnadengehalt von 1000 Gulden. Als im Jahre 1816 der Kaiser Franz von Oesterreich auf's Neue von seinen Tyrolern zu Innsbruck den Huldigungseid empfing, führte Speckbacher als Schützenmajor im festlichen Zuge seine tapferen Innthaler an dem geliebten Monarchen vorüber. Es fehlte zu seinem Glücke bloß noch sein Sohn Anderl, und er wandte sich bittend an den König Max, „daß er nicht zweifle, ein so guter König, der mit so außerordentlicher Großmuth den Sohn seines Gegners behandelt, werde ihm jetzt auch sein Kind wieder ganz geben, um es in einem Staate ferner ausbilden und dienen lassen zu können, der jetzt mit Bayern nicht nur innig befreundet, sondern auch durch die Bande der engsten Verwandtschaft mit demselben umschlungen sei."

Bayerns König gewährte die Bitte, und der junge Andreas Speckbacher, nachdem er in den verflossenen sechs Jahren zu München eine sehr tüchtige Bildung empfangen hatte, kehrte freudig zu den Bergen zurück, zu denen sein Auge aus der Ferne oft mit Sehnsucht hingeblickt hatte, und zu dem Vater, dessen Liebling er war.

Die Familie zog nach Hall, da dem durch so viele Mühsal und die erlittenen Verwundungen geschwächten Körper Speckbachers der Landbau zu schwer ward. Mit Anfang 1820 begann seine Schwäche bedenklicher zu werden; es stellte sich eine Nervenkrankheit ein, welcher er am 28. März, erst 53 Jahre alt, in den Armen seines treuen Weibes erlag. Seine irdische Hülle deckt, an der Pfarrkirche zu Hall angebracht, ein einfacher Leichenstein von weißem Marmor; darauf ist nicht sehr ge-

schmackvoll die Verdienstmedaille mit der großen Kette und dem Brustbilde des Kaisers dargestellt, worunter die Worte stehen:

Im Kriege wild, doch menschlich auch,
Im Frieden still und den Gesetzen treu,
War er als Krieger, Unterthan und Mensch
Der Ehre wie der Liebe werth.

Hierauf folgt in ganzen Zeilen eingegraben:

Joseph Speckbacher, tyrolischer
Landes-Schützen-Major,
geboren zu Gnadenwald den 14. August 1768, gestorben zu Hall
am 28. März 1820.

Der Kaiser ehrte die Verdienste des Verstorbenen noch dadurch, daß er der Wittwe ein Jahrgeld von 500 Gulden und jedem der vier hinterlassenen Kinder eine jährliche Unterstützung von 100 Gulden bewilligte. Speckbachers erstgeborener Sohn Andreas studirte zu Schemnitz in Ungarn mit Auszeichnung das Berg- und Hüttenwesen, und erhielt bei dem Berg- und Hüttenamte zu Brixlegg schon in seinem 25. Jahre eine ansehnliche Stellung. Dort besuchten ihn die Erzherzöge Johann und Karl, denen er mit aller Lebhaftigkeit seine Jugendschicksale erzählte. Im Jahre 1832 ward er zum Verwalter des Berg- und Hüttenamtes in Jenbach ernannt, und versah diese Stelle mit so musterhafter Geschicklichkeit, daß viele Fachmänner nach Jenbach reisten, um die originellen Speckbacherschen Maschinen und Einrichtungen kennen zu lernen. Leider machte eine Lungenkrankheit zu früh für die Familie und das Vaterland dem hoffnungsvollen Leben ein Ende; Andreas Speckbacher starb in seinem 35. Lebensjahre zu Hall am 25. März 1834.

Am 22. April 1858 brachte der Tyroler Bote folgenden Erlaß des Kaisers Franz Joseph:

S. k. k. Apostol. Majestät haben, um auch das Andenken des an der patriotischen Erhebung Tyrols im Jahre 1809 mit hervorragendem Verdienste als Landesschützenmajor betheiligten Joseph Speckbacher zu ehren, mit Allerh. Handschreiben vom 20. l. M. die Ueberführung der irdischen Ueberreste desselben nach Innsbruck, deren Beisetzung in der Hofkirche neben Andreas Hofers Gebein und die Aufstellung eines Denksteines neben dem Monument des letzteren, wie für P. Joachim Haspinger, auf Staatskosten allergnädigst anzuordnen geruht. Der Tag, an welchem dieser Allerh. Anordnung gemäß die Beisetzung der irdischen Ueberreste Speckbachers in der hiesigen Hofkirche erfolgen wird, wird nachträglich bestimmt werden.

Joachim Haspinger.

In dem kühnen kriegsmuthigen Kapuzinerpater erscheint das religiös-patriotische Element bis zum Fanatismus gesteigert, der bekanntlich in seiner Ueberspannung dem Vaterlande oft mehr schadet als nützt. Neben dieser dunkeln Seite seines Wirkens erscheint jedoch jene weit überstrahlend die Lichtseite einer stets opferbereitwilligen Hingabe an die Sache des Vaterlandes, einer kriegerischen Tapferkeit und Tüchtigkeit, eines stets jugendlich sprühenden Feuers, das selbst die Lauen erwärmend und begeisternd Alles zur Thätigkeit fortriß und gerade in der Gestalt des Gott geweihten Priesters die frommen Tyroler aufzuregen geeignet ist.

Johann Haspinger (den Namen Joachim erhielt er im Kloster) wurde zu St. Martin im Gsieß, einem Seitenzweige des Pusterthales, am 28. Oktober 1776 von armen Bauersleuten geboren, die nichts sehnlicher wünschten, als daß ihr Sohn Priester werden möchte. Ein benachbarter Dorfvikar nahm sich der Unterweisung des Knaben an. Nothdürftig vorbereitet trat er dann, 17 Jahre alt, in das Gymnasium zu Botzen. Er hatte da kaum drei Jahre den Studien obgelegen, als die Kriegstrommel ihren Ruf hören ließ; die französischen Revolutionstruppen hatten (1796) das Land in große Gefahr gebracht und so griff der kampflustige Jüngling zum Stutzen, zog mit den Scharfschützen an die venetianische Grenze, wo er einen feindlichen Offizier, der die Gegend rekognoszirte, gefangen nahm und dafür die Tapferkeitsmedaille erhielt. Er weihte diese silberne Ehrenmedaille später dem heil. Antonius von Eppan. Nachdem er in den Kämpfen an der venetianischen und schweizer Grenze bis 1799 tapfer mitgefochten hatte, begab er sich nach Innsbruck und begann Philosophie und Medizin zu studiren. Doch das Erforschen und Erlernen der Wissenschaft war nicht seine starke Seite und so ließ er sich denn 1802 in den Kapuziner-Orden aufnehmen, machte seine theologischen Vorbereitungen in verschiedenen Klöstern und erhielt 1805 die Priesterweihe. Schon in dieser Zeit hatte er auf seinen Wanderzügen den Sandwirth Hofer kennen gelernt, der alle Bettelmönche freundlich aufnahm.

Am Schluß des Jahres 1805, in welchem die Schlacht bei Ulm (14. Oktober) und die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz (2. Dezember) für Oesterreich so unglücklich ausgefallen war, ward der Friede zu Presburg (26. Dezember) geschlossen, worin Oesterreich Venedig an das italienische Königreich und Tyrol an Bayern abtreten mußte. Die „aufgeklärten" bayerschen Kommissäre wollten auch in Tyrol freisinnige Reformen machen nach französischem Muster und glaubten nicht nöthig zu haben, auf die Priesterschaft, welche doch in Tyrol das Volksleben beherrschte, viel Rücksicht nehmen zu müssen. Das rief denn große Unzu-

friedenheit hervor mit der neuen Ordnung der Dinge; der Tyroler hing treu am Hause Habsburg und die Geistlichkeit sah unter bayerschem Scepter ihre Machtstellung gefährdet. Sie schürte das Feuer, das unter der Asche glimmte, und im Frühling des Jahres 1809 brach die Flamme des Volksaufstandes lichterloh hervor.

Dem Pater Joachim ward es in seiner Zelle zu eng, das Kloster schien ihm wie ein Gefängniß. Er trug seinen Vorgesetzten die Bitte vor, daß sie ihn möchten als Feldpater am Kriege Theil nehmen lassen, und die Bitte ward ihm gewährt, da der tyroler Aufstand dem Klerus selber höchst erwünscht kam. So zog denn Haspinger als Feldpater mit den Schützenkompagnien in den Krieg, und zeigte alsbald, daß er zu schießen und zu manövriren verstand wie ein geübter Hauptmann. Da er nun überdies als Geistlicher noch eine besondere Autorität über die Leute hatte, übergab ihm Hofer in den Maigefechten am Berg Isel die Leitung des linken Flügels. Seinen weißen Stecken, worauf ein Antoniuskopf geschnitzt, wie einen Marschallsstab schwingend, stürzte sich der Rittermönch, von einigen Kaiserjägern unterstützt, in die rechte Flanke der Bayern gegen den Husselhof und die Gallwiese, und trieb durch wohlgenährtes Schützenfeuer die Feinde bis in die wiltauer Felder hinab. Im dichtesten Kugelregen stand er mit einer Kühnheit und einem so freudigen Muth, daß er die Seinen mit sich fortriß, wohin er wollte. Wich aber Einer feig zurück, dann steigerte sich sein Zorn fast bis zur Wuth. Einem jungen Burschen, der zaghaft meinte, daß er an dem ihm angewiesenen Posten seines Lebens nicht sicher sei, sagte er mit festem zuversichtlichem Ton: „Es geschieht Dir nichts — sieh dort jenen Offizier zu Pferde, ziele gut!“ Der Knabe schoß und der Offizier fiel. Ein feindlicher Soldat drang mit dem Bajonnet auf Haspinger ein und drohte ihn niederzustoßen; schnell legte ein Schütze auf des Paters Schulter an, tödtete den Gegner, verbrannte aber dabei dem Geretteten den Bart. Seit jener Zeit — so sagte er selbst öfter — war ihm jede Gefahr gleichgültig, und hätte er auch vor einer geladenen Kanone gestanden. Es war aber auch in jenen Frühlingstagen eine Begeisterung in den tyroler Schlachtreihen, die den Sieg verdiente. Ein Vater brachte die Leiche seines Sohnes nur aus dem Gefechte fort in Sicherheit, und kehrte dann auf dieselbe Stelle wieder in's Feuer zurück. Haspinger, mit versengtem Haar und Bart, sah furchtbar wie der Schlachtendämon aus, aber den Seinen war er wie ein schützender Genius. Er wollte einen Schützen forttragen lassen, den eine Kugel in den Leib getroffen; „laßt mich nur liegen,“ sagte der Sterbende, „ehe die Feinde herankommen, bin ich nicht mehr.“ Andere Sterbende ermunterten, als sähen sie den Himmel offen, die Heranziehenden zur begeisterten Fortsetzung des Kampfes.

Als nach dem Abzuge der österreichischen Truppen Tyrol sich selber überlassen blieb, und Hofer nebst den übrigen Patrioten in aller Stille die Volksbewaffnung wieder einleitete, war Haspinger einer der thätigsten.

Er predigte im untern Eisackthale den „heiligen Krieg"; je mehr Franzosen erschlagen würden, so verkündigte er dem Volk, desto mehr Sünden würden abgebüßt. Alles griff zu den Waffen, selbst Greise, Weiber und Kinder wurden nur mit Mühe zurückgehalten. Nur die ängstlichen Stadtbewohner von Brixen waren anders gesinnt und neigten sich zur Unterwerfung hin. Sie verweigerten dem „Rothbart" mit seiner Schaar, die am 3. August schon zu 500 Mann angewachsen war, sogar den Eintritt in die Stadt. Er zog daher seitwärts nach Unterau, wo die Schützen unter den Hauptleuten Mayr und Kemnater zu ihm stießen. Um das Eindringen der Franzosen vom Pusterthale her zu hemmen, ließ er sogleich die ladit'scher Brücke aufheben, und gegen das Hauptkorps des Marschalls Lefebre, das vom Brenner her vordrang, Verschanzungen bei der Peiserbrücke und bei dem brixner Kläusel anlegen. Alle Anstalten wurden getroffen, um in gutem Zusammenwirken mit Hofer und Speckbacher die Stellung bei Ober- und Unterau zu behaupten. Für den Fall der Noth ward die Peiserbrücke, um sie anzubrennen, mit Pech bestrichen.

Haspinger und Mayr wurden zwar Abends am 4. August gegen Brixen zurückgeworfen, und der französische General Royer, der die sächsische Vorhut befehligte, hatte vier tyroler Schützen, die als Gefangene ihm vorgeführt wurden, als Rebellen augenblicklich erschießen lassen. Dies war aber nur das Mittel, die tyroler Schaaren zu erneuetem unwiderstehlichem Kampfe zu treiben. Der tapfere Mönch war eben im Begriff, die brixner Klause noch stärker verschanzen zu lassen, als er den Henkertod seiner vier Schützen erfuhr. Da ließ der feurige Pater in der Nacht alle Sturmglocken läuten, von denen besonders die große berühmte „Redeneckerin" weit hinaus ertönte, und forderte die ganze Gegend um Brixen zu neuem Kampf wider die französischen „Schergen" und Mordbrenner auf. Alle, die vom Feuer der bayerschen Kanonen erschreckt, sich verlaufen hatten, sollten — so drohte der priesterliche Hauptmann — ohne Gnade erschossen werden, wenn sie nicht alsbald sich wieder anschlössen. Den ängstlichen Landrichter von Brixen bedrohte er, alle Aecker umher verwüsten zu lassen, wenn er das streitbare Volk nicht zusammen ziehen lasse. Als die Brixner eine Deputation an den Feind abziehen lassen wollten, erklärte er diese für vogelfrei, wenn sie ihren Weg noch weiter fortsetzte, und ließ den „Unterhändlern" eine tüchtige Tracht Prügel geben, womit sie heimgeschickt wurden.

Das wirkte; in der Morgendämmerung des andern Tages sah sich der muthige Mönch schon wieder durch zahlreiche Schaaren frischer Streiter verstärkt, drang abermals vor und nun mit entschiedenem Glück. Er überfiel die sächsischen Vorwachen beim brixner Kläusel, hob mehrere davon auf und warf die andern bis nach Unterau zurück, wo das ermüdete Bataillon kaum Zeit fand, sich zur Vertheidigung aufzustellen. Peter Mayr, zu Pferde, gab durch das Schwenken einer schwarzen Fahne das Zeichen zum Angriff; von allen Seiten drangen die Bauern auf

das sich bald zurückziehende sächsische Korps. Bei Oberau suchten sich die Feinde zu halten, die wohlbemessenen Kartätschenschüsse der bayerschen Kanonen wiesen die auf das linke Eisackufer vordringenden Tyroler zurück. Doch der begeisterte Mönch ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er sammelte schnell seine Mannschaft, flehte in einem kurzen inbrünstigen Gebet den Himmel um Beistand für sein Vorhaben an, gab allen im Halbkreise herum knieenden Schützen die General-Absolution und seinen geistlichen Segen, und nun begann er den Sturm, während zu gleicher Zeit Speckbacher von den Höhen des rechten Ufers herunterdrang und im Verein mit Haspinger die Brücke von Mittewald nahm.

So ward das Heer der Feinde von Stellung zu Stellung wieder zurückgetrieben, bis am 12. August der französische Marschall zwischen Innsbruck und dem Berg Isel sich festsetzte, und es einer entscheidenden Schlacht bedurfte, um ihn auch von dort zu vertreiben. Haspinger genoß in Schönberg auf einem kleinen mit Stroh bedeckten Wagen des Schlafes; der feurige Pater war durch die fortwährenden Anstrengungen so erschöpft, daß er sich kaum mehr regen konnte; seine Sandalen waren durchgegangen, seine Füße bluteten, aber sein Geist war stets gesund und frisch. Hofer hatte den Angriff auf den 13. August Morgens 4 Uhr bestimmt. Um 2 Uhr nach Mitternacht las der Kapuziner die Messe, welcher alle Hauptleute beiwohnten und nach deren Beendigung ihr priesterlicher Kampfgenosse ihnen den Segen und die Absolution ertheilte. Nach blutigem Kampf errangen die Tyroler den Sieg, der auch in Haspingers Leben den schönsten Glanzpunkt bildete. Am 15. August — es war der Tag Mariä Himmelfahrt — brach Hofer schon bei Sonnenaufgang auf, und erschien auf dem Berg Isel im Angesicht von Innsbruck. Da ihm nun erst der Sieg vollkommen gewonnen schien, ließ er die übrigen Kommandanten zu sich entbieten. Dann holte der fromme Oberkommandant, umgeben von den sieghaften Landesvertheidigern, seinen großen Rosenkranz aus der Tasche, und ließ sich auf ein Knie nieder, um dem himmlischen Erretter durch ein einfaches Vaterunser den Zoll der Dankbarkeit darzubringen. Neben dieser imponirenden bärtigen Gestalt kniete rechts Haspinger, stets im Mönchsgewand, und links Speckbachers trotzig schlichte Heldengestalt. Alle drei entblößten ihr Haupt, schlugen gleich Hofer ein Kreuz, falteten die Hände und beteten inbrünstig und laut. Augenblicklich folgte diesem erhabenen Beispiele auch die ganze Masse des Volks, und die Morgensonne, die Wolken durchbrechend, beleuchtete strahlend die herrliche echt germanische Heldengruppe auf dem damals einzigen freien Stücklein deutscher Erde.*) Haspinger war von der Macht des Augenblicks so ergriffen, daß er, ohnehin von der überstandenen Mühsal erschöpft, ohnmächtig umsank, sich jedoch zur Freude der Seinigen bald wieder erholte. An der Seite Hofers fuhr der Ka-

*) Treffende Schilderung Mayr's a. a. O. S. 196.

puziner in dem mit vier Schimmeln bespannten Wagen triumphirend in die tyrolische Hauptstadt ein.

Der stolze „Herzog von Danzig" mußte, ergrimmt über die von den Bauern erlittene Niederlage, bis Salzburg zurückweichen. Noch wenige Tage vor der Schlacht hatte er an die Anführer Haspinger, Speckbacher und Hofer eine Proklamation erlassen, worin er, um sie zu schrecken, noch eine Verstärkung von 50,000 Mann ankündigte, von jedem ferneren Widerstande abmahnte, und drohte, daß bei längerer Widersetzlichkeit jeder Baum ein Galgen für sie sein werde; besonders aber würde er dem Pater Haspinger, für welchen als Geistlichen das Kriegführen vollends unstatthaft sei, jedes Haar einzeln aus seinem rothen Barte ausraufen lassen. Darauf hatte ihm der Pater in aller Eile geantwortet:

„Euer Excellenz! Ich ersehe aus Ihrem Geschreibsel, daß Sie von meiner Anstellung gar nicht unterrichtet sind; der Einschluß, welcher meine Bestallung als Kommandant der Tyroler enthält, soll Sie überzeugen, daß ich als rechtschaffener Mann so handeln muß. Was das Aufhängen belangt, so ist zu bemerken, daß man denjenigen, welchen man hängen will, dazu vorerst haben muß; übrigens taugt mein Hals so gut dazu, wie der anderer Leute mit goldgesticktem Kragen, und damit wollen wir es einstweilen dahin gestellt sein lassen! Was ferner noch die 50,000 Mann betrifft, so sind wir Tyroler nie gewohnt, die Feinde zu zählen, wir suchen sie auf, damit wir sie treffen und schlagen."

Einen Tag und eine Nacht gönnte der Kapuziner in Innsbruck sich Ruhe, dann folgte er seinem Kriegsgenossen Speckbacher nach, der dem sich zurückziehenden Feinde auf den Fersen war. Er fand diesen in Wörgl. Speckbachers riesenstarke Natur war von der rastlosen Anstrengung auch erschöpft worden, der Kommandant hatte nebst seinen Leuten dem Weinvorrath in Wörgl tüchtig zugesprochen und war in einen tiefen Schlaf gesunken, dessen selbst die ausgestellten Feldwachen nicht ganz Meister werden konnten. Haspinger war über diese Sorglosigkeit seines Mitkommandanten ganz außer sich und hielt es für gerathen, ihm eine derbe Lektion zu geben. Von den bayrischen Gefangenen mußten einige ihre Uniform seinen Schützen leihen, diese stellten sich sodann an das Bett des schlafenden Speckbacher, dem mit festen Stricken Hände und Füße gebunden wurden, ohne daß er in seinem tiefen Schlaf etwas merkte. Nun denke man sich den Zorn und die Wuth des erwachenden Löwen, der, den Feind an seinem Bette erblickend, vergebliche Anstrengungen macht, seine Bande zu zerreißen! Endlich trat der schlaue Pater ein, der halb ernst halb scherzend von der Nothwendigkeit predigte, auch hinter dem fliehenden Feinde wachsam zu sein. Dem gefoppten Speckbacher war aber der Spaß doch zu derb, und wäre Freund Haspinger nicht Geistlicher gewesen, so möchte auch er schwerlich ohne eine handgreifliche Lektion davon gekommen sein.

Leider verführten die bisherigen glücklichen Erfolge den kriegslustigen Kapuziner zu jenen abenteuerlichen Plänen, deren wir schon früher gedacht haben. Während Hofer wie Speckbacher am liebsten nur in Tyrol selber zur Vertheidigung des Vaterlandes kämpfen mochten, ließ Haspinger nicht nach, die Kriegsoperationen auch in die Nachbarländer auszudehnen. Speckbacher mußte in's Salzburgische dringen, dort, meinte der feurige Mönch, werde Alles gegen die Franzosen aufstehen; inzwischen wollte er die Kärnthner und Krainer in Bewegung setzen, sodann mit einer zusammengefaßten Masse dieser kräftigen Bergvölker dem gottlosen Napoleon in den Rücken fallen, den lieben so arg bedrängten Kaiser wieder frei machen und den Papst in seine alte Macht und Würde wieder einsetzen. Nur die Bergbewohner — das stand bei ihm wie ein Glaubensartikel fest — seien im Stande, den Unbesiegten zu besiegen.

Hofer ließ einstweilen den Dingen ihren Lauf; als der Pater von Joseph Straub, dem damaligen Stadtkommandanten in Hall, eine ansehnliche Menge Pulver und Blei verlangte, und solches dem Oberkommandanten Hofer gemeldet ward, ließ dieser zwar die Munition verabfolgen, befahl aber dem Straub, selbst zu Haspinger zu gehen, und ihm „wegen seines hitzigen Unternehmens eine Predigt zu halten.“ Der Pater ging aber vorwärts. Nachdem Speckbacher mit dem Pinzgauer-Kommandanten Wallner (am 17. September) bereits den Paß Luftenstein erobert und seine Absichten auf Lofer und Unken gerichtet hatte, marschirte Haspinger gegen die festen Plätze Pongau's. Der 25. September war zum allgemeinen Angriff bestimmt, der auch vollkommen gelang. Die in die Enge getriebenen Bayern wurden von Speckbacher bei Unken an gleichem Tage geschlagen, an welchem Haspinger den Luegpaß erstürmte und den Feind bis Berchtesgaden zurückwarf. Am 26. September mußte er selber auch diesen Ort räumen und bis Salzburg retiriren.

Unser Held besetzte nun zwar Hallein; allein seine bei Oberalm aufgestellte Mannschaft wurde am 3. Oktober von einem feindlichen Angriffe so überrascht, daß sie, eine Kanone im Stich lassend, nur durch schnelle Flucht in's Gebirge sich retten konnte. Darauf drangen die Bayern nach Hallein; Haspinger mit seiner geringen Besatzung war zu schwach, um sich dort lange halten zu können, aber doch räumte er erst den Platz nach der heftigsten Gegenwehr, denn in den Gassen des Städtchens kämpfte Mann mit Mann. Haspinger setzte sich in Golling fest, und hielt dort am 16. Oktober tapfer den Angriff der Bayern aus. Als er aber Speckbachers große Niederlage bei Melek erfuhr und von den salzburger Schützen ihn fast alle verlassen hatten, sah er mit seiner kleinen ihm treu gebliebenen Schaar sich genöthigt, nach Kärnthen aufzubrechen. Dort hatte bereits der Kommandant Türk die Schützen aufgeboten, und mit ihm vereint gedachte Haspinger den französischen General Ruska in Klagenfurt zu überfallen. Wirklich vertrieb er auch die Franzosen aus Spital, aber es fehlte ihm an den Mitteln, kräftig weiter

zu dringen; er mußte bald weichen und nur mit großer Gefahr gelang es ihm, sich wieder nach der Heimath durchzuschlagen. Durch zwei Ordonnanzen ward er zu Hofer beschieden, der abwechselnd in Steinach und auf dem Schönberg sein Hauptquartier hatte. In Steinach überreichte ihm der kaiserliche Hofkommissär v. Roschmann das Kreuz Pro piis meritis.

Des unglücklichen Einflusses, den der immer noch von Kampf und Sieg träumende Pater auf Hofer ausübte, um diesen zur Fortsetzung eines Krieges zu bestimmen, dessen für die Tyroler verderblichen Ausgang jeder Besonnene voraussehen mußte, ist bereits in der Biographie Hofers gedacht worden. Während der Priester Donay sich alle Mühe gab, den Frieden zu bewerkstelligen, machte Haspinger mit aller Kraft seinen priesterlichen Einfluß auf den Oberkommandanten geltend — und nur zum Unheil; er ward so der böse Genius Hofers. Als das Unglück hereingebrochen war, floh Pater Joachim, nun auf Rettung seiner Person bedacht, erst in die Schweiz nach Münsterthal in das Kapuzinerhospiz; aber noch zeitig gewarnt, er möchte auf seiner Hut sein, verließ er in der Nacht sein Versteck, und schon am andern Morgen war das Kloster von Wachen umstellt. Durch tiefen Schnee und auf beschwerlichen Umwegen gelangte er nach Tschengls im Vintschgau, wo er bei dem Verwalter des dortigen Schlosses freundliche Aufnahme fand. Neun Monate hielt er sich dort verborgen, aber es mochte sein Aufenthalt doch kund geworden sein und er hatte kaum noch Zeit, in falscher Kleidung nach der Schweiz zu entrinnen. Nachdem er dort eine Zeit lang als Tapezierer gearbeitet hatte, reiste er mit falschem Paß als Handwerksbursche nach Mailand, und gelangte endlich über Klagenfurt nach Wien. Als er vor seinen Kaiser hintrat, hemmte ein Thränenstrom seine Worte. Die Gnade des Monarchen verlieh ihm eine Pfarrstelle bei Wien. Auf den Wunsch des Erzbischofs war er seines Klostergelübdes als Kapuziner entbunden worden und hatte Bart und Kutte abgethan. In seinem 60sten Lebensjahre ward er auf sein Ansuchen pensionirt und ging nach Hietzing bei Wien, dort in Gemüthlichkeit sein Jahrgeld zu verzehren. Als das Revolutionsjahr 1848 auch Oesterreich wieder erschütterte, zog der immer noch rüstige Greis als Feldpater mit einer tyroler Kompagnie an die italienische Grenze. So brannte es — wie Staffler bemerkt — bei ihm noch immer von innen, wie im Berge Aetna, wenn auch den Scheitel Schnee bedeckt. „Weit besser ist's, mich trifft eine Kugel, als daß ich im Bett sterbe", so rief er kampflustig aus. Doch war es ihm dies Mal nicht beschieden, Kriegslorbeeren zu erringen. Sichtlich gebeugt vom Alter und von den Beschwerden des Feldzugs kehrte er nach Wien zurück, übersiedelte dann nach Salzburg *), wo er sein funfzigjähriges Priesterjubiläum feierte, und starb daselbst am 12. Januar 1858

*) Er bezog aus öffentlichen Fonds eine Pension von 1000 Gulden, hatte ein Freiquartier im k. k. Mirabellschloß und den Genuß der Meßstipendien.

im 82. Jahre seines Lebens. Dasselbe erste Bataillon des tyroler Jäger-Regiments, das im Jahre 1823 die Asche von Andreas Hofer aus Mantua nach Innsbruck führte, geleitete den kriegerischen Priester zu Grabe. Die Beisetzung in der Ruhestätte des St. Peterkirchhofs war aber nur eine zeitweilige; in der Nacht des 11. März wurden die irdischen Ueberreste in einen eichenen Sarg, der in einem zweiten von Zink stand, gethan und nach Innsbruck abgeführt, wo sie in der Hofkirche an der Seite Andreas Hofers beigesetzt wurden.

Erzherzog Karl.

Leopold II. regierte noch als Großherzog von Toskana, als ihm zu Florenz am 5. September 1771 sein dritter Sohn, der Erzherzog Karl, von seiner Gemahlin Ludovika, der Tochter des Königs von Spanien, Karl III., geboren wurde. Der toskanische Hof war von jeher ausgezeichnet durch feine Bildung, durch Förderung der Kunst und Wissenschaft, an deren Schätzen Florenz selber so reich ist. Das empfängliche Gemüth des Knaben verarbeitete still die Eindrücke des Schönen, Wahren und Guten, die ihm von so mancher Seite zuströmten, aber das, wofür er sich lernend interessiren sollte, mußte ihm auch gemüthlich vermittelt werden, mußte den ganzen Menschen erregen. Julius Cäsar und Polybius, seine Lieblingslektüre, mögen frühzeitig seine Einbildungskraft mit Bildern des Ruhmes und der Heldenkraft erfüllt haben. Dagegen wollte ihm das mathematische Wissen anfangs gar nicht munden. Oefteres Unwohlsein mochte wohl zu dem sehr stillen, ja scheuen Wesen des Knaben hauptsächlich beigetragen haben; man fürchtete schon, er sei zur Schwermuth geneigt, aber mit fortschreitender Entwickelung des Geistes verschwand dieser Charakterzug gänzlich und es blieb dafür jene liebenswürdige Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit zurück, die den Helden zierte.

Schon im Jahre 1778, nachdem der Prinz das siebente Jahr erreicht hatte, übernahm der Graf von Hohenwarth die Erziehung desselben. Dieser vortreffliche Mann, der mit echter Vaterlandsliebe die gediegendste Bildung vereinte und mit den ausgezeichnetsten Gelehrten Italiens und Deutschlands (namentlich auch mit unserem Herder) verkehrte, wußte Geist und Herz seines hohen Zöglings in schöner Harmonie zu bilden und durch sein eigenes Beispiel den besten Unterricht zu geben. Graf von Hohenwarth vereinigte in sich selber die christliche, humanistische und ästhetische Bildung; er verdiente es, daß man ihm mit dem erzbischöflichen Stuhle von Wien lohnte.

Auch die tiefgreifenden Bestrebungen Kaiser Josephs II., des Oheims des jungen Erzherzogs, mochten nicht ohne nachhaltige Wirkung bleiben und eine liberalere Ansicht von Welt und Menschen begründen. Joseph starb mit dem Beginn der französischen Staatsumwälzung; die Regierung der österreichischen Erblande sammt der deutschen Kaiserwürde gingen auf seinen Bruder Leopold II. über. Der neunzehnjährige Karl begleitete seinen Vater nach Wien, erhielt Zutritt zu den Sitzungen der kaiserlichen Hofstellen und ward mit Einem Male in den Strudel der sich von nun an mit stürmischer Hast drängenden Weltbegebenheiten hineingerissen.

Kaiser Leopold II. hatte eine höchst schwierige Aufgabe zu lösen, denn bei seinem Regierungsantritt waren Ungarn und die Niederlande in vollem Aufstande und Frankreichs gährender Vulkan drohte mit seinem Ausbruch die deutschen Verhältnisse zu erschüttern und zu verwirren. Die besonnenste Mäßigung und Nachgiebigkeit war zunächst die einzig anwendbare Politik und der Kaiser wußte sie zu üben; er suchte den Frieden mit Frankreich, so lange es nur irgend möglich war, zu erhalten. Sein Sohn Karl ging 1791 nach Brüssel, wo die Erzherzogin Christine nebst ihrem Gemahl, dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen die Regentschaft führte. Das hohe Paar hatte, da ihre Ehe kinderlos geblieben, den Erzherzog Karl an Kindesstatt angenommen und wollte ihn nun in die Staatsgeschäfte einweihen.

Karl arbeitete mit allem Fleiß, vergaß jedoch über den politischen Angelegenheiten nicht das Studium der Militärwissenschaften und die Uebung in den Waffen. Es stellte sich immer mehr heraus, daß er das Kriegswesen als den eigentlichen Beruf seines Lebens erkannte. Und bald genug erschien der Zeitpunkt, wo es galt, diesen Beruf zu bethätigen.

Der in Frankreich sich immer gewaltthätiger entwickelnde revolutionäre Geist, der alles Bestehende zertrümmerte, die Verhältnisse des kirchlichen, bürgerlichen und geselligen Lebens von Grund aus umgestalten wollte, ließ sich nicht in die Grenzen Frankreichs einengen und mußte dem ganzen noch auf alter historischer Grundlage ruhenden Europa den Krieg erklären. Zunächst wurden die weltlichen Besitzungen deutscher Standesherren in Elsaß und Lothringen und die reichen geistlichen Güter am linken Rheinufer ein Raub der Neufranken; Oesterreich war doppelt gefährdet in seiner Stellung zum deutschen Reich und in seiner Hausmacht in Bezug auf die an Frankreich grenzenden italienischen und belgischen Lande. Wie das unumschränkte Königthum in Frankreich zu Boden geworfen war, so — das sahen die deutschen Fürsten wohl ein — drohte auch der Fürstenmacht im „lieben heil'gen röm'schen Reich" die größte Gefahr. Leopold II., nachdem er sich mit Preußen verbündet, forderte am 18. Februar 1792 durch seinen Gesandten, den Fürsten Kaunitz, von der französischen Nationalversammlung die Wiederherstellung der königlichen Gewalt, die Rückgabe der geistlichen Güter, die Wieder-

einsetzung der deutschen Reichsstände in ihre früheren Besitzthümer und Rechte. Unerwartet und plötzlich erfolgte Leopolds Tod am 6. März 1792; sein Nachfolger Franz II. hielt Wiederherstellung des königlichen Ansehens für seine erste und größte Aufgabe und wiederholte seine Forderungen. Aber schon am 29. April war der unglückliche König Ludwig XVI. von der gesetzgebenden Nationalversammlung gezwungen worden, den Krieg an Franz als König von Ungarn und Böhmen zu erklären. Der Kaiser, zum Oberhaupt des deutschen Reiches erwählt, hatte nicht nur dieses, sondern auch Preußen und England auf seiner Seite.

Der Krieg begann mit einem Angriff der Franzosen auf die österreichischen Niederlande. Die französischen Truppen wurden zurückgeschlagen. Als aber Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Oberbefehlshaber der Verbündeten, durch die ersten glücklichen Erfolge übermüthig gemacht, sein hochmüthiges Manifest erließ, und doch sich bald darauf so schmählich aus der Champagne zurückziehen mußte: erwachte in dem französischen Volke der Stolz, die Erbitterung und Wuth; am 21. September ward die Republik erklärt und nun ein Volkskrieg eröffnet, der, alle schulmäßige Taktik bei Seite werfend, mit ganz neuen Waffen der Begeisterung, des Fanatismus, ja der Verzweiflung geführt wurde. Den Feldherren blieb nur die Wahl des Sieges oder der Guillotine. Es galt nicht mehr Rang, Adel, Herkommen, sondern die Kraft und das Talent; ob die Krieger zerlumpt oder uniformirt, eingeübt waren oder nicht, darauf ward wenig gesehen; es galt nur in entscheidendem Moment mit Schnelligkeit und Feuer zusammenzuwirken und den Angriff unwiderstehlich zu machen. Solcher neuen Kampfesart konnten die deutschen Heere, die auf ihren Garnisonsdienst oder früher erworbene Lorbeeren pochend, ohne belebende Ideen bloß maschinenmäßig fochten, nicht die Spitze bieten. Dumouriez war unter den Revolutionsfeldherren der erste, welcher das Kriegsglück auf französische Seite wandte. Er gewann die Schlacht bei Jemappes am 5. November, in welcher 17,000 Oesterreicher unter Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen kämpften und auch der junge Erzherzog Karl an der Spitze einer Brigade stand.

Am 23. Januar des folgenden Jahres 1793 büßte der allzugutmüthige und allzuschwache Ludwig XVI. die Sünden der Väter auf dem Schaffot. Belgien und Mainz waren bereits in den Händen der Franzosen, ihre kriegsmuthigen Heerschaaren verbreiteten die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit in den Niederlanden und Deutschland, wohin sie unaufhaltsam vordrangen. Dumouriez hatte sein Winterquartier an der Roer, und wollte auf Amsterdam losgehen, um die Eroberung Hollands zu vollenden. Doch diesmal waren die Oesterreicher schneller als die Franzosen, die sich's in ihren Lagern noch wohl sein ließen, als die Oesterreicher unter dem Prinzen von Koburg in der Nacht vom 28. Februar auf den 1. März bei Jülich auf vier Punkten über die Roer setzten. Der Ueberfall ward schnell und pünktlich ausgeführt; der französische General Dampierre spielte ruhig in Aachen Karten, als ihm die

Botschaft von der Ueberrumpelung seiner Kantonnirungen zukam. Erzherzog Karl befehligte die Vorhut des siegreich vorschreitenden Heeres, er umging die feindliche Stellung und stürmte dann die Höhen von Aldenhoven, hinter welchen sich der Feind zu sammeln suchte. Er selber stellte sich an die Spitze der wallonischen Reiter. „Die Franzosen halten sich für unüberwindlich", rief er, „zeigt euch als Männer, als brave Wallonen, und jagt sie zum Teufel!" Der Feind ward in die Flucht geschlagen, ein vollständiger Sieg errungen. Dieser Waffenthat folgte bald nachher der glänzende Sieg bei Neerwinden am 18. März 1793, an welchem Erzherzog Karl wesentlichen Antheil hatte, so daß ihm sein kaiserlicher Bruder Franz II. den Marie-Theresienorden, das höchste militärische Ehrenzeichen in Oesterreich, übersandte.

Der junge Prinz war schon damals der Liebling der Soldaten, die instinktmäßig den Helden erkennen, dem Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitzen. Ohne nach üblicher Sitte das herrische abstoßende Benehmen der Generale nachzuahmen, vielmehr in ungezwungener Weise vertraulich auch mit dem gemeinen Manne verkehrend, sicherte er sich zugleich die Liebe und die Achtung; seine Tapferkeit und Sachkenntniß erweckten in Jedem unbedingtes Vertrauen und willigen Gehorsam. Aber dem kaiserlichen Heere, das aus Deutschen, Ungarn, Slaven, Wallonen in buntester Mischung zusammengesetzt war, eine Begeisterung einzuhauchen, die über den pflichtmäßigen Gehorsam hinausgeht, das war eine schwere Aufgabe, und doch gelang allmählig ihre Lösung, soweit sie menschlich möglich war, dem heldenmüthigen Kaisersohn, indem er an seine Persönlichkeit die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und den Muth der Gegenwart Trotz zu bieten knüpfte. Im Erzherzog Karl war der österreichischen Armee ein zweiter Prinz Eugen beschieden.

Im Frühjahr 1794 begab sich der Kaiser Franz selber nach den Niederlanden, um durch seine Gegenwart den Muth der Truppen zu erhöhen. Die Streitmacht der Verbündeten war groß genug, aber es fehlte an der Einheit des Zusammenwirkens und an der Schnelligkeit der Bewegung, während die Franzosen eine Armee nach der andern wie aus der Erde stampften und ihre Generale in schnellem kühnen Vordringen mit einander wetteiferten. Zwar ließ sich der Anfang dieses Feldzuges für die Verbündeten glücklich an; das verschanzte Lager vor der Festung Landrecies wurde erstürmt, der Feind in die Festung gedrängt und bald so bedrängt, daß der Platz kapituliren mußte. Erzherzog Karl legte wieder an der Spitze seiner Division glänzende Proben der Tapferkeit ab und wurde vom Feldmarschall-Lieutenant zum Feldzeugmeister befördert. Aber das Genie des französischen Feldherrn Pichegrü gab bald den Dingen eine andere Wendung und die Hauptschlacht bei Fleurus ging für die Verbündeten verloren, trotzdem daß Erzherzog Karl Fleurus erstürmte, daß die österreichischen Truppen sammt ihren Führern mit größter Tapferkeit fochten, daß der linke Flügel der Franzosen bereits den Rückzug angetreten hatte. Der Oberfeldherr

Prinz Koburg hielt die Schlacht für verloren, wollte die Armee schonen — und gab die Niederlande den Feinden Preis. Erzherzog Karl protestirte gegen den Rückzug, mit ihm alle braven Feldherren, aber vergebens. Nun verließ ein Theil des preußischen Heeres den Kriegsschauplatz, England und Holland hoben ihre Subsidienzahlung auf, und im Jahre 1795 schloß Preußen den schmachvollen Separatfrieden zu Basel. Die unselige Eifersucht zwischen den beiden deutschen Großmächten, der Egoismus der kleinen deutschen Fürsten, die von Ehre und Patriotismus längst sich losgesagt hatten, machte es dem Reichsfeinde leicht, ein Stück nach dem andern vom „armen Reiche" abzureißen.

Mit dem Glück wuchs bei den Franzosen die Kühnheit und Eroberungslust; in Paris war der Riesenplan entworfen, daß Bonaparte mit der italienischen Armee, Moreau mit der Rheinarmee und Jourdan mit der Sambre- und Maasarmee in's Herz von Oesterreich vordringen und zu Wien den Frieden diktiren sollten. Die österreichischen Streitkräfte waren in die Ober- und Niederrhein-Armee vertheilt, jene vom Feldmarschall Wurmser, diese vom Erzherzog Karl befehligt. Als nun aber der junge General Bonaparte seinen bewundernswerthen Alpenübergang machte und siegreich bis Mantua vordrang, befahl der Hofkriegsrath in Wien, daß Wurmser mit 25,000 Mann österreichischer Kerntruppen nach Italien eilen sollte, um hier dem kühnen Vordringen Bonaparte's Schranken zu setzen. Erzherzog Karl wurde Befehlshaber beider Armeen, und dies konnte schon den Abgang einer bedeutenden Truppe verschmerzen machen.

Jourdan war an die Ufer der Lahn und Sieg vorgerückt und hatte den Prinzen Ferdinand von Würtemberg in die Flucht geschlagen. Erzherzog Karl eilte sogleich mit einer Abtheilung seines Heeres dem Bedrängten zu Hülfe; bei Wetzlar angelangt, traf er Alles in vollem Rückzuge. Aber sein Adlerauge erkannte sogleich die schwachen Punkte des verfolgenden Feindes, er machte eine geschickte Bewegung über die Lahn, wodurch er den Feind in die Flanke nahm, und schlug ihn am 15. Juni 1796 so entscheidend, daß Jourdan sich entschloß, über den Rhein wieder zurückzugehen. Der schnelle Sieger war ihm stets hart auf den Fersen und vereitelte durch seine geschickten Bewegungen alle Plane der Sambre- und Maasarmee.

Noch aber drohte große Gefahr vom Oberrhein, wo Moreau mit seiner Armee vordrang, am 24. Juni seinen Rheinübergang bei Straßburg bewerkstelligte und die in sehr weiter Stellung ausgebreiteten österreichischen Heerhaufen zu werfen begann. Der Herzog von Würtemberg rief sogleich, nachdem seine Truppen einige Unfälle erlitten hatten, sein Kontingent zurück, und die kleineren wie größeren Reichsstände trugen großes Verlangen, mit den Franzosen möglichst bald auf einen freundschaftlichen Fuß zu kommen. Unter solchen Umständen ward es dem General Moreau leicht, nach dem Schwarzwalde vorzudringen und den Weg nach Schwaben sich zu öffnen.

Erzherzog Karl mußte auf alle Fälle sich Moreau entgegenwerfen; er ließ zur Beobachtung des Jourdanschen Heeres General Wartensleben mit 25,000 Mann am Niederrhein zurück und rückte in Eilmärschen auf den Kampfplatz. Doch die Feinde hatten bereits so günstige Stellungen, daß die schwächere österreichische Armee es nicht wagen durfte, sie anzugreifen; der Erzherzog Karl mußte sich damit begnügen, ihnen das Vordringen bloß zu erschweren. Zu gleicher Zeit war Jourdan wieder zum Angriff geschritten und hatte den viel schwächeren Wartensleben bei Friedberg in der Wetterau geschlagen; er war nahe daran, sich mit Moreau zu vereinigen, und da auch Bonaparte in Italien gesiegt hatte und durch Tyrol unaufhaltsam vordrang, schien jener Heldenplan zu gelingen, daß die drei französischen Heere vor Wien sich wirklich vereinigten. Da rettete eine kühn entworfene und ausgeführte Bewegung Karls Deutschland und Oesterreich. Er stellte am Lech einen Truppenkörper auf, um Moreau zu täuschen, rückte durch das Engthal der Altmühl, warf Jourdans Unterfeldherrn Bernadotte und vereinigte sich mit Wartensleben, griff dann sogleich (am 24. August) das Jourdansche Heer bei Amberg im Rücken und in der Flanke an und errang einen vollständigen Sieg. Jourdan ward zum Rückzug gezwungen, der durch die energische Verfolgung des Erzherzogs in wilde Flucht überging. Freilich hatte unterdessen Moreau den ihm entgegengestellten Truppenkörper unter Latour geschlagen, Bayern zum Waffenstillstande gezwungen und seine Heersäulen bis an den Lech vorgeschoben. Doch in Eilmärschen war auch Karl schon wieder mit 12,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern dem Moreau entgegengerückt, hatte die versprengten Truppenkörper an sich gezogen und den Feind zu einem Rückzuge gezwungen, der dem französischen Feldherrn alle Ehre machte, denn er ging durch das enge Höllenthal im Schwarzwalde. Noch suchte sich Moreau auf dem rechten Rheinufer zu halten und Kehl, das die Oesterreicher umringten, zu entsetzen. Aber die Hauptschlacht bei Emmendingen am 17. Oktober ging für die Franzosen verloren. Moreau bat um einen Waffenstillstand, und Karl hätte ihn gern bewilligt, um für den Angriff auf die italienische Armee freie Hand zu bekommen, aber der Hofkriegsrath in Wien hatte befohlen, Kehl und Hüningen auf jeden Fall zu nehmen. Dies gelang nach der größten Anstrengung zu Anfang 1797, und nun erst konnte der Erzherzog sich nach Tyrol begeben.

Bonaparte, nachdem er Oberitalien erobert, dem Papste — dessen Schlüsselsoldaten schon beim bloßen Anblick der französischen Armee davon gelaufen waren —, Parma, Modena und Neapel den Frieden vorgeschrieben hatte, verfolgte seine glänzenden Siege von Lodi, Arcole 2c., die auch den Fall Mantua's herbeigeführt; früher als man vermuthete, war er nach Tyrol vorgedrungen, wo der Erzherzog in aller Eile kaum 40,000 Mann hatte zusammenbringen können, schlecht ausgerüstet und an Munition Mangel leidend. Des Erzherzogs Vorschlag, den Truppenkörper Latours zur italienischen Armee zu senden, bevor derselbe von

Moreau zum Rückzug gezwungen würde, war vom Hofkriegsrath in Wien nicht genehmigt worden; so ging Bonaparte's Wort in Erfüllung: „Bisher habe ich Heere ohne Feldherren besiegt, jetzt eile ich, einen Feldherrn ohne Heer zu bekämpfen." Wie ganz anders würden sich die Dinge gestaltet haben, wenn Oesterreich von Preußen unterstützt worden wäre! Nun mußte der brave Erzherzog, der sich in Tyrol nicht halten konnte, trotz aller heldenmüthigen Tapferkeit seiner Schaaren, den Waffenstillstand von Leoben eingehen, dem bald darauf der Friede von Kampoformio folgte (17. Oktober), der für Oesterreich und Deutschland gleich demüthigend und schmerzlich war.

Karl ward mit dem Amt eines Generalgouverneurs von Böhmen beehrt; seine Gesundheit war sehr angegriffen, das hielt ihn aber nicht ab, an der Verbesserung des österreichischen Kriegswesens, das noch zäh in veralteten Formen hing, rastlos zu arbeiten. Doch nur zu bald riefen ihn die Ereignisse wieder auf den Schauplatz des Krieges. Die ungezügelte Maaßlosigkeit der französischen Machthaber hatte eine neue Koalition der europäischen Mächte gegen die übermüthige Republik herbeigeführt, und Oesterreich suchte die Fesseln, die ihm der Friede von Kampoformio geschmiedet hatte, wieder zu zerbrechen. Im März 1799 ging Jourdan mit der Donauarmee und Bernadotte mit einem Beobachtungsheer über den Rhein; zugleich griff Massena den österreichischen General Auffenberg in Graubündten an, warf ihn und drang in Tyrol ein. Auf diese Nachricht rückte Jourdan in die Linie zwischen Tuttlingen und Hohentwiel, um sich den Weg nach Vorarlberg zur Vereinigung mit Massena zu öffnen und zugleich im Besitz der Donau zu bleiben. Da noch keine offizielle Kriegserklärung erfolgt war, forderte Jourdan den Erzherzog ganz naiv auf, seine Truppen zurückzuziehen. „Eine solche Forderung muß man mit Kanonen erwidern!" rief Karl, als man ihm dies meldete. Er hatte schnell seinen Plan entworfen, war von Memmingen bis zum Dorfe Ostrach vorgerückt, das die Franzosen besetzt hielten, stürmte die festen Stellungen des Feindes und schlug Jourdan so, daß dieser bis Stockach zurückweichen mußte; aber auch dahin folgte ihm der österreichische Held und schlug ihn abermals (25. März). Der Feind hatte den tapfersten Widerstand geleistet, allerlei Künste angewandt, die Oesterreicher zu umgehen, doch Karl mit seiner unerschütterlichen Besonnenheit alle Pläne vereitelt. Im entscheidenden Moment hatte er sich selber, entschlossen zu siegen oder zu sterben, an die Spitze von zwei Grenadierbataillons gestellt und gerufen: „Jetzt gilt es Ehre und Vaterland! erinnert euch, daß ihr österreichische Grenadiere seid, wir müssen siegen oder sterben!" „Hier ist nicht der Ort für Ew. kaiserliche Hoheit! Zurück, zurück!" — so schallte es die ganze Reihe entlang; mehrere alte Grenadiere traten vor, hielten das Pferd am Zügel und riefen mit Thränen in den Augen: „Verlassen Sie sich auf uns, wir sind Ihre Grenadiere!" Und die Braven hielten Wort.

Die Siege des Erzherzogs waren wie ein lichter Sonnenblick aus

trüben Wolken; die deutschen Fürsten und Völker begannen wieder sich als Deutsche zu fühlen und zeigten sich willig, ihre Kontingente in verstärkter Anzahl zu Karls Fahnen zu senden. Der österreichische Held begann schon jetzt seine große Idee, das Volk in Masse gegen den kühnen Feind in die Waffen zu rufen, im Kleinen zur Ausführung zu bringen, indem er einzelne Volkserhebungen längs des Rheines veranlaßte, welche seine Operationen unterstützen sollten. Selbst der Kaiser Franz II. forderte Deutschlands Fürsten zur Bildung eines Landsturmes auf. Erzherzog Karl sagte in einem Schreiben an die deutschen Stände: „Bis die versprochene Reichsbewaffnung zu Stande kommt, wird der Feind seine Räubereien fortsetzen und die Länder aussaugen; daher muß man außerordentliche und schleunige Maßregeln ergreifen. In der Ueberzeugung von dieser Nothwendigkeit hat sich das Volk im mainzischen Lande, im Odenwalde 2c. bereits bewaffnet; dies Beispiel muß allgemeine Nachahmung finden, zugleich müssen aber auch die getroffenen Anstalten mit den Dispositionen der kaiserlichen Armee in Verbindung gesetzt werden. Ich bin bereit, den sich Erhebenden Offiziere zu ihrer Bildung zu schicken und sie sonst zu unterstützen. Dadurch werde ich in den Stand gesetzt werden, nicht nur Schwaben und die vorliegenden deutschen Reichslande zu schützen, sondern auch wichtige Operationen zu vollbringen." Wie glücklich hätte schon jetzt der Krieg für Oesterreich und Deutschland enden können, wenn man dem erprobten Feldherrn den unbeschränkten Oberbefehl über alle Truppen in Tyrol und Deutschland übertragen und seinen Plan in der Schweiz nicht gestört hätte! Der wiener Hofkriegsrath führte aber zum Unglück des Vaterlandes seine Generale stets am unheilvollen Gängelbande.

Nachdem die Russen unter Suwarow, die Oesterreicher unter Melas und Kray in Italien große Erfolge gehabt, rückte der Erzherzog in die Schweiz, und stand im Begriff, sich mit Korsakoff, der an der schweizer Grenze mit 20,000 Mann stark angelangt war, zu vereinigen, Massena mit Uebermacht anzugreifen und so mit Einem Schlage die Absichten des Feindes auf die Schweiz und Deutschland zu vernichten. Da aber den Engländern wie den Oesterreichern die Anwesenheit der Russen in Italien nicht lieb war, wurde die unheilvolle Uebereinkunft getroffen, die Oesterreicher sollten in Italien allein agiren, die Russen in die Schweiz ziehen und den Erzherzog ablösen, dem man befahl, wieder an den Rhein zurückzukehren, um durch eine Seitenschwenkung die beabsichtigte Landung der Engländer in Holland zu erleichtern. So ward das Zusammenwirken nach Karls richtigem Plane vereitelt; die Russen, gegen Oesterreich mißtrauisch geworden und verstimmt, zogen wieder in ihre nordische Heimath, und so stand Erzherzog Karl wieder vereinzelt, obwohl er bei Mannheim abermals gesiegt und die Franzosen über den Rhein zurückgedrängt hatte.

Am Ende des Jahres 1799 bat der Held, durch die Anstrengungen und bittern Erfahrungen sehr leidend geworden, um seine Entlassung;

er erhielt sie am 17. März 1800, und Kray, der sich durch seine Siege in Italien hervorgethan, erhielt den Oberbefehl am Rhein. Die Nachricht vom Zurücktritt des angebeteten Feldherrn brachte allgemeine Bestürzung unter seinen Kriegern hervor; mit kaum zurückgehaltenem Schmerz, mit gesenkten Fahnen erschienen sie vor dem Erzherzoge, der mit tiefer Rührung von ihnen Abschied nahm und ihre Hoffnung auf neue Siege unter dem neuen Feldherrn zu beleben suchte. Die trauernden Blicke, die niedergeschlagenen Mienen der Soldaten sprachen aber keine Hoffnung aus. Auch die Bewohner der Rheinlande, die der Held so kräftig geschützt und denen er auf alle Weise die Lasten des Krieges erleichtert hatte, sandten ihm ihre besten Segenswünsche nach.

Der Erzherzog ging zuerst nach Wien und dann zur Herstellung seiner Gesundheit nach Pyrmont; dem Wunsche des Kaisers Folge leistend, übernahm er die Leitung der Vertheidigungsanstalten in Böhmen, und sammelte, wiederum an das Volk sich wendend, eine muthige Schaar von 25,000 Streitern.

Unterdessen war Napoleon aus Aegypten zurückgekehrt, hatte das Direktorium gestürzt, als erster Konsul die Zügel der Regierung in die Hand genommen und sich darauf an die Spitze des italienischen Heeres gestellt. Am 14. Juni schlug er die Oesterreicher bei Marengo, zugleich drang Moreau durch Schwaben vor, Erzherzog Johann, an Kray's Stelle zum Befehlshaber ernannt, ward am 1. Dezember bei Hohenlinden geschlagen und abermals drangen die Feinde in's Innere der österreichischen Erblande vor.

Man rief wieder nach Erzherzog Karl, der am 17. Dezember den Oberbefehl über ein vollständig zerrüttetes und muthlos gewordenes Heer übernehmen mußte, das kaum noch 30,000 Mann zählte. In dieser hoffnungslosen Lage rieth Karl seinem kaiserlichen Bruder selber zum Frieden. Als Feldherr konnte er in diesen Tagen des Unglücks keine Lorbeeren sammeln, doch die Thaten des edlen Menschen leuchteten auch jetzt mit hellem Glanze.

Der General Spanochi, der die militärische Erziehung des Prinzen geleitet und ihn auf seinen meisten Feldzügen begleitet hatte, war in französische Gefangenschaft gerathen. Der dankbare Zögling bot Alles auf, den geliebten Lehrer wieder frei zu machen; er schrieb selber an Moreau. „Ich weiß wohl, daß eine solche Bitte ungewöhnlich ist" — hieß es in dem Briefe — „aber sie macht vielleicht dieses Mal eine Ausnahme von der Regel, indem ich mich für den Freund meiner Jugend, meinen ehemaligen Erzieher verwende." Moreau antwortete sogleich: „Spanochi ist auf sein Ehrenwort entlassen, und in zweimal vierundzwanzig Stunden haben Sie ihn bei sich." Hocherfreut eilt der Erzherzog seinem befreiten Lehrer entgegen; da begegnen ihm hinter Linz österreichische Soldaten in hastiger Flucht; sie trugen ihre schwer verwundeten Kameraden auf Schultern und Rücken, um sie dem Feinde nicht preiszugeben, dabei ließen sie nicht nach, die Kanonen zu retten.

„Spannt die Kanonen aus!“ rief der menschenfreundliche Held, „es ist besser, diese fallen in des Feindes Hände, als jene braven Krieger!“ Wirklich bemächtigte sich bald darauf der nachsetzende Moreau der zurückgebliebenen Kanonen, aber als der französische General die Ursache vernommen, sprach er, im Edelmuth mit dem Erzherzog wetteifernd: „Was aus Menschenliebe geopfert wurde, kann bei civilisirten Kriegern nicht als Beute gelten!“ und sandte die Kanonen dem österreichischen Helden wieder zu.

Nach dem Lüneviller Frieden ward Karl zum Feldmarschall und Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt, mit der Weisung, eine neue zweckmäßigere Einrichtung des österreichischen Heerwesens herbeizuführen. Mit rastlosem Fleiß unterzog sich der Erzherzog der ihm gewordenen Aufgabe, schaffte alles Hemmende, Ueberflüssige, Zeitraubende im Exercitium wie im Geschäftsgange des Hofkriegsrathes ab und suchte Einheit und schnelleres Zusammenwirken in alle Zweige des Kriegswesens zu bringen. Vorzüglich richtete er sein Augenmerk auf die geistige und sittliche Bildung des Offiziers und humanere Behandlung des gemeinen Soldaten; die Verpflichtung zu lebenslänglichem Kriegsdienst wurde abgeschafft, eine größere Rührigkeit und Lebendigkeit in alle Verhältnisse gebracht. Am 6. Juni 1802 erkrankte der Erzherzog so schwer, daß ihm die Sterbesakramente gereicht wurden; die Vorsehung wollte aber den „Helden ohne Furcht und Tadel“ noch seinem Vaterlande erhalten, er genas und setzte eifrig seine Reformen fort. Mit edler Bescheidenheit hatte er ein von König Gustav IV. gemachtes und vom deutschen Reichstag gebilligtes Projekt, dem Retter Deutschlands ein Denkmal zu errichten, abgewiesen; in seinen Thaten wollte er allein ein Monument sich setzen. Er verblieb in seiner stillen aber segensreichen Thätigkeit bis zum Jahre 1805, in welchem der General Latour zum Präsidenten des Hofkriegsrathes erhoben, das System plötzlich wieder geändert ward; doch blieb Karl vorläufig Kriegsminister, ohne im Stande zu sein, der ebenso hitzigen als unbesonnenen Kriegspartei am Hofe das Gegengewicht halten zu können. Der Rath des erfahrenen Helden, „zu warten, bis man ganz gerüstet sei und Napoleon sich durch seine eigenen Unternehmungen zu Grunde gerichtet habe“, ward nicht beachtet. Es ist ein tragischer Zug im Leben Karls, daß er so oft allein stand, wo er allein das Richtige sah und die rechten Mittel an die Hand geben konnte. Oesterreich trat der neuen Koalition gegen Napoleon, die bereits zwischen England und Rußland geschlossen war, am 9. August 1805 bei; Preußen, auf dessen Beistand man rechnete, blieb neutral, die süddeutschen Fürsten neigten sich geradezu zu Napoleon hin.

Sobald Erzherzog Karl die Unvermeidlichkeit des Krieges erkannt hatte, betrieb er mit gewohntem Feuer die Rüstungen, erschien am 20. September in Padua und übernahm den Oberbefehl über das italienische Heer. Ihm stand Massena gegenüber mit 50,000 Mann, während die Oesterreicher 80,000 Mann zählten. Schon war Karl im Begriff, einen

Hauptschlag wider den Feind zu führen — als er Befehl erhielt, schleunigst 20,000 Mann seiner besten Truppen nach Deutschland zu senden. Napoleon war schlau genug, den Schauplatz des Krieges nach Deutschland zu verlegen, wo er schneller seine Kräfte sammeln und seine 300,000 Mann gegen das kaum 80,000 Mann starke österreichische Heer führen konnte. Er rückte so schnell und geschickt vor, daß sich Erzherzog Ferdinand mit Schwarzenberg kaum nach Böhmen durchschlagen konnten, Mack aber mit 20,000 Mann bei Ulm eingeschlossen und gefangen genommen wurde. Dem bedrohten Tyrol mußte Karl noch von seinem Heere Truppen zu Hülfe schicken, so daß Massena immer größere Vortheile gewann, ehe er noch geschlagen hatte; dennoch besiegte ihn der österreichische Held in einer dreitägigen glorreichen Schlacht bei Caldiero (29.—31. Oktober).

Leider blieb auch dieser Sieg fruchtlos, da das Unglück der österreichischen Heere in Deutschland den Erzherzog zwang, über Görz, Laibach, Cilly seinen Rückzug anzutreten. Erzherzog Johann, sein Bruder, der aus Tyrol weichen mußte, stieß zu ihm. Schon stand der Held mit 80,000 Streitern bei Körmend in der Nähe von Wien, und Napoleon, der das in guter Stellung befindliche russisch-österreichische Heer sich gegenüber hatte, kam in nicht geringe Gefahr. Doch er wußte das letztere nach Austerlitz zu locken, und bevor Erzherzog Karl anrücken konnte, ward Rußland und Oesterreich abermals in der „Dreikaiserschlacht“ am 2. Dezember besiegt.

Oesterreich schloß nach diesem verhängnißvollen Tage sogleich Waffenstillstand, und am 20. Dezember den Frieden von Preßburg, in welchem es Venedig an Italien, Tyrol und Vorarlberg nebst Eichstädt und einen Theil von Passau an Bayern, die schwäbisch-österreichischen Lande und den Breisgau an Baden und Würtemberg verlor. Die neugeschaffenen Könige und Großherzöge in Süddeutschland waren jetzt erklärte Vasallen Napoleons; es war geschehen, was der Held Karl vorausgesagt hatte.

Am 27. Dezember 1805 kamen die beiden großen Kriegsfürsten Karl und Napoleon auf dem Jägerhause zu Stemmersdorf zusammen; die hohe Bewunderung, die beide einander zollten, hatte in beiden Helden den Wunsch erregt, sich persönlich kennen zu lernen, und die Anerkennung, welche jeder dem Verdienste des Andern bezeigte, war gleich ehrenvoll für beide.

Franz II. hatte die zum Spott gewordene deutsche Kaiserwürde niedergelegt, und nannte sich als österreichischer Erbkaiser Franz I. Daß er seinem Bruder Karl nicht unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, mochte er nun wohl bereuen. Doch er machte das Unterlassene wieder gut, indem er ihn zum Generalissimus des österreichischen Heeres und Chef des Kriegswesens mit unbeschränkter Vollmacht ernannte. So ward dem Erzherzog Karl Gelegenheit, das, wozu er in den Jahren 1801—1805 den Grund gelegt hatte, vollends auszuführen. Die Taktik wurde noch

mehr vereinfacht, zur leichteren Bewegung der Truppen Jägerbataillons errichtet, Rekruten- und Pferde-Depôts organisirt, militärische Schulen eingerichtet; Karl selber gab seine „Grundsätze der höheren Kriegskunst für Generale" und seine „Beiträge zum praktischen Unterricht im Felde für die Offiziere der österreichischen Armee" heraus. Sodann wurde eine dreifache Reserve, die von Zeit zu Zeit einberufen und eingeübt werden sollte, geschaffen, und daneben eine Landwehr aus allen Klassen des Volks gebildet; an ihre Spitze stellten sich die kaiserlichen Prinzen selber. Der Zunft- und Kastengeist ward durch Karls Einrichtungen niedergehalten, die Kluft zwischen dem Volk und dem Wehrstande verengert. Das allgemeine Unglück hatte in Preußen wie in Oesterreich zur Folge, daß alte verrottete Zweige des Staatslebens abgeschnitten wurden und jüngere und gesündere Triebe nachwachsen konnten. Wenn es auch nicht gewollt hätte, Oesterreich, das von den Fürsten verlassen war, mußte sich auf seine Völker stützen.

Manches freilich, was Erzherzog Karl anordnete, wurde nach altösterreichischer Weise entweder sehr langsam oder gar nicht ausgeführt. Der richtige Blick des Feldherrn hatte erkannt, wie nothwendig ein Gürtel von Festungen sei, die das Land vor so plötzlichen Ueberfällen wie im Jahr 1805 schützen sollten. Statt nun Ens und Salzburg zu befestigen, fing man mit dem Festungsbau zu Olmütz in Mähren und Komorn in Ungarn an. Auch hier mußte man erst nach dem Unglück von 1809 eines Bessern belehrt werden. Wenn auch die Festungen den siegenden Feind nicht aufhalten, so erschweren sie doch sein Vorrücken, und es mußte höchst wünschenswerth erscheinen, daß den Franzosen die Straße nach Wien nicht so gar offen lag.

Wie sehr man die Tugenden des trefflichen Erzherzogs auch auswärts zu schätzen wußte, bewies die Wahl desselben als Enkel Karls III. zum König von Spanien und Indien, die durch den berühmten Palafox in Saragossa Seitens der Länder Aragonien, Katalonien und eines Theils von Valencia geschah. Der englische Admiral Colingword sendete eine Fregatte nach Triest, um den Erzherzog abzuholen; dieser aber hatte den ehrenvollen Antrag abgelehnt und erklärt, seine Kräfte nur seinem Vaterlande weihen zu wollen.

In Spanien hatte der mit Füßen getretene Volksgeist an dem französischen Gewaltherrscher sich zuerst furchtbar gerächt; in Norddeutschland nährten Patrioten wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Schleiermacher, Fichte die heilige Flamme deutscher Gesinnung; was die kühnen Helden Braunschweig-Oels, Blücher und Schill wagten, war ein Vorspiel dessen, was das Volk wagen und opfern würde. Die Entthronung der spanischen und portugiesischen Königsfamilien, die Besetzung Roms und ähnliche Gewaltschritte hatten schon längst bei der österreichischen Regierung den Entschluß gereift, abermals die Waffen wider den allgemeinen Feind des Bestehenden zu ergreifen. Man muß diese elastische Zähigkeit des österreichischen Volkes und Staatssystems bewundern, das, so oft und so

blutig es auch unterlag, immer von Neuem und mit immer größerer Energie sich erhob. Das tyroler Volk war gerüstet, die Herrschaft der Bayern abzuschütteln; das Volk war opferbereit und die Freiwilligen eilten zu den Fahnen, die der Oberfeldherr Karl versammelte; im Anfang des Jahres 1809 begann abermals der Krieg.

Am 6. April überschritt Karl mit seinem Heere bei Braunau den Inn, warf dann bei Landshut die Bayern unter Deroi zurück und ging über die Isar. Das eintretende Regenwetter und die Schwerfälligkeit des Fuhrwesens verzögerte übrigens das Vorrücken der Oesterreicher, und es war eine etwas ängstliche Behutsamkeit bei dem Erzherzog nicht zu verkennen, der sich nicht verhehlte, wie viel jetzt auf dem Spiele stand und in dem Streben, sich keine Blöße zu geben, seinen nur allzukühnen und viel schnelleren Feinden in die Hände arbeitete. Denn kaum hatte der Telegraph Napoleon den Uebergang der Oesterreicher über den Inn gemeldet, so war der Rasche auch schon auf dem Wege nach Deutschland, ohne Gepäck, fast ohne Gefolge; schon am 17. April war er in Donauwörth, mitten auf dem Schauplatze des Krieges. Der Erzherzog Karl hatte seine Schlachtlinie zu weit ausgedehnt; mit dem geübten Blick des Feldherrn sah Napoleon, daß er seine gesammte Macht auf Einen Punkt versammeln und mit dem unwiderstehlichen Keile die österreichische Aufstellung auseinandersprengen mußte. In den Schlachten bei Abensberg, Eckmühl (wo Davoust sich besonders auszeichnete) und Regensburg (19.—23. April) wurden die Oesterreicher geschlagen, Erzherzog Karl mußte nach Böhmen zurückweichen, und ehe er noch bei Wien erscheinen konnte, war die Landeshauptstadt wieder in den Händen Napoleons (13. Mai).

Karl zog in Eilmärschen heran, und nahm in der Ebene am linken Donauufer, dem sogenannten „Marchfelde", eine vortheilhafte Stellung. Auf diesen Gefilden hatte einst Rudolf von Habsburg die Macht des böhmischen Königs Ottokar zertrümmert. Unterhalb Wien erstreckt sich die Insel Lobau, durch einen schmalen Donauarm vom linken Ufer getrennt. Am 18. Mai ließ Napoleon diese Insel besetzen und alle Anstalten zum Uebergange treffen. Dies hatte Karls weitschauende Voraussicht erwartet; er wollte einen großen Theil des französischen Heeres erst ruhig herüberkommen lassen und zog sich in aller Stille zurück. Die Franzosen besetzten ungestört die Dörfer Aspern und Eßlingen, und am Morgen des 21. Mai — es war der erste Pfingsttag des Jahres 1809 — stand bereits ein beträchtlicher Theil der französischen Truppen auf dem linken Ufer der Donau. Aber mit dem Schlage 12 Uhr rückten die Oesterreicher, 75,000 Mann stark und in fünf Heersäulen getheilt, vor; der Oberfeldherr hatte sogleich die Artillerie so aufgestellt, daß sie die Dörfer Aspern und Eßlingen bestrich, und von 1 Uhr an bis tief in die Nacht ward Aspern zehnmal von den Oesterreichern genommen, zehnmal von den Franzosen wieder erobert. Um 5 Uhr Abends sandte Napoleon alle seine schwer geharnischten Reiter, 12 Kürassierregimenter, auf

Ein Mal, die österreichische Schlachtordnung zu durchbrechen; zwei leichte österreichische Reiterregimenter weichen, die Artillerie zieht sich im Galopp zurück, das österreichische Fußvolk steht da, bereit, den mächtigen Anprall zu empfangen. An seiner Standhaftigkeit hängt das Schicksal der Schlacht. Karl sprengt heran, den Muth seiner Braven anzufeuern, sie begrüßen mit lautem Jubel den geliebten Feldherrn, schultern das Gewehr und erwarten die vordringende Reiterei. Die feindlichen Schaaren, 40 Schritt noch entfernt, stutzen über diese Ruhe der Infanterie; einige Offiziere reiten vor und fordern sie auf, die Waffen niederzulegen. „Kommt und holt sie euch!" lautet die Antwort. Erbittert rücken die Kürassiere vor, aber sobald sie auf 15 Schritt sich genähert haben, erschallt der Befehl „Feuer" und Schuß auf Schuß fällt auf die Pferde und ihre Reiter, die zurückweichen und von der österreichischen Reiterei, die sich wieder gesammelt hat, verfolgt werden. Mit erneuter Kraft dringen die Infanteriebataillons auf Aspern ein, die Stürmenden achten nicht das Kartätschenfeuer, mit gefälltem Bajonnet dringen sie in das Dorf, das bald in Flammen auflodert. Die Oesterreicher gewinnen den Kirchhof, doch das Handgemenge dauert bis in die Nacht hinein fort.

Ganz nahe an einander lagern die Vorposten der Streitenden; schon um 2 Uhr des andern Morgens erneuert sich der Kampf. In der Nacht ist auch der größte Theil der französischen Garde über die Donau gerückt, und mit frischen Truppen will Napoleon am 22. Mai die Schlacht erneuern. Er faßt den kühnen Plan, das österreichische Heer in der Mitte zu durchbrechen, und so einen Flügel nach Böhmen, den andern nach Ungarn zu werfen. Der trefflichste Theil des Heeres wird zu diesem Zweck herangeführt; da wanken österreichischer Seits einige Regimenter, doch der Erzherzog ist schnell zur Stelle, ergreift selber die Fahne und mit neuem Muth dringen die Seinen wieder vor. Das Feuer donnert aus 400 Geschützen; Karl achtet es nicht, seine Adjutanten werden verwundet, er aber weicht nicht, und sein unerschrockener Eifer theilt sich den Soldaten und ihren Anführern mit: der Sieg ist gewonnen!

Noch in der Nacht hatte der Erzherzog die Brücken zertrümmern lassen, indem er brennende Schiffmühlen und mit Steinen beschwerte Fahrzeuge anprallen ließ. Es war erst 9 Uhr Vormittags; bei Tage konnte es Napoleon nicht wagen, im Angesicht des siegenden Feindes seinen Rückzug über den Donauarm auszuführen. So erklärte er denn, er selber habe die Brücken zerstört, um seinen Truppen die Wahl zu lassen zwischen Sieg oder Tod, und nothgedrungen mußten sie den übrigen Theil des Tages fortkämpfen. Mit wahrhaft todesverachtender Tapferkeit behaupteten sie ihre Stellungen hinter Aspern und Eßlingen, bis die Brücken wieder hergestellt waren.

Von den Franzosen deckten 11,000 Todte und 1600 Verwundete die Wahlstatt, an 30,000 Verwundete füllten die Spitäler von Wien; von den Oesterreichern waren 4100 Mann geblieben, 11,000 Mann ver-

wundet. Diese beiden glorreichen Pfingsttage wurden mit Flammenschrift in das Buch der österreichischen und deutschen Geschichte geschrieben; denn zum ersten Mal war der bisher Unbesiegte geschlagen, der Nimbus seiner dämonischen Größe gefallen. Es war vorerst nur Eine Hauptschlacht, in der er unterlag, aber der Ruhm derselben durchzuckte freudig die deutschen Herzen und stärkte ihre Hoffnung und ihren Muth.

Napoleon nahm eine feste Stellung auf Lobau; sein Plan war verzögert, aber nicht zerstört, und er wartete nur die nöthige Verstärkung ab, um abermals hervorzubrechen. Der Erzherzog seinerseits rechnete auf die Erhebung Preußens, des ganzen norddeutschen Volkes, vergeblich; noch sollte Napoleon seine Triumphe nicht erschöpft haben. Die italienische Armee unter dem siegreichen Vizekönig, der den als Feldherr sehr unglücklichen Erzherzog Johann vor sich hertrieb und nach Ungarn drängte, kam heran; es kam Bernadotte mit den Sachsen, es kamen die Bayern und andere französische Hülfstruppen. Erzherzog Karl befand sich keineswegs in so günstiger Lage; er konnte seinen Verlust nur durch jungen unerfahrenen Landsturm ersetzen, und über die Ungarn hatte er keine Macht. Napoleon stärkte sich in Wien, und schickte das schwere Geschütz aus den Zeughäusern auf die Befestigungen von Lobau; mit meisterhafter Umsicht ordnete er die neuen Rüstungen an, und in der Nacht vom 4. zum 5. Juli bei einem erschrecklichen Regen- und Sturmwetter ging er gerade an dem gefährlichsten Punkte über die Donau, wo man es am wenigsten erwartet hatte. Schnell und sicher ordneten sich die französischen Schaaren, die Vorhut des österreichischen Heeres unter General Nordmann mußte sich zurückziehen. Unter diesen Umständen entschloß sich Karl, die Schlacht nicht an der Donau, sondern weiter rückwärts bei dem Dorfe Wagram anzunehmen. Die Zeit, welche die Franzosen zum Vorrücken brauchten, wollte er benutzen, um seine in etwas weiter Ausdehnung aufgestellten Truppen zusammenzuziehen, und in dieser vortheilhaften Stellung dem ersten Stoß zu begegnen. Dann aber wollte er selbst mit ganzer Macht zum Angriff übergehen, den linken Flügel des französischen Heeres werfen und von seiner Verbindung mit den Brückeninseln abschneiden. Um schließlich den Sieg zu vollenden, sollte der Erzherzog Johann über Marcheck heranrücken, dem etwas schwachen bloßgestellten österreichischen linken Flügel zu Hülfe kommen, und die Franzosen von der Seite und in den Rücken nehmen. Am frühen Morgen wurde dieser Befehl an Bruder Johann abgesendet, und da die sichere Ueberbringung gemeldet ward, konnte man für den Morgen des folgenden Tages sicher auf die Verstärkung rechnen. Erzherzog Johann kam aber nicht, er war kein „Marschall Vorwärts", und Napoleon wußte geschickt durch verstärkte Angriffe auf den schwächeren linken österreichischen Flügel die Niederlage des ganzen österreichischen Heeres zu entscheiden. Es war eine blutige Schlacht, die Oesterreicher verloren an Todten und Gefangenen 23,000 Mann, die Franzosen fast ebensoviel; wie tapfer aber die Oesterreicher gekämpft haben müssen, be-

weist die Thatsache, daß sie 7000 Gefangene machten, 11 Kanonen eroberten und 12 Adler und Fahnen.*) Vom 7. bis zum 10. Juli zog sich der Erzherzog unter fortdauerndem Gefecht auf die Höhen von Znaym zurück, wo ihn Marmont und Massena erreichten. Der Kampf erneuerte sich, ward aber durch den am 12. Juli abgeschlossenen Waffenstillstand unterbrochen. Der Muth der österreichischen Truppen war ungebeugt, Karl rüstete für den Fall eines erneuerten Kampfes, da trat er, Allen unerwartet, am Ende des Monats plötzlich vom Schauplatze des Krieges ab. Was im wiener Kabinet unterdessen vorgegangen, ob und inwiefern die Untersuchung wegen des Nichterscheinens des Erzherzogs Johann auf dem Punkte der Entscheidung den edlen Oberfeldherrn manche schon früher gemachte bittere Erfahrung abermals machen ließ: das ist nicht bekannt geworden. Er legte am 31. Juli den Oberbefehl nieder und richtete folgende Worte an das trauernde Heer: „Wichtige Beweggründe haben mich bestimmt, Seine Majestät zu bitten, mir den Oberbefehl der Armee, den Allerhöchstdieselben mir anvertraut hatten, wieder abzunehmen. Ich habe die Einwilligung des Kaisers und zu gleicher Zeit den Befehl erhalten, das Oberkommando dem General der Kavallerie, Fürsten v. Lichtenstein, zu übertragen. Indem ich die Armee verlasse, höre ich keineswegs auf, den lebhaftesten Antheil an ihrem Schicksal zu nehmen. Meine vollkommenste Ueberzeugung von ihrer Tapferkeit, das Zutrauen, das ich in sie setze, und die Gewohnheit, ihr stets mein ganzes Bestreben zu weihen, machen mir diese Trennung schmerzhaft. Ich schmeichle mir, daß sie dieses Gefühl theilt."

Der für Oesterreich so schimpfliche Friede zu Wien (14. Oktober), worin auch das treue Tyrol preisgegeben werden mußte, erhob Napoleon auf den Gipfel seiner Macht, und seinem Glücke schien nichts mehr zu fehlen, als ihm noch überdies die Hand der Erzherzogin Marie Luise zu Theil wurde. Am 11. März fand zu Wien die Vermählung pro cura Statt, bei welcher Erzherzog Karl zum Stellvertreter des französischen Kaisers ernannt war, der dem erlauchten Oheim seiner Gemahlin bald darauf folgendes Danksagungsschreiben übersandte: „Ew. kaiserliche Hoheit wissen, daß die Achtung, welche ich für Sie hege, schon alt und auf Ihre großen Eigenschaften und Thaten gegründet ist. Ich wünsche sehr, Ihnen ein unverkennbares Merkmal davon zu geben, und bitte Sie daher, den großen Adler der Ehrenlegion anzunehmen. Ich bitte Sie auch, das Kreuz der Ehrenlegion zu empfangen, welches ich trage und welches von 20,000 Kriegern, die sich auf dem Felde der Ehre ausgezeichnet haben, getragen wird. Das eine ist der Beweis der gerechten Anerkennung Ihres Geistes als Feldherr, das andere Ihrer seltenen Tapferkeit als Krieger."

*) Der österreichische Bericht sagt: „Es gehört unter die sonderbaren Ereignisse des Krieges, daß in dieser Schlacht der Sieger mehr Trophäen verlor, als der Besiegte."

Der Glanz der Machtherrlichkeit, welcher Napoleons Kaiserthron umstrahlte, war aber doch nicht im Stande, die Völker über ihr Unglück zu täuschen und das erwachte Nationalgefühl niederzudrücken. Als der Allgewaltige im Brande von Moskau und in den Schneefeldern Rußlands die erste entscheidende Niederlage erlitten hatte, als Rußland und Preußen zum neuen Kampfe sich erhoben, da zauderte auch Oesterreich, trotz der Verwandtschaftsbande, nicht länger, und sandte seine wohlgewaffneten Schaaren, mit vereinten Kräften den Kriegsgewaltigen zu stürzen.

Der große Sieger von Aspern kämpfte nicht auf den Feldern von Leipzig; man weiß nicht, warum? Doch als Napoleon von Elba wieder zurückkehrte und die Brandfackel des Krieges auf's Neue unter die Völker Europa's warf, da eilte der hochherzige Feldherr nach Mainz, um unter seinen Fahnen die kampfesmuthigen Deutschen zu sammeln. Aber ehe der Erzherzog den Feldzug begann, hatten schon zwei ebenbürtige Helden, Wellington und Blücher, die Schlacht von Waterloo gewonnen, welche für immer den Riesen zu Boden warf.

Wenn auch keine frischen Lorbeerkränze, brachte jedoch Karl vom deutschen Rhein ein anderes Kleinod mit nach Wien, die Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg, mit der er am 17. September 1815 sich vermählt hatte. Der glückliche Gatte lebte mit seiner edlen Gemahlin abwechselnd in Teschen bei seinem väterlichen Freunde, Herzog Albrecht, auf dem schönen Sommersitz zu Weilburg, und in Wien. Sein reicher Geist fand in den Schätzen der Kunst und Wissenschaft stets neue Nahrung und Freude. Von seinen Thaten ausruhend, beschrieb sie der Held in klassischen Werken („Grundsätze der Strategie" und „Geschichte des Feldzuges von 1799"), von denen ein Sachkenner sagt: „Sie sind klar, streng in ihren Ansichten, voller Lichtblicke eines seltenen Geistes, voll der merkwürdigsten Erfahrungssätze, und sehr belehrend in Hinsicht der Militär-Administration. Sie konnten nur von einem großen Feldherrn geschrieben werden, dessen Talente auch durch große Erfahrung entwickelt zu werden Gelegenheit hatten. Es ehrt übrigens den Charakter des erlauchten Autors, daß er, so großmüthig fremdes Verdienst bei jeder Gelegenheit anerkennend, so strenge im Urtheil über sich selbst ist."

Der Erzherzog war fast der einzige kaiserliche Prinz, der, weil er selbst so viel Poesie und einen so reinen Kunstsinn besaß, den fremden Künstlern, Dichtern, Schriftstellern die wärmste Theilnahme bewies. Als er von der Anwesenheit Uhlands vernommen, lud er ihn gleich zur Tafel und verkehrte als Mensch mit dem Menschen. Mit gleicher Humanität ging er mit allen Ständen um; ohne alle Ansprüche erschien er auf öffentlichen Spaziergängen und mischte sich unter das Volk.

In vier trefflichen Söhnen, welche sämmtlich dem Vaterlande ihre Dienste widmeten, fühlte sich der erlauchte Greis wieder verjüngt. Auf den ältesten, Erzherzog Albrecht (geboren 3. August 1817), ist vorzüglich des Vaters kriegerischer Geist übergegangen. Im Jahr 1829 traf ihn der herbste Verlust, der Tod der theuren Gemahlin; doch die Seelen-

stärke, mit welcher Karl so vielen Wechselfällen des Lebens gegenübergetreten war, half ihm auch diesen Verlust ertragen.

Am 16. September 1830 ward in Krems, wo sein Regiment in Garnison stand, ein frohes Fest gefeiert, das Jubiläum des Erzherzogs als Inhaber des dritten k. k. Infanterieregiments, das der Jubilar durch eine sehr wohlthätige Stiftung verherrlichte, indem er zehn Stiftplätze, jeden mit 150 Gulden Zins alljährlichen Erziehungsbeitrag für Töchter mittelloser Offiziere anwies.

Noch großartiger war dies Jubelfest Anfangs April 1843, die Feier des 50sten Jahres, seitdem der Erzherzog das höchste kriegerische Ehrenzeichen, das Maria-Theresienkreuz, als Held auf dem Schlachtfelde erworben. An dem festlichen Tage hielt Kaiser Ferdinand eine glänzende Heerschau in Wien, wobei er das nämliche Maria-Theresien-Großkreuz seinem ruhmwürdigen Oheim Karl an die Brust heftete, welches einst Kaiser Joseph, der Ordensstifterin Sohn, von seiner Brust genommen, um es, mit Brillanten reich überzogen, dem Heldengreis Laudon, dem Eroberer Belgrads, zu überreichen. Zur Verherrlichung des Tages hatte u. A. auch die Gesellschaft der wiener Tonfreunde einen Tonwettkampf veranstaltet, der durch ein dichterisches Vorwort eröffnet werden sollte. Lenau, der sonst kein Vergnügen daran fand, „Fürstenlieder" zu dichten, unterzog sich gern der Dichtung des Prologs, der also beginnt:

Schnell ist die That dem Aug' des Tags entschwunden;
Doch ist sie nicht verloren und zu nichte,
Sie bleibt als hätt' ein Zauber sie gebunden,
Gefesselt von dem Auge der Geschichte.
Sein Strahl ruht liebend, lohnend auf dem Guten;
Vor dieses ernsten Auges Zornesgluthen
Ist das Gewölk der Lüge bald zerronnen,
Das hüllend um den Frevler ward gesponnen.
Gesegnet und gefeiert sei der Mann,
Der frei in dieses Auge blicken kann;
Und wenn es freudig ihm entgegenglänzet,
Verdient er, daß die Menschheit ihn bekränzet.

Der Lebensabend des Helden war heiter; er erlebte noch die Zeit der friedlichen Eroberungen der Dampfkraft und eröffnete mit zweien seiner Söhne am 21. November 1837 die Fahrt auf der Nordbahn, auf welcher er noch einmal den klassischen Boden von Aspern theilweis berührte. Als schlichter Privatmann hatte er, obwohl an Ehren und Würden reich, auf allen äußern Glanz verzichtet, aber den großen im staatsmännischen und nationalen Sinne begonnenen Unternehmungen, die Oesterreichs innere Kraft zu entwickeln geeignet sind und zur fruchtbaren Blüthe bringen werden, schenkte er bis an das Ende seines Lebens das regste Interesse. Er starb am 30. April 1847 um 4 Uhr Morgens, ruhig und gefaßt, wie er gelebt hatte. „Seht," sprach er lächelnd zu

den Seinen, „da geht wieder ein Soldat zur großen Armee!“ Ein gütiges Geschick ließ ihn vor dem Ausbruch des neuen Revolutionssturmes von hinnen gehen, der Oesterreich in seinen Grundvesten erschütterte, aber nur dazu diente, die Säulen des neuen Oesterreichs um so fester zu gründen und das Werk um so schneller fortzusetzen, wozu Erzherzog Karl als guter deutscher Baumeister den Grund zu legen geholfen hatte.

Kaiser Franz Joseph hat dem Helden ein würdiges Denkmal gesetzt, eine kolossale Reiterstatue in Erz, vom Bildhauer Fernkorn modellirt, im Guß 1856 begonnen und 1859 vollendet. Am 22. Mai 1860 ward das Standbild enthüllt und es war ein echtes patriotisches Fest. Der Jubel, der an diesem Tage in Wien laut wurde, war ein schöner Nachklang des unermeßlichen Jubels, den vor 51 Jahren die Nachricht des herrlichen Sieges bei Aspern und Eßlingen in allen Ländern verbreitete, wo deutsche Herzen für die Befreiung Deutschlands schlugen.

Der Feldherr ist in dem glorreichen Momente dargestellt, wo er seine Grenadiere zum Siege führt, die auf der Plinthe unter den Hufen des Pferdes liegenden Stücke — Fahne, Küraß und Waffen — deuten an, daß der Sieger bereits in die feindlichen Reihen eingedrungen ist.

Trotz der großen Erzmasse, die hier zur Verwendung gekommen ist (420 Zentner für das Reiterstandbild, 100 Zentner für die Verzierungen), ist im Ganzen nichts Schwerfälliges, Mann und Roß ist in lebendiger Bewegung, voll feurigen Muthes und Siegesfreude, es ist, als hätte der Künstler dem kalten Erz warmes Leben eingehaucht.

Der Kern des Postaments bildet sechs vortretende Pfeilerflächen, welche sich zur Bedeckung mit geschmückten Bronzetafeln und Reliefs eigneten. Die 4 diagonal gestellten Eckpfeiler sind durch 4 Adler geziert, welche Lorbeerkränze halten, in deren Mitte der Namenszug des Kaisers steht, Adler und Kränze sind mit einer reich ciselirten Bronzeplatte verbunden, welche die Befestigung an den Marmorpfeiler vermittelt.

Die vordere Stirnseite gegen den Kaisergarten trägt die Widmung:

Kaiser Franz Joseph I. dem Erzherzog Carl von Oestreich.

Auf der Seite gegen die Hofburg stehen die Worte:

Dem heldenmüthigen Führer der östreichischen Heere.

Auf der Seite gegen das Burgthor:

Dem beharrlichen Kämpfer für Deutschlands Ehre.

Auf der Seite gegen den Volksgarten befindet sich das erzherzogliche Wappen.

Auf der Plinthe neben dem französischen Küraß steht die Inschrift:

Modellirt und gegossen von A. Fernkorn in Wien 1853—1859.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Grube, August Wilhelm

Biographische Miniaturbilder Zur bildenden Lektüre für die reifere Jugend
verfasst von A. W. Grube

Bd.: 2

Leipzig 1872